

# Dynamik des Verstehens

Eine phänomenologische Untersuchung  
der Dynamik bildschematischer Strukturen

Domenico Schneider



λογος

Die Open-Access-Stellung der Datei erfolgte mit finanzieller Unterstützung des Fachinformationsdiensts Philosophie (<https://philportal.de/>)



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz CC BY-SA (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>). Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.



DOI: <https://doi.org/10.30819/4592>

Dynamik des Verstehens – Eine phänomenologische Untersuchung der  
Dynamik bildschematischer Strukturen

## DISSERTATION

zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie am  
Fachbereich 2: Philologie / Kulturwissenschaft der UNIVERSITÄT Koblenz-Landau  
vorgelegt im Promotionsfach: Philosophie

Erstgutachter:	Prof. Dr. Matthias Jung
Zweitgutachter:	Prof. Dr. Norbert Meuter
Vorgelegt von:	Domenico Schneider
Geboren:	19.06.1979 in Leipzig
Immatrikulationsnummer:	216100086
Datum der Abgabe:	12.09.2016

Umschlagbild:

Mit freundlicher Genehmigung von Herrn Christian Achenbach

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

©Copyright Logos Verlag Berlin GmbH 2017

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-8325-4592-5

Logos Verlag Berlin GmbH  
Comeniushof, Gubener Str. 47,  
10243 Berlin  
Tel.: +49 (0)30 42 85 10 90  
Fax: +49 (0)30 42 85 10 92  
INTERNET: <http://www.logos-verlag.de>

## Im Gedenken an Prof. Dr. John Michael Krois

An dieser Stelle möchte ich mich bei Herrn Prof. Dr. Oswald Schwemmer und Herrn Prof. Dr. Matthias Jung für ihre Hilfestellungen bei der Erstellung dieser Arbeit bedanken. Für die Erstellung der Fotos zu den Gesten bedanke ich mich bei Judy Ross, für die Zeichnung des Kontraposts bei Hanna Griepentrog. (12.09.2016)

Nachträglich möchte ich mich zudem bei Prof. Dr. Michael Pauen, Prof. Dr. Peter Gendolla und Prof. Dr. Jan Slaby bedanken, dass ich in ihren Kolloquien regelmäßig teilnehmen und dort den Fortlauf der Arbeit vorstellen konnte. Insbesondere die vielen kritischen Hinweise der Teilnehmer aus Prof. Dr. Slabys Kolloquium waren hilfreich für die Entwicklung der Arbeit. Für Rechtschreib- und Grammatikkorrekturen bedanke ich mich bei Carolin Faustmann, Jörg Rüsewald, Robert Karlman, Samuel Thoma und vor allem OStRin Ingeburg Palm. (29.06.2017)

Bei Christian Achenbach bedanke ich mich für die Zurverfügungstellung des Bildes *Goodbye Swingtime* für den Einband dieser Arbeit. Der in Berlin lebende und arbeitende Künstler Christian Achenbach befasst sich in vielen seiner Werke mit der Darstellung der Dynamik von Musik in Bildern. Dabei kommen sowohl darstellende Elemente von Musikinstrumenten als auch zeitliche Entwicklung von Musik gleichermaßen zur Geltung. Dadurch entsteht ein synästhetischer Effekt, der zum einen die inhaltliche Darstellung betrifft und zum anderen durch die collagenhaften und nur angedeuteten Stils Achenbachs verstärkt wird. Es entsteht einerseits eine Fülle durch einen erweiterten Interpretationsspielraum und andererseits eine explizite Dynamik des Verstehen aufgrund von Synästhesie, die in dieser Dissertation ein zentrales Thema ist. (05.12.2017)

# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung</b>	<b>1</b>
1.1	Der dynamische Aspekt des Verstehens . . . . .	1
1.2	Der philosophische Ansatz . . . . .	4
1.2.1	Die zeitphilosophische Perspektive . . . . .	4
1.2.2	Pragmatische Perspektive und die Ästhetik . . . . .	7
1.2.3	Philosophische Ikonologie . . . . .	9
1.3	Überblick über die Theorie der bildschematischen Strukturen . . . . .	11
1.3.1	Die Theorie der Bildschemata in der Forschung . . . . .	11
1.3.2	Philosophische Ursprünge der Schematismuslehre . . . . .	14
<b>2</b>	<b>Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit</b>	<b>16</b>
2.1	Imaginationsfähigkeit und Objektivismus . . . . .	16
2.1.1	Objektivismus . . . . .	16
2.1.2	Krise des Objektivismus . . . . .	18
2.2	Was sind Bildschemata . . . . .	22
2.2.1	Definition der Bildschemata . . . . .	22
2.2.2	Sprachliche Beispiele . . . . .	23
2.2.3	Was Bildschemata nicht sind . . . . .	27
2.2.4	Positive Charakterisierung der Bildschemata . . . . .	30
2.3	Metaphern und Bildschema . . . . .	37
2.3.1	Die metaphorische Erweiterbarkeit bildschematischer Strukturen . . . . .	38
2.3.2	Operationsbereiche bildschematischer Strukturen . . . . .	47
2.3.3	Kritische Überlegungen zu bildschematischer Strukturen . . . . .	49
<b>3</b>	<b>Kants Schematismuslehre</b>	<b>54</b>
3.1	Bildschema und Kants Schematismuslehre . . . . .	54
3.2	Kants kritisches Projekt und der Schematismus . . . . .	55
3.2.1	Kants erkenntnistheoretisches Vorhaben . . . . .	55
3.2.2	Kants Unterscheidung der Erkenntnisvermögen . . . . .	57
3.2.3	Kants Schematismuslehre . . . . .	67
3.3	Cassirer und Heidegger . . . . .	79
3.3.1	Heideggers Schematismuslehre und Zeitlichkeit . . . . .	79
3.3.2	Cassirers Antwort auf Heidegger - Grenzen einer Überinterpretation . . . . .	84
3.3.3	Cassirers Schematismus und der leibliche Bezug zur Sprache . . . . .	88
3.4	Räumliche und zeitliche Strukturierung des Bewusstsein . . . . .	93

<b>4</b>	<b>Dynamik</b>	<b>95</b>
4.1	Begriffserklärung Dynamik . . . . .	95
4.1.1	Aristoteles - Dynamis . . . . .	95
4.1.2	Dynamik - ein selbstverständlicher Begriff . . . . .	96
4.2	Husserl und Zeitbewusstsein . . . . .	98
4.2.1	Husserls Unterscheidung Noesis und Noema . . . . .	98
4.2.2	Husserl und der Bewusstseinsstrom . . . . .	104
4.2.3	Querintentionalität und Längsintentionalität . . . . .	107
4.3	Daniel Sterns System der Arousal und Vitalitätsformen . . . . .	111
4.4	Rhythmiken - Die Akzentmuster der Dynamiken . . . . .	120
4.4.1	Der Erfahrungsbegriff – Das Wechselspiel zwischen Organismus und Umwelt	122
4.4.2	Rhythmus und organisierte Energie . . . . .	128
4.4.3	Die Organisation der Energie . . . . .	137
4.5	Form, Fühlen und Dynamik . . . . .	140
4.5.1	Der Begriff der Form bei Dewey . . . . .	141
4.5.2	Präsentative und diskursive Formen . . . . .	142
4.5.3	Das Fühlen und Dynamik . . . . .	147
4.5.4	Dynamik des Fühlens von Formen . . . . .	152
4.5.5	Dynamik im Hinblick auf Fühlen, präsentative und diskursive symbolische Formen . . . . .	157
4.6	Dynamik – Eine erste Bestandsaufnahme . . . . .	158
<b>5</b>	<b>Dynamik – Verstehen des Leibes</b>	<b>159</b>
5.1	Verstehen des Leibes . . . . .	159
5.2	Leib und Wahrnehmung . . . . .	160
5.3	Zeit und Leib . . . . .	170
5.4	Räumlichkeit und Zeitlichkeit des Leibes . . . . .	179
5.5	Dynamik der leiblichen Aktivität und bildschematischer Strukturen . . . . .	184
<b>6</b>	<b>Dynamik – Verstehen der Sprache</b>	<b>186</b>
6.1	Dynamik in der Sprache . . . . .	186
6.1.1	Das Verhältnis von Sprachen und Denken . . . . .	186
6.1.2	Differenz von Wirk-, Erfassungs- und Darstellungsverhältnis . . . . .	198
6.2	Die Dynamik der Sprache Merleau-Ponty . . . . .	199
6.2.1	Die Eigendynamik der Sprache Merleau-Ponty . . . . .	200
6.2.2	Abkehr von der reinen Sprache – Hinwendung zur lebendigen Sprache . .	201
6.2.3	Langue und Parole . . . . .	210
6.2.4	Sprache und Gestiken . . . . .	219

6.2.5	Bildschematische Strukturen und Gesten . . . . .	229
6.2.6	Die Melodie der Rede . . . . .	235
6.2.7	Das Ereignis des Lesens und der schriftstellerischen Tätigkeit . . . . .	236
6.3	Dynamik des sprachlichen Verstehens . . . . .	245
<b>7</b>	<b>Dynamik – Verstehen und Denken</b>	<b>248</b>
7.1	Dynamik des Denkprozesses . . . . .	248
7.2	Bildschematische Strukturen und der denkerische Prozess . . . . .	249
7.3	Das Drama des Denkens – Paul Valéry's Leonardotexte . . . . .	254
7.3.1	Valéry's Leonardotexte . . . . .	255
7.3.2	Das Drama des Denkens . . . . .	260
7.3.3	Bildschematische Strukturen und das Denken . . . . .	276
<b>8</b>	<b>Dynamik des Verstehens</b>	<b>278</b>
8.1	Der ontologische Status bildschematischer Strukturen . . . . .	278
8.2	Die Binnenstrukturen unserer Verstehensweisen . . . . .	280
8.3	Johnsons Ansätze zum dynamischen Aspekt bildschematischer Strukturen . . . . .	283
8.4	Die Dynamik des Verstehens . . . . .	285
8.5	Schlussbemerkungen . . . . .	290
	<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>291</b>
	<b>Bildernachweis</b>	<b>299</b>



# 1 Einleitung

## 1.1 Der dynamische Aspekt des Verstehens

Das Verstehen geschieht in einem zeitlichen Prozess. Dieser entwickelt sich jedoch nicht gleichförmig, sondern unterliegt einer dynamischen<sup>1</sup> Intensitätsveränderung. In meiner Arbeit möchte ich den Prozess des Verstehens untersuchen und den Charakter des Dynamischen näher bestimmen. Unter anderem stellt sich die Frage, ob das Denken in seinem dynamischen Prozess erst das Verstehen etabliert. Gemeinhin gilt der Inhalt dessen, was im Denken erfasst wird, als Messlatte dafür, ob etwas verstanden wird. Prägnanter ausgedrückt, führt der Wahrheitsgehalt einer Proposition, die man denkt, zum Verstehen. Beispielsweise besteht die Mathematik aus Definitionen und Propositionen, deren Inhalte sich nach Regeln beweisen lassen und die dann als wahr gelten. Wenn alles Verstehen in der Mathematik auf die Wahrheit solcher Propositionen zurückzuführen wäre, müssten mathematische Sachverhalte für sehr viel mehr Menschen auf längere Sicht einleuchtend sein. Doch den meisten fällt das Denken in diskursiven Strukturen, für die die Mathematik ein typisches Beispiel ist, schwer; trotzdem behaupten sie von sich aus, andere Formen des Wissens zu verstehen. Daher lässt sich das Verstehen insgesamt nicht ausschließlich auf die Wahrheit von Propositionen zurückführen. Darüber hinaus wird in dieser Arbeit gezeigt, dass Verstehen nicht auf das bloße Denken reduziert werden kann. Das Verstehen kann sich auch durch leibliches Hantieren, durch sinnliches Wahrnehmen oder durch das bloße Verwenden der Sprache ausdrücken. Beispielsweise verläuft Sprache im Sprechakt derart autonom, dass es gar nicht unmittelbar einen Bezug zu einem Denken im Mentalen hat; und trotzdem sprechen wir von einem Verstehen, wenn wir uns miteinander unterhalten. Damit wird deutlich, dass der Begriff des Verstehens selbst noch genauer erläutert werden muss. Insgesamt untersuche ich in meiner Arbeit die Dynamik von Verstehensprozessen.

Die vorliegende Dissertation ist aber zunächst nicht aus der Beantwortung der Frage nach dem Prozess des Verstehens und der Dynamik des Verstehens entstanden. Vielmehr entstand sie aus einer Unklarheit innerhalb der philosophischen Strömung, die als *Embodiment*<sup>2</sup> bekannt ist: Inwiefern können bildschematische Strukturen als Organisationsmuster unserer Verstehensprozesse dynamisch sein? Die Frage möchte ich im Folgenden eingehender erklären, um damit eine Verbindung zwischen dieser konkreten Frage zur Dynamik des Verstehens herstellen zu können. In den 1980ziger Jahren entstand in der Philosophie eine Richtung, die sich als *Embodiment* bezeichnet. John Michael Krois spricht im deutschsprachigen Raum explizit von Verkörperungs-

---

<sup>1</sup>Aus dem Altgriechischen: *δύναμις*, dynamis, was soviel heißen kann wie *Kraft, inneres Wirken, Vermögen*.

<sup>2</sup>Prominente Bücher hierzu sind Mark Johnsons Buch *The Body in the Mind*, Shaune Gallaghers Buch *How the Body shapes the Mind*, und das zusammen herausgegebene Buch *The Embodied Mind. Cognitive Science and Human Experience* von Francisco Varela, Evan Thompson, Eleanor Rosch. Alle Überlegungen zu den zentralen Thesen der Embodimentbewegungen gehen davon aus, dass jedes Bewusstsein einen interagierenden Körper benötigt. Wesentliche Funktion des Bewusstseins lassen sich nur auf einen lebendigen Leib zurückführen.

## 1 Einleitung

theorie<sup>3</sup> und spätestens seit 1998 findet man in seinen Texten auch den eingedeutschten Begriff *Verkörperung*. Innerhalb dieser Bewegung entstand in Kooperation mit Linguisten und Kognitionswissenschaftlern das Bedürfnis, das menschliche Verstehen nicht auf einen bloßen mentalen Prozess zu reduzieren, der ohne den Körper auskäme. Der Körper ist für die Art und Weise, wie wir denken und unsere Begriffe und Konzepte verwenden, immanent wichtig. Spätestens seit Mark Johnson in seinem Buch *The Body in the Mind*<sup>4</sup> von wiederkehrenden Strukturen und Mustern des leiblichen Verstehens spricht, ist die Verkörperungstheorie in dem philosophischen Fachgebiet, welches sich mit dem Denken und dem Verstehen (understanding) beschäftigt, angekommen. Diese wiederkehrenden Muster nennt Johnson *image schema*, und in Anlehnung an Krois Text *Tastbilder – Zur Verkörperungstheorie ikonischer Formen*<sup>5</sup> werde ich im Weiteren die Ausdrücke *Bildschema*<sup>6</sup> und *bildschematische Strukturen* verwenden. Bildschematische Strukturen werden als Organisationsmuster unserer Verstehensprozesse definiert. Aus der leiblichen Interaktion mit unserer Umwelt werden sie vorsprachlich festgelegt und schlagen sich im Bereich der Wahrnehmung, im Bereich der Sprache in Form von metaphorischen Erweiterungen und im Verstehensprozess des bloßen Denkens nieder. Bildschematische Strukturen sind Organisationsmuster innerhalb unserer Verstehensprozesse, die nicht mit mentalen Bildern, Gemälden oder Figuren verwechselt werden dürfen. Ein einfaches Beispiel ist das Behälterschema. Wir erleben seit Beginn unseres Lebens Behälter in verschiedenen Umständen: Der eigene Leib fungiert als Behälter, Räume dienen als Behälter, Gefäße wie Tassen oder die Badewanne erleben wir als Behälter, die Hosentaschen und die Geldbörse stellen für uns Behälter dar. Es ist klar, dass all diese Beispiele (Leib, Raum, Gefäß usw.) nicht jeweils auf eine bloße Behältereigenschaft reduziert werden können; aber *im Umgang* mit diesen Gegenständen *als* Behälter oder der Erfahrung des Leibes *als* Behälter stabilisiert sich ein präreflexives und vorsprachliches Wissen um das *Konzept* des Behälters. Neben diesem einfachen Konzept des Behälters gibt es weitere Organisationsmuster, die aus der leiblichen Interaktion emergieren: Pfadschema, Innen-Außen-Schema, Balanceschema, Kraftschema u.a. In Johnsons Texten wird der Leib im Rahmen der bildschematischen Theorie als Ausgangspunkt für die Verstehensfähigkeit (understanding) des Menschen bestimmt. Johnson betont deutlich, dass sie einen dynamischen Charakter haben: „It is important to recognize the dynamic character of image schemata.“<sup>7</sup> Meine Fragestellung, die

<sup>3</sup>In der Einleitung zu dem Sammelband *Philosophie der Verkörperung: Grundlagentexte zu einer aktuellen Debatte* wird das eingedeutschte Wort Verkörperung verwendet: „In der Philosophie, in den Kognitions- und in den Geisteswissenschaften sind seit einigen Jahren Stichworte wie ›Verkörperung‹ [embodiment], ›Einbettung‹ [embedded cognition], ›Enaktivismus‹ [enactivism] oder ›ausgedehnter Geist‹ [extended mind] im Umlauf. [...] Wir fassen diese unterschiedlichen Thesen und Stoßrichtungen unter dem Titel ›Philosophie der Verkörperung‹ zusammen. [...] Den gemeinsamen Standpunkt bildet die Annahme, dass sowohl die kognitiven als auch die geistigen Zustände und Prozesse von Lebewesen [...] intrinsisch verkörpert und als solche wesentlich in eine Umwelt eingebettet sind.“, vgl. [PdV], S. 9.

<sup>4</sup>Das Buch wird im weiteren Verlauf durch [TBiMJoh] abgekürzt.

<sup>5</sup>Spätestens seit 2010 findet man bei J.M. Krois das eingedeutschte Wort Bildschema. Man vergleiche hierzu Krois Text *Tastbilder – Zur Verkörperungstheorie ikonischer Formen*, vgl. [BuKKrois], S. 211ff.

<sup>6</sup>Obwohl das Wort *Bild* im Namen *Bildschema* vorkommt, sind Bildschema keine konkreten oder mentalen Bilder. Auf die Probleme dieser Begriffskonfusion gehe ich in meiner Dissertation im Abschnitt 2.2.1 und 2.2.3 ein.

<sup>7</sup>Vgl. [TBiMJoh], S. 29.

## 1 Einleitung

ich im Speziellen in dieser Dissertation beantworten möchte, geht auf diese Behauptung zurück: Inwiefern können bildschematische Strukturen dynamisch sein?

Johnson möchte mit seinen Arbeiten die Imagination für das Denken in das Zentrum seiner Betrachtungen rücken. Die objektivistische Perspektive, die das Denken auf einen bloßen Umgang mit Symbolen reduziert und ausschließlich eine eindeutige Referenz von Symbolen und Gegenständen in der Welt benötigt, braucht keinen Leib für eine derartige Auffassung des Denkens. Die Theorie der Bildschemata setzt dieser Theorie des Verstehens und der Rationalität eine Vorstellung der Verstehensprozesse entgegen, worin figurative Elemente die zu Grunde liegenden Strukturen sind. Darüber hinaus soll in dieser Arbeit gezeigt werden, dass neben einer Erhellung des dynamischen Aspektes der Bildschemata dies eine Auswirkung auf das Verständnis der Dynamik des Denkens überhaupt haben wird. Die objektivistische Perspektive ist letztlich durch ihren Ansatz immer daran gebunden, dass sie aufgrund ihres Verständnisses der Sprache immer an einzelne Wortgebilde geknüpft ist, die nur diskret nacheinander so verbunden werden, dass sich hieraus in einer linearen Kette Schlüsse etablieren können. Dies ist nicht ausschließlich das, was wir im Denken erleben. Das Denken in seinem Prozess hat Intensitätsveränderungen, Spannungsgefüge und Konzentrationssteigerungen oder -abflachungen, die nicht durch diese bloße Linearität eines monokausalen Denkens beschreibbar sind. Darüber hinaus sind diese Intensitätsveränderungen mit anderen intentionalen Strukturen wie Affekten, Gefühlen, Stimmungen und mentalen Bildern verschränkt. Das Denken ist aber innerhalb solcher Intensitätsveränderungen unter normalen Umständen *partiell* kontinuierlich, kohärent und nicht zerstückelt in Etappen von Prämissen und Konklusionen.<sup>8</sup> Dies gilt selbstverständlich nicht immer für die geschriebenen oder gesprochenen Worte, aber für das faktische Verstehen des Geschriebenen und des Gesprochenen *im Erleben* derselben. Blickt man jetzt zusätzlich noch auf die leibliche Verfassung, so garantiert dies in allen Lebensbezügen die Kontinuität des Erlebens, des Handelns und der Wahrnehmung. Daher steht hier das *Erleben des Verstehens als Prozess* im Vordergrund. Damit wird also auf der Seite des situativen Verstehens eine Dynamik erklärt, die ebenfalls auf der Seite des Denkens eine Kohärenz und eine Kontinuität ergibt. Diese Kontinuität im Denken erlaubt es, von einem zeitlich gelebten Lebewesen zu sprechen.

Die Beantwortung der Frage, wie dynamische Bildschemata des Denkens zu erklären sind, ist daher einerseits eine sachbezogene Fragestellung und andererseits eine philosophisch-anthropologische Fragestellung, wie sich der Mensch als kontinuierlich, stetig und kohärent im Verstehen als auch speziell im Denken erleben kann. Die sachbezogene Fragestellung bezieht sich auf die Beantwortung der Frage, warum bildschematische Strukturen im Verstehen als dynamisch gesehen werden können. Folglich möchte ich mit der sachbezogenen Fragestellung eine Erklärungslücke in der von Johnson vorgelegten Theorie einer verleblich begründeten Erk-

---

<sup>8</sup> Es zeigt sich, dass Johnson die Relevanz des klassischen logischen Schließens und der dazugehörigen formalen Strukturen nicht verkennt. Man vergleiche hierzu beispielsweise Johnsons Ausführungen zum Zusammenhang von doppelter Negation, dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten und dem Behälterschema, vgl. [TBiMJoh], S. 39f.

## 1 Einleitung

lärungsweise der Verstehensfähigkeit näher darstellen, philosophisch untersuchen und letztlich schließen. Die philosophisch-anthropologische Fragestellung, die dabei mit angerissen wird, ist die Frage nach der Kontinuität des Verstehens und im Speziellen des Denkens selber. Warum erleben wir uns trotz aller Abschweifung des Denkens und der Verstehensprozesse als einheitlich und kontinuierlich in diesem Verstehen? Warum können wir im Hören von Gesprochenem dem Gesprächspartner folgen, obwohl vielleicht nicht alle Intentionen des Sprechers unter Umständen beim Hörer etabliert werden? Diese philosophisch-anthropologische Frage ist gleichsam der Hintergrund vor dem die sachbezogene Fragerichtung behandelt werden soll. Die Beantwortung der Frage nach der Dynamik der Bildschemata ist folglich auch eine Antwort auf die Frage nach der *Prozessualität des Denkens*. Daher verfolge ich in dieser Arbeit eine Philosophie der Prozesse.

Ich möchte die Thematik meiner Dissertation zusammenfassen: Der Philosoph Mark Johnson entwickelt eine Philosophie des Leibes, in der die Imaginationsfähigkeit des Menschen mit Hilfe bildschematischer Strukturen verdeutlicht werden soll. Seine Ergebnisse verbinden die Verstehensfähigkeit des Denkens mit Organisationsmustern des Leibes. Dieser Ansatz bezieht sich auf Prozesse des Verstehens, ohne dabei dieses Verstehen als Prozess explizit in den Blick zu nehmen. Das Anliegen meiner Dissertation ist daher, diesen Ansatz mit einer angemessenen Philosophie des *Prozesses* in Verbindung zu bringen.

### 1.2 Der philosophische Ansatz

In der vorliegenden Arbeit gehe ich systematisch vor und verbinde verschiedene philosophische Disziplinen, um der Fragestellung nach der Prozessualität des Verstehens Genüge zu leisten. Im Wesentlichen werde ich einen phänomenologischen Ansatz verfolgen und diesen in den Kontext der philosophischen Ästhetik des Pragmatismus stellen. Es wird zu einzelnen Bereichen (leibliche Interaktion, Wahrnehmung, Sprache, Denken) Kapitel geben, um zum einen den Begriff der Dynamik im Allgemeinen näher zu bestimmen und zum anderen im Speziellen bildschematische Strukturen im Hinblick auf ihre Prozessualität in diesen Bereichen näher zu beleuchten. An ausgewählten Werken aus der Philosophie der Ästhetik wird die dynamische Struktur der Verstehensprozesse freigelegt und gegenüber bildschematischen Strukturen kontrastiert. Im Folgenden möchte ich die einzelnen Perspektiven auf die gestellte Frage nach der Dynamik der Verstehensprozesse darstellen.

#### 1.2.1 Die zeitphilosophische Perspektive

In dieser Dissertation wird eine Phänomenologie des Zeitbewusstseins fortgesetzt, die bei Edmund Husserl begonnen wurde und in ähnlichen Zügen bei Henri Bergson mit dem Begriff der

## 1 Einleitung

*Durée* zu finden ist.<sup>9</sup> Dieser Ausgangspunkt besteht darin, zunächst die Tatsache festzuhalten, dass jegliches Zeitbewusstsein nicht in Jetztmomenten aufgeht, sondern durch eine immanente *Vordeutung* (Protention) und *Rückhaltung* (Retention) im Prozess der Bewusstseinsentwicklung ausgezeichnet ist. Die Phänomenologie hat folglich mit Husserls Lehre der *Protention* und *Retention* und den Überlegungen zu den *attentionalen Wandlungen* eine Grundlage des Zeitbewusstseins gelegt. Erst daraus ergibt sich die Möglichkeit, den Gestaltcharakter von zeitlichen Entwicklungen zu bestimmen. Wie wir sehen werden, haben bildschematische Strukturen eine zeitliche Gestalt und lassen sich nicht lediglich auf einen Jetztmoment reduzieren. Husserls Zeitphilosophie bietet gerade hier einen guten Ansatz, das Problem des Gestalterlebens in Worte zu fassen und wird im Hinblick auf die bloße Wahrnehmung eine zentrale Rolle spielen.

In neurowissenschaftlicher Hinsicht ist die Frage nach dem Zeitbewusstsein mit dem Problem der Vereinheitlichung von sensorischen Stimuli mittels neuronaler Prozesse zu einem einheitlichen Gegenstand verknüpft, was in der analytischen Philosophie und in den Neurowissenschaften als *Bindungsproblem* bezeichnet wird: Wie ist kontinuierliches und kohärentes Bewusstsein auf der Basis von neuronalen Prozessen zu erklären, und wie können verschiedenen Informationen qua sensueller Impulse zu einem einheitlichen Gegenstand führen? In phänomenologischer Hinsicht wird beim Zeiterleben direkt mit dem reinen phänomenalen Bewusstsein argumentiert: Weil das Bewusstsein im zeitlichen Verlauf nicht fragmentarisch ist, ist das Bewusstsein genuin dynamisch, kohärent und kontinuierlich.<sup>10</sup> Für Daniel Dennett ist das sogenannte Bindungsproblem ein philosophisches Problem, was sich seiner Meinung nach durch einen Blick auf neuronale Prozesse näher bestimmen lässt und eine nähere Untersuchung des Gehirns zur Folge haben sollte.<sup>11</sup> Diese Perspektive ist notwendig, sofern man das Gehirn als die entscheidende Kenngröße für die Gesamtheit des Bewusstseins nimmt und es im Hinblick auf seine Architektur als eine Art Computer versteht. Ich werde in dieser Arbeit keine gehirnkonzentrierte Betrachtung

---

<sup>9</sup>Der Begriff wird in Bergsons erstem Werk eingeführt: „Die ganz reine Dauer ist die Form, die die Sukzession unsrer Bewußtseinsvorgänge annimmt, wenn unser Ich sich dem Leben überläßt, wenn es sich dessen enthält, zwischen dem gegenwärtigen und den vorhergehenden Zuständen eine Scheidung zu vollziehen. Dazu hat es keineswegs nötig, sich an die vorübergehende Empfindung oder Vorstellung ganz und gar zu verlieren; denn dann würde es ja im Gegenteil zu dauern aufhören.“, vgl. *Zeit und Freiheit*, S. 77, im Weiteren durch [ZuFber] abgekürzt.

<sup>10</sup>Vgl. [Hua X], i.e. *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtsein*, § 10 *Die Kontinuität der Ablaufsphänomene – Das Diagramm der Zeit*, S. 27-29.

<sup>11</sup>Vgl. D.Dennett: *Brainstorms: Philosophical Essays on Mind and Psychology* und *Consciousness Explained*. Dennett analysiert in Anlehnung an den cartesianischen Dualismus, wie eine funktionalistisches Verständnis des Bewusstseins dieses – das Bewusstsein – erklären kann, vgl. [CEDen], S. 26ff. Dennett zeigt an vielen Stellen, dass ein purer Cartesianismus nicht richtig sein kann, vgl. [CEDen], S. 21ff und 109ff. Für Dennett findet grundsätzlich alles, was mit Wahrnehmung und Bewusstsein koppelt, in irgendeiner Weise im Gehirn statt: „Here is the hypothesis I will defend: Human consciousness is *itself* a huge complex of memes (or more exactly, meme-effects in brains) that can best be understood as the operation of a „von Neumannesque“ virtual machine implemented in the parallel architecture of a brain that was not designed for any such activities. The powers of this virtual machine vastly enhance the underlying powers of the organic hardware on which it runs, but at the same time many of its most curious features, and especially its limitations, can be explained as the byproducts of the kludges that make possible this curious but effective reuse of an existing organ for novel purpose.“, vgl. [CEDen], S. 210. Man vergleiche hierzu aber auch den Abschnitt *Brain Writing and Mind Reading* in [BSDen] S. 39ff. Das Bindungsproblem – binding problem – wird in [CEDen] S. 117-126 näher analysiert und im Abschnitt 2. des 9 Kapitels *Orienting ourselves with the thumbnail sketch* nochmals in den Kontext einer philosophischen Debatte gestellt, vgl. [CEDen], S. 256-263.

## 1 Einleitung

tung erstellen, möchte aber darauf hinweisen, dass das Problem des dynamischen Verstehens beispielsweise von Wahrnehmungsinhalten und dem damit verbundenen Zeitbewusstsein von Dennett ganz anders formuliert wird. Alva Noë hat in seinem Buch *Action in Perception* eine prägnante Formulierung gegen die gehirnkonzentrierte Analyse des Bewusstseins abgegeben: „It is not the brain, it is the animal (or person), who sees. It's the person, not the brain, that has semantic powers.“<sup>12</sup> Neben der husserlschen Zeitphilosophie werde ich daher aus phänomenologischer Sicht den *Leib* in die Gesamtbetrachtung einbeziehen und dessen Struktur als eine unabdingbare Schicht des Bewusstseins vertreten. Die enaktivistische Position, die hier vertreten wird, ergibt sich notwendig aus der Thematik selbst, da bildschematische Strukturen aus der leiblichen Interaktion her zu verstehen sind.

Hierbei muss eine Hervorhebung des Leibes als zentraler „Nullpunkt aller Orientierung in sich“<sup>13</sup> vorgenommen werden. Zwar findet man bei Husserl erste Ansätze der Bedeutung des eigenen Leibes, doch bleibt dieser letztlich für ihn ein Rätsel, dem er sich nicht in dem Sinne widmet, dass der Leib konstitutiv für verschiedene Weisen des Weltzuganges ist: „Derselbe Leib, der mir als Mittel aller Wahrnehmung dient, steht mir bei der Wahrnehmung seiner selbst im Wege und ist ein merkwürdig unvollkommen konstituiertes Ding.“<sup>14</sup> Erst später in der phänomenologischen Forschung kommt durch Merleau-Ponty die Bedeutung des Leibes als weltstrukturierende Einheit in die phänomenologischen Betrachtungen hinzu: „Der eigene Leib ist in der Welt wie das Herz im Organismus: er ist es, der alles sichtbare Schauspiel unaufhörlich am Leben erhält, es innerlich ernährt und beseelt mit ihm ein einziges System bildend.“<sup>15</sup> Obwohl Merleau-Ponty Husserls Lehre der Protention und Retention kannte, entwickelt er keine explizite Zeitphänomenologie der leiblichen Interaktion. Nur verstreut findet man in seinem Hauptwerk *Phänomenologie der Wahrnehmung* Hinweise auf eine *Zeitlichkeit des Leibes*. Im Zusammenhang mit einer seiner zentralen Erkenntnisse, dass man die „Existenz“ des Menschen „im Leibe“ „entdecken“ kann, formuliert er die Zeitlichkeit dieser Existenz: „Die Einheit von Leib und Seele ist nicht eine willkürlich angeordnete äußerliche Verbindung zwischen „Subjekt“ und „Objekt“. Sie vollzieht sich vielmehr von Augenblick zu Augenblick in der Bewegung der Existenz selbst.“<sup>16</sup> Später werden wir sehen, dass die Zeitlichkeit und damit jegliche Dynamik des Leibes durch eine „Ständigkeit“<sup>17</sup> des Leibes gegeben ist. In meiner Auseinandersetzung mit Merleau-Pontys wird die Verbindung der räumlichen und zeitlichen Strukturen des Leibes eine zentrale Rolle spielen. Dies ist insofern von zentraler Bedeutung, als die meisten bildschematischen Strukturen nicht nur eine zeitliche Struktur haben, sondern genuin auch immer eine räumliche besitzen. Insgesamt werden ich in

<sup>12</sup>Vgl. A.Noë: *Action in Perception*, S. 29, im Weiteren durch [AiPNoe] abgekürzt. Der Bezug zur semantischen Kraft ist mit dem angegebenen Zitat explizit gegen Dennetts materialistische Perspektive gerichtet. Insgesamt diskutiert Noë verschiedene Ansätze und vertritt eine enaktivistische Position, vgl. Kapitel 1 und insbesondere Kapitel 7 *Brain in Mind: A Conclusion*.

<sup>13</sup>Vgl. [Hua IV], S. 158.

<sup>14</sup>Vgl. [Hua IV], S. 159.

<sup>15</sup>Vgl. [PdWaMPonty], S. 239.

<sup>16</sup>Vgl. [PdWaMPonty], S. 114.

<sup>17</sup>Vgl. [PdWaMPonty], S. 115-118, i.e. § 7. *Die Ständigkeit des Eigenleibes*.

## 1 Einleitung

meinen Analysen auf diese zwei Seiten der räumlichen und zeitlichen Strukturen jedes Verstehens zurück kommen.

Die Zeitlichkeit des mentalen Verstehens wird eine gesonderte Rolle in meiner Arbeit einnehmen. Um hier nochmals die bildschematischen Strukturen in das Zentrum zu rücken, möchte ich betonen, dass bildschematische Strukturen nicht die Gesamtheit der Denkprozesse einnehmen. Sie müssen als spezielle *Organisationsmuster* bestimmt werden, die sich aber im Hinblick auf die Ontogenese aus dem leiblichen Verstehen her erklären. Die Gesamtheit der mentalen Prozesse ist neben Phantasiebildern und Stimmungen auch durch ein *intentionales Vermeinen auf innere sprachliche Äußerungen* – das innere Sprechen – gegeben. Hier wird oftmals ein zeitloses Ablaufen, etwa beim logischen Schlussfolgern, veranschlagt. Gegen diesen „Intellektualismus“<sup>18</sup>, dessen prozessuale Seinsweise durch Zeitlosigkeit ausgezeichnet sei, wendet sich Merleau-Ponty: „Doch wenn ich aktuell irgend etwas denke, so ist die Garantie einer zeitlosen Synthese weder zugänglich, noch auch nur notwendig, um mein Denken zu begründen.“<sup>19</sup> In meiner Arbeit soll in gesonderten Überlegungen die zeitliche Struktur des Verstehens im Denken erklärt und vertreten werden, d.h. dass zunächst das Denken eine zeitliche Struktur hat. Diese ist aber nicht durch zeitlose Prämissen und eine Konklusion gegeben, sondern die Gestalteigenschaft von bildschematischen Strukturen ist ein Beispiel dieses Prozesses. Darüber hinaus ist dieses Vergehen des Denkens nicht ausschließlich ein objektiv-zeitliches Vergehen, das man einer zeitlichen Messung unterziehen kann. Die Messung eines solchen Ereignisses beispielsweise in einer Versuchsanordnung lässt sich immer anfertigen. Dass objektive, messbare Zeit vergeht wird nicht in Frage gestellt. Aber die *Erlebniszeit* des Denkens ist nicht die gemessene Zeit. Insbesondere möchte ich daher die *noetische Struktur* des Denkens als eine ablaufende *Potentialität* bestimmen, die daher eine interne Bindung als Erlebnisstruktur aufweist:

Man kann so nicht sagen, während ich denke, versetze ich mich in das ewige Subjekt zurück, das ich nie zu sein aufgehört habe, denn das eigentliche Subjekt des Denkens ist eben dasjenige, das diese Umwendung und aktuelle Übernahme selbst vollzieht, und diese ist es, daß dem Phantom des zeitlosen Denkens sein Leben leiht. Wir müssen also verstehen, wie das zeitliche Denken sich in sich selbst bindet und seine eigene Synthese verwirklicht.<sup>20</sup>

Merleau-Ponty verfasst diese programmatische Frage im Anschluss an eine kritische Bemerkung zum zeitlosen Denken einer bloß „logischen Aktivität“<sup>21</sup>. Diese thesenhafte Formulierung einer *Synthese des Verlaufes des Denkens*, die einer eigenen zeitlichen Struktur unterliegt, wird in dieser Arbeit untersucht und bestimmt werden.

### 1.2.2 Pragmatische Perspektive und die Ästhetik

Eine zentrale Ausrichtung meiner Arbeit ist durch die Betrachtung des Pragmatismus im Rahmen von John Deweys Ästhetik gegeben. Der Pragmatismus gibt die Möglichkeit, auf Einsichten der

<sup>18</sup>Vgl. [PdWaMPonty], S. 157. Die Kritik selbst beginnt bereits auf Seite 152.

<sup>19</sup>Vgl. [PdWaMPonty], S. 157.

<sup>20</sup>Vgl. [PdWaMPonty], S. 157.

<sup>21</sup>Vgl. [PdWaMPonty], S. 157.

## 1 Einleitung

lebensweltlichen Erfahrung zurückzugehen, die nicht nur aufgrund ihrer Alltäglichkeit unmittelbar einsichtig sind, sondern auch die Anthropologie unmittelbar ansprechen, da der Pragmatismus einen Bezug zum menschlichen Handeln hat. Gerade in *Kunst als Erfahrung* werden die grundlegenden Thesen des Enaktivismus in wesentlichen Zügen vorweggenommen. Alle kulturellen Verstehensweisen des menschlichen Lebens geschehen in Interaktionen mit der Umwelt; und von zentraler Bedeutung für das Verstehen ist die *Erfahrung*.

Meine Auseinandersetzung mit Dewey wird zudem wichtige Analogien zur Zeitphilosophie herstellen, da sich Dewey nicht in einem oberflächlichen Empirismus aufhält, sondern wichtige Konstituenten der zeitlichen Entwicklung jeglicher interaktionistischen Modelle freilegt: „Jede integrale Erfahrung besitzt Form, weil sie eine dynamische Organisation ist. Die Organisation nenne ich dynamisch, weil es zu ihrer Vollendung der Zeit bedarf, weil sie Wachstum bedeutet. In ihr liegen Beginn, Entwicklung und Erfüllung.“<sup>22</sup> In näheren Analysen seines Textes werden der *Rhythmus* und die *Organisation der Energie* als zentrale Konstituenten für dynamische Prozesse des wahrnehmenden Verstehens herausgearbeitet. Deweys Text *Kunst als Erfahrung* hat insbesondere den Vorteil, den schwer zu erfassenden Begriff der Dynamik an anschaulichen Beispielen zu bestimmen. Es liegt in der Kompliziertheit der Thematik, dass Dynamik an sich schwer zu beschreiben ist. Mit Deweys lebensnahen Bezügen lässt sich meine Beschreibung der Dynamik als *Potentialität* plastisch machen. Die These, dass Dynamik im Rahmen von Verstehensprozessen nicht bloßes zeitliches Vergehen ist, sondern als Potentialität zu bestimmen ist, lässt sich mit Deweys Ideen belegen.

Mit Dewey wird zudem die *Philosophie der Ästhetik* angeschnitten, deren Perspektiven in dieser Arbeit als eine zentrale Vorgehensweise entwickelt werden. Dewey selbst macht in Kunst und Erfahrung deutlich, dass dabei nicht ein herkömmlicher Kunstbegriff zu verstehen ist, sondern es um die Ästhetik im ursprünglichen Sinne der *aísthēsis*<sup>23</sup> geht, d.h. der unmittelbaren sinnlichen Gegebenheit. Kunst spielt hier insofern eine ausgezeichnete Rolle, als sie uns unmittelbar die ausgezeichneten Formen der Wahrnehmung vorführen kann. Kunst ist damit in der Lage, exponiert Formen zu veranschaulichen. Für Dewey ist es jedoch wichtig, die Weise der Wahrnehmung, die in der Begegnung mit Kunstwerken explizit hervorgerufen wird, nicht nur für die Alltäglichkeit thematisch zu machen, sondern darüber hinaus festzuhalten, dass diese Art und Weise des Wahrnehmens immer abläuft. Dies führt dann auch zu einer Allgegenwärtigkeit von *Formen in der Zeit*, die das Wahrnehmen als zeitlichen Prozess bestimmen und fundieren. Diese Idee einer Philosophie der Ästhetik wird explizierter mit Susanne Langers Unterscheidung von *präsentativen* und *diskursiven* Formen und einer Theorie des *Fühlens von Formen* herausgearbeitet. Langers zentrale Begriffe werden einen wichtigen Beitrag im Hinblick auf die Dynamik des Verstehens geben, da wir sehen werden, dass hierin erst eine Unterscheidung von Sprache, Sprechen und Wahrnehmen verständlich werden kann. Das Fühlen von Formen als ein beständiges *Gestimmt-*

---

<sup>22</sup>Vgl. *Kunst als Erfahrung*, S. 70, im Weiteren durch [KaEDewey] abgekürzt.

<sup>23</sup>*aísthēsis* von dem altgriechischen Wort *αἴσθησις*, was soviel wie Wahrnehmung und Empfindung bedeuten kann.



*Sein-auf* . . . werde ich hierbei als eine unabdingbare Konstituente herausstellen, die uns erst die Möglichkeit gibt, in ein Zeitphänomen der Wahrnehmung hineinzutreten. Beständig gibt es ein namenloses Fühlen mit Bezug auf unsere Wahrnehmungsinhalte, obwohl dieses Fühlen selbst nicht die intentionale Struktur des Bewusstseins hat: Dieses Fühlen ist nicht von der Art *Bewusstseins von etwas*, sondern es erzeugt die beständig ablaufenden Resonanzen als zeitliche Form.

Auch die Ästhetik des Denkens wird im Hinblick auf ihren prozessualen Charakter untersucht. Paul Valéry hat in seinen berühmten Leonardotexten *Leonardo da Vinci* den Versuch unternommen, das Drama des Denkens im Schaffensprozess näher zu bestimmen. Gerade in dieser Auseinandersetzung werde ich aufzeigen, dass zunächst das mentale Denken für einen Verstehensprozess nicht ausschließlich durch bildschematische Strukturen erschlossen wird, aber dass sie im Hinblick auf das Phantasieren von Gestalten auftreten und eine eigene zeitliche Struktur aufweisen. Das mentale Denken ist eine eigene Weise des Verstehens, sofern es um eine Art der mentalen Überlegungen geht, bei der gestellte Probleme gelöst werden sollen. Dieser spezielle Zugang interessiert Valéry insofern, als er hier den Schöpfungsakt bzw. die Kreativität in ihrem Vergehen näher bestimmen möchte. Bildschematische Strukturen treten hier auf, da sie beim *Konstruieren* und *Kombinieren* einen wesentlichen Anteil haben. Während wir mit Merleau-Ponty eine Ständigkeit des Leibes haben, werden wir mit Valéry die facettenreichen Brüche in der Kontinuität von Denkipulsen sehen. Nichtsdestoweniger verbleiben wir im denkerischen Abarbeiten an einem Problem oder im Schaffen eines Werkes – das gemalte Bild, der geschriebene Text, die gezeichnete Konstruktion, das mathematische Problem – *partiell* an der Lösung und Schaffung eines Werkes in einer kohärenten Weise an diesem Prozess. An diesem *partiellen Verbleiben* im Schaffen haben die bildschematischen Strukturen einen erheblichen Anteil. Dieses partielle Verbleiben erlaubt es, von Identität zu sprechen, indem wir im Prozess auf uns selbst zurückgeworfen werden durch eben diesen Prozess. Wenn Dynamik hier als Potentialität erklärt wird, dann geht es hier darum, worauf wir im denkerischen Schaffen hinauswollen, wodurch in diesem partiellen Verbleiben die antizipatorische Eigenstrukturierung auch im denkerischen Verstehen gegeben ist.

### 1.2.3 Philosophische Ikonologie

Die Philosophie der Ästhetik möchte ich in dieser Arbeit mit der kroisschen Philosophie einer *philosophischen Ikonologie* anreichern. Zunächst versteht Krois mit Bezug auf Panofsky, der als Begründer der Ikonologie gilt, Ikonologie als eine „vergleichende Lehre von allgemeinen bildlichen Formen“.<sup>24</sup> Die panofskische Ikonologie erweitert Krois zudem um elementare Elemente, die ich in dieser Arbeit immer wieder als Leitfaden aufgreifen möchte, um gewisse Thesen anschaulich

---

<sup>24</sup>Vgl. [BuKKrois], S. 70.

## 1 Einleitung

zu machen. Im Wesentlichen erweitert Krois die Ikonologie, um sie für eine philosophische Strömung vorzubereiten durch folgende Elemente:

Ikonologie in diesem Sinne [im Sinne Panofskys] ermittelt uns eine Geschichte von Bildformeln, aber nicht die Logik des Bildhaften per se. Eine philosophische Ikonologie müsste dieses Interesse umdrehen, und die erste bildhafte Erscheinung thematisieren. Die bildhaften Erscheinungen der vitalen Daseinserfahrung, die Panofsky voraussetzte, müssten in einer philosophischen Ikonologie Thema sein [...].<sup>25</sup>

Diese vitale Daseinserfahrung lässt sich weder bloß den Bildern noch dem Rezipienten oder dem Produzenten eines Werkes zuschreiben, sondern findet immer als ein relationales Gefüge im Wahrnehmungsprozess oder – im Falle des Künstlers – im Schaffensprozess statt. Meine gestellte Frage nach der Dynamik der Verstehensprozesse ist daher an diesen programmatischen Entwurf angeschlossen, da die Dynamik des Verstehens sich als ein vitaler Prozess der Erfahrung zeigen wird.

An prägnanten Stellen meiner Arbeit werde ich explizit auf die Verwandtschaft zwischen symbolischen Bedeutungen und Formen in Kunstwerken unter Berücksichtigung unserer leiblichen Verfasstheit Bezug nehmen und die dort gewonnenen Ergebnisse auf das Problem der Dynamik des Verstehens anwenden. Kunstwerke machen Formen explizit, und da wir als Rezipienten Kunstwerken nur durch unseren Körper begegnen, findet die Dynamik des Verstehens immer nur in Relation dieser leiblichen Begegnung statt. So wie die Logiker und Mathematiker ihre Theorien mittels diskursiver Elemente in Form von einfachen Beispielen erklären können, werde ich in Anlehnung an Krois hier den Zugang einer Theorie der Dynamik des Verstehens an präsentativen Formen, d.h. konkreten Formen aufzeigen. Damit wird die Untersuchung des Verstehens zu einer hermeneutischen Aufgabe. Es ist entscheidend zu sehen, dass hier einerseits ein Programm und andererseits eine Frage angesprochen werden, die das *Verständnis von Verstehen* betrifft. Mit Bezug auf Dilthey schreibt Krois zum Verstehen des Zeichenprozesses:

Die Philosophie des 20. Jahrhunderts war in der Hauptsache Sprachphilosophie. Dilthey sah die Aufgabe der Hermeneutik nicht nur in der Auslegung von Texten, sondern auch in der Beschäftigung mit kulturellen Dokumenten wie Gemälden oder Skulpturen, [...] doch das Ziel dieser Beschäftigung bleibt das gleiche wie bei der Textauslegung: eine allgemeingültige Interpretation eines Werkes zu entwickeln. Hermeneutik geht von der Idee einer geistigen Überlieferung aus, nach dem Modell von Autor und Leser. Der Autor oder Künstler in seiner Welt und wir in unserer Welt sind durch Zeit und Raum getrennt, doch im Verstehen soll diese Differenz aufgelöst werden.<sup>26</sup>

Dieser Ausschnitt zeigt den programmatischen Punkt einer philosophischen Ikonologie, dass es in einer Auseinandersetzung des Verstehensprozesses auch immer eine Auseinandersetzung mit anderen Medien des Verstehens geben muss als der bloßen Sprache. Zudem macht Krois auf ein interessantes Moment des Verstehens im Nachsatz aufmerksam. Das Verstehen in seinem Prozess hat immer eine räumliche und zeitliche Struktur, die aber beide im Prozess des

---

<sup>25</sup>Vgl. [BuKKrois], S. 70.

<sup>26</sup>Vgl. [BuKKrois], S. 66.

Verstehens aufgelöst werden. Dieser Punkt soll gerade mit einer philosophischen Ikonologie immer wieder in Anbetracht einer leiblichen Verfasstheit des Menschen deutlich herausgearbeitet werden.

### 1.3 Überblick über die Theorie der bildschematischen Strukturen

Im Folgenden möchte ich einen schlaglichtartigen Überblick über die Forschung bildschematischer Strukturen geben. Dabei können nur die grundlegenden Autoren erwähnt werden, da sich das gesamte Feld der Forschung vor allem in der Linguistik als ein eigenes Forschungsparadigma gestaltet, das die grundlegenden Thesen in unterschiedlichen Sprachen erforscht. Da meine Arbeit eine philosophische ist, werde ich in den folgenden Kapiteln nur teilweise auf die hier erwähnte linguistische Forschung eingehen. Insgesamt werde ich mich daher auf die philosophischen Ausläufer dieser Theorie beschränken, die insbesondere in Mark Johnsons Werken *The Body in the mind*, *Philosophy in the Flesh* und *The Meaning of the Body* gegeben sind.

#### 1.3.1 Die Theorie der Bildschemata in der Forschung

Die ersten linguistischen Ansätze einer Schematisierung des Denkens räumlicher Metaphern findet man bei Leonard Talmy und Ronald Langacker. Langacker verwendet den Begriff sehr breit und wendet ihn auf unterschiedliche Partikel wie Verben, Nomen und Präpositionen der englischen Sprache an.<sup>27</sup> In *How Languages Structures Space* beschäftigt sich Talmy vor allem mit grundlegender Raumbestimmungen, wie beispielsweise *nahe bei*, *in*, *über* bzw. *hinüber*, *entlang* usw.<sup>28</sup> Im Gegensatz zu früheren Forschungen<sup>29</sup>, die es bereits zu linguistischen Raumstudien gegeben hat, verbleibt Talmy nicht ausschließlich deskriptiv, sondern er sucht nach grundlegenden Schematisierungen (schematizations) für eine linguistische Raumbeschreibung, die mit der Kognition in Zusammenhang steht. Diese räumlichen Sprachstrukturen sind mit der Art und Weise unseres Denkens verknüpft. In dem Text *Force Dynamics in Language and Cognition* werden dynamische Kräftemuster an spezifischen Worttypen wie etwa Verben der Bewegung festgemacht. Eine Forschung nach den Kräftemustern in der Sprache, die mit der Kognition verbunden sind, lässt sich auch bei Eve Sweester finden. Sweester setzt sich in *From Etymology to Pragmatics: Metaphorical and Cultural Aspects of Semantic Structure* mit den Verstehensweisen von unterschiedlichen Modalverben *dürfen*, *können*, *müssen* usw. auseinander. Johnsons Coautor George Lakoff hat gerade mit dem Begriff des *imageschema* einen Gesicht-

<sup>27</sup>Vgl. *Foundations of Cognitive Grammar and Concep, Image, and Symbol: The Cognitiv Basis of Grammar*.

<sup>28</sup>Vgl. [TCS Talmy], S. 182f. Die Thematik von räumlichen Wortpartikeln wird in Hampes Sammelband *From Perception to Meaning in Talmys Text The fundamental system of spatial schemas in language* konzentriert und zusammenfassend aufgegriffen, vgl. [FPtM], S. 199-233.

<sup>29</sup>Vgl. [TCS Talmy], S. 177, an der besagten Stelle gibt Talmy einen Überblick über die linguistische Forschung der 1970iger, die sich explizit mit Raummetaphern auseinander gesetzt haben.

## 1 Einleitung

spunkt seines Gegenentwurfs zu Noam Chomskys generativer Transformationsgrammatik<sup>30</sup> festgelegt und gleichzeitig einen Paradigmenwechsel in der Psycholinguistik vollzogen: Anstatt ausschließlich grammatikalische Strukturen einer Sprache zu untersuchen, werden neben anderen Konstituenten gerade Metaphern der leiblichen Raumorientierung (Bildschemata) herangezogen, um sprachliches Verstehen zu bestimmen und zu erklären. In Johnsons und Lakoffs grundlegendem Buch *Metaphors we lived by* wird zudem deutlich, dass neben den räumlichen Metaphern noch Metonymie<sup>31</sup> und Personifikation einen großen Bereich der bildlichen Ausdrucksformen darstellen. Insgesamt lässt sich mit Lakoffs Buch *Women, Fire, and Dangerous Things* deutlich erkennen, dass bildschematische Strukturen nur einen Aspekt des Gesamtphänomens der Sprache und des Verstehens ausmachen.<sup>32</sup> Was sie interessant macht und wodurch sie einen entscheidenden Unterschied zu Chomskys Theorie darstellen, ist ihre Verbindung zum leiblich-sensorischen Verstehen. Der Leib legt diese bildschematischen Strukturen fest, und ihre metaphorischen Erweiterungen unterscheiden sich von anderen Metaphern gerade dadurch, dass diese sich erst durch den Umgang mit der Sprache ergeben.

Nachdem die Theorie in der Philosophie und der Linguistik immer breiter entwickelt wurde, gab es andere wissenschaftliche Bereiche, in denen versucht wurde, zum einen mit diesen Begriffen operativ um zu gehen und zum anderen weitere Belege für eine Robustheit dieser Theorie zu entwickeln. Herauszuheben sind die Robotik, die psychologische Ergonomie und die Neurowissenschaften. Tim Rohrer weist in seinem Text *Image schemata in the brain*<sup>33</sup> mit Bezügen zu unterschiedlichen fMRI und ERP Studien auf eine Verbindung zwischen den neuronalen Zentren der Sensomotorik und der Sprache hin:

Convergent evidence from the cognitive neurosciences has begun to establish the neural basis of image schemata as dynamic activation patterns that are shared across the neural maps of the sensorimotor cortex. [. . .], I assess the evidence from recent fMRI and ERP experiments showing that literal and metaphoric language stimuli activate areas of sensorimotor cortex consonant with the image schemata hypothesis. <sup>34</sup>

Rohrer unterstützt daher explizit mittels dieser Befunde einer Übereinstimmung von neuronalen Prozessen in Sprachzentren und Zentren der Sensomotorik Langackers These einer Raumgrammatik (space grammar).<sup>35</sup> Jörn Hurtienne arbeitet zu verschiedenen Themen der Mensch-Maschinen-Schnittstellen und forscht insbesondere zur besseren Gestaltung von Schnittstellen mittels eines unmittelbaren intuitiven Bezugs. Bei diesen intuitiven Bezügen benutzt er Lakoffs und Johnsons linguistisch-philosophische Theorie der bildschematischen Strukturen, um optimale

---

<sup>30</sup>Die grundlegenden Ausarbeitungen zu dieser Theorie findet man in *Syntactic Structure* und *Cartesian linguistics: a chapter in the history of rationalist thought*. Über die allmähliche Ausdifferenzierung der verschiedenen us-amerikanischen Linguistikschulen hat Randy Allen Harris das Buch *The Linguistics Wars* entwickelt.

<sup>31</sup>[MWLB], S. 33-40.

<sup>32</sup>Vgl. [WfaDT], S. 69f. Lakoff spricht von *Idealized Cognitive Models* und hierin sind bildschematische Strukturen nur eine von 4 Konstituenten, die ein solche komplexes Modell beschreiben.

<sup>33</sup>Vgl. [FPtM], S. 165-196.

<sup>34</sup>Vgl. [FPtM], S. 165.

<sup>35</sup>Vgl. [FPtM], S. 186.

## 1 Einleitung

Gestaltung von Benutzerschnittstellen zu erschließen, zu erklären und letztlich zu verbessern.<sup>36</sup> Die Robotik hat durch Rodney A. Brooks Forschung einen Perspektivwechsel erlebt. Anstatt Roboter ausschließlich mit symbolverarbeitenden Funktionen – er nennt die dahinter stehende Perspektive *symbol system hypothesis* – zu bauen, schlägt er vor, einfache modulare Bewegungsschemata vorzugeben, die dann eine flexiblere, der Umwelt angepasste Interaktion der Roboter ermöglichen. Interessanterweise passen sich die so programmierten Roboter einer fremden Umgebung viel besser an, als Roboter denen man zunächst einen vollständigen Plan einer Umgebung gibt und sich dann darin bewegen lässt. Letztere können sich bei minimalen Änderungen der Umgebung nicht mehr adäquat orientieren. Dieser Ansatz zeigt, dass wir unser Verständnis von Intelligenz nicht ausschließlich auf die Verarbeitung von Symbolen reduzieren können:

But there is an alternative view, or dogma [zur symbol system hypothesis], variously called *nouvelle AI*, *fundamentalist AI*, or in a weaker form *situated activity*. It is based on the *physical grounding hypothesis*. It provides a different methodology for building intelligent systems than that pursued for the last thirty years. The traditional methodology bases its decomposition of intelligence into functional information processing modules whose combinations provide overall system behavior. The new methodology bases its decomposition of intelligence into individual behavior generating modules, whose coexistence and co-operation let more complex behaviors emerge.<sup>37</sup>

Diese Textpassage zeigt nochmals deutlich, dass auch in anderen Bereichen – wie der Forschung zur artifiziellen Intelligenz – zwei Momente entscheidend sind: Zum einen wird Verstehen nicht ausschließlich auf das Verändern von Symbolen reduziert. Zum anderen ist die Interaktion aufgrund von leiblich-sensorischen Eigenschaften eine Konstituente für Verstehen. Was Brooks hier individuelle verhaltenserzeugende Module nennt, sind in der neueren Robotik einfach repräsentationslose Verhaltensweisen wie *gehe vor*, *weiche aus*, *gehe links*, *gehe rechts* usw., die ausschließlich auf Sensomotorik beruhen.

Einen letzten Bereich, den ich hier noch erwähnen möchte, hängt mit dem Paradigmenwechsel in der Linguistik zusammen, der sich aufgrund der bildschematischen Strukturen ergeben hat: Anstatt ausschließlich grammatikalische und lexikalische Strukturen zu suchen und Invarianten in der Syntax zu erforschen, richtet sich das Augenmerk auf die metaphorischen Verwendungsweisen und die räumlichen Metaphern. In seiner Forschung zur ägyptischen Sprache analysiert Daniel Werning explizit räumliche Präpositionen wie etwa *an etwas befindlich*, *an etwas heran*, *von etwas weg*, *in etwas befindlich*, *in etwas hinein*, *aus etwas heraus*, *auf etwas befindlich*, *auf etwas hinauf*, *von etwas weg*, *unter etwas befindlich*, *unter etwas hinunter* usw.<sup>38</sup> Diese simplen Präpositionen sind in den meisten Sprachen allgegenwärtig, auch wenn sie nicht

<sup>36</sup>Vgl. Hurtiennes Dissertation *Image Schemas and Design for Intuitive Use* und den Text *Design for Intuitive Use – Testing Image Schema Theory for User Interface Design*. Informativ ist der folgende Vortrag *Image Schemata im Design - eine kleine Einführung in die Image-Schema-Methode*, der 13.08.2012 veröffentlicht wurde: <https://www.youtube.com/watch?v=6nOBpJXt3Q0>.

<sup>37</sup>Vgl. Rodney Brooks: *blackCambrian Intelligence. The Early History of the New AI*black, S. 112.

<sup>38</sup>Vgl. *Ancient Egyptian Prepositions for the Expression of Spatial Relations and their Translations in Lexical Semantics in Ancient Egyptian*, S. 293-436.

immer in Form von eigenständigen Wörtern vorkommen müssen. Da sie aber zumeist nicht ausschließlich im Hinblick auf tatsächliche Gegenstände angewendet werden, sondern auch auf abstrakte, religiöse und kultische Bereiche, ermöglicht die Erforschung gerade dieser räumlichen Metaphern einen Einblick in die Weise der Verstehensprozesse in älteren Kulturen.

### 1.3.2 Philosophische Ursprünge der Schematismuslehre

Die Ursprünge der Überlegungen zu bildschematischen Theorien liegen interessanterweise in der Philosophie selbst. Immanuel Kant verbindet in der *Kritik der reinen Vernunft* gerade mit der Schematismuslehre die getrennten Bereiche der Anschaulichkeit und Begrifflichkeit. Damit werden die beiden *Gemütsregungen* Verstand und Sinnlichkeit zusammengeführt. Johnson bezieht sich in seinen Überlegungen explizit auf die kantische Schematismuslehre und widmet dieser in *The Body in the Mind* detaillierte Analysen.<sup>39</sup> Nach Johnsons Vorstellung wird mit diesem Aspekt die Einbildungskraft – *imaginatio* – wieder für das Denken und Verstehen stark gemacht. In seinem später veröffentlichten Text *The philosophical significance of image schemas* fasst er Kants Leistung zusammen: „However, what is worth salvaging from Kants account is his recognition of imagination as the locus of human meaning, thought, and judgment: Kant correctly recognized the schematizing, from-giving function of human imagination.“<sup>40</sup> Wichtige Eigenschaften der bildschematischen Strukturen werden daher von der kantischen Schematismuslehre bereitgestellt.

In der Auseinandersetzung zwischen Ernst Cassirer und Martin Heidegger bestand ein Streitpunkt in der kantischen Schematismuslehre, was sich auch an späteren Schriften belegen lässt.<sup>41</sup> Dabei stellt einerseits Heidegger in sein Buch *Kant und das Problem der Metaphysik* im Anschluss an seinem Buch *Sein und Zeit* die *Temporalität der Schemata* deutlich heraus. Man kann in Kants *Kritik der reinen Vernunft* nachlesen, dass der Schematismus der Anschauungsform der Zeit zugeordnet wird. Auf der einen Seite greift Heidegger dieses Moment auf und zieht es für das Zeitbewusstsein des verstehenden Menschen heran: Die Schemata sind in der Zeit und etablieren für uns die Zeit im Sinne eines Zeitbewusstseins. Auf der anderen Seite verweist Cassirer in zentralen Stellen seines ersten Bandes der *Philosophie der symbolischen Formen – die Sprache* auf die räumliche Metaphorik in der Sprache, die sich auf leibliche Raumorientierung zurückführen lässt. Diese ausgewiesenen Stellen bringt Cassirer mit der kantischen Schematismuslehre in Verbindung und nimmt daher wesentliche Gedanken von Johnsons und Lakoff in Ansätzen vorweg. Dieser Zusammenhang zwischen Schematismuslehre, Zeitlichkeit und Räumlichkeit rückt die Theorie der Bildschemata in die Nähe der Thematik dieser Dissertation:

<sup>39</sup>Vgl. [TBiMJoh], S. 139-172, i.e. 6. Kapitel: *Toward a Theory of Imagination*.

<sup>40</sup>Vgl. [FPtM], S. 17. Es ist wichtig zu sehen, dass Johnson nur Kants Schematismuslehre benutzt und aus dieser heraus zentralen Ideen entwickelt. Das kantische Programm im Ganzen unterstützt er nicht: „I have no interest in defending Kants general metaphysical system, [...]“, vgl. [FPtM], S. 17.

<sup>41</sup>Martin Heideggers Buch: *Kant und das Problem der Metaphysik*, Ernst Cassirer: *Kant und das Problem der Metaphysik – Bemerkungen zu Martin Heideggers Kantinterpretation*, in 36. Kantstudien, 1931.

## 1 Einleitung

Es gibt eine Räumlichkeit und eine Zeitlichkeit bildschematischer Strukturen, die fundierend für den dynamischen Aspekt des Verstehens sind. Daher werde ich in einem eigenen Kapitel die kantische Schematismuslehre<sup>42</sup> erläutern und sowohl Heideggers als auch Cassirers Überlegungen heranziehen, um die von mir gestellten Fragen nach dem dynamischen Aspekt bildschematischer Struktur vor dem Hintergrund einer Verbindung von räumlichen Strukturen und dem zeitlichen Vergehen des Verstehens zu beantworten.<sup>43</sup> Damit vertrete ich insgesamt einen dynamischen Strukturalismus, wie man ihn in der Einleitung<sup>44</sup> zu De Preesters und Konckaerts Sammelband *Body Image and Body Schema* finden kann. Die Autorinnen vertreten in ihrer Einleitung die Position, dass die Dynamiken und die Strukturen in unterschiedlichen Bereichen – Psychologie, Neurowissenschaft, Phänomenologie – untersucht werden müssen, um ein Verständnis der Natur des Menschen in seiner Ganzheit zu erlangen. Meine Arbeit stellt einen Beitrag aus einer phänomenologischen Sichtweise dar. Im letzten Kapitel werde ich auf diesen dynamischen Strukturalismus zurückkommen.

---

<sup>42</sup>Vgl. dazu näher das 3. Kapitel dieser Dissertation, Abschnitt 3.2.3 Kants Schematismuslehre.

<sup>43</sup>Vgl. dazu näher das 3. Kapitel dieser Dissertation, Abschnitt 3.3 Cassirer und Heidegger.

<sup>44</sup>Vgl. [BlaBS], S. 1-18.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

### 2.1 Imaginationsfähigkeit und Objektivismus

Johnsons Ziel ist, die zentrale Rolle der menschlichen Imagination in den Bereichen der Bedeutung, des Verstehens und des logischen Schlussfolgerns zu erarbeiten. Für Johnson gäbe es keine bedeutungsvolle Welt ohne Imagination. Er bemängelt, dass es in der Philosophie keine explizite Hervorhebung der Imaginationsfähigkeit des Menschen für jedwede Struktur der Rationalität gibt und lediglich die Imagination in der Erfindungsfähigkeit und der Kreativität eine Rolle spiele.<sup>45</sup> Johnson möchte sich daher insgesamt von einer Standardreduzierung der Imagination auf die bloßen Bereiche der Phantasie und der Kreativität, wie etwa der künstlerischen Kreativität, trennen.<sup>46</sup> Die Theorie, die er vorstellen möchte, soll eine konstruktive Theorie der Imagination und der Verstehensfähigkeit sein, in der die Rolle des Leibes und des Körpers verdeutlicht werden soll.<sup>47</sup>

#### 2.1.1 Objektivismus

Die Gesamtheit aller philosophischen Strömungen, die die Imaginationsfähigkeit nicht berücksichtigen, bezeichnen Lakoff und Johnson als Objektivismus.<sup>48</sup> Nach Johnsons Auffassung in [TBiMJoh] ist diese gesamte Strömung ein ausgezeichnetes Merkmal der westlichen Philosophie, wobei er sogar bei der Bezeichnung Objektivismus von einer in allen unseren Lebensumständen eingreifenden Einstellung bzw. Perspektive spricht.<sup>49</sup> Diese beinhaltet die Auffassung, dass die Welt aus Objekten besteht, die gewisse Eigenschaften haben und die unabhängig von der menschlichen Verstehensfähigkeit Beziehungen untereinander eingehen können. Damit ergibt sich eine mögliche *Gottesperspektive*, die zum einen unabhängig von der menschlichen Erkenntnis ist und über die zum anderen auch tatsächlich gesprochen werden kann. Es gibt

<sup>45</sup> „It [the book: *The body in the mind*] explores the central role of human imagination in all meaning, understanding, and reasoning. [...] These works [standard texts on semantics and studies of rationality] will, of course, acknowledge that imagination plays a role in discovery, invention, and creativity, but they never investigate it as essential to structure of rationality.“ Vgl. S. ix. Vgl. aber auch in [TBiMJoh], S. 18: „My investigation thus is oriented toward figuring out how it is that large range of structures arise out of our bodily experience and provide patterns that are meaningful to us and that influence our reasoning.“ Mark Johnson: *The Body in the Mind - The Bodily Basis of Meaning, Imagination, and Reason*, im Weiteren durch [TBiMJoh] abgekürzt.

<sup>46</sup> „And I shall argue that „imagination“ is a basic image-schematic capacity for ordering our experience; it is not merely a wild, non-rule-governed faculty for fantasy and creativity.“ Vgl. [TBiMJoh], S. xx. Der gesamte Komplex der Imaginationsfähigkeit wird im 6. Kapitel von [TBiMJoh] ausgearbeitet, Vgl. [TBiMJoh], S. 139ff.

<sup>47</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xxi.

<sup>48</sup> Man findet eine Behandlung des Gegensatzes *Objektivismus und Subjektivismus* unter einer kulturphilosophischen Perspektive in [MWLB] im Kapitel 25, Vgl. [MWLB], S. 185ff. Es sind im Wesentlichen keine Spielarten, die einer Epoche oder einer Gruppe von Philosophen zugeordnet werden könnte. Objektivismus und Subjektivismus sind eher Denkstile, die sich in der Philosophie zu verschiedenen Zeiten durchgehalten haben. Man vergleiche hierzu auch *Philosophy in the Flesh*, im Weiteren durch [PITF] abgekürzt, S. 24-26 und S. 170f.

<sup>49</sup> „I shall give the name „Objectivism“ to the offending cluster of assumptions that has led to this blindness towards imagination. [...] But Objectivism is not merely an abstruse philosopher’s project; it plays an important role in all our lives.“ Vgl. [TBiMJoh] S. x, vgl. auch S. xxi und xxii, i.e. der Abschnitt: *Objectivist Theories of Meaning and Rationality*.



## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

folglich eine rationale Struktur der Welt, die unabhängig vom Glauben einer spezifischen Person sei. Jegliches Wissen über die Welt teilt sich in eine bedeutungslose Sprache in Form von bedeutungslosen Symbolen auf, die ihre Bedeutung durch eine Korrespondenz zu den Dingen erhält. Rationale Gedanken werden dann als bloße Manipulationen nach logischen Regeln dieser Symbole gesehen, die dann die Verstehensfähigkeit ergeben sollen: „Objectivist approaches treat meaning in a fairly narrow sense, as a relation between symbolic representations and objective (mind-independent) reality.“<sup>50</sup> Menschliche Lebewesen werden in einer derartigen Beschreibung nicht benötigt. Die Menschlichkeit, insbesondere die menschliche Verkörperung, hat also keine signifikante Bedeutung für die Bedeutungsbildung und die Rationalität. Sie ist letztlich im Hinblick auf die Rationalität transzendent.<sup>51</sup> Dass diese Art der Rationalität eine positive Anwendung, vor allem unter Berücksichtigung mengentheoretischer Modellierung in der Mathematik und in der Logik hat, wird von Lakoff und Johnson gesehen und anerkannt.<sup>52</sup> Jedoch macht diese Art der Rationalität nicht den Hauptaspekt allen menschlichen Denkens aus, und wie sich später sehen lässt, sind auch diese abstrakten Zugangs- und Schlussweisen ebenfalls durch bildschematische Strukturen fundiert.<sup>53</sup>

Die in der Philosophie in Frage stehende Bedeutung ist nach Johnsons Auffassung im hohen Maße darüber beantwortet worden, dass primär Bedeutung nur Sätzen zugeschrieben werden könne. Für einige Philosophen scheint dies auch die einzige Möglichkeit zu sein, wodurch sinnvoll in einer objektiven Weise ein Begriff der Bedeutung entwickelt werden könne. Die Bedeutung der Wörter in einem Satz wird sodann wesentlich durch die Stellung der Wörter zueinander und der entsprechenden Syntax gegeben.<sup>54</sup> Johnson selbst behauptet in diesem Zusammenhang auch nicht, dass dies grundsätzlich falsch wäre.<sup>55</sup> Es zeigt sich aber, dass für eine gängige objektivistische Position die Bedeutung nur in konzeptionell und propositional angereicherten verbal äusserbaren Sätzen möglich sei, die in einer gewissen Weise mit den objektiven Aspekten der Realität in Einklang stehen müssen.<sup>56</sup> Die objektivistische Perspektive

<sup>50</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 18, vgl. aber auch ergänzend [TBiMJoh], S. 37f.

<sup>51</sup> „Words are arbitrary symbols which, though meaningless in themselves, get their meaning by virtue of their capacity to correspond directly to things in the world. And rational thought can be viewed as an algorithmic manipulation of such symbols. [...] And meaning is regarded as objective, because it consists only in the relation between abstract symbols and things [...] in the world.“ Vgl. [TBiMJoh], S. x.

<sup>52</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 37: „Although we can more or less successfully abstract from particular empirical contents in framing a formal system (and in mathematics do it quite thoroughly), it does not follow that the inferential structures and logical connectives of the system are therefore “pure,” “nonempirical,” “transcendent” patterns.“

<sup>53</sup> Nach Johnsons Auffassung ist der Objektivismus keine spezifisch philosophische Spielart: „What we find is not so much a list of assumptions attributable uniformly to every mainstream theory, but rather a general view that has fixed the context of discussion for these theories.“ Vgl. [TBiMJoh], S. xxii. Im Anschluss an dieses Zitat gibt Johnson einige Aspekte dieser generellen Sichtweise der westlichen Philosophie. Vgl. ergänzend: [TBiMJoh], S. xxix, aber auch den Abschnitt: *The Objectivist Legacy: Problems for Meaning and Reason* vgl. [TBiMJoh], S. xxxv.

<sup>54</sup> Vgl. [MWLB] S. 196- 209. Im Kapitel 25 des Buches *Metaphors we lived by* findet man eine ausführliche Darstellung von Lakoff und Johnsons Sichtweise zum Objektivismus und der Linguistik. Hierin machen sie deutlich, dass sowohl in der Darstellung der Welt mittels der Sprache als auch der Darstellung der Sprache selbst eine Vorstellung eines blockartigen Aufbaus – building-Block theory – in der westlichen Philosophie vorherrscht, vgl. S. 202 ebd.

<sup>55</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 1.

<sup>56</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 5. Johnson lehnt eine Konzeption von Proposition von Sätzen und die damit verbundene Etablierung von Bedeutung nicht gänzlich ab. Ihm ist es wichtig, dass die so gewonnene Bedeutung nur möglich ist vermöge eines Netzes von figurativen, nicht notwendigerweise propositionalen Aspekten der Kognition: „To

selbst ist durch eine Reihe von Dichotomien zersetzt, woraus sich die bekannten Folgeerscheinungen des philosophischen Denkhabitus, wie folgt, zusammenfassen lassen: Alle Bedeutung, logische Verbindungen, Konzeptualisierungen und alles logische Denken ist eine rein mentale und rationale Eigenschaft, wohingegen jegliche Perzeption, Imagination und jegliches Fühlen eine rein körperliche Dimension hat.<sup>57</sup> Diese Dichotomien sind nach Johnsons Auffassung auf verschiedene Weise durch die westliche Philosophie bestimmt und gehen auf Descartes strikte Unterscheidung von körperlichen und geistigen Dingen und Kants Unterscheidung einer formalen und materiellen Seite der Kognition zurück.<sup>58</sup> Schließlich setzt sich die Dichotomie bei Frege durch seine Unterscheidung von Sinn und Bedeutung (Referenz) bzgl. eines Zeichens fort, wobei gerade hier der Bezug zu assoziativen Ideen völlig verschwindet und somit nach Johnsons Auffassung die Bedeutungs- bzw. Referenzrelation der Zeichen in der Welt zu einer reinen objektiven Angelegenheit wird.<sup>59</sup> Die Dichotomien, die von Autor zu Autor jeweils eine andere Betonung und einen anderen Schwerpunkt erhalten, machen es dann immer schwierig, eine adäquate Beschreibung der menschlichen Erfahrung und der Kognition wiederzugeben. Johnson sieht die Dichotomien, die sich ergeben, wie folgt: „Basically, the decisive line is drawn between the mental, conceptual, rational, cognitive, a priori, and theoretical, on the one side, and the physical, perceptual, imaginative, emotional, a posteriori, and practical, on the other side.“<sup>60</sup> Der Objektivismus wirft diese Dichotomien in ihren jeweiligen Varianten auf und kann letztlich nicht die Verbindung zwischen den jeweiligen Seiten herstellen.<sup>61</sup>

### 2.1.2 Krise des Objektivismus

Das Ziel des folgenden Abschnittes ist es, kurz die wesentlichen Probleme einer zu radikalen, objektivistischen Perspektive zu verdeutlichen. Es soll dabei insbesondere darauf aufmerksam gemacht werden, dass nicht alle kognitiven Fähigkeiten und Leistungen durch einen zu strikten Objektivismus angesprochen werden.<sup>62</sup>

Die oben skizzierte Auffassung hat nach Johnsons Auffassung in mehrfacher Hinsicht eine Krise erlebt. Ich möchte hier nur einen Bereich aus Johnsons Erläuterungen zu dieser Krise herausgreifen. Unzählige empirische Studien in unterschiedlichsten Bereichen der Psycholinguistik und der Kognitionswissenschaften gehen nicht mit der objektivistischen Perspektive konform und stützen diese kaum. Von Johnson werden in dieser Hinsicht die folgenden Bereiche angesprochen: Kategorisierung, die Bedingungen von Konzepten, Metapher, Polysemie, historisch

---

sum up my contention: I am perfectly happy with talk of the conceptual/propositional content of an utterance, but only insofar as we are aware that this propositional content is possible only by virtue of a complex web of nonpropositional schematic structures that emerge from our bodily experience.” Vgl. [TBiMJoh], S. 5.

<sup>57</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xxv.

<sup>58</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xxv-xxix. Es ist hier nicht notwendig die philosophiegeschichtliche Entwicklung nachzuvollziehen. Sie ist hinlänglich bei Johnson und Lakoff dargestellt.

<sup>59</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xxix-xxxii, insbesondere S. xxxi.

<sup>60</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xxxv-xxxvi.

<sup>61</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xxxv-xxxvi.

<sup>62</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 18: „Objectivist accounts of meaning and rationality do not tell the whole story.“

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

bedingter semantischer Wechsel, nichtwestliche konzeptuelle Systeme und Zunahme des Wissens. Eine ganze Reihe von empirischen Studien zeigt, dass sowohl die Kategorisierungsfähigkeit als auch die Etablierung von kognitiven Konzepten die Natur des menschlichen Körpers und die daraus resultierende *Imaginationsfähigkeit als Schematismus* benötigt. Darüber hinaus bilden Metaphern, Metonymien und mentale Bilder eine zentrale Rolle in der Kategorisierungsfähigkeit. Gerade jeglicher historisch bedingter Wechsel der Sprache und der Semantik kann nur durch die Metaphernbildung und in dieser Hinsicht durch die Imaginationsfähigkeit vermöge metaphorischer Übertragung erklärt werden. Auch die Annahme einer Wissenschaft, die immer mehr Wissen und immer mehr Theorien zu einer kompletten Beschreibung der Realität hinzufügt, muss revidiert werden. Das meiste wissenschaftliche Wissen ist stark kontextabhängig.<sup>63</sup>

Um der Krise, die sich für die objektivistische Perspektive ergeben hat, entgegenzutreten zu können, versucht Johnson die Bedeutung des menschlichen Körpers wieder für den Prozess der Bedeutungsbildung und der Rationalität hervorzuheben.<sup>64</sup> Dabei spielt insbesondere die Struktur der Imagination und die Fähigkeit des Verstehens, die sich aus der Beschaffenheit des menschlichen Körpers ergibt, eine zentrale Rolle: „The key to an adequate response to this crisis is to focus on something that has been ignored and undervalued in Objectivist accounts of meaning and rationality – the human body, and especially those structures of imagination and understanding that emerge from our embodied experience.”<sup>65</sup> Der menschliche Körper ist nach Johnsons Auffassung aufgrund der vermeintlich inhärenten Subjektivität für eine Theorie der Bedeutung und der Rationalität ignoriert worden. Darüber hinaus sollten nach dem objektivistischen Standpunkt alle Beschreibungen der Rationalität transzendent sein, sodass die Bezugnahme auf eine derartig konkrete Entität wie den menschlichen Körper nicht mit einbezogen worden ist.<sup>66</sup> Daher ist es grundsätzlich nach Johnsons Auffassung unmöglich, dass die objektivistischen Positionen imaginative Strukturen, wie sie die Bildschemata liefern, in ihre jeweiligen Theorien mit einbringen können. Diese seien zum einen nicht regelgeleitet und zum anderen zu subjektiv und idiosynkratisch, um für eine Theorie dienlich sein zu können, die die Bedeutung vermöge einer Korrespondenz zwischen Symbolen und diskreten Entitäten in einer Welt etabliert.<sup>67</sup>

Um das imaginative Verstehen zu erläutern, macht Johnson zu Beginn seiner Betrachtungen in [TBiMJoh] eine Unterscheidung, indem er zum einen von den Bildschemata und zum anderen von der metaphorischen Projektion spricht.<sup>68</sup> Dabei setzt er einleitend mit folgender Definition des Bildschemas an: „An image is a recurring, dynamic pattern of our perceptual interactions and

<sup>63</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. x bis xiii.

<sup>64</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 103, hier findet sich auch der Bezug, dass Objektivisten davon ausgehen, dass alles Verstehen nur in endlichen Propositionen artikuliert werden kann.

<sup>65</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xiv, vgl. ergänzend S. 103.

<sup>66</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xiv, S. 103.

<sup>67</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xxxvi.

<sup>68</sup> Schon zu Beginn diskutiert Johnson die Beziehung „mehr ist hoch (aufwärts)“ (more is up). Dieses Prinzip, welches wir beständig in unserer alltäglichen Welt und in unserem alltäglichen Umgang mit den Dingen erleben, etabliert die Grundlage für ein Verstehen in abstrakten Bereichen. Ein Beispiel in der konkreten physikalischen Welt ist das Füllen eines Behälters mit Flüssigkeit. Die Flüssigkeitssäule steigt höher, und am Ende ist darin mehr enthalten als vorher. Vgl. S. xv. Aber das Prinzip „mehr ist hoch (aufwärts)“ begegnet uns in abstrakten Bereichen.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

motor programs that gives coherence and structure to our experience.”<sup>69</sup> Das zentrale Anliegen ist nun für Johnson, diese auf Erfahrung basierenden Schemata und ihre imaginative Struktur als integralen Bestandteil der Bedeutungsbildung und der Rationalität zu etablieren.<sup>70</sup> Später konkretisiert er dieses Vorhaben, indem er die Natur unserer Schlussweisen neben der Struktur der Organisation unserer Bedeutung näher beleuchten möchte: „There are two especially controversial aspects of the view I will be developing concerning the centrality of image schematic structures in the organization of meaning and in the nature of inferences. *The first is their apparently nonpropositional, analog nature. The second is their figurative character, as structure of embodied imagination.*“<sup>71</sup> Es ist entscheidend zu sehen, dass die Untersuchung der Rationalität und der menschlichen Bedeutungsfähigkeit bei Johnson wesentlich im Rückgang auf eine Ebene bewerkstelligt wird, die unterhalb der propositionalen Inhalte liegt. Dies begründet er letztlich mit der Absicht, die figurativen und imaginativen Aspekte der Denkprozesse hervorzuheben. Daher ist auch der Rückgang auf Bildschemata und die Distanzierung zu einer bloßen Untersuchung von vollständig verbalisierten Sätzen zu sehen.<sup>72</sup>

In allen Analysen wird bei Johnson der Leib bzw. Körper (body) völlig allgemeingültig für den verleblichten Ursprung der imaginativen Strukturen unserer Verstehensprozesse verwendet. Hierunter fallen die noch näher darzustellenden Bildschemata und die metaphorische Ausübung.<sup>73</sup> Damit ist die Unentbehrlichkeit des Körpers und die daraus resultierende Verstehensleistung vermöge der Bildschemata der Fokus von Johnsons Betrachtungen.<sup>74</sup> Für Johnson ist die erfahrungsmäßige Struktur der Bildschemata entscheidend, denn auf diese kann immer wieder nach einer entsprechenden Übertragung auf abstrakte Bereiche ein Rückbezug auf die leibliche Verfasstheit ermöglicht werden.<sup>75</sup> Zunächst erfahren wir die Dinge in unserer Umgebungswelt, konkret in der physikalischen Welt. Diese Erfahrungswerte etablieren in einer vorsprachlichen Lebensetappe ein vorkonzeptionelles Vermögen, welche Johnson Bildschemata nennt und die dann auf den gesamten Bereich des Verstehens und der Sprache übertragen werden. Dort ergeben sie die dort vorherrschenden Verstehensprozesse, die aber durch die vorherig erlebten schematischen Prozesse nicht möglich wären. In diesem Sinne kann bei einem Bildschema von einem präsprachlichen Erfahrungsinhalt gesprochen werden.

Bildschemata als präsprachliche und vorkonzeptionelle Verstehensweisen, die auf einem Er-

---

<sup>69</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xiv.

<sup>70</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xiv.

<sup>71</sup> Vgl. S. xx.

<sup>72</sup> „I want to probe beneath the level of propositional content, as it is usually defined, to ask how propositional structure is possible. [...] In describing my project I have repeatedly stressed my intention to explore “nonpropositional” structures of meaning.” Vgl. [TBiMJoh], S. 1 und 2. Es ist wichtig zu sehen, dass gerade diese nichtpropositionalen und präkonzeptionellen Strukturen durch die in Frage stehenden Bildschemata gegeben sind. Vgl. [TBiMJoh], S. 2.

<sup>73</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xv.

<sup>74</sup> „We human beings have bodies. We are “*rational* animals,” but we are also “*rational* animals,” which means that our rationality is embodied.” Vgl. S. xix. Es zeigt sich, dass gerade durch die animalische Struktur, i.e. unserer beweglicher und gefühlter Leib, die Grundvoraussetzungen für Orientierung und Interaktion mit der uns umgebenden Welt gegeben sind. Diese Fähigkeit ist im Wesentlichen der zentrale Nährboden für ein Verständnis von Bildschemata. Vgl. [TBiMJoh], S. xxxiii.

<sup>75</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xvi.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

fahrungsinhalt basieren, machen diese insofern verständlich, als hiermit eine Eigenschaft genannt wird, die sich bei den Schemata durchhält: Wir erfahren und erleben die grundlegenden Schemata beständig im Umgang mit der physikalischen Welt und im Umgang mit den Dingen.<sup>76</sup> Die Erfahrungen, die für die Bildschemata entscheidend sind, müssen hierbei auch nicht auf einer senso-motorischen Stufe stehen bleiben. Selbst Johnson betont dies: „Experience,“ then, is to be understood in a very rich, broad sense as including basic perceptual, motor-program, emotional, historical, social, and linguistic dimension.“<sup>77</sup>

Abschließend muss noch darauf hingewiesen werden, dass es Johnson nicht nur darum geht zu behaupten, dass der Körper im Geist ist, sondern er will auch die Art und Weise, wie dies vorliegt, erklären. Dabei steht eine Verdeutlichung der Notwendigkeit des Körpers bzw. des aktiven Leibes für die Bereiche der Bedeutung, der Vernunft und der Rationalität im Vordergrund der Untersuchungen. Johnson ist es im Grunde genommen wichtig, dass Bedeutung im Gegensatz zu einem radikalen Objektivismus nicht ausschließlich durch wörtliche Sätze und den damit zusammenhängenden Propositionen zu erklären ist. Bedeutung und die Fähigkeit aus dieser einen für uns Menschen adäquaten Sinn zu etablieren, ist zu einem großen Teil durch nicht-sprachliche, figurativ kognitive Strukturen gegeben. Diese Strukturen klar zu benennen und ihren Ursprung in unserer leiblichen Verfassung zu suchen, womit man zu dem Schlagwort kommt, dass die Kognition verleiblicht ist, ist durch die Untersuchung der Bildschemata gegeben.<sup>78</sup>

Nach Johnsons Auffassung beschäftigt sich ein nicht unerheblicher Teil in der Kognitionswissenschaft mit der Sprache und der Frage, welches relevante Hintergrundwissen berücksichtigt werden muss, um einfache, wörtliche bzw. verbale Äußerung zu verstehen. Oftmals wird in diesem Zusammenhang von dem Problem der *Repräsentation* oder des *Repräsentiertseins* gesprochen.<sup>79</sup> Nichtsdestoweniger behauptete Johnson, dass die meisten Beiträge, die sich mit dem Verstehensprozess der gesprochenen Sprache beschäftigen, eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen Bedeutung und dem Hintergrund, infolgedessen die Bedeutung emergiert, vornehmen. Die zentrale These, die Johnson nun verfolgt, ist, dass er gerade diesen Hintergrund durch nichtpropositionale Strukturen – namentlich die Bildschemata – näher bestimmen will und diese eine zentrale Rolle für unsere Verstehensprozesse spielen: „I want to suggest that there are nonpropositional structures in the Background that play a far more central role in the elaboration of meaning than Objectivism allows.“<sup>80</sup> In diesem Sinne fordert Johnson auch die gängige Meinung heraus, dass Bedeutung nur durch propositionale Strukturen gegeben sei.<sup>81</sup>

---

<sup>76</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xix.

<sup>77</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xvi.

<sup>78</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 5.

<sup>79</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 8.

<sup>80</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 10. Johnson betont an später Stelle nochmals, dass gerade die schematischen Strukturen beachtet werden müssen, um Bedeutung und die Verstehensfähigkeit zu beschreiben: „I am suggesting that we cannot understand meaning without paying attention to such schematic structures as these.“, vgl. [TBiMJoh], S. 37.

<sup>81</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 10.

## 2.2 Was sind Bildschemata

Um die Theorie der Bildschemata genau zu verstehen, steht man vor der Schwierigkeit, dass man einerseits eine eindeutige Definition angeben möchte, die recht allgemein sein sollte. Andererseits ist ein philosophisches Verständnis erst dann gegeben, sobald man die einzelnen Schemata separat studiert und sich sodann die dazugehörigen verbalisierten Sätze näher anschaut. Damit kann diese abstrakte Theorie immer wieder nur mit konkreten Beispielen betrachtet werden, um zu sehen, ob sich allgemeine Prinzipien halten lassen und inwieweit gerade der übergreifende Aspekt der Dynamik anhand der Beispiele erhellt werden kann.

In Johnsons Buch [TBiMJoh] wird der Begriff des Bildschemas erst allmählich entwickelt. Zunächst wird der Begriff sozusagen durch Phänomene aus der Erfahrung und einigen Sprachbeispielen motiviert. Diese Sprachbeispiele sind weit im Text verstreut und wenig konzentriert. Erst zu einer relativ späten Stelle im Buch wird eine Definition angegeben. Ich möchte hier in meiner Darstellung von Johnsons Theorie den umgedrehten Weg gehen und mit der abstrakten Definition beginnen (Abschnitt 2.2.1). Diese abstrakte Definition soll direkt mit Sprachbeispielen motiviert werden (Abschnitt 2.2.2). In einem weiteren Analyseschritt soll dann mit Hilfe eines Ausschlussverfahrens der ontologische Status der Bildschemata näher bestimmt werden (Abschnitt 2.2.3). Mit diesem Ausschlussverfahren soll ausgeschlossen werden, was der Begriff des Bildschematas nicht besagen soll. Abschließend sollen dann positive Eigenschaften der Bildschemata – vor allem ihre Gestaltstruktur – verdeutlicht werden (Abschnitt 2.2.4).

### 2.2.1 Definition der Bildschemata

In der Einleitung wurde bereits hingewiesen, dass es Johnson darum geht, unsere Verstehensfähigkeit näher zu untersuchen. Es geht um mentale Prozesse, die mit Hilfe einer Theorie der figurativen Strukturierungen beschrieben werden sollen. Diese figurativen Strukturierungen nennt Johnson *Bildschemata*. Diese haben ihren Ursprung in der sensomotorischen Aktivität des Leibes. Zwar steckt in dem Wort Bildschemata das Wort Bild, aber es geht hierbei nicht um konkrete Bilder: „In sum, image schemata operate at a level of mental organization that falls between abstract propositional structures, on the one side, and particular concrete images, on the other.“<sup>82</sup> Diese Feststellungen führen Johnson zu der folgenden Definition:

[...] in order for us to have meaningful, connected experiences that we can comprehend and reason about, there must be pattern and order to our actions, perceptions, and conceptions. A schema is a recurrent pattern, shape, and regularity in, or of, these ongoing ordering activities. These patterns emerge as meaningful structures for us chiefly at the level of our bodily movements through space, our manipulation of objects, and our perceptual interactions. It is important to recognize the dynamic character of image schemata.<sup>83</sup>

Man kann ein Bildschema also als ein strukturierendes *Relationsgefüge* verstehen, welches in verschiedenen Bereichen (Konzeptionen der leiblichen Interaktion, der Wahrnehmung, der

---

<sup>82</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 29.

<sup>83</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 29.

Sprache, und des Denkens) immer wieder in einer gleichbleibenden Erscheinungsweise zur Geltung kommt. Dabei spielen die Relata (Leib – hantierendes Objekt, sensorische Kapazität – wahrgenommenes Objekt, Symbol – Bedeutung) für Johnson nicht die entscheidende Rolle. Die Relationsgefüge oder die Muster (patterns) zwischen diesen Relata sind die entscheidenden Konstituenten für die Theorie der Bildschemata.

Ergänzend möchte ich noch auf eine weitere Definition aus Johnsons Buch hinweisen, die im 4. Kapitel des Buches [TBiMJoh] zu finden ist. In diesem Kapitel steht die metaphorische Erweiterung der Bildschemata im Zentrum der Betrachtungen. Hier schreibt Johnson: „Image schemata are those recurring structures of, or in, our perceptual interactions, bodily experiences, and cognitive operations.“<sup>84</sup> Auch hier wird die Strukturiertheit als übergeordnete Konstituente der Bildschemata herausgestellt. Zwei Aspekte sind bei den beiden Bestimmungen auffällig: Zum einen sind die Strukturen immer wiederkehrend, d.h. wir können sie immer wieder nachvollziehen und erleben sie immer wieder neu. Dieser Aspekt wird bei der Betrachtung einzelner Phänomene deutlich werden. Der andere Aspekt ist der dynamische Aspekt, der im Zentrum dieser Arbeit steht. *Die Bildschemata haben eine zeitliche Verlaufsform.* Man kann sagen, dass sie in den jeweiligen Gebieten, in denen sie die Strukturiertheit vorgeben, zum *Zuge kommen*. Damit ist eine erste, abstrakte und positive Bestimmung vorgegeben.

### 2.2.2 Sprachliche Beispiele

In diesem Abschnitt möchte ich einige Sprachbeispiele angeben, die ich teilweise in den unten stehenden spezifischen Erläuterungen wiederholen werde. Diese Sprachbeispiele dienen insbesondere dazu, die obige abstrakte Definition mit einer *Strukturgleichheit* in Sätzen aus verschiedenen Kontexten zu begründen. Diese Strukturgleichheit ist der Anlass für die obige Definition der Bildschemata und zeigt zwar noch nicht den eigentlichen ontologischen Status, aber sie verdeutlicht anhand von Sätzen, dass Bildschemata metaphorisch in unserer Sprache operieren.

Behälterschema:

Peter ist *in* dem Raum.

Frank pumpt Luft *in* den Schlauch.

Anja hat Wut *im* Bauch.

Die Menge der ganzen Zahlen ist *in* der Menge der rationalen Zahlen *enthalten*.

*In* Sätzen lassen sich Beispiele für Bildschemata *finden*.

Heraus-Schema: Peter *geht aus* dem Raum *heraus*.

Frank *lässt* die Luft *aus* dem Schlauch *heraus*.

---

<sup>84</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 79.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

Anja *lässt* endlich ihre Wut *heraus*.

Erst später *kam* die Lüge *heraus*.

Kraftschema:

Du *darfst* heute zum Spielen rausgehen.

Du *darfst* bis 21 Uhr aufbleiben.

Wir *dürfen* diesen Weg betreten.

Wir *dürfen* diesen Weg *nicht* betreten.

Man kann den Raum nicht betreten. Es *müssen* erst alle Dinge, die im Weg liegen, *aus* dem Weg *geräumt* werden.

Es gibt einige Probleme bei dem Projekt. Diese Probleme *müssen beseitigt* werden.

Wir sind auf dem Flur an *einander geraten* und haben uns gestoßen.

Nach einer Woche gemeinsamer Arbeit hielt ich es nicht mehr aus und sagte ihm meine Meinung.

Wir sind heftig *aneinander geraten*.

Im Physikexperiment haben wir gesehen, wie Eisen von dem Magneten *angezogen wurde*. Es wirkte eine magnetische Kraft.

Man geht davon aus, dass die Elektronen in der Atomhülle von den Protonen *angezogen* werden.

Sie ist sehr *attraktiv* und ich fühle mich zu ihr *hingezogen*.

Balanceschema:

Du musst das Gewicht *gleichmäßig* auf dem Wagen verteilen, damit er nicht aus dem *Gleichgewicht* kommt.

Das Verhältnis ist nicht *ausgeglichen*, da sie *weniger* arbeitet als die anderen.

Ich fühle mich seit Tagen nicht recht *ausgeglichen*.

Pfadschema:

Der Weg *führt* über zwei Querstraßen *bis zu* einer Brücke, und dann ist man angekommen.

Der *Weg* der Philosophie von Kant *über* Fichte und Schelling *bis hin zu* Hegel wird als Deutscher Idealismus bezeichnet und ist durch verschiedenen Typen der Subjektphilosophie gekennzeichnet.

Auf meiner Arbeitsstelle werden mir ständig Steine in den *Weg* gelegt. Das stört mein *Vorwärt-skommen*.

Skalenschema:

Je *mehr* du in deinen Rucksack packst, *umso schwerer* wird er sein.

Je *mehr* Arbeit du *anhäufst*, *umso schwerer* wird es, sie zu bewältigen.

Er ist den Berg hinauf *gestiegen*, nicht am Seil geklettert.

Die Kriminalität ist *gestiegen*.



## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

Dies ist nur eine kleine Auswahl von typischen *räumlichen* Metaphern, die die gesamte Sprache durchziehen. Je nach Autor in der Linguistik oder der Philosophie schwankt die Zahl der zu unterscheidenden Schemata zwischen 20 und 250. In seiner Darstellung erwähnt Johnson beispielsweise Christopher Alexanders<sup>85</sup> Beitrag zu diesen wiederkehrenden Mustern. Christopher Alexander unterscheidet hierbei 253 Muster, wohingegen Johnson in seinem Buch 53 näher bestimmt.<sup>86</sup> Johnson kommentiert diesen Unterschied mit den folgenden Worten:

There is clearly nothing sacred about 253 patterns versus 53 or any number of patterns, but it is certain that we experience our world by means of various image-schematic structures whose relations make up the fabric of our experience, that is, of our understanding. I have surveyed some of the internal structure of a few prominent image schemata to show that they are sufficiently structured to constrain our understanding and reasoning.<sup>87</sup>

Vieles hängt davon ab, was man genau beschreiben will. Die Schemata können hier in den Sprachbeispielen durch unterschiedliche Wortarten – Redeteil partes orationis – kodifiziert sein. Das Behälterschema ist durch die Präposition *in* bestimmt. Dagegen sind die Kräfteschemata (Blockade, Anziehung, Beseitigung, etc.) durch Modalverben wie *dürfen*, *können* und *müssen* etc. gegeben. Aber auch andere selbstständige Verben können die Schemata der Blockade wie etwa *beseitigen* näher bestimmen. Die Untersuchungen zu den Modalverben und ihrer schematisierten Seinsweise gehen hierbei auf Eve Sweetser<sup>88</sup> zurück.

Es ist klar, dass die Analyse verschiedener Sprachen der Linguistik überlassen werden muss. Cassirer schreibt im ersten Band der *Philosophie der symbolischen Formen (die Sprache)*:

Die Aufgabe, die verschiedenen Formen der Begriffs- und Klassenbildung, die in den Einzelsprachen wirksam sind, zu beschreiben und sie in ihren letzten geistigen Motiven zu verstehen, liegt jenseits des Gebiets und der methodischen Möglichkeiten der Sprachphilosophie. Sie kann, soweit sie überhaupt lösbar ist, nur von einer allgemeinen Linguistik und von den besonderen Sprachwissenschaft in Angriff genommen werden. Die Wege, die die Sprache hier einschlägt, sind so vielfältig verschlungen und so dunkel, daß es nur durch die genaueste Versenkung und durch die feinste Einfühlung in das Detail der Einzelsprachen gelingen kann, sie allmählich zu erhellen.<sup>89</sup>

Ich schließe mich in meiner weiteren Untersuchung Cassirer an. Es wird keine linguistische Einzelbetrachtung für Sprachen angefertigt werden können. Der erste Grund liegt hier in der gerade wiedergegebenen Aussage von Cassirer: Ich möchte hier eine philosophische Untersuchung

<sup>85</sup> Vgl. hierzu Christopher Alexander, Sara Ishikawa, Murray Silverstein: *A Pattern Language: Town, Buildings, Construction*.

<sup>86</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 126.

<sup>87</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 126.

<sup>88</sup> Vgl. Eve Sweetser: *From Etymology to Pragmatics: Metaphorical and cultural aspects of semantic structures*, 1991. Im Weiteren mit [FEtP] abgekürzt. Für die deutsche Sprache haben E. Smirnova in *Die Entwicklung der Konstruktion würde + Infinitiv im Deutschen* und Norio Shima und Ryoko Naruse-Shima in *Objektwechsel bei Partikelverben im Deutschen: Unter besonderer Berücksichtigung Privativer Verben mit der Partikel aus-\** ähnliche Untersuchungen angefertigt.

<sup>89</sup> Vgl. *Philosophie der symbolischen Formen Erster Band Die Sprache*, S. 269. Im weiteren durch [ECW 11] abgekürzt.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

bildschematischer Strukturen anfertigen. Diese haben zwar mit Sprache zu tun, aber sofern der Bezug zur Sprache wiedergegeben wird, ist immer zu sehen, dass nicht alle Nuancen der Sprachentstehung berücksichtigt werden können. Es sollen Allgemeinheiten der sprachlichen Strukturierung behandelt werden. Hierzu gehören die bildschematischen Strukturen insofern, als sie die *räumliche Metaphorik* in der Sprache fundieren. Ein weiterer Grund, warum hier keine linguistische Untersuchung angefertigt werden kann, liegt implizit in dem ontologischen Status der bildschematischen Strukturen. Sie haben verschiedene Arten des *Vorkommens* und hierunter ist die Sprache eine von letztlich vier möglichen. Die anderen Vorkommensweisen sind die leibliche Interaktion mit der Welt, die Wahrnehmung und das Denken bzw. das kognitive Verstehen. Auch hierbei können nicht alle möglichen leiblichen Aktivitäten, alle möglichen Wahrnehmungssituationen und alle möglichen Denkweisen mit bildschematischen Strukturen gleichgesetzt werden. Die meisten leiblichen Erlebnisse, die etwa rein expressiv sind oder die rein biochemischen Ursprungs (frieren, schwitzen, Krankheiten u.a.) sind, haben nicht unmittelbar mit bildschematischen Strukturen zu tun. Das Phantasieren in konkreten Bildern, was als ein mentaler Prozess verstanden wird, kann ebenfalls nicht ohne weiteres mit bildschematischen Strukturen gleichgesetzt werden. Betrachtet man jeweils die vier Bereiche der Vorkommensweisen bildschematischer Strukturen für sich, so erschöpfen sich diese Bereiche jeweils für sich nicht durch bildschematische Strukturen. Was sie philosophisch interessant macht, ist ihre übergreifende Erscheinungsweise und ihr Bezug zum Verstehen. Hierbei ist das Verstehen (*understanding, intellegere, comprehendo*) als Prozessualität gerade die Schnittstelle zwischen den Vorkommensweisen. Sowohl im sensomotorischen Hantieren, der bloßen Wahrnehmung, als auch im Sprachverstehen und schließlich auch im Denken selbst kommen bildschematische Strukturen und Muster vor. Dies näher zu beleuchten und auf die Prozessualität hinzuarbeiten, das wird Gegenstand der vorliegenden Arbeit sein.

Bevor zu Detailbetrachtungen übergegangen wird, möchte ich noch kurz begründen, warum die Vorkommensweise der Sprache die nächstliegende Erwähnung ist. Der Vorteil an der Sprache ist, dass sie in schriftlichen Arbeiten wie einer philosophischen Arbeit am einfachsten dargestellt werden kann: Die Philosophie ist zumeist in einer Sprache verfasst. Die oben dargestellten Textbeispiele lassen sich einfach wiedergeben. Durch den übergreifenden Bezug kann anhand der Beispiele die Idee der bildschematischen Strukturen besser erläutert werden. Nimmt man etwa das Behälterschema, welches in einigen westlich-europäischen Sprachen durch die Präposition *in* gegeben ist, lässt sich die Idee von bildschematischen Strukturen einfach erklären. Ein gleich bleibendes Konzept, wie das des Behälters überträgt sich in verschiedenen Aussagen vermöge des Wortes *in*. Dass sich dies in anderen Sprachen durch andere sprachliche Äußerungen bzw. Wörter, eventuell auch durch andere grammatikalische Strukturen sedimentiert hat, spielt für den ontologischen Status der bildschematischen Strukturen in philosophischer Hinsicht eine zweitrangige Rolle. Es zeigt sich ein breites Forschungsinteresse innerhalb verschiedenster Sprachen, seitdem in der Linguistik durch Autoren wie R. Langhacker, L. Talmy und G. Lakoff ein

Name für diese gleich bleibenden Strukturen gefunden worden ist.<sup>90</sup> Im Hinblick auf die Sprache ist in philosophischer Hinsicht die Idee von *räumlichen Metaphern* aber nicht neu. Bereits in Cassirers erstem Band zu der *Philosophie der symbolischen Formen* findet man mit Bezug auf Humboldt den Hinweis, dass das erste Verstehen in verschiedenen Sprache mit Hilfe von räumlichen Metaphern geschieht. Auf dies werde ich im 3. Kapitel in einer eigenen Auseinandersetzung zurückkommen. Wichtig ist hier, dass man wegen der Hinweise auf die Sprache nicht davon ausgehen sollte, dass dies ausschließlich ein sprachphilosophisches Problem sei. Man muss hierbei immer auch die anderen Vorkommensweisen in der weiteren Betrachtung berücksichtigen.

Damit möchte ich zunächst die positive Bestimmung bildschematischer Strukturen beenden und im folgenden Abschnitt Abgrenzungen benennen, um zu zeigen, was Bildschemata nicht sind.

### 2.2.3 Was Bildschemata nicht sind

Im Weiteren soll ausgeschlossen werden, was Bildschemata alles nicht sind. Dies ist aufgrund des Namens, welches das Wort *Bild* und das Wort *Schema* enthält, sinnvoll. Die Worte Bild und Schema sind vieldeutig, daher ist es wichtig, eine Abgrenzung zu gewissen Konnotationen vorzugeben.

Bildschemata können wir nicht direkt wahrnehmen, d.h. Schemata gehören nicht der Sinnlichkeit an. Explizit gesprochen, können wir Bildschemata weder sehen, schmecken, hören oder riechen. Einerseits haben folglich bildschematische Strukturen mit den bloßen Qualia, d.h. dem bloßen Klang, Laut, Geräusch oder anderen auditiven Signalen oder den bloßen Farben, dem Geruch oder dem haptischen Wahrgenommenen, nichts zu tun. Andererseits greifen aber diese Bildschemata, wie später noch gezeigt werden wird, auf eine noch zu klärende Art und Weise in die sinnliche Wahrnehmung ein. Sie greifen genau dann ein, sobald es um die Art und Weise eines zeitlichen kleinen Wahrnehmungsverlaufes geht, der sich als Verstehensprozess entwickelt. Eine weitere Schwierigkeit neben der Eigenschaft, dass Bildschemata nicht direkt sinnlich erlebbar sind, ist die übergreifende Anwendbarkeit für unterschiedliche Bereiche: Sensomotorik, Wahrnehmung, Sprache und Denken. Dies lässt sich schon an dem entwicklungsbedingten Status sehen: Zunächst ist die Rede von Strukturen, die aus unserer rein sensomotorischen Zugangsweise zur Welt werden und sodann auf bloße Verstehensprozesse und die Sprache übertragen werden. Danach sollen sie sogar rückwirkend in die Bereiche Erfahrung, Wahrnehmung und Bildformation von Objekten wieder in dem Sinne eingreifen, dass erst sie das entscheidende Fundament für Verstehensprozesse in diesen disparaten Bereichen zugrunde legen:

Image schemata exist at a level of generality and abstraction that allows them to serve repeatedly as identifying patterns in an indefinitely large number of experience, perceptions,

---

<sup>90</sup> Leonard Talmy, *Toward a Cognitive Semantics* Vol.1, 2., insbesondere Kapitel 7 in Vol.1: *Force Dynamics in Languages and Cognition*, S. 409-470; Ronald Langacker, *Foundations of Cognitive Grammar*; George Lakoff, *Women, Fire, and Dangerous Things*, insbesondere Kapitel 17: *Cognitive Semantics*, S. 269-303.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

and image formations for objects or events that are similarly structured in the relevant ways. Their most important feature is that they have a few basic elements or components that are related by definite structures, and yet they have a certain flexibility.<sup>91</sup>

Damit lässt sich hier zusammenfassend sagen, dass Bildschemata nicht direkt der sinnlichen Wahrnehmung angehören. Sie können also nicht Objekte der sinnlichen Wahrnehmung werden. Aber es wird sich aufgrund einer entwicklungspsychologischen Tendenz der Bildschemata aufzeigen lassen, dass sie in die Wahrnehmung eingreifen. Wahrnehmung ist für uns nicht per se etwas unstrukturiert Gegebenes. Wahrnehmung ist im hohen Maße strukturiert; und nach Johnsons Auffassung lässt sich ein Teil dieser Strukturiertheit durch ein bildschematisches Verständnis erklären.

Wie oben bereits erwähnt, enthält der Begriff Bildschema aus dem Wort *Schema*. Die gängige Bedeutung des Wortes Schema als *Plan* oder vorgegebene *Schablone*, etwa für eine Handlungsvorschrift, muss von dem Begriff des Bildschemas, wie er hier behandelt wird, unterschieden werden. Bildschemata entsprechen im Sinne Johnsons nicht der gängigen Vorstellung eines Plans, welchen man sich beispielsweise für eine Abfolge von Tätigkeiten zurechtlegt:

Today, [. . .], schemata are typically thought of as general knowledge structures, ranging from conceptual networks to scripted activities to narrative structures and even to theoretical frameworks. Since my use of the term focuses on embodied patterns of meaningfully organized experience (such as structures of bodily movements and perceptual interactions), I want to distinguish my view from those that put stress exclusively on propositional structures<sup>92</sup>

Obwohl sich hier ein anderes Verständnis des Begriffes Schema ankündigt, erkennt Johnson ein in der Philosophie verbreitetes Verständnis des Schemabegriffs an. Dieses Verständnis besteht in einer einheitlichen Organisation von konzeptionellem und propositionalen Wissen und dessen Werten, welche man sich im Umgang mit einer Situation oder einem Ereignis zurechtlegen kann.<sup>93</sup> Das Deutsche bietet hierfür sogar einen bekannten Ausspruch: das Schema F. „Etwas nach Schema F abhandeln“ besagt soviel, dass eine Routine abgehandelt wird. Über diese Routine muss man zwar im Einzelnen nicht mehr nachdenken, aber sie ist in dem Sinne bewusst, dass man sie in einer detaillierten Weise erklären kann. Bei einer solchen Erklärung geht es dann zumeist nur um eine etappenartige Wiedergabe einer gesamten Prozedur.

Weiterhin weist der Name *Bildschema* das Wort Bild auf. Es geht bei einem Bildschema im Allgemeinen nicht um ein faktisches Bild. Hierbei sei zum einen an die Differenz zwischen Bild und Bildnis bzw. Abbild oder Vorstellung erinnert. Im Englischen unterscheidet man zudem zwischen *picture* und *image*, wobei *picture* das faktische Bild meint, wie etwa ein Gemälde oder eine Fotografie, aber *image* in die Richtung Bildnis oder Abbild oder Vorstellung weist. Mit Bildschemata sind also faktisch keine statischen Bilder wie etwa Piktogramme, Diagramme, Fotografien, Gemälde oder mentale Phantasiebilder gemeint:

---

<sup>91</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 28.

<sup>92</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 19.

<sup>93</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 20.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

The distinction between schemata and rich images is crucial and merits considerable attention. [...] *image schemata are not rich, concrete images or mental pictures, either*. They are structures that organize our mental representation at a level more general and abstract than at which we particular mental images.<sup>94</sup>

Der Hauptunterschied zwischen Bildschemata und mentalen Bildern ist durch die Tatsache gegeben, dass Johnson unter Schemata strukturelle Eigenschaften versteht, die sich in verschiedenen Objekten, Ereignissen und körperlichen Bewegungen, aber auch Relationen von Körperbewegungen wiederfinden können. So ist etwa die Trajektorie einer Flugkurve genauso ein Repräsentant für ein Pfadschema wie das eigentliche Beschreiten eines Weges oder die Handbewegung, die ein Objekt von einer Stelle auf die andere legt, wie etwa das Anheben einer Kaffeekanne von der Kaffeemaschine auf den Küchentisch.<sup>95</sup>

Oben wurde bereits hingewiesen, dass Bildschemata nicht rein der Perzeption angehören. Sie sind daher keine visuellen Phänomene: „Image schemata are abstract and not limited only to visual properties.“<sup>96</sup> Nichtsdestoweniger haben Bildschemata ihre visuellen Korrelate, was man sich etwa an den Beispielen der Trajektorien erklären kann. Hier wird der dynamische Aspekt eine exemplarische und ausgezeichnete Rolle spielen.<sup>97</sup> Denn zunächst sind es die tatsächlichen Flugbahnen, die beispielsweise für das unten besprochene Pfadschema stehen können, nicht etwa die Linien, die durch Diagramme angegeben werden. Trajektorien können in solchen zwar veranschaulicht werden, doch das faktische Vollziehen einer Trajektorie ist nicht durch diese Linie möglich. Es ist die Bewegung selbst, die eine derartige figurative Trajektorie mit sich bringt.<sup>98</sup> Dies zeigt, dass gerade kinästhetische Aspekte die entscheidende Rolle bei der Definition der Bildschemata spielen.

Die Differenz zwischen mentalen Bildern (*mental pictures*) und Bildschemata ist insbesondere dadurch gegeben, dass die mentalen Bilder konkrete Bilder wiedergeben und daher weniger abstrakt sind als die Bildschemata. Phänomenologisch gesprochen, gibt es bei mentalen Bildern tatsächlich ein *sujet*, wie es etwa Husserl in seinen Arbeiten im Buch *Phantasie und Bildbewusstsein*<sup>99</sup> erläutert. Es handelt sich im Erleben von mentalen Bildern um eine konkrete Figur oder Ansammlung von Figuren, die tatsächlich in mehr oder weniger analogen Farbgebungen vorliegen, so wie sie im tatsächlichen Sehen vorhanden sind. Diese tatsächlichen visuellen Figuren, die man bei mentalen Phantasiebildern sieht, haben beim Erleben immer eine direkte Vermeinungsstruktur des Bewusstseins, sodass sie als dieses oder jenes Objekt mental phantasiert werden. Stelle ich mir also etwa einen Baum vor, so ergibt sich damit eine noetische

<sup>94</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 23f.

<sup>95</sup> Ein weiteres Beispiel, welches den Unterschied zwischen mentalen Bildern und Bildschemata aufzeigt, arbeitet Johnson in [TBiMJoh] auf S. 24 durch.

<sup>96</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 24.

<sup>97</sup> Vgl. Honbeispiel in [WFaDTLak] S. 104-113. „This is shown by the naturalness of image-schema transformations relative to visual experience [...]“

<sup>98</sup> Johnson verweist in diesem Zusammenhang auf Lee R. Brooks experimentellen Arbeiten, die zeigen, dass das Erkennen von visuellen Bildern von taktilen Fähigkeiten herrührt, Vgl. [TBiMJoh], S. 25. Vgl. auch Anderson, Vgl. [TBiMJoh], S. 25 und 26.

<sup>99</sup> Vgl. [Hua XXIII], S. 5-108.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

Vermeinungsstruktur, dass ich diesen Baum tatsächlich nur phantasiert habe. Diese phänomenologische Struktur liegt bei Bildschemata nicht in dieser konkreten Weise vor. Die Bildschemata sind in diesem Sinne weitaus abstrakter: „Schemata are more abstract and malleable than mental pictures.“<sup>100</sup> Mit den Hinweisen auf Husserls Begriff des tatsächlichen *sujet* ist also hier eine Abgrenzung zu den Bildschemata zu sehen, die darin besteht, dass Bilder oder Phantasiebilder figurative Elemente besitzen, dass aber die Bildschemata mit diesen figurativen Elementen nicht gleichzusetzen sind.

Damit möchte ich hier die wesentlichen Abgrenzungen der Bildschemata zu naheliegenden Verwechslungen, die sich aufgrund der Namensgebung ergeben können, zusammenfassen. Bildschemata sind keine mentalen Bilder oder Phantasiebilder, sie beschreiben keine routinemäßige Handlung, wie es ein Plan oder eine Schablone vorgeben, und sie sind prima facie nicht sinnliche Inhalte. Die Namensgebung ergibt sich aus dem Wunsch, figurative Aspekte wie die Trajektorien von Bewegungsabläufen zu berücksichtigen. Dadurch, dass sie auf Strukturen referieren, die immer wieder ablaufen, ist der Name Schemata sicherlich motiviert, aber es muss immer gesehen werden, dass in Johnsons Verständnis die Bildschemata immer wieder in verschiedenen Kontexten die gleichbleibende Strukturiertheit sind und daher der einheitliche Name zu erklären ist.

### 2.2.4 Positive Charakterisierung der Bildschemata

Im vorherigen Abschnitt ist eine Abgrenzung zu all den Begriffen wiedergegeben worden, mit denen man den Begriff des *Bildschemas* aufgrund von Namensgebung verwechseln könnte. Nun möchte ich positive Eigenschaften der Bildschemata benennen, um sie näher bestimmen zu können.

Johnson verwendet für den Begriff *image schema* (Bildschema) auch optional die Begriffe *embodied schema* oder einfach *schema*. Dies beiden Wendungen beziehen begrifflich die Eigenschaften mit ein, dass es um schematische Strukturen geht, die durch unsere Bewegung im Raum erlebt werden, in unsere Perzeption das sinnliche Verstehen unterstützen, in Form von metaphorischen Wendungen in der Sprache fungieren und als Organisationsmuster an kognitiven Prozessen beteiligt sind. Die Bildschemata existieren als *Emergenzphänomene*. Sie emergieren zunächst aus der leiblichen Interaktion und können nach Johnsons Auffassung sich in einer analogen Weise im Verstehen manifestieren: „They [image schemas] exist, rather, in a continuous, analog fashion in our understanding.“<sup>101</sup> Nichtsdestoweniger greifen sie aber wieder in die Perzeption, in die Bewegung im Raum und in die physische Veränderung von Objekten mit ein. Diese doppelte Rückbezogenheit ist eine der genuinen Eigenschaften bildschematischer Strukturen und lässt sich nur durch eine allmähliche psychologische Entwicklung erklären: Versteht ein

<sup>100</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 26. Empirische Untersuchungen, die auf Carmichael, Hogan und Walter zurückgehen scheinen nach Johnson, diese Unterscheidung von mentalen Bildern und Bildschemata ebenfalls zu unterstützen.

<sup>101</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 23.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

Kleinkind beispielsweise Kraftaufwendung durch leibliche Aktivität, so kann es später im visuellen Sehen von Krafterzeugung diese Kraftaufwendung unmittelbar erkennen. Auch die sprachliche Äußerung, dass etwa das Lernen einer Kraftaufwendung bedarf, wird das Kind allmählich verstehen und unthematisiert mit der ursprünglichen leiblichen Kraftaufwendung verbinden. Es wird in verbalisierten Sätzen darüber sprechen, dass es ihm Kraft kostet und Anstrengungen mit sich bringt, zu lernen.

All diese Weisen der bildschematischen Strukturen als Verstehensmöglichkeiten ergeben sich daraus, dass Schemata in dem bisher etablierten Sinne einen Vollzugscharakter haben. Dieses macht sich sowohl in kinästhetischen Ausführungen als auch bei der entsprechenden Metaphorik in der Sprache bemerkbar. Entscheidend ist der kinästhetische Charakter: „In other words, what I am calling image schemata have a certain kinesthetic character – they are not tied to any single perceptual modality, though our visual schemata seem to predominate.“<sup>102</sup>

Wie es in dieser Arbeit bereits Eingangs im Abschnitt zum Problem des Objektivismus erwähnt worden ist, geht es Johnson und Lakoff in vielerlei Hinsicht um die figurativen und nichtpropositionalen Aspekte des Denkens, die der Untergrund jeder menschlichen Verstehensfähigkeit sind. Bildschemata erfüllen gerade diesen nichtpropositionalen Aspekt der kognitiven Leistung. Johnson erwähnt an vielen Stellen die figurative Eigenschaft von Bildschemata. Dies wird umso deutlicher, je mehr man sich die *Gestalteigenschaft* der Bildschemata vergegenwärtigt. Weiterhin drücken Bildschemata keine verbalisierbaren Propositionen aus. Fasst man diese beiden Aspekte zusammen, so ist ein Bildschema etwas, was zwischen einer abstrakten propositionalen Struktur und einem partikularen konkreten Bild angesiedelt ist: „In sum, image schemata operate at al level of mental organization that fall between abstract propositional structures, on the one side, and particular concrete images, on the other.“<sup>103</sup> An dieser zitierten Stelle deutet sich durch die Bemerkung „operieren“ der in Frage stehende, dynamische Aspekt in Johnsons Ausführungen schon an. Ein Bildschema ist nicht nur eine propositionale Struktur. Propositionale Strukturen werden als unbewegliche, inaktive, kognitive Denkinhalt gesehen und nicht als dynamisch verstanden. Bei Bildschemata ist dies gerade nicht der Fall. Sie operieren und haben daher eine Verlaufsform. Es wird zentral in dieser Arbeit, diesen Aspekt zur Geltung zu bringen.

Ich möchte auf ein Beispiel von Johnson näher eingehen. Johnson zeigt paradigmatisch am *Heraus-Schemas* (out schema), dass Schemata keine propositionalen Sätze sind. Hierbei macht Johnson eine Unterscheidung zwischen einerseits dem Bildschema, welches beim Verstehen eines Satzes zum Zuge kommt, und andererseits dem propositionalen, linguistisch orientierten Gehalt, den ein Satze haben kann. Beispielsweise ist für den Satz „John verlässt den Raum“ der propositionale Gehalt schlichtweg das, was im Satz geäußert wird vor dem Hintergrund eines Modells, worin eine Menge von Wörtern vorgegeben ist, z.B. das *Gehen*, das *Hereingehen*, das *Herausgehen*, *John* und *Räume*. Hierüber lässt man dann den *extensiven* Anteil des Satzes

---

<sup>102</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 25.

<sup>103</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 29.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

gelten, dass John den Raum verlassen hat. Diese klassische Analyse zeigt das, was man mit dem Gehalt eines Satzes sagen möchte. Doch dies ist hier zunächst im Hinblick auf ein vorkonzeptionelles Verständnis nicht gemeint. Die faktische Tat der Bewegung „aus dem Raum herausgehen“ ist begleitet mit einem Vorverständnis. Dieses Vorverständnis besteht darin, dass die Bewegung des Herausgehens von uns irgendwann tatsächlich einmal geleistet worden ist. Dieses so gewonnene Vorverständnis, welches zunächst durch ein Wissen um *das Gehen* und *das Verlassen von Räumen* in einem sensomotorischen Sinne gegeben ist, ist ein erlebtes, aber auch erfahrungsmäßiges Wissen. Hierin sind unter anderem die Stetigkeit und die dynamische Struktur der Bewegung gemeint.<sup>104</sup> Beim Herausgehen stellen wir nicht in Frage, dass die Bewegung stetig ist, d.h. wir machen mit unserem Körper keine Sprünge, worin etwa ein Teil der Wegstrecke ausgeschlossen oder nicht durchgangen wird. Darüber hinaus „wissen“ wir in einem vorkonzeptionellen Verständnis mit dem Herausgehen, *dass* wir herausgehen und stellen nicht dabei den faktischen Vollzug in Frage. Diese Eigenschaften sind insofern vorkonzeptionell, als wir sie auf einer bloßen Erfahrungsebene zunächst in einer leiblich inkorporierten Weise erleben. Mit der Tatsache, dass sich durch ein Bildschema kein propositionaler Gehalt manifestiert, wird gerade ihr Vermögen zum Ausdruck gebracht, dass die Bildschemata auf verschiedene Weise jedoch in einer gleichartigen Strukturiertheit zum Zuge kommen. So ist etwa das Herausziehen der Hand aus dem Handschuh in ähnlicher Weise vermöge des Herauschemas (out schema) strukturiert wie das Heraustreten aus einem Raum, mit anderen Worten: „[...] we seem to develop our sense of in-out orientation through a host of bodily movements, manipulations, and experience.“<sup>105</sup> Diese allgemeine Übertragbarkeit der Schemata machen sie als prozessualen Charakter der Verstehensleistung des Menschen interessant, da hieraus auf einer relationalen Ebene Identitäten deutlich werden, ohne dabei die Individualität der jeweiligen Situation berücksichtigen zu müssen.

Hiermit lässt sich ein zusammenfassendes Zwischenergebnis mit der oben gewonnenen Abgrenzung eines Bildschemas zu einem mentalen Bild formulieren. Die beiden Aspekte, (a) Bildschemata sind keine mentalen Bilder und (b) Bildschemata sind keine propositionalen Repräsentationen, sind insbesondere auch für die Transformationsfähigkeit der Bildschemata wichtig.<sup>106</sup> Damit ist die Übertragung auf andere Bereiche gemeint, da sich ein Schema zunächst aus der leiblichen Aktivität herauschält und dann in Bereiche der Wahrnehmung und des Denkens eingreift. Diese Übertragung ist jeweils schematisch oder schlichtweg strukturiert in analoger Weise und ist in dem jeweiligen Bereich *suis generis* weder durch ein mentales Bild noch durch einen propositionalen Bewusstseinsakt gegeben.

Ich möchte auf Johnsons Charakterisierung der Bildschemata als *vorkonzeptionell* näher eingehen. Dieser vorkonzeptionelle (preconceptual) Aspekt kann zunächst als vorbegrifflich verwendet

---

<sup>104</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 33.

<sup>105</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 34.

<sup>106</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 27.



## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

werden. Bildschemata können zwar als gleichbleibende Muster der Erfahrung im kognitiven Bereich uns dazu befähigen Konzepte zu erstellen und zu verstehen. Aber sie selbst sind keine Konzepte, was oben bereits durch die Abgrenzung zu einem Plan oder einer Schablone angedeutet wurde. Damit sind sie zunächst vorreflexiv, d.h. es sind, wie es die bisherige Analyse gezeigt hat, weder mentale Phantasie oder Erinnerungsbilder und es handelt sich auch nicht um entschlossene Bedürfnisse, Pläne oder Überzeugungen, über die wir uns in einem bewusst Reflexionsakt klar werden könnten oder auf die wir uns intentional richten könnten. Darüber hinaus sind sie insofern vorkonzeptionell, als sie gerade durch ihren Verlaufscharakter nicht als eine vorläufige oder bereits abgeschlossene Schlussweise bewusst gemacht werden könnten. Sie sind damit Verständnisweisen, die wir in den meisten Fällen nicht in Frage stellen und damit werden sie als vorkonzeptionelle Strukturen verständlich. Ich möchte hierfür ein Beispiel angeben. Betrachtet man etwa das Füllen eines Glases Wasser, so ist dieser Erfahrungswert insbesondere dadurch ausgezeichnet, dass wir nicht in Frage stellen, ob das Wasser an der Seite des Glases plötzlich austritt und komplett somit das Behältnis verließ. Mit dem Behälter sind Eigenschaften verbunden, derer wir zwar in einem reflektierenden Akt bewusst werden können, doch den Eigenschaften sind wir im alltäglichen Leben derartig ausgesetzt, dass wir sie zumeist nicht in Frage stellen. Dieses *Nicht-in-Frage-stellen* ist der Hintergrund, vor dem hier der vorkonzeptionelle Charakter verständlich gemacht werden soll.

Johnson selbst bezieht sich konkret in seinen Ausführungen zum *Innen-Außen-Schema* auf diese Eigenschaft. Bei allen sprachlichen Ausdrucksweisen, bei denen eine Innen-Außen-Relation vorkommt, ist der vorkonzeptionelle Aspekt dieses Innen-Außen-Schemas durch eine nicht thematisierte *Perspektivierung* gegeben. Ein Beispiel von Johnsons ist das Folgende: „5(e) It finally came out that he had lied to us.“<sup>107</sup> Die deutsche Übersetzung ist die Folgende: Es kam schließlich heraus, dass er uns angelogen hat. Mit der metaphorischen Übertragung des *Herauskommens* einer Lüge *aus* dem Geheimnis *in* einen öffentlichen Raum oder in die Öffentlichkeit ist eine *Perspektivierung* unreflektiert angedeutet, deren Verständnis wir uns zwar als solche in der vorliegenden philosophischen Analyse gewahr werden können, aber nichtsdestoweniger ist in einem konkreten Fall, bei dem dieser Satz artikuliert wird, die *Perspektivierung*, die dieser Satz mit sich trägt, nicht bewusst. Es ist vorkonzeptionell verständlich, gleichwohl es beim Sagen gar nicht explizit thematisiert wird:

The sentence in extension 5 also highlights another feature of many orientational schemata that suggests their preconceptual character, namely, they always presuppose a viewpoint from which the movement is observed. [...] I want to stress that assumption of a viewpoint is not typically a matter of entertaining certain concepts or propositions. It already part of, or called up by, our OUT schemata. [...] But having some perspective is part of image schemata, and it is not a reflective or propositional overlay on some nonperspectival pattern.<sup>108</sup>

Es ist dabei wichtig zu sehen, dass diese Eigenschaft der *Perspektivierung* nicht immer sofort

---

<sup>107</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 36.

<sup>108</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 36.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

erkennbar wird und dass diese zunächst eine genuine Eigenschaft ist. Wer oder was perspektiviert wird, ist letztlich kontextabhängig, d.h. dies hängt davon ab, in welcher Situation der Satz formuliert wird.

Ein anderes Beispiel, an dem ich kurz die vorkonzeptionelle Eigenschaft andeuten möchte, ist das *Behälterschema*.<sup>109</sup> Es wird von Johnson detailliert ausgearbeitet und dient als Standardbeispiel, um den Begriff Bildschema zu erläutern. Wir erleben es zunächst an unserem eigenen Leib, der als *Behälter* dient. Insbesondere ist durch die sensomotorische Eigenschaft des Leibes ein direktes Empfindungsvermögen für Dreidimensionalität gegeben. Darüber hinaus begegnen wir durch Nahrung und Flüssigkeiten, einen direkten Zugang, dass der eigene Leib als *Behälter* fungiert. Diese Art des Wissens ist eine nie hinterfragte Eigenschaft unseres Weltzuganges. Es – das spezielle Wissen – setzt sich auch im Umgang mit Behältern fort. Beispielsweise hinterfragen oder bezweifeln wir nicht, ob das Wasser, welches wir in ein Glas gießen, durch dieses Glas nicht begrenzt werden kann. Wir kommen in diesem Umgang nicht darauf, dass es doch vorbeifließen und nicht von diesem begrenzt werden könnte. Das Bekleiden mit Bekleidung und das Betreten oder Verlassen von Räumen wären weitere Beispiele dieses Sachverhaltes, die Johnson erwähnt.<sup>110</sup> Diese Gewissheit ist letztlich der vorkonzeptionelle Umgang mit der Welt, der an simplen Schemata verdeutlicht werden kann.

Die Art der Bildschemata, vorkonzeptionell zu sein, ist hier anhand von prototypischen Beispielen erklärt worden. Aufgrund der Fülle von Beispielen, die Johnson selbst vorgibt, wird hier darauf verzichtet alle vorkonzeptionellen Aspekte für einzelne Bildschemata zu erwähnen. Es ist mir hier nur wichtig, dass dieser vorkonzeptionelle Aspekt eine Eigenschaft der Bildschemata ist und diese dadurch bestimmt. Wegen der ständig sich wiederholenden Erfahrung von bildschematischen Strukturen – Behälter, Kräfte, Balance, Wege usw. – stabilisieren sich die vorkonzeptionellen Aspekte für die jeweiligen bildschematischen Strukturen und werden unreflektiert von uns angewendet und in den Verstehensprozess integriert. Dieser vorkonzeptionelle Aspekt besteht aus einem *nichtthematisierten* und *nie in Frage gestellten* Hintergrundwissen um gewisse Modalität, die in der jeweiligen Situation, in dem das Bildschemata zum Zuge kommt, unbewusst vorliegt.

Bildschemata sind dynamische *Gestaltstrukturen*<sup>111</sup>. Diese letzte Eigenschaft gibt in gewisser Hinsicht die Begründung, warum Johnson von figurativen Elementen des Denkens spricht. Dies kann auch als eine ergänzende Definition gesehen werden. Klassische gestaltpsychologische Beschreibungen der Wahrnehmung stimmen nicht völlig mit der Bestimmung der Bildschemata als Gestalten übereinstimmen.

Für das gestellte Problem der Dynamik von Bildschemata ist die interne Struktur der erlebbaren Bildschemata von Bedeutung. Geht man auf die ursprüngliche Vorkommensweise der Senso-

---

<sup>109</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 21-23, 37-40.

<sup>110</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 21.

<sup>111</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 44f und S. 62-64. „What I am calling “image schemata” in this book are all gestalt structures, [...]“ Vgl. [TBiMJoh], S. 44.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

motorik zurück, so vollziehen wir die Bewegungen des Leibes in bestimmten Trajektorien.<sup>112</sup> Diese sind für die meisten Bewegungen in sich geschlossene Gestalten, da wir sie nicht als gestückelte Einzelphasen erleben: Den Becher ergreife ich mit einem direkten Griff mit meinem Arm und der Hand; oder das Gehen ist eine in sich geschlossene Bewegungsform der Beine. Das Wechselspiel zwischen einerseits als präsenzte Bewegungsform schon vorgedeutet zu sein und andererseits im Verlauf zu sein, also einerseits einheitlich und andererseits in der Zeit als kohärente Sukzession erlebnismäßig zu erscheinen, wird eine Schlüsselfunktion im Verständnis der Dynamik ergeben. Die Gestalt als solches ergibt die Aspekte der Kohärenz und Einheitlichkeit: „I shall emphasize their [experiential schemata] gestalt characteristics, that is, their nature as coherent, meaningful, unified wholes within our experience and cognition. They are a principle means by which we achieve meaning structure. They generate coherence for, establish unity within, and constrain our network of meaning.“<sup>113</sup>

Die Betrachtungen zum Gestaltaspekt von Bildschemata werden von Johnson im dritten Kapitel von [TBiMJoh] anhand des *Kraftschemas* und seiner Untertypen verdeutlicht.<sup>114</sup> Es geht zunächst um Erlebnishänomene der leiblichen Bewegung. Da ich bereits den Unterschied zwischen Bildschemata und den reinen sinnlichen Qualia herausgestellt habe, können Bildschemata im Hinblick auf ihren Gestaltcharakter nicht mit den bloßen visuellen, auditiven oder allgemein wahrnehmbaren Gestalten im köhlerschen<sup>115</sup> Sinne identifiziert werden. Die Gesichtspunkte, die jedoch für ein derartiges Verständnis der Gestalten in der Gestaltpsychologie entscheidend sind, müssen für ein Verständnis der Bildschemata berücksichtigt werden, wenn Bildschemata ergänzend über den Gestaltbegriff erklärt werden sollen. Hierunter fallen die Gesichtspunkte der *Struktur* und der *Prägnanz*. Für Johnson ist die analog strukturierte und wiederholbare Erscheinungsweise der Bildschemata die Motivation, von Gestaltstrukturen zu sprechen. Gestalten und somit die Bildschemata ergeben sich für uns als ein strukturiertes Ganzes, gleichwohl sie Teile haben, in die man sie teilen könnte. Diese Einteilungsmöglichkeit ergibt sich jedoch erst, wenn man sie theoretisch auseinanderlegt. Vorhthematisch und im Bereich des Erlebens zeigen bzw. ergeben sich die Bildschemata qua Gestalten als *Einheiten*. So ist etwa die Bewegungsgestalt des Treppenlaufens eine in sich geschlossene Form, die theoretisch im Bereich der physikalisch messbaren Zeit wieder in kleinere Bewegungsformen unterteilbar ist. Aber als gesamter Bewegungsablauf erleben wir diese, sofern der Treppenabsatz erreicht worden ist, als Einheit. Ähnliches gilt für das Öffnen der Tür, die durch eine seitliche Armbewegung erzeugt wird. Auch hier ließe sich theoretisch eine Zeiteinteilung mit der genauen Ortsangabe entwickeln. Doch als ausgeführte Bewegung ist das Öffnen der Tür eine einheitliche Bewegungsform. Sinn und somit

<sup>112</sup> Man vgl. hierzu das Kapitel 1 *The Movement of Life* in Johnsons Buch *The Meaning of the Body*, S. 19-32.

<sup>113</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 41.

<sup>114</sup> Das Behälterschema, welches durch Beschränktheit oder Begrenzung gegeben ist, weist prima facie nicht die Eigenschaften der Bewegung, der Gerichtetheit einer Aktion oder der Graduierung einer Intensität auf, vgl. [TBiMJoh], S. 41.

<sup>115</sup> Wolfgang Köhler: 1920: *Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand. Eine naturphilosophische Untersuchung*, 1933: *Psychologische Probleme*, 1971: *Die Aufgaben der Gestaltpsychologie*.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

Bedeutung ergeben sich für diese Bewegungsgestalten erst, wenn sie in dieser Einheitlichkeit erlebt werden.<sup>116</sup> Es ist aufgrund der Strukturiertheit der Bildschemata, wie etwa das Kraftschema mit all seinen Abwandlungen, offensichtlich, dass es als faktische Bewegungsform Teile hat: Die Tür wird nach außen hin, von rechts nach links schwenkend, geöffnet. Der Anfangszustand wäre die rechte geschlossene Situation und, nachdem geöffnet worden ist, entstand die links geöffnete Situation. Für das Schema des *Beseitigens einer Blockade*<sup>117</sup> (blockage) ist diese Unterteilung für ein sich ergebendes Verständnis der gesamten Situation unerheblich. Es macht oftmals keinen erhellenden Sinn, die Gestalten zu unterteilen, da ihr eigentliches Wesen zerstört werden würde.<sup>118</sup>

Prägnanz ist in der Gestaltpsychologie als das sich Abheben einer Form durch bestimmte Merkmale definiert. Auch dies gilt für Bildschemata, wenn sie als Gestalten erklärt werden. Als Beispiel möchte ich hier auf den Unterschied des Liegens und des Stehens als einfache Bewegungsgestalten erwähnen. Die faktische Differenz ist uns schon von früh auf bekannt und ergibt in der äußeren Form klar unterschiedene und prägnante Merkmale: Im Fall des Liegens, ist der Leib parallel zum Boden, und im Fall des Stehens ist er senkrecht zu diesem. Die damit zusammenhängenden Vorzüge des Sehens gehen dann in die Erklärungsweisen ein, mit denen sich metaphorische Übertragungen ergeben. „Über den Dingen stehen“ besagt soviel, dass man nicht in der Nähe der zumeist unten liegenden Dinge steht, man erhöht ist und damit den Überblick hat. „Am Boden zerstört sein“ wird dann mit der liegenden oder nahe am Boden seienden Position (dem Boden gleichgemacht) assoziiert. Man ist ohnmächtig und nicht in der Lage, etwas zu tun. Die Prägnanz der Differenz zwischen Stehen und Liegen korrespondiert in vielen sprachlichen Bereichen dann mit der oben-unten Differenz, die zumeist mit „oben ist gut“ und „unten ist schlecht“ assoziiert wird.<sup>119</sup>

Somit sind die wichtigen Aspekte, die der Gestalt angehören wie Prägnanz, Wiederholbarkeit, organisierte Strukturiertheit und Einheitlichkeit, immer zu berücksichtigen, wenn Bildschemata bestimmt werden sollen: „What I am using the term *gestalt structure* to mean an organized, unified whole within our experience and understanding that manifests a repeatable pattern and structure.“<sup>120</sup> Die bloße Form spielt nicht die ausschlaggebende Rolle, wodurch hier ein Unterschied

<sup>116</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 44.

<sup>117</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 45f.

<sup>118</sup> Zu den klassischen gestaltpsychologischen Texten vgl. man auch Christian von Ehrenfels *Über „Gestaltqualitäten“*, Max Wertheimer *Über Gestalttheorie* und Kurt Koffka, *Some Problems of Space Perception*.

<sup>119</sup> Vgl. [MWLB] S. 14-24, i.e. Kapitel 4 und 5. Die Metaphern der Raumorientierung *oben* und *unten* werden in unterschiedlichsten sprachlichen Zusammenhängen verwendet. Lakoff und Johnson stellen einen umfangreichen Katalog an Beispielen im Hinblick auf diese basale Bildschema in der Sprache vor: conscious is up, unconscious is down (S. 15); health and life are up, sickness and death are down (S.15), having control or force is up; being subject to control or force (S. 15); more is up, less is down (S. 15); high status is up, low status is down (S. 16); good is up, bad is down (S. 16); virtue is up, depravity is down (S. 16); rational is up, emotional is down (S. 17). Die Beispiele beziehen sich auf die englische Sprache und sind in anderen Sprachen eventuell durch andere Wörter beschrieben. Es lassen sich sicherlich zu einigen konkreten Beispielen Gegenbeispiele finden: schwere Dinge ziehen uns nach unten, daher könnte man im Hinblick auf das Tragen auch formulieren *viel ist unten*. Nichtsdestoweniger sind jedoch die räumlichen schematischen Strukturen und ihre metaphorischen Erweiterungen allgegenwärtig in der Sprache.

<sup>120</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 44.

zur Gestaltpsychologie festgelegt wird. Was entscheidend ist, ist die interne Strukturiertheit der erfahrbaren (Bewegungs-)Gestalten, die auf den Bereich der Konzepte erst Bedeutung in einer analogen Weise erzeugen: „[...] , my entire project rests on showing that experiential gestalts have internal structure that connects up aspects of our experience and leads to inferences in our conceptual system.“<sup>121</sup>

In diesem Abschnitt habe ich positive Eigenschaften der Bildschemata zusammenfassend dargestellt. Die Eigenschaften bestehen darin, dass Bildschemata zunächst Strukturen sind, die aus der leiblichen Interaktion gegeben sind. Diese leiblichen Interaktionen haben Gestaltstrukturen und sind im Wesentlichen mit vorkonzeptionellem Wissen angereichert, welches unthematisch im Hintergrund vorliegt. Diese Strukturen sind ein Emergenzphänomen, da sie auf einer weiterschließenden Ebene nicht in zeitliche Teile zerlegt werden können. Sie ergeben nur als kohärente Gestaltstrukturen Sinn, wenn sie *interaktionistisch* gesehen werden, d.h. wenn sie als eine sinnstiftende Relation des sensomotorischen, lebendigen Leibes betrachtet werden. Sie bilden damit eine Basis für weitere kognitive Prozesse, wie das Verstehen von situativen Zusammenhängen. Es ist bereits angesprochen worden, dass diese kognitiven Prozesse sich im Verstehen von Sätzen wiederfinden. Bildschematische Strukturen reichen mittels einer metaphorischen Erweiterung daher bis in die Bereiche der Sprache hinein. Dieser Punkt und die damit verbundene Bestimmung der Bildschemata als kognitive Prozesse soll im folgenden Abschnitt dargestellt werden.

### 2.3 Metaphern und Bildschema

Der folgende Abschnitt soll zum einen die entwicklungspsychologische Festigung der Bildschemata darstellen. Zum anderen soll in diesem Zusammenhang auch auf die metaphorische Erweiterung (metaphorische Abbildung) der Bildschemata eingegangen werden. Beide Aspekte werden von Johnson immer wieder erwähnt, und seine Analysen legen eine derartige entwicklungspsychologische Seite nahe. Die metaphorische Erweiterung wird von Johnson explizit behandelt und findet sich im 4. Kapitel *Metaphorical Projection of image Schemata* seines Buches [TBiMJoh].<sup>122</sup> Sie ist eine zentrale Eigenschaft und ist in vielerlei Hinsicht der problematischste Aspekt. Hierbei muss gesehen werden, dass die metaphorische Erweiterung der Bildschemata eine andere Variante des *Vorkommens* der Bildschemata ist. Es zieht sich durch den gesamten Text [TBiMJoh], dass es einen Unterschied zwischen den Bildschemata und ihrer

<sup>121</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 44. Für Johnson ist die Menge an möglichen Gestaltstrukturen größer als die Menge der Bildschemata. Zwar können alle Bildschemata auf Gestaltstrukturen zurückgeführt werden, aber für strukturierte Gestalten führt Johnson darüber hinaus komplexe kategoriale Strukturen, metaphorische Projektionen und einheitliche narrative Muster auf, vgl. ebd.

<sup>122</sup> Viele Fragen zu der metaphorischen Erweiterung werden darüber hinaus auch im 5. Kapitel von [TBiMJoh] beantwortet. Hierbei wird zum einen nochmals die Unterscheidung von Bildschemata und ihrer metaphorischen Erweiterung deutlich. Zum anderen steht in diesem Kapitel der ontologische Status der bildschematischen Strukturen im Vordergrund: „[...] the issue of the cognitive reality of image schemata and their metaphorical extension is central to my project. [...] (1) Where do image schemata and metaphorical systems exist? That is, what is their ontological status, [...]“ Vgl. [TBiMJoh], S. 101.

metaphorischen Erweiterung gibt. Dies hat insbesondere mit den verschiedenen *Vorkommen* von bildschematischen Strukturen zu tun. So ist nach Johnsons Auffassung die Fähigkeit, mentale Drehaufgaben zu vollziehen<sup>123</sup>, genauso eine Variante der bildschematischen Strukturen wie die metaphorische Erweiterung. Nichtsdestoweniger möchte ich mich in diesem Abschnitt auf die metaphorische Erweiterung und somit die Sprache konzentrieren. Die Anwendbarkeit von gleichbleibenden Strukturen – namentlich der Bildschemata – auf verschiedene Arten von Gebieten (domains) in der Sprache soll also in diesem Abschnitt explizit dargestellt werden. Johnson fasst diesen Gedanken in der folgenden These zusammen: „I shall claim that one and the same image schema can be instantiated in many different kinds of domains, because the parts, or the internal structure, of the single schema can be metaphorically understood.“<sup>124</sup> Der vorliegende Abschnitt soll diese These näher darstellen.

### 2.3.1 Die metaphorische Erweiterbarkeit bildschematischer Strukturen

Johnson beschreibt in seinem Buch ein entwicklungspsychologische Szenario der bildschematischen Strukturen. Eine ganze Reihe von Hinweisen sprechen für eine allmähliche Entwicklung. Zunächst gibt es ein vorsprachliches<sup>125</sup> bzw. vorkonzeptionelles Verständnis, welches in einer rein körperlichen Zugangsweise vorliegt: „My argument begins by showing that human bodily movement, manipulation of objects, and perceptual interactions involve recurring patterns without which our experience would be chaotic and incomprehensible. I call these patterns “image schemata”, because they function primarily as abstract structures of images.“<sup>126</sup> Es ist zunächst nicht die Rede von einem sich in der Sprache zeigenden Muster. Jeglicher Zugang von Bildschemata beginnt in der leiblichen Erfahrung, die durch einen interaktionistischen Umgang mit der Welt gegeben ist.<sup>127</sup> Darüber hinaus haben Bildschemata nach Johnson auch einen gestaltpsychologischen Charakter, wie es im vorherigen Abschnitt erläutert worden ist.<sup>128</sup>

<sup>123</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 25: „[...] we can perform mental operations on image schemata that are analogs of spatial operations.“. Vgl. [TBiMJoh], S. 104: „As I noted, experiments show that we can perform operations on image schemata that are analogs of spatial operations. For example, we can rotate images through mental space to perform matching operations.“ Die zugrunde liegende Literatur ist die folgende: R. Shepard, J. Metzler *Mental Rotation of Three-dimensional Objects*, Science 171 (1971), 701-703; L.A. Cooper, R. Shepard *Chronometric Studies of the Rotation of Mental Images*, in W.G. Chase, Visual Information Processing, New York, Academic Press, 1973; John R. Anderson, *Cognitive Psychology and Its Implications*, San Francisco, W.H. Freeman, 1980, Kapitel 3.

<sup>124</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 80.

<sup>125</sup> An anderer Stelle in [TBiMJoh] spricht Johnson auch von prälinguistisch: „The experiential (image-schematic) gestalts for force that I have just described are actual repeatable structures of experience that emerge from our forceful interactions in our world. These patterns exists for us prelinguistically [...].“ Vgl. [TBiMJoh], S. 48.

<sup>126</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xix, man vgl. auch S. 70.

<sup>127</sup> „This requires an exploration of the way in which our perceptual interactions and bodily movements within our environment generate these schematic structures that make it possible for us to experience, understand, and reason about the world.“ Vgl. [TBiMJoh], S. 19 und vgl. S. 48.

<sup>128</sup> Diese Idee findet sich bei Lakoff in ähnlicher Weise wieder. In seinem Buch [WFaDTLak] behandelt Lakoff recht ausführlich eine sprachliche Phrase aus dem Japanischen: hon. Dieses Wort wird auf alle länglichen Objekte angewandt und wird ebenfalls auf Flugbahnen, etwa der eines Baseballs, angewandt. Die gestaltpsychologische sich ergebenden Trajektorie der Flugbahn ergibt also hier das notwendig Schema, welches als Basis für die Übertragung des betreffenden Wortes hon dient. Vgl. [WFaDTLak], S. 104-109.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

In seiner Einleitung lässt Johnson über die entwicklungspsychologische Reihenfolge keine Zweifel: „For although a given image schema may emerge first as a structure of bodily interactions, it can be figuratively developed and extended as a structure around which meaning is organized at more abstract levels of cognition.“<sup>129</sup> Schon hier deutet sich die doppelte Verwendungsweise an: Einerseits bewegt man sich auf der Seite einer vorsprachlichen oder vorkonzeptionellen Ebene, auf der die Bildschemata zwar figurativen Charakter haben, aber zunächst nur durch die leiblich Aktivität erlebt und erfasst werden. Johnson spricht von wiederholbaren Mustern, die in den Trajektorien verkörpert sind, die der Körper mit seinen Gliedern aber auch als Gesamtheit vollziehen kann.<sup>130</sup> Andererseits ist die Übertragung auf abstrakte Bereiche, die im Detail noch behandelt werden muss, nicht leiblich, sondern umfasst die Kognition auf abstrakterem Niveau. Die Form der Übertragung im Hinblick auf die Sprache bezeichnet Johnson als *metaphorische Projektion*.<sup>131</sup>

Auch in seiner Analyse zum Kraftschema (forceschema) beschreibt Johnson ein entwicklungspsychologisches Szenario, wobei die Bildschemata<sup>132</sup> in einer vorsprachlichen Phase allein durch die Tatsache gegeben sind, dass wir mit unserem Leib die Welt erfahrungsmäßig erschließen. Hierbei spielen sowohl die Sensomotorik als auch die Perzeption die herausragenden Rollen:

Though we forget it so easily, the meaning of “physical force” depends on publicly shared meaning structures that emerge from our *bodily experience* of force. We begin to grasp the meaning of physical force from the day we are born (or even before). We have bodies that are acted upon by “external” and “internal” forces such as gravity, light, heat, wind, bodily processes, and the obtrusion of other physical objects. Such interactions constitute our first encounters with forces, [. . .]<sup>133</sup>

Sofern die Erfahrung (Perzeption und Sensomotorik) die Grundlage für die Bildschemata ist, ist der entwicklungspsychologische Beginn der Bildschemata in der Entwicklung des vorsprachlichen Erlebens zu finden und unter Umständen sogar im pränatalen Erleben durch das Empfinden von Gravitation oder Stößen gegen den Fetus gegeben. Später erleben wir derartige Kräfte nicht nur, sondern affizieren sie und greifen damit bewusst oder unbewusst in unsere Umgebung ein. Wichtig dabei ist die ständige Wiederholung dieser Kräfte sowohl im Bereich der Erzeugung als auch im Bereich des Erlebens: „In each of these motor activities there are repeatable patterns that come to identify that particular forceful action.“<sup>134</sup> Erst allmählich bricht eine Erweiterung im sprachlichen Bereich unter Verwendung der Worte, die mit Stärke oder Kraft assoziiert sind, durch. Selbst wenn im Nachhinein ein abstraktes Konzept der Kraft angegeben werden kann, so ist dieses vorkonzeptionelle Verständnis tiefer in unseren Verstehensprozessen verankert als das

<sup>129</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. xix-xx, aber auch Kapitel 2: S. 15 und 16 (Analyse des Kraftschemas).

<sup>130</sup> Das Beispiel ist hier das Verlassen eines Raumes: „Take for example the OUT1 schema [. . .] operativ in John went out of the room. [. . .] Now the actual schema is the repeatable pattern embodied in John’s trajectory with respect to the room container.“ Man vgl. auch in [TBiMJoh], S. 48.

<sup>131</sup> Neben der Projektion (metaphorical projection) spricht Johnson auch von metaphorischer Abbildung (metaphorical mapping). Vgl. [TBiMJoh], Kapitel 4, S. 64-100.

<sup>132</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 13. Johnson spricht an der besagten Stelle noch von präkonzeptionellen Strukturen, da er den Terminus Bildschema erst später festlegt.

<sup>133</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 13.

<sup>134</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 13.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

später entwickelte abstrakte Konzept.

Noch deutlicher wird diese entwicklungspsychologische Tendenz bei Johnsons erstem Beispiel, dem Behälterschema (container schema). Zunächst geht es in dieser Analyse um die Erfahrung des physikalischen Erlebens: „[...] let us consider briefly an ordinary instance of imageschematic structure emerging from our experience of physical containment. Our encounter with containment and boundedness is one of the most pervasive features of our bodily experience.“<sup>135</sup> Das Behälterschema erleben wir zunächst mit unserem und an unserem Leib. Darüber hinaus erleben wir Eigenschaften von Behältern im Umgang mit Behältern als Werkzeuge: das Wasserglas, die Spielzeugkiste, das Zimmer, die Badewanne, die Hosentasche, das Portemonnaie usw. sie stellen einfache Beispiele von Behältern dar, mit denen wir gleichbleibende Struktureigenschaften unhinterfragt verbinden.<sup>136</sup> Hier wird eine interaktionistische Verfahrensweise als Erfahrungsinhalt festgelegt. Später ergibt dieses Behälterschema in Sätzen wie „Er tritt mit dieser Bemerkung *in* seine persönliche Sphäre *ein*.“ einen Sinn. All diese In-Relationen, die man beständig in theoretischen und abstrakten Formulierungen wiederfindet, sind für Johnson Beispiele des Behälterschemas. Dieses hat aber seine Fundierung in einem leiblichen Weltzugang.

Die *metaphorische Erweiterung* spielt eine zentrale Rolle für Johnson und ist insbesondere die Kernthese des Buches *Metaphor we lived by*. Anhand der metaphorischen Extension bildschematischer Strukturen verdeutlicht Johnson den *figurativen Aspekt* des Denkens: „[...] it is necessary to devote considerable attention to the amplification and justification of my central claim that there exist figurative extensions of image schemata.“<sup>137</sup> Die metaphorische Erweiterung spezifiziert und finalisiert die entwicklungspsychologische Seite der Bildschemata. Sobald wir uns nach Johnson im Bereich der Sprache bewegen und wir uns theoretisch über Sprechaktsituationen verständigen wollen, sollen die Bildschemata in verschiedenen Sprechaktsituationen in analoger Strukturgleichheit zum Zuge kommen. Johnson sieht einen Unterschied zwischen den bildschematischen Strukturen und ihrer metaphorischen Erweiterung. Darüber hinaus zeigt sich, dass sowohl die bildschematischen Strukturen als auch die Metaphern selbst keine Propositionen ausdrücken: „[...] neither image schemata nor their metaphorical extension exist *only* as proposition.“<sup>138</sup> Es ist bereits erläutert worden, dass Bildschemata keine Propositionen sind. Bei den Metaphern argumentiert Johnson insbesondere über die Verschränkung verschiedener Aspekte, die sich in einer Metapher wiederfinden lassen können: Kulturelle, geschichtliche, sprachliche und sensomotorische Aspekte können in einer *Vermengung* (blending) in einer Metapher zugleich vorkommen.<sup>139</sup> Dabei lässt sich eine konkrete Metapher in den wenigsten Fällen auf einen dieser

---

<sup>135</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 21.

<sup>136</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 18-30, 37-40.

<sup>137</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 65.

<sup>138</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 103.

<sup>139</sup> Der Begriff *Vermengung* (blending) ist zentral in Lakoff und Johnsons Verständnis einer Metapher. Er bringt zum Ausdruck, dass unser gängiges Verstehen in Metaphern nicht als eine reine rhetorische oder künstlerische Handhabung ist. Sie ist ein allgegenwärtiges, sprachliches Phänomen, welches auch nicht auf eine reine Abbildfunktion reduziert werden kann. Die Metapher ist eben eine Vermengung von vielen Konstituenten wie etwa historischer und kultureller Wandel. Damit wird auch hier nochmals klar, dass Sprache sich allein nicht auf die



## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

Aspekte reduzieren. Folglich kann man die Metapher nicht als eine bloße Abbildung sehen oder als einen bloßen Vertreter für einen Gegenstand, der nicht weiter bezeichnet werden kann. Johnson fasst diese Gedanken wie folgt zusammen:

[...] understanding does not consist merely of after-the-fact reflections on prior experiences; it is, more fundamentally, the way [...] we have those experiences in the first place. It is the way our world presents itself to us. And this is a result of the massive complex of our culture, language, history, and bodily mechanisms that blend to make our world what it is. *Image schemata and their metaphorical projections are primary patterns of this "blending."* Our subsequent propositional reflections on our experience are made possible by this more basic mode of understanding.<sup>140</sup>

Nichtsdestoweniger möchte ich den Aspekt der Strukturgleichheit, sofern bildschematische Strukturen auf metaphorischen Erweiterungen operieren, im Folgenden anhand zweier Beispiele von Johnson herausarbeiten. Das eine Beispiel ist das Kraft-Schema, welches im 3. Kapitel von Johnson anhand von Modalverben beschrieben wird. Das andere Beispiel ist das Balance-Schema, welches der zentrale Untersuchungsgegenstand im 4. Kapitel seines Buches [TBiMJoh] ist.

Der entwicklungspsychologische Prozess der Bildschemata läuft nach Johnsons Auffassung stufenweise ab. Wie es oben bereits erwähnt worden ist, ist zunächst der Körper der Bezugspunkt des reinen Erlebens der Interaktion mit der ihm umgebenden Welt. Der Körper legt damit in diesem Erleben die Grundlage für ein schematisches Verständnis.<sup>141</sup> Diese schematische Fundierung wird sodann auf leblose Objekte übertragen. Dies macht Johnson als Beispiel an der innen-außen-Relation deutlich.<sup>142</sup> Die metaphorische Übertragung ist gleichsam das Kernstück, welches erlaubt, dass dieselben Wortphrasen verschiedene Bedeutungen in unterschiedlichen Artikulationszusammenhängen haben können.<sup>143</sup> Die metaphorische Erweiterung oder Extension der faktischen und ursprünglichen Bildschemata, i.e. die erfahrbaren Gestalten, die sich in der Interaktion mit der uns umgebenden Welt ergeben, werden auf andere Bereiche wie soziokulturelle Auseinandersetzung, Diskussionen bzw. den Sprechakten und verbalen Äußerungen übertragen. Deutlich wird diese Auffassung im dritten Kapitel in [TBiMJoh], in dem Johnson sich mit Modalverben beschäftigt, wodurch in einigen Sprachen *Modalität* manifestiert ist. Modalität sind die verschiedenen Seinsweisen von Situationen und Zuständen: die Notwendigkeit und die Möglichkeit.<sup>144</sup> Diese wird durch die Modalverben *können*, *müssen*, *sollen* und *dürfen* ausgedrückt. Hierbei orientiert sich Johnson an Sweetser's empirischen Untersuchungen<sup>145</sup> zu diesen Modalverben: zunächst werden die Modalitäten in einer soziophysikalischen Realität, i.e. die faktische taktile Auseinandersetzung mit Gegenständen und Personen, erlebt und dann in epis-

---

bildschematischen Strukturen, die Johnson in [TBiMJoh] so stark macht, reduzieren lässt. In [MWLB] findet man im Abschnitt *Enactment and Blending* weitere Ausführungen zu dem Aspekt der *Vermengung*, vgl. [MWLB] S. 261ff.

<sup>140</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 104.

<sup>141</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 15, 16, 19 und 48.

<sup>142</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 34.

<sup>143</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 34. Johnson macht dies hier an dem Beispiel des Auswählens (pick out) klar.

<sup>144</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 49f.

<sup>145</sup> Vgl. Eve Sweetser: *From Etymology to Pragmatics: Metaphorical and cultural aspects of semantic structures*, 1991. Im Weiteren mit [FEtP] abgekürzt.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

temischen Realitäten und schließlich in bloßen Sprechaktsituationen neu angewandt.<sup>146</sup> Johnson möchte an diesen verschiedenen Ebenen das Kraftschema als das plausibelste Erklärungsmodell vorschlagen und somit den ontologischen Status dieses Bildschemas auf diesen verschiedenen Ebenen rechtfertigen: „My primary contribution will be to suggest that the relevant notions of force needed to explain modal verbs can be best understood as image-schematic FORCE gestalten.“<sup>147</sup> Dieses Vorhaben wird von Johnson auf die verschiedenen genannten Ebenen (soziophysische Realität, epistemische Realität, Sprechaktsituation) auch bewerkstelligt.<sup>148</sup>

Es ist in der sprachlichen Anwendung entscheidend, dass die verschiedenen Modalverben wie *müssen*, *können*, *dürfen* usw. ihre Bedeutungen und Modalitäten nicht verändern, sofern verschiedene Kontexte (physikalische Realität, epistemische Realität) angesprochen werden.<sup>149</sup> Hierbei spricht Johnson auch von ursprünglicher Realität bzw. ursprünglichem Sinn (root sense) und epistemischem Sinn, wobei Johnson hierunter den Bereich der Vernunftschlüsse, der Argumentation und der Theoretisierung versteht.<sup>150</sup> Für Johnson sind diese beiden Bereiche unmittelbar verbunden, wobei alles was als *mental* bezeichnet wird, in Termini der leiblichen Erfahrung wiedergegeben wird, so wie sich die bildschematischen Gestalten (Kraftschema, Behälterschema, etc.) als ursprüngliche Sinnesebenen in der physikalischen Realität ergeben.<sup>151</sup> Die metaphorische Interpretation und Projektion übernimmt hierbei die Schlüsselfunktion: „The key to identifying the connections between the root and epistemic senses is the metaphorical interpretation of *force* and *barrier*.“<sup>152</sup> Diese metaphorische Strukturierung innerhalb des epistemischen Bereiches mittels bildschematischer Gestalten aus einem ursprünglich erlebten Bereich führt dann am Beispiel der Modalverben zu einer kraftdynamischen Interpretation der epistemischen Modalität, i.e. der Weisen der Notwendigkeit und Möglichkeit.<sup>153</sup> Johnson beschreibt die abstrakte Vollzugsweise des Bildschemas *Kraft* über das Beispiel des logischen Argumentierens. Das logische Argumentieren wird über das Bildnis des *Beschreitens eines Weges* veranschaulicht, bei dem man von *Prämissen* zu den entsprechenden *Konklusionen* gelangen muss oder kann.<sup>154</sup> Dieser

<sup>146</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 49: „[...] (i) the *sociophysical* realm that includes physical interactions as well as social relations, practices, and institution; (ii) the *epistemic* realm of rational argument, theorizing, and other activities of reasoning; and (iii) the *structure of speech acts*.“

<sup>147</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 51.

<sup>148</sup> Vgl. [TBiMJoh], S.48-61: Kurz zusammengefasst wird *müssen* (must) das Kompulsionsschema, *können* bzw. *mögen* (may) (in der Lage sein) das Schema der Beseitigung eines Hindernisses und *können* bzw. *dürfen* (can) (interne Bereitschaft etwas zu tun) das Befähigungsschema zugeordnet. Im Deutschen machen sich gewisse Differenzen deutlich, da es keine eindeutige Übersetzung des Wortes may gibt, so wie es bei Johnson eingeführt wird. Umgedreht ist das Wort dürfen im Sinne „die Erlaubnis haben“ hier durch die englischen Wörter nicht exakt vertreten. Nichtsdestoweniger findet man in Sweeters Buch [F&T] genauerer Darstellungen weiterer englischer Modalverben, worin verschiedene Nuancierungen der betreffenden Modalverben erfasst werden, Vgl. ebd.

<sup>149</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 51.

<sup>150</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 51: „[...] a brief account of the root senses of *must*, *may*, and *can* is necessary before we can explore their relation to the epistemic senses.“, Vgl. [TBiMJoh], S. 53.

<sup>151</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 53.

<sup>152</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 54.

<sup>153</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 54.

<sup>154</sup> Vgl. auch [MWLB], Kapitel 16 *Metaphorical Coherence* und Kapitel 17 *Complex Coherence across Metaphors*, S. 97-105. Insbesondere im 16. Kapitel wird detailliert auf die Korrespondenz des Argumentierens und des Beschreitens eines Weges (pathschema) eingegangen.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

Übergang im logischen Argumentieren ist oftmals nicht selbstevident, da man ansonsten gar nicht von *Argumentationsschritten* sprechen würde. Erst das Verständnis von Kompulsion oder Befähigung, wie sie im ursprünglichen Sinne zunächst erlebt wird, erlauben uns von epistemischen Schlüssen zu sprechen.<sup>155</sup> Ähnliches gilt dann auch für allgemeine Sprechaktsituationen, was Johnson detailliert ausführt. Entscheidend ist eine kraftdynamische Interpretation, die dem Sprechakt den *illokutionären* Sinn erst verleihen kann. Hierbei bezieht sich Johnson auf John Searles Arbeiten zu den Bedingungen, die erfüllt werden müssen, damit ein Sprechakt als gelungen gelten kann.<sup>156</sup>

Anhand des Balanceschemas beschreibt Johnson ein weiteres Bildschema, um die metaphorische Erweiterung zu verdeutlichen. Neben einigen Ausführungen zu der historischen Entwicklung des Status der Metapher<sup>157</sup> ist Johnsons primäre Aufgabe im 4. Kapitel zu zeigen, dass metaphorische Projektionen auf den Bildschemata operieren: „This leads into a third stage, in which I outline a theory of metaphorical projections operating on image schemata.“<sup>158</sup> Es findet hier ein Übergang von einer Erlebnisebene und Erfahrungsebene der Bildschemata auf eine sprachliche Anwendung statt. Dieser Übergang wird von Johnson hier explizit anhand der metaphorischen Erweiterung des Balance-Schemas beschrieben.<sup>159</sup> Johnson schreibt nochmals recht deutlich, dass es zunächst einen leiblichen Zugang zu dem gibt, was wir Balance oder Gleichgewicht nennen. Später wird es in verschiedenen Sprechaktsituationen in verschiedene Bereiche übertragen. Das Gleichgewicht im Sinne des originären Erlebnisphänomens ist hierbei etwas, was man schwer im Detail erklären kann. Johnson hat hierfür das Beispiel des Erlernens des Fahrradfahrens. Es ist nicht ohne weiteres möglich, einem Kind das Fahrradfahren beizubringen, indem man ihm die Balance oder das Gleichgewicht abstrakt erklärt. In dieser Situation kann man als Erwachsener nur einige Hinweise geben, was das Kind zu tun hat; und es muss dann das Halten des Gleichgewichts auf dem Fahrrad als sensomotorische Fähigkeit selbst erlernen. Ein weiteres Beispiel ist der Prozess des Stehens oder des stabilen Sitzens bei Kleinkindern.<sup>160</sup> Diese inkorporierten Wissenstypen – Stehen, Sitzen, Fahrradfahren – sind dann letztlich nach Johnson das Fundament oder der Ausgangspunkt für jedes weitere Verständnis der Balance bzw. des Gleichgewichtes. Ein Beispiel dieser Übertragung auf ein anderes Wahrnehmungsphänomen ist für Johnson das Empfinden unterschiedlicher Temperaturen an verschiedenen Körpergliedern: zu kalte Hände im Vergleich des zu warmen Kopfes. Nach Johnson kann man hier von einer nicht ausgeglichenen Temperatur am Leib sprechen. Ein weiteres Beispiel ist der zu trockene Mund,

<sup>155</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 54-56.

<sup>156</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 57-61. Johnson unterscheidet im Übrigen nicht die Pragmatik und die Semantik eines Satzes.

<sup>157</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 66-72. Hier werden die gängigen Metapherntheoretiker der Nachkriegszeit aber auch der Romantik abgehandelt: S. T. Coleridge, I.A. Richards, M.Black und D.Davidson. Johnsons wesentliches Ergebnis in dieser Auseinandersetzung ist, dass die meisten Autoren keine Analyse der tatsächlichen Vorgänge der Metapher auf der Ebene der Erfahrung, wo sie zunächst angelegt ist, wiedergeben: „But in all of this talk of cognitive, perspectival mechanisms, there is no analysis of the actual operation of metaphor at a level of experience where structures emerges and can be reorganized.“ Vgl. [TBiMJoh], S. 71.

<sup>158</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 66.

<sup>159</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 73f und vergleiche S. 80, i.e. das einleitende Zitat in diesem Abschnitt.

<sup>160</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 74f.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

dem im Vergleich zu einem nicht trockenen Mund die Feuchtigkeit fehlt.<sup>161</sup> Hier beginnt also bereits eine Übertragung der originär erlebten Balance auf Bereiche, bei denen ein *Ausgleich* fehlt.

Ein weiterer großer Bereich der Ausgeglichenheit, der Balance oder des Equilibriums findet sich nach Johnson im visuellen Wahrnehmen. Auch das Sehen ist durch Balance der gesehenen Gestalten und Figuren um gewisse imaginäre Achsen ausgezeichnet. Dies macht er anhand von Rudolf Arnheims psychologischen Untersuchungen deutlich, bei denen die Probanden sich in einer Serie von Bildern Punkte anschauen müssen, die in Quadrate eingezeichnet wurden. In den Beispielbildern ist dieser Punkt einmal mehr in der Mitte und einmal mehr zum Rand des Quadrates gezeichnet worden. Der Punkt, der sich in der Mitte befindet drückt, eine bessere Ausgeglichenheit für die Probanden aus als der Punkt, der mehr zum Rand oder zu einer Ecke des Quadrates gezeichnet worden ist.<sup>162</sup> Interessant ist Johnsons Schlussbemerkung zu seiner Betrachtung zu Arnheims experimentellen Untersuchungen: „What Arnheim discovered was an underlying “structural skeleton“ in terms of which he could explain the dynamic forces at work in our perception of such figures.“<sup>163</sup> Er spricht von dynamischer Kraft, die in das Sehen eingreift. Später geht Johnson auf die Balance als Kraft in Form einer perzeptiven Aktivität näher ein:

[...], the balance [...] is a balance of force in my perceptual activity. The appropriate hidden structure specifies the relation of these psychological forces of perception. To extent that there is a pattern to these force relations, there is a schema. [...] Whatever schemata there might be for balance, then, will be patterns of bodily or perceptual activity. [...] Image schemata are those recurring structures of, or in, our perceptual interactions, bodily experiences, and cognitive operations.<sup>164</sup>

Hier findet sich letztlich nochmals eine Bestimmung der Bildschemata und es zeigt sich, dass es um gleichbleibende und übergreifende Strukturierungen in den Bereichen der perzeptuellen Interaktion, des leiblichen Erlebens und der kognitiven Prozesse geht. Zu letzteren zählt Johnson implizit auch jeglichen verbalisierten kognitiven Prozess d.h. also auch den Bereich der Sprache und der Sprechaktsituation.

Dem Bereich der visuellen Wahrnehmung und dem Empfinden der Balance widmet Johnson dann noch weitere Aufmerksamkeit, indem er anhand dreier verschiedener visueller Beispiele das Prinzip der Balance im Sehen beschreiben möchte. Eines dieser Beispiele ist eine Analyse eines Kandinskybildes. Es zeigt Flächen in verschiedenen geometrischen Formen (Kreise, Quadrate, Rechtecke), die verschiedene Farben aufweisen. Die Ausgeglichenheit oder Balance des Gesamtausdruckes entsteht nach Johnson hier anhand der Farben selbst. Demnach haben gewisse Farben in der einen Ecke des Bildes einen Forderungscharakter bzgl. anderer Farben in einer

<sup>161</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 75: „Things are felt as “out of balance.” There is “too much” of “not enough” so that the normal, healthy organization of forces, processes, and elements is upset. We respond to such felt imbalance and disequilibrium by adding heat to the hands, giving moisture to the mouth, draining the bladder, and so forth, until the balance is set right again.“

<sup>162</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 76ff.

<sup>163</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 77.

<sup>164</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 79.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

anderen Ecke. Das Prinzip des Ausgleichs wird hier von Johnson auf die Farbe und insbesondere die Flächen übertragen. Es geht hier folglich um die Sprechweisen einer „ausgeglichene Farbkomposition“ bei Bildern oder auch Kleidungsstücken. Johnsons Hauptargument im Hinblick auf eine Übertragung des Balanceschemas ist, dass Balance selbst nicht ausschließlich über den Begriff der Symmetrie erklärt werden kann. Die Ausgeglichenheit oder Balance lässt sich nach Johnson auch auf den visuellen Bereich ausdehnen. Dies umfasst sowohl die Positionen von gewissen figurativen Elementen bei Bildern und Objekten als auch die Farbe. Immer wieder geht es bei Johnson um so genannte Bewegungen (movements) und Kräfte (forces), die in das Sehen eingreifen und dort von den relationalen Gefügen von einzelnen Elementen oder eben der Farbe erzeugt werden.<sup>165</sup> In diesem Zusammenhang weist er explizit darauf hin, dass jedoch Farben kein wirkliches Gewicht haben.

Neben diesen Bereich der visuellen Wahrnehmung, bei der man nach Johnson Balance bzw. Gleichgewicht erfahren kann, erarbeitet er noch weitere metaphorische Erweiterungen der Balance in den folgenden Bereichen:<sup>166</sup>

1. Systematische Balance: Hierin fasst Johnson alle Typen von Systemen. Ein physikalisches System wie eine Maschine oder ein philosophisches System setzt nach Johnsons Vorstellung gewisse Teile – mechanische Teile oder philosophische Gedanken – in eine Balance.
2. Psychologische Balance: Übersteigerte Emotionen wie etwa Wut werden als eine Unausgeglichenheit empfunden und so auch benannt.
3. Balance von rationalen Argumenten beim Argumentieren oder bei verbalen Konflikten. Hierin liegt die Vorstellung, dass man Argumente *anhäufen* kann und diese dann in der Argumentation gegenüber dem Opponenten *überwiegen*.
4. Moralisch und gesetzliche Ausgleichung bzw. Balance: Von Gerechtigkeit spricht man in der Jurisprudenz, wenn Vergehen gegenüber Einzelnen oder einer Gruppe durch Strafe oder Wiedergutmachung *ausgeglichen* werden.
5. Mathematische Gleichheit: Beim Lösen einer mathematischen Gleichung durch äquivalentes Umformen wendet man auf beide Seiten der Gleichung dieselben Operationen an und versucht damit, die Gleichheit durch die jeweiligen Operationen zu bewahren.

Ich möchte einige Bemerkungen zum 2. Punkt machen. Zum 2. Punkt schreibt Johnson ergänzend, dass die Art der Vorstellung der Emotionen als ein Ausgleich unserer gefühlsmäßigen Verfassung nicht nur eine Art ist, wie wir Emotion in einem reflektierenden Akt verbal beschreiben oder konzeptualisieren. Es ist für Johnson auch eine Art, wie wir über den Ablauf der Erfahrung

<sup>165</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 83f. Hier findet sich vor allem die Analyse des Kandinskybildes wieder: „There is actually a movement with yellow.“

<sup>166</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 87-90.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

der Emotionen sprechen. Der Erlebnisablauf der Emotionen wird nach Johnson also beschrieben, wenn wir etwa davon sprechen, dass man „im Ärger überkocht“. Die Emotion wird also nicht nur in dem Sinne klassifiziert, dass ein Unterschied zu anderen Emotionen eröffnet wird. Es wird darüber hinaus mit derartigen Metaphern der Unausgeglichenheit – hier das Überkochen – auch die Verlaufsform und die Art der Veräußerung der Emotion beschrieben.

Ich möchte Johnsons Kerngedanken bzgl. der metaphorischen Übertragung anhand des Balanceschemas zusammenfassen. Das Bildschema der Balance bzw. des Gleichgewichts findet sich in verschiedenen Gebieten wieder. Hierunter versteht Johnson einerseits das aktive Erleben der leiblichen Balance am Leib, aber auch das aktive Erleben von Balance im Sehen. Andererseits findet man das Balanceschema im Sprechen über Gleichgewicht bzgl. sozialer Tätigkeiten wie Rechtsprechung und Argumentieren, dem Sprechen über das Erleben von Emotionen, in der mathematischen Tätigkeit wie dem Lösen von Gleichungen. In diesen verschiedenen Situationen oder Gebieten findet sich eine gleichbleibende Strukturierung als Relationsgefüge. Mit dem von mir eingeführten Wort des Relationsgefüges soll hier deutlich werden, dass es Johnson nicht um die jeweiligen Relata geht. Beispielsweise will Johnson nicht, dass man ausschließlich über die Emotionen als klassifizierende Elemente der Befindlichkeit spricht. Das Balanceschema erläutert auch die Verlaufsform, um die Emotionen zu beschreiben. Diese gleichbleibende Struktur des Balanceschemas erlaubt dann nach Johnson, dass wir dieselben Phrasierungen verwenden. Dies fasst Johnson folgt zusammen:

What this brief analysis of various senses of “balance” shows is that there are possible connections between putatively very different uses of the term “balance.” We do not find a large number of unrelated concepts (for the systemic, psychological, moral, legal, mathematical domains) that all just happen to make use of the same word “balance” and related terms. Rather, we use the same word for all of these domains for the reason that they are structurally related by the same set of underlying schemata, metaphorically elaborated.<sup>167</sup>

Johnson verwendet verschiedene Formulierungen für die Übertragungsleistung der bildschematischen Strukturgleichheiten: metaphorische Abbildung, metaphorische Erweiterung und metaphorische Interpretation. Diese Leistung ist etwas, was sozusagen die Strukturgleichheit, also die Bildschemata, immer wieder erkennt. Sie ermöglicht uns, die verschiedenen Gebiete (domains) mit den gleichen Begriffen zu beschreiben. So können wir einerseits von einer Balance im Erleben des *Gleichgewicht Haltens* beim Fahrradfahren oder Stehen sprechen und andererseits von der Gleichheit bei einer mathematischen Gleichungen, wenn diese etwa durch mathematische Operationen allmählich äquivalent umgeformt wird. An einer Stelle äußert sich Johnson zu dieser metaphorischen Interpretation und benennt diese als eine *nicht selbstreflektierende Bewusstheitseigenschaft*. Wir erleben diese metaphorische Interpretation zwar im Verlaufe des Erkennens, aber dies ist kein reflektierender Vorgang, sondern eine aktive Vorgangseigenschaft des bewussten Erlebens:

It might seem that there is a special difficulty with the notion of metaphorical projections

<sup>167</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 95f.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

employed here, in that we are dealing with automatic, typically unconscious, operations that require no effort. But most of our understanding is, in fact, active at a level of which we are seldom reflectively aware. [...] Metaphorical interpretations of various components of image schemata are structures in our *understanding and experience* of the world and, as such, are not ordinarily part of our *self-reflective* awareness, though they are part of our awareness.<sup>168</sup>

Ich möchte die Kernthesen meiner Darstellung zusammenfassen. Mit der entwicklungspsychologischen Seite der Bildschemata ist für mich insbesondere das gemeint, was Johnson unter einer metaphorischen Extension oder Abbildung der Bildschemata auf neue Bereiche versteht. Eine seiner Hauptthesen, die er dabei verfolgt, ist, dass es eine figurative Erweiterung der Bildschemata gibt: „In light of the dominance of Objectivist assumptions, it is necessary to devote considerable attention to the amplification and justification of my central claim that there exist figurative extensions of image schemata.“<sup>169</sup> Diese neuen Bereiche können unterschiedlicher Art sein. Sie betreffen sowohl das Sprechen und das Verstehen von sozialen Zusammenhängen aber auch das Argumentieren selbst sowie das *Bauen* einer Theorie in einer abstrakten wissenschaftlichen Betriebsamkeit. In allen diesen Bereichen kommen ursprünglich leiblich erfahrene Strukturen, namentlich die Bildschemata, sowohl in der konkreten Ausformulierung als auch im Verstehensprozess derselben zum Zuge.

### 2.3.2 Operationsbereiche bildschematischer Strukturen

Johnson ist sich der Schwierigkeit bewusst, dass Bildschemata als figurative Elemente des Denkens schwer zu erfassen sind. Er selbst stellt sich die Frage nach dem ontologischen Status: „How can one describe the embodied, continuous character of an image schema without making it appear to be what it is not, that is, either a rich image or an abstracted finitary proposition, [...]?“<sup>170</sup> Das Problem verschärft sich umso mehr, desto mehr unterschiedliche Varianten des Vorkommens von bildschematischen Strukturen eingeführt werden. Zum einen haben wir die reinen Phänomene des Leibes, mittels dessen die bildschematischen Strukturen durch die sensorischen Fähigkeiten gegeben sind. Ein gewisser Teil dieser Fähigkeit lässt sich mit Hilfe der Propriozeption erklären. Weiterhin wird ein Vorkommen der bildschematischen Strukturen in der Sprache gesehen. Hierin wird insbesondere die metaphorische Erweiterung der Bildschemata erwähnt und ,wie ich es dargestellt habe, sind es bildschematische Strukturen, die in der Sprache in Form von metaphorischen Sprechweisen Bedeutung erzeugen. Ein weiterer dritter Bereich ist alles das, was unter Kognition, d.h. was unter denkerische Fähigkeit fällt. Selbst hier ist man mit unterschiedlichen Vorkommnissen der bildschematischen Strukturen konfrontiert. Zum einen kommen sie beim logischen Schließen, wie etwa das äquivalente Umformen von Gleichungen in der Mathematik zum Zuge. Zum anderen werden derartige Fähigkeiten wie

<sup>168</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 82.

<sup>169</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 65.

<sup>170</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 102. Man vergleiche hierzu die direkte einführende Frage des Abschnittes in [TBiMJoh] auf S. 102: „Where Do Image Schemata Exist?“

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

mentale Rotationsaufgaben<sup>171</sup> hierunter verstanden.

Johnson selbst erläutert im 5. Kapitel seines Buches [TBiMJoh] *Evidence for the Reality of Image Schemata and Their Metaphorical Extension* 6 verschiedene Vorkommensweisen bildschematischer Strukturen bzw. der Bildschemata. Es sind die folgenden 6 verschiedenen Bereiche:

1. bildschematische Transformation: mentale Rotationsaufgaben
2. Systematik der wörtlichen Expression
3. Erweiterung konventioneller Metaphern
4. Polysemie
5. historischer Wechsel
6. metaphorische Beschränkung des Verstandes.

All diese Unterscheidungen werden im Detail bei Johnson erklärt, wobei immer wieder auf verschiedenartige, psychologische Experimente für die jeweiligen Punkte verwiesen wird. Hierbei unterscheiden sich mentale Rotationsaufgaben von den experimentellen Untersuchungen, die Johnson mittels Sweeters Untersuchungen in der Linguistik vorgenommen hat, um den Punkt 2 zu verdeutlichen. Das *gleich bleibende Moment* bei diesen verschiedenen Typen von Vorkommnissen von bildschematischen Strukturen ist das, was man nun verbal durch die einzelnen Bildschemata bezeichnet: Behälterschema, Kraftschema, Balanceschema usw. Bei mentalen Rotationsaufgaben kommt das mentale Drehen vor, und man kann in der Lage oder nicht in der Lage (kraftschematische Struktur, Kraft mit Erfolg oder Blockade) sein, die einzelnen Blöcke miteinander zu verbinden. Überführen bzw. mentales Drehen ist demnach nur dann gegeben, wenn das faktische Hantieren – Sensomotorik – wirklich irgendwann leiblich erlebt worden ist. Ich möchte die einzelnen Punkte, die oben mit den Ziffern 1) bis 6) bezeichnet worden sind, nicht weiter erläutern. Eine derartige Erläuterung würde vieles von der allgemeinen Konzeption, die bis hier bereits ausgearbeitet ist, wiederholen und an experimentelle Untersuchungen<sup>172</sup>

<sup>171</sup> Man vergleiche meine näheren Untersuchungen zum mentalen Rotieren im Kapitel 7, Abschnitt 7.2 in dieser Dissertation bzw. die Literatur bei John R. Anderson, R. Shepard, J. Metzler, L.A. Cooper.

<sup>172</sup> Neben Sweeters Untersuchungen zu den Modalverben und den mentalen Drehexperimenten von Shepard, stellt Johnson beispielsweise sehr ausführlich D. Genters und D. Genters Untersuchungen zur der Art und Weise, wie sich unsere Schlussweisen ergeben, dar. Diese Kognitionswissenschaftler haben hierbei gezeigt, dass unsere Schlussweisen durch unsere zu Grunde liegenden konzeptuellen Systeme bewerkstelligt werden. Die Probanden sollten hierbei Serien- und Parallelschaltungen aus der Elektrotechnik modellieren und Aussagen zu den Gesetzen von Gesamtwideständen formulieren. Hierbei gibt es zwei mögliche Modellvorstellungen des elektrischen Stroms: Strom als Fließendes wie Wasser zu sehen oder Strom als die Bewegung von mehrerer Individuen verstehen. Beide Konzepte führen bei der Bearbeitung von Modellierungsaufgaben im Hinblick auf Serien- und Parallelschaltungen zu verschiedenen unter Umständen auch falschen Erklärungsweisen. Vgl. hierzu [TBiMJoh], S. 108ff. Wichtig im Gesamtzusammenhang ist die Feststellung, dass unsere Schlussweisen aufgrund unserer zugrunde liegenden, konzeptuellen Systeme bewerkstelligt werden: „What they [these experiments] show is that people draw definite inferences based on their underlying metaphorical conceptions of the domain they are investigating.“, vgl. [TBiMJoh], S. 112. Diese verschiedenen zugrunde liegenden, konzeptuellen Systeme sind hierbei nicht eine bloße Anwendung eines unabhängigen Wissens. Diese Anwendung ist das Wissen selbst.



binden. Diese experimentellen Untersuchungen dienen letztlich dazu, den ontologischen Status bildschematischer Strukturen zu fundieren und die philosophischen Untersuchungen durch kognitionswissenschaftliche Ergebnisse anzureichern. Diese Vorgehensweise möchte ich im Folgenden kritisch hinterfragen, aber gleichzeitig die Möglichkeiten einer positiven Lesart von Johnsons und Lakoffs Ideen formulieren. Dies soll dann schließlich dazu dienen, meine eigene Problemstellung klarer zu formulieren.

### 2.3.3 Kritische Überlegungen zu bildschematischer Strukturen

Man kann sich natürlich gänzlich gegen diesen Begriff wenden. Hierbei möchte ich auf eine Weise einer Kritik einiger Phänomenologen verweisen. Diese haben versucht, ihre Art der Philosophie gegenüber der psychologischen Forschung abzugrenzen. Hierbei machen sie auf das „Durcheinander“ der psychologischen Forschung aufmerksam. Bei Husserl, bei Merleau-Ponty, Heidegger, aber auch bei Sartre begegnet man in ihren Auseinandersetzungen einigen Ausführungen zu diesem Aspekt.<sup>173</sup> In Sartres *Entwurf einer Theorie der Emotionen* findet man zu Beginn seiner Ausführungen eine Unterscheidung zwischen der Psychologie und der Phänomenologie. Erstere ist eine Wissenschaft, die sich um den Status des Menschen als bedeutungstragenden Menschen keine Gedanken macht. Sie kümmert sich letztlich nur um Tatsachen: zufällige Vorkommnisse, die quantitativ erfasst werden. Sartre schreibt hierzu:

Das Ergebnis all dieser Vorsichtsmaßregeln ist dies: Insofern die Psychologie vorgibt, eine Wissenschaft zu sein, kann sie nur eine Summe uneinheitlicher Tatsachen liefern, von denen die meisten keine Verbindung untereinander haben. Was gibt es beispielsweise Verschiedenartigeres als das Studium der stroboskopischen Täuschung und das des Minderwertigkeitskomplexes? Dieses Durcheinander ist nicht zufällig, sondern liegt in den Prinzipien der psychologischen Wissenschaft selbst begründet. Die Tatsache erwarten, heißt definitionsgemäß das Isolierte erwarten, heißt positivistisch dem Essentiellen das Akzidentelle, dem Notwendigen das Zufällige, der Ordnung das Durcheinander vorziehen; es heißt prinzipiell das Essentielle in die Zukunft verweisen: «Dies kommt später daran, wenn wir genügend Tatsachen gesammelt haben.» [...] Wenn sie [die Psychologen] sich nur zum Ziel gesetzt haben, Einzelerkenntnisse zu sammeln, dann ist dagegen nichts einzuwenden; nur sieht man nicht ein, wofür diese Sammelarbeit denn gut sei.<sup>174</sup>

Bei den anderen genannten Phänomenologen findet man ähnliche Hinweise auf die Schwierigkeiten einer Psychologie, die sich zu sehr an die naturwissenschaftliche Methode hält und dabei gleichzeitig etwas über den Menschen als Menschen mit einer Welt sagen möchte. Darüber hinaus zeigt dieses längere Zitat eine Problematik auf, die sich in Johnsons Theorie der Bildschemata

<sup>173</sup>Bei Husserl vgl. man die Abgrenzung des Lebensweltbegriff vom wissenschaftlichen Verfahren in der Krisischrift, [Hua IX] und *Die Lebenswelt* in der [Hua XXXIX], vor allem Textnummer Nr. 21, Nr. 35 sowie [Hua IX], i.e. *Phänomenologische Psychologie* vor allem §§ 1,2, 5-9 und die kurze Schrift *Philosophie als strenge Wissenschaft* in [Hua XXV], S. 3-41, aber auch den Abschnitt *Phänomenologie und Psychologie* in [Hua XXV], S. 82-121. Bei Heidegger vergleiche man die §§ 10 und 11 in [SuZHei] und das Buch *Grundprobleme der Phänomenologie*. Bei Merleau-Ponty vergleiche man vor allem die *Einleitung: Die klassischen Vorurteile und der Rückgang auf die Phänomene* in [PdWaMPonty], S. 19, § 7 *Nichtexistenz der „Assoziationskraft“* in [PdWaMPonty], S. 37, § 8 *Nichtexistenz der „Gedächtnisprojektion“* in [PdWaMPonty], S. 39 und den Abschnitt IV. *Das Feld der Phänomene* in [PdWaMPonty], S. 75-88.

<sup>174</sup>Vgl. *Die Transzendenz des Egos*, S. 154f. Im Weiteren mit [TdE] abgekürzt.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

auch finden lässt. Es kann als fragwürdig angesehen werden, ob man mentale Prozesse wie Rotationsaufgaben oder die sprachlichen Untersuchungen von Modalverben mit ein und derselben Zielsetzung untersuchen möchte. Sicherlich haben die verschiedenen wissenschaftlichen Gruppen, die Johnson heranzieht, um seine Überlegungen zu stützen, nicht das Ziel vor Augen gehabt, bildschematische Strukturen zu finden. Shepard wollte über die Fähigkeit der mentalen Rotation etwas aussagen. Sweester hingegen hatte in ihrer Untersuchung der Modalverben kraftdynamische Anhaltspunkte vor Augen und wollte diese anhand von Verwendungsweisen der Modalverben herausfinden. Diese Einzelergebnisse nun mit ein und derselben Strukturgleichheit, namentlich den bildschematischen Strukturen zu identifizieren, muss man so nicht teilen. Daher ist es mir wichtig, eher von einer *Analogie* oder einem *Relationsgefüge* zu sprechen, welches sich durch die verschiedenen Bereichen zieht. Diese Analogie kann, wenn man von den jeweiligen Relata abstrahiert, als Relationsgefüge gefasst werden. In diesem Sinne kann man den Begriff des Bildschemas als einen Sammelbegriff für diese sich durchhaltende Analogie in verschiedenen Bereichen sehen. Mit Bereichen meine ich zum einen die metaphorische Erweiterung oder die kognitiven Anwendungen wie das äquivalente Umformen von mathematischen Gleichungen oder mentalen Rotationsaufgaben.

Nichtsdestoweniger muss man auch sehen, dass sich die einzelnen Bereiche wie etwa die Sprache und das Verstehen nicht allein durch die bildschematischen Strukturen ergeben. Gerade in der gesprochenen Sprache gibt es Verstehensprozesse, die sich an die reine Phonetik der gesprochenen Worte hält. Die bildschematischen Strukturen können hier nur als eine Art *Skelett* gesehen werden, welches eine Vorgabe für den Verstehensprozess geben kann. In einer Sprechaktsituation kommen noch andere Aspekte hinzu, die den Verstehensprozess mitgestalten können. Ich werde dies an Beispielen im Abschnitt zur Sprache im Kapitel 6 näher erläutern. Hier möchte ich nur darauf hinweisen, dass der gesamte Verstehensprozess sicherlich nicht allein durch die bildschematischen Strukturen erklärt werden kann. Johnson hat in seinem Buch [TBiMJoh] einen fokussierten Blick auf die bildschematischen Strukturen geworfen. Metaphernbildung und Etablierung von gewissen Wortphrasen muss nicht ausschließlich aus einer rein leiblichen Aktivität stammen, gleichwohl diese in vielen Fällen auf solche zurückgeführt werden können. Ich möchte dies am Beispiel des Wortes *googln* verdeutlichen. Dieses Wort ist erstmals 2004 in den *Duden Die deutsche Rechtschreibung* aufgenommen worden. Es steht für das Suchen im Internet mittels der Suchmaschine Google. Einerseits ist dieses Wort aus dem technischen Umgang mit einem völlig neuen Medium, dem Internet, entstanden und wird zumeist mit dem Sitzen vor dem Rechner assoziiert. Dabei ist dieses Wort für sich an eine bestimmte geschützte Marke gebunden. In dieser Hinsicht handelt es sich eher um Polysemie und kann kaum mit einer leiblichen Aktivität identifiziert werden, die mit irgendeinem der bisher genannten Bildschemata in Verbindung gebracht werden kann. Die leibliche Aktivität, die nahegelegenerweise zugrunde gelegt werden könnte, wäre das Tippen auf der Tastatur. Aber dies ist letztlich nicht gemeint, wenn wir vom *googln* reden. Andererseits könnte man sicherlich beim

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

googln bei einer wohlwollenden Lesart der bildschematischen Strukturen versuchen, das Suchen mit dem faktischen Suchen von Gegenständen in einem Behälter wie etwa dem Kinderzimmer oder der Spielzeugkiste in Verbindung zu bringen. Damit hätte man das Behälterschema als die zugrundeliegende Verständnisstruktur verdeutlicht. Das Internet wäre dann als Behälter strukturiert, und *googln* wäre der Akt des *Suchens* oder *Stöberns* im Internet. Dies macht durchaus Sinn. Nichtsdestoweniger liegt hier eine Ambivalenz vor: Einerseits können wir einige Metaphern oder Wortphrasen aus dem alltäglichen Leben mittels bildschematischer Strukturen erklären; und andererseits können wir auch Gründe aufzeigen, dass diese Art der Modellierung nicht immer glücklich gewählt ist. Diese Ambivalenz lässt vermuten, dass die Sprache nicht völlig durch bildschematischen Strukturen erschöpft ist. Ich komme daher zu dem zurück, was ich eingangs in diesem Absatz schon formuliert habe: Bildschematische Strukturen sind zwar unentbehrlich in der Sprache und in der Kognition, aber sie sind nur ein Teilaspekt des gesamten Spektrums, welches die Sprache und die Kognition erklärt. Lakoff nimmt in seinem Buch [WFaDT-Lak] daher eine konzeptionelle Unterscheidung der Metaphernbildung, der bildschematischen Strukturen und des Denkens in Prototypen vor, wobei Mischformen auftreten können und diese Konstituenten der Sprache zumeist in einer miteinander verschränkten Form auftreten. Die Hauptthese von Lakoffs Buch *Women, Fire and dangerous Things* ist, dass wir unser Wissen<sup>175</sup> aufgrund von Strukturen organisieren, die von ihm idealisierte kognitive Modelle (IKM) genannt werden (idealized cognitive models ICM). Prototypische Effekte und kategorische Strukturen sind dabei Nebenerscheinungen dieser Organisation. Jedes IKM ist ein komplexes und strukturiertes Ganzes, welches vier Strukturierungsprinzipien verwendet:

1. propositionale Strukturen (Fillmores Rahmen (frame))
2. bildschematische Strukturen (Langackers kognitive Grammatik)
3. metaphorische Abbildung (Lakoff und Johnson)
4. metonymische Abbildung (Lakoff und Johnson)<sup>176</sup>

Ein IKM kann nicht ausschließlich durch eine bildschematische Theorie erschlossen werden. Beispielsweise treten prototypische Effekte bzgl. einer bildschematischen Struktur dort auf, wo eine Interaktion zwischen zwei Schemata stattfindet. IKMs können also in verschieden starker Weise zu einem Begriff passen. Um Lakoffs Ausführungen zu verstehen, müsste man hier weiter erklärend vorgehen. Ich möchte dies aussparen, da es mir um den *imaginativen* Aspekt bzw. den *dynamischen* Aspekt der Sprache und der Kognition geht. Dieser Aspekt ist vordergründig durch die bildschematischen Strukturen gegeben. Da dies die Thematik der Dissertation wiedergibt,

<sup>175</sup> Wissen muss hier in einer viel weiteren Sinn gesehen werden. Es geht nicht ausschließlich um abrufbares Faktenwissen, sondern auch um Wissen, was auf einer interaktionistischen Basis gestellt werden muss. Es geht auch um Wissen, welches im hantierenden Umgang mit der Welt und sozialen Kontexten gesehen werden muss.

<sup>176</sup> Vgl. [WFaDTLak] S. 69f. Ein erstes Beispiel für ein idealisiertes kognitives Modell ist die kalendarische Strukturierung der Woche, die es als solche in der Natur nicht gibt. Die 7-Tage Struktur einer Woche wird verglichen mit dem Balinesischen kalendarischen System, welches weit aus komplizierter ist. Vgl. [WFaDTLak] S. 70.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

möchte ich den Umfang der Betrachtungen auf die bildschematischen Strukturen beschränken und verweise darauf, dass Sprache und Kognition bei Lakoff und Johnson durch umfangreichere Konstituenten theoretisiert werden als ausschließlich durch bildschematische Strukturen.

Bei aller möglichen Kritik, die man also gegen die Theorie der Bildschemata vorbringen kann, die ich sehe und die ich auch teile, möchte ich versuchen, eine positive Lesart dieses relativ neuen Begriffes zu wählen. Diese positive Lesart ist dadurch motiviert, dass der Begriff Bildschema gerade die so oft vernachlässigte Einheitlichkeit des Menschen berücksichtigt. Leibliche Verfasstheit, sprachliches Vermögen und kognitive Fähigkeit werden oft in der Philosophie separat betrachtet, ohne ihre impliziten Verbindungen zu thematisieren. Mittels des Begriffs *Bildschema* wird eine plausible Verbindung gesehen und etabliert. Diese Verbindung ist insofern plausibel, als man sich von dem Standpunkt eines leiblosen denkenden verstandesbegabten Lebewesen gar keine Verstehensfähigkeit, die etwa *in-Verhältnisse*, die sich auf das Behälterschema zurückführen lassen, vorstellen könnte. Ein leibloses Lebewesen, dem jede räumliche Orientierung fehlt, wäre gar nicht in der Lage, allen Strukturen, die etwa durch *in-Verhältnisse* ausgedrückt werden, einen Sinn abzugewinnen. Da wir durch unsere Lebensführung einen vorsprachenlichen Bereich des Erlebens selbst haben, hier aber Verstehensprozesse bereits stattfinden, ist es plausibel zu sagen, es gibt wiederkehrende Strukturen, die zunächst in einer rein sensomotorischen Aktivität zu finden sind. Die Sprache wird sodann auf diesen ersten rein leiblich interaktiven Verstehenshorizont angewendet: „*Komm aus deinem Versteck heraus!*“ ist eine Aufforderung, die ein Kind zunächst bis zu einem Alter von spätestens 12 Jahren durch den spielerischen Umgang mit seinem Leib-Ich beim Versteckenspielen verstehen kann. Eine Aussage wie „*Diese Lüge wird herauskommen!*“ ist für Kinder durchaus bis zu einem gewissen Alter unverständlich. Sie wird aber allmählich aufgrund der obigen, leiblichen Erfahrung des Versteckenspiels verständlich und durch diese konzeptualisiert.<sup>177</sup>

Die Betrachtung der Bildschemata ergibt vier größere Bereiche, in denen Bildschemata erkennbar sind: (i) Wahrnehmung, (ii) leibliche Interaktivität, (iii) Sprache und Sprechen und (iv) Denken im allgemeinen. Hierbei möchte ich nun versuchen, diese vorgegebenen Bereiche in phänomenologischer Hinsicht zu untersuchen. Es wird sich zeigen, dass in den verschiedenen Bereichen sich der Aspekt der Dynamik in einem spezifischen Sinne durchhält. Wenn Dynamik als *antizipatorische Leistung* des Bewusstseins erklärt werden wird, lassen sich Strukturen wie die bildschematischen Strukturen erst in ihre Gänze verstehen. Hierbei muss man auf die *Dynamik des Lebens* in verschiedenen Bereichen zurückgehen, und von dort aus wird verständlich, warum sich wiederholbare Strukturen wie bildschematische Strukturen ergeben können. Dynamik im

<sup>177</sup> Es gibt zahlreiche Beispiele, wo Kinder oftmals die übertragenen Sprechweisen, zunächst noch nicht vor Augen haben. In einer Unterrichtssituation, in der es um die innerliche *Zerrissenheit* einer Person in einer Geschichte ging, und ich als Lehrer meinte, die Person fühle sich innerlich zerrissen, zerrte ein Schüler an seinem Pullover, riss an diesem herum und machte dabei den Laut: „Ratsch!“ Er lachte dabei, da ihm die metaphorische Übertragung noch nicht klar war. Er hatte das faktische Zerreißen auf den eigenen Leib in Form des Pullovers übertragen. Wahrscheinlich wird diesem Kind die metaphorische Übertragung irgendwann geläufig und erscheint ihm weniger lächerlich.

## 2 Die leiblich fundierte Imaginationsfähigkeit

Hinblick auf bildschematische Strukturen soll erklärt werden. Dies wird an phänomenologischen Beispielen gezeigt werden und hilft dann, die Seinsweise der bildschematischen Strukturen näher zu fassen: Bildschematische Strukturen ergeben sich dann *per se* als *dynamische Strukturen*, d.h. sie liegen in der Zeit – genauer in der Erlebniszeit – als sich entwickelnde Strukturen, die gleichsam eine *Verlaufsform* haben.

Johnson scheint implizit dieses Verständnis auch vor Augen zu haben, ohne es als ein ausgezeichnetes Thema seiner Darstellung zu entfalten. So behauptet er, dass wir trotz der Tatsache, dass wir bildschematische Strukturen und insbesondere ihre metaphorische Erweiterung in Propositionen, d.h. in verbale Aussagen über die Welt, überführen können, der kontinuierliche Charakter der bildschematischen Strukturen bei Verstehensprozessen nicht durch diese Propositionen gegeben ist, sondern ausschließlich durch die bildschematischen Strukturen vorliegt: „My claim is that, although both image schemata and metaphorical structures can be represented propositionally, no finitary proposition captures their continuous nature as structures of our understanding.“<sup>178</sup> Als Erlebnisweisen verlaufen sie dynamisch.

Wenn der Begriff des Bildschemas fruchtbar gemacht werden soll, kann er nur als ein Relationsgefüge gesehen werden. Dies habe ich im oberen Abschnitt bereits so eingeführt und möchte dies weiterhin untermauern. Ein Bildschema muss also als ein Sammelbegriff gesehen werden, der aufgrund seines ontologischen Status, nämlich eine *Relation* zu sein, in den verschiedenen disparaten Gebieten vorkommen kann. Hierbei spielen die einzelnen Relata in den verschiedenen Vorkommensweisen, wie es oben bereits erwähnt worden ist, keine Rolle. Johnson fasst den ontologischen Status wie folgt zusammen: „My chief point has been to show that these image schemata are pervasive, well-defined, and full of sufficient internal structure to constrain our understanding and reasoning.“<sup>179</sup> Es ist daher sinnvoll, von figurativen Gebilden wie den Bildschemata zu sprechen, da sie einerseits genügend interne Struktur haben, um überhaupt Übertragungsleistungen zwischen Relata in verschiedenen Bereichen vollziehen zu können. Andererseits sind sie als Relationsgefüge hinreichend abstrakt, dass sie sich nicht an konkrete Situationen oder verbalen Beschreibungen gebunden sind.

---

<sup>178</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 106.

<sup>179</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 126.

## 3 Kants Schematismuslehre

### 3.1 Bildschema und Kants Schematismuslehre

Bisher ist der Begriff *Bildschema* von einer relativ modernen Sichtweise her erklärt worden. Bildschemata wurden in der Philosophie und in der Psycholinguistik eingeführt, um einen Namen für die Strukturen zu finden, die einerseits mit der leiblichen Aktivität zu tun haben und die andererseits vermöge einer metaphorischen Erweiterung auf kognitive Bereiche wie Sprache und Denken (insbesondere Verstehensfähigkeit) übertragen werden können. Für Johnson ist es wichtig, den ansonsten vernachlässigten Bereich der Imagination oder des Vorstellungsvermögens bzw. der Einbildungskraft für die Kognition stark zu machen. Der Ausdruck des Schemas ist aber nicht erst durch Johnsons Überlegungen in die Philosophie gekommen. Insbesondere ist er durch Kants Schematismuslehre bekannt, und Johnson bezieht sich explizit in seinen Untersuchungen auf Kant: „My use of the term [schema] derives from its original use as it was first elaborated by Immanuel Kant. He understood schemata as a nonpropositional structures of imagination.“<sup>180</sup> Kants Schematismus nimmt in der *Kritik der reinen Vernunft* eine zentrale Rolle ein, denn für Kant deutet sich schon zu Beginn seiner Überlegungen der folgende Tatbestand an: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“<sup>181</sup> Daher vertritt das Schema eine vermittelnde Instanz zwischen der Anschauung und den Begriffen: „Vorstellung [. . .] von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriff sein Bild zu verschaffen, nenne ich das Schema zu diesem Begriffe.“<sup>182</sup>

Das folgende Kapitel widmet sich daher dieser zentralen und vermittelnden Instanz. Dabei soll zum einen der vermittelnde Charakter des Schematismus bei Kant dargestellt werden (Abschnitt 3.2). In einem zweiten Schritt (Abschnitt 3.3.) soll eine Diskussion verdeutlicht werden, die sich am Anfang des 20. Jahrhunderts in der deutschen Philosophie zwischen Cassirer und Heidegger ergeben hat. Das vorliegende Kapitel über die kantische Schematismuslehre soll darauf abzielen, dass mit Kants Verständnis des Schemas etwas angedeutet wird, was für meine eigene Frage nach der Dynamik bildschematischer Strukturen wichtig ist. Kant hat gesehen, dass die Möglichkeit der vermittelnden Instanz der Schemata nur in der Zeitlichkeit liegt. Bei ihm liegt zwar ein spezifisches Verständnis der Zeit vor, denn es geht bei ihm nicht um Erlebniszeit. Aber das Schema ist in der Zeit und hat mit den Formen der Zeit zu tun. Dieser Punkt soll vor allem in diesem Kapitel deutlich gemacht werden.

---

<sup>180</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 19.

<sup>181</sup> Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, S. B 75. Im Weiteren durch [KrV] abgekürzt. Alle gesperrt geschriebenen Wörter in den Zitaten bei Kant, Husserl und Dilthey sind ausnahmslos aus den Werken übernommen. Selbiges gilt auch für drei gezeichnet Punkte bei Valéryzitataten, die keine Auslassungen sind, sondern zu Valérys Schreibstil gehören.

<sup>182</sup> Vgl. [KrV] B 179f.

## 3.2 Kants kritisches Projekt und der Schematismus

Im Weiteren soll in verkürzten Grundzügen auf Kants Absichten der *Kritik der reinen Vernunft* eingegangen werden. Die Darstellung wird daher eher auf die Rolle des Schematismus und des Schemas konzentrieren. Daher wird hier nicht auf alle Details der kantischen Lehre und alle möglichen diskutierbaren Perspektiven eingegangen.

### 3.2.1 Kants erkenntnistheoretisches Vorhaben

Kant geht es um ein gesichertes Wissen, welches unter anderem für die Mathematik und die Naturwissenschaften gültig sein soll.<sup>183</sup> Darüber hinaus beschäftigt er sich auch mit den Erkenntnisvermögen – Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft, Urteilskraft – schlechthin, deren Betrachtung ich jedoch auf den folgenden Abschnitt 3.2.2 verlegen möchte. Hier möchte ich mehr die Urteile für sich in den Vordergrund stellen.

Urteile werden ganz allgemein als Funktionen der Einheit definiert: „Alle Urteile sind demnach Funktionen der Einheit unter unsern Vorstellungen, da nämlich statt einer unmittelbaren Vorstellung eine höhere, die diese und mehrere unter sich begreift, zur Erkenntnis des Gegenstandes gebraucht, und viel mögliche Erkenntnisse dadurch in einer zusammengezogen werden.“<sup>184</sup> Bezüglich der Urteile, die wir fällen können, bewegt Kant die Frage, wie Wissen a priori, d.h. vor aller Erfahrung, möglich ist. Hierfür ist die Unterscheidung von synthetischen und analytischen Urteilen wichtig:

In allen Urteilen, worinnen [sic] das Verhältnis eines Subjektes zum Prädikat gedacht wird [...], ist dieses Verhältnis auf zweierlei Arten möglich. Entweder das Prädikat B gehört zum Subjekt A als etwas, was in diesem Begriffe A (versteckter Weise) enthalten ist; oder B liegt ganz außer dem Begriff A, ob zwar mit demselben in Verknüpfung steht. Im ersten Fall nenne ich das Urteil analytisch, *in dem* anderen synthetisch.<sup>185</sup>

Wohingegen die analytischen Urteile a priori keinen wirklichen Erkenntniszuwachs haben, kann man bei einem synthetischen Urteil einen Zugewinn erwarten. Kant interessiert sich daher explizit für die synthetischen Urteile a priori.<sup>186</sup> Die synthetischen Urteile und deren Möglichkeit, Wissen zu erweitern, ist für Kant interessanter, da sie in der Lage sind, die Aufgaben der Metaphysik und der wirklichen Erkenntnis zu erledigen. Sie sind hinsichtlich des Erkenntniszuwachses für Kant wichtiger: „In synthetischen Urteilen aber soll ich aus dem Begriff hinausgehen, um etwas ganz

<sup>183</sup> Vgl. hierzu in der Einleitung die grundlegenden Fragen, die sich Kant stellt: „*Wie ist reine Mathematik möglich? Wie ist reine Naturwissenschaft möglich?*“ Vgl. [KrV] B 20. Darüber hinaus sind Kant natürlich auch die Fragen der Metaphysik wichtig, vgl. [KrV]. B18 A 19.

<sup>184</sup> Vgl. [KrV] B 94, A 69.

<sup>185</sup> Vgl. [KrV] B 11, A 7.

<sup>186</sup> Analytische Urteile sind hierbei Aussagen, bei denen bereits im Begriff ein zugesprochenes Prädikat enthalten ist. Das Urteil „Der Schimmel ist weiß“ ist ein derartiges Urteil. Das hier hinzugefügte Prädikat „ist weiß“ ist im Begriff des Schimmels bereits enthalten. Auch alle weiteren Aussagen über die Wahrheitsfähigkeit von analytischen Urteilen ist für Kant damit bereits erledigt: „Im analytischen Urteile bleibe ich bei dem gegebenen Begriff, um etwas von ihm auszumachen. Soll es bejahend sein, so lege ich diesem Begriffe nur dasjenige bei, was in ihm schon gedacht war; soll es verneinend sein, so schließe ich nur das Gegenteil desselben von ihm aus.“ Vgl. [KrV] B 193, A 154. Weitere Stellen für analytische Urteile: [KrV] B 205, A 164.

### 3 Kants Schematismuslehre

anderes, als in ihm gedacht war, [...]“<sup>187</sup> Die Möglichkeit von synthetischen Urteilen a priori sieht Kant zunächst in der Mathematik: „Die Mathematik hat dergleichen [<sup>188</sup>], aber ihre Anwendung auf Erfahrung, mithin ihre objektive Gültigkeit, ja die Möglichkeit solcher Erkenntnis a priori (die Deduktion derselben) beruht doch immer auf dem reinen Verstande.“<sup>189</sup> In der Einleitung zu der [KrV] stellt Kant diese Eigenschaft an erste Stelle: „*Mathematische Urteile sind insgesamt synthetisch?*“<sup>190</sup>

Die synthetischen Urteile, die sich mit dem Zusammenfügen verschiedener Begriffe beschäftigen, gehen hierbei auch auf die Referenz zu Gegenständen über. Erkenntnis muss sich auf einen Gegenstand beziehen können. „Ohne das sind die Begriffe leer, und man hat dadurch zwar gedacht, in der Tat aber durch dieses Denken nichts erkannt, sondern bloß mit Vorstellungen gespielt.“<sup>191</sup> Ist nun dieser Gegenstand nicht durch die direkte Anschauung gegeben, so muss sich dieser zumindest „als dessen Vorstellung auf Erfahrung [...] beziehen.“<sup>192</sup> Diese Überlegungen verdankt Kant bekanntermaßen Hume, der ihn aus einer allzu sehr rational geprägten Sichtweise auf die Erkenntnis herausgelöst hat.

Die synthetischen Urteile können zunächst aus der Erfahrung<sup>193</sup> gewonnen werden: „*Erfahrungsurteile, als solches, sind insgesamt synthetisch. Denn es wäre ungereimt, ein analytisches Urteil auf Erfahrung zu gründen, [...]*“<sup>194</sup> Kants Beispiel ist die Schwere von Körpern, die man aus der Erfahrung gewinnt und sodann als Erkenntnis dem Begriff zuordnet. Schwieriger ist es bei Urteilen, die synthetisch sind, aber vor der Erfahrung liegen, da ihnen dieses Hilfsmittel der Erfahrung schlichtweg fehlt. Ihre Existenz herauszuarbeiten ist Kants primäres Anliegen.

Damit sind hier die wichtigen Begriffe zu den Urteilen zusammengefasst, in denen sich die kantische Terminologie bewegt: Es geht um Urteile, die als Funktionen des Verstandes und später auch der Vernunft gesehen werden müssen und die sich in analytische Urteile und synthetische Urteile unterteilen. Für Kants erkenntnistheoretisches Projekt sind die synthetischen Urteile a priori von Interesse, da sie für die Mathematik, die Naturwissenschaften und die Metaphysik die Grundlage aller Erkenntnisse bieten. Daher stellt er die Möglichkeit der synthetischen Urteile a priori in den Vordergrund: „*Hier haben wir nun eines von den erforderlichen Stücken zur Auflösung der allgemeinen Aufgaben der Transzendentalphilosophie: wie sind synthetische Sätze a priori*

---

<sup>187</sup> Vgl. [KrV] B 193, A 154.

<sup>188</sup> Mit „dergleichen“ bezieht sich Kant hier auf die Tatsache, dass der Verstand als Erkenntnisvermögen nur Begriffe hat. Die Mathematik bezieht sich ausschließlich auf Begriffe. Vgl. [KrV] B 199, A 160.

<sup>189</sup> Vgl. [KrV] B 199, A 160.

<sup>190</sup> Vgl. [KrV] B14. Selbiges gilt dann auch für die Naturwissenschaften. Auch diese enthalten synthetische Urteile a priori, vgl. [KrV] B17.

<sup>191</sup> Vgl. [KrV] B 195, A 155.

<sup>192</sup> Vgl. ebd.

<sup>193</sup> Wie Erfahrung möglich ist, wird mittels eines Prinzips in der [KrV] von Kant diskutiert: „Erfahrung ist nur durch die Vorstellung einer notwendigen Verknüpfung der Wahrnehmung möglich.“ Vgl. [KrV] B 218, und man berücksichtige die dazugehörigen Ausführungen und den Beweis für dieses Prinzip, vgl. [KrV] B 218 ff.

<sup>194</sup> Vgl. [KrV] B12, A 8



*möglich?*<sup>195</sup> Ich möchte mich im Weiteren den Erkenntnisvermögen, die Kant entwickelt, zuwenden und auf die Rolle des Schemas und der Schematismuslehre hinarbeiten.

#### 3.2.2 Kants Unterscheidung der Erkenntnisvermögen

Um Kants Schematismuslehre als eine vermittelnde Instanz im Spiel der Erkenntnisvermögen verstehen zu können, müssen diese Erkenntnisvermögen, zwischen denen vermittelt werden soll, erklärt werden.

Zunächst findet man in Kants transzendentalen Elementarlehre zwei Arten der Erkenntnis, die dem *Gemüt*<sup>196</sup>, wie Kant es nennt, entspringen. Es ist zum einen die Sinnlichkeit qua Anschauung, und es sind die Begriffe, die aus der Spontaneität des Verstandes herausquellen:

Unsere Erkenntnis entspringt aus zwei Grundquellen des Gemüts, deren die erste ist, die Vorstellungen zu empfangen (die Rezeptivität der Eindrücke), die zweite das Vermögen, durch diese Vorstellungen einen Gegenstand zu erkennen (Spontaneität der Begriffe); durch die erste wird uns ein Gegenstand gegeben, durch die zweite wird dieser im Verhältnis auf jene Vorstellung (als bloße Bestimmung des Gemüts) gedacht. Anschauung und Begriffe machen also die Elemente aller Erkenntnis aus, [...]. Beide sind entweder rein oder empirisch.<sup>197</sup>

Nach Kant werden hierbei die Anschauungen rein genannt, wenn sie ohne eine Empfindung sind, und liegt tatsächlich eine Wahrnehmungsempfindung vor, so nennt Kant diese empirisch. Die Aufnahmefähigkeit (Rezeptivität) des Gemüts, die Vorstellungen tatsächlich selbst zu empfangen, nennt Kant Sinnlichkeit. Wohingegen das Vermögen, die Vorstellungen selbst zu erbringen, bzw. die Spontaneität der Erkenntnisse, Kant als den Verstand bezeichnet. Man kann es daher auch so formulieren, dass die Anschauung immer sinnlich ist und etwas zu denken aus dem Verstand gegeben ist.<sup>198</sup> Diese Unterscheidung kulminiert für Kant in die oben bereits verkürzte wiedergegebene und in der Literatur viel zitierten Äußerung:

Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben, und ohne Verstand keiner gedacht werden. Gedanken ohne Inhalte sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. Daher ist es eben so notwendig, seine Begriffe sinnlich zu machen (d.i. ihnen den Gegenstand in der Anschauung beizufügen), als, seine Anschauung sich verständlich zu machen (d.i. sie unter Begriffe zu bringen). [...] Nur daraus, daß sie sich vereinigen, kann Erkenntnis entspringen.<sup>199</sup>

Diese Vereinigung wird dann letztlich durch das Schema oder genauer die Schemata der Begriffe bewerkstelligt. Doch zuvor sollte erklärt werden, warum diese Bereiche überhaupt für Kant so

<sup>195</sup> Vgl. [KrV] B 73.

<sup>196</sup> Das Gemüt ist die Gesamtheit aller seelischen und kognitiven Fähigkeiten zu sehen, die sich in einem Mensch aufgrund einer persönlichen Struktur ergeben.

<sup>197</sup> Vgl. [KrV] B 75, A 50

<sup>198</sup> Vgl. [KrV] ebd.

<sup>199</sup> Vgl. [KrV] ebd. Man findet in Kants Ausführungen durchaus Textstellen, die eine radikalere Einstellung bezüglich der Erkenntnismöglichkeit durch reine Verstandestätigkeit postulieren. In der B notierten, später veröffentlichten und erweiterten Auflage findet man die Rede von reinen Gedankenformen, wenn bloße Verstandestätigkeit am Werke ist: „So lange es also an Anschauung fehlt, weiß man nicht, ob man durch die Kategorien ein Objekt denkt, und ob ihnen auch überall gar irgend ein Objekt zukommen könne, und so bestätigt sich, daß sie für sich gar keine Erkenntnisse, sondern bloße Gedankenformen sind, um aus gegebenen Anschauungen Erkenntnisse zu machen.“ Vgl. [KrV] B 289. Man vergleiche aber auch die positiven Eigenschaften des Verstandes, die Kant gerade in der ursprünglichen Fassung - A Notation - schon festgelegt hatte: er kann „a priori konstitutiv“ (Mathematik) und „regulativ“ sein um „mögliche Erfahrung“ zu gewährleisten, vgl. [KrV] B 296, A 237.

### 3 Kants Schematismuslehre

strikt getrennt werden müssen und im Nachhinein einer Verbindung bedürfen.

Die weitere Darstellung in der [KrV] dreht sich um die beiden Wissenschaften, die Kant für diese Erkenntnisvermögen zugrunde legt: Die Wissenschaft, die die Regeln der Sinnlichkeit bestimmt, nennt Kant Ästhetik; und die Wissenschaft der Verstandesregeln bezeichnet Kant als Logik.<sup>200</sup> Ohne in alle Details einzudringen<sup>201</sup>, legt er diese Unterscheidung zunächst in der transzendentalen Analytik programmatisch fest. Dabei versteht Kant, wie es der Begriff der Analytik selbst schon hergibt, unter Analytik im Rahmen seiner Beschreibung zur Verstandestätigkeit die Zergliederung aller Erkenntnisse des Verstandes in seine Elemente. In diesem Vorhaben kommt es nun zu dieser programmatischen Unterscheidung der reinen Begriffe von der Sinnlichkeit:

Diese Analytik ist die Zergliederung unseres [sic] gesamten Erkenntnisses [sic] a priori in die Elemente der reinen Verstandeserkenntnis. Es kommt hiebei [sic] auf die folgende Stücke an. 1. Daß die Begriffe reine und nicht empirische Begriffe sein. 2. Daß sie nicht zur Anschauung und zur Sinnlichkeit, sondern zum Denken und Verstande gehören. 3. Daß sie Elementarbegriffe sein und von den abgeleiteten, oder daraus zusammengesetzten, wohl unterschieden werden. 4. Daß ihre Tafel vollständig sei, und sie das ganze Feld des reinen Verstandes gänzlich ausfüllen.<sup>202</sup>

Bei Kant gibt es keine direkte Begründung, warum eine Unterscheidung des Sinnlichen von dem Begrifflichen vorliegt. Für Kant ist dies eine allgemeine Feststellung: „Der reine Verstand sondert sich nicht allein von allem Empirischen, sondern so gar von aller Sinnlichkeit völlig aus. Er ist also eine vor sich selbst beständige, sich selbst genugsame, und durch keine äußerlich hinzukommende Zusätze zu vermehrende Einheit.“<sup>203</sup> Diese Aussagen findet man bereits am Ende der Einleitung in der [KrV], worin Kant die Unterscheidung in Sinnlichkeit und Verstand bereits andeutet, er aber auch sieht, dass sie „aus einer gemeinschaftlichen, aber uns unbekanntem Wurzel entspringen“<sup>204</sup> könnten.

Verfolgt man Kants Untersuchung im Hinblick auf die Verstandestätigkeit weiter, so versucht Kant im Wesentlichen den Rahmen abzustecken, innerhalb dessen sich diese Gemütstätigkeit bewegen kann. Zum einen wurde bereits darauf hingewiesen, dass der Verstand mit den Begriffen zu tun hat. Zum anderen etabliert der Verstand im Wesentlichen Urteile, so wie sie im oberen Abschnitt 3.2.1 als Funktionen der Einheit zu verstehen sind: „Wir können aber alle Handlungen des Verstandes auf Urteile zurückführen, so daß der Verstand überhaupt als ein Vermögen zu urteilen vorgestellt werden kann.“<sup>205</sup> Diese Überlegung führt dann nach Kants Auffassung zu den Funktionen des Denkens. Kant abstrahiert von jeglichem Inhalt der Urteile und versucht festzuhalten, welche Konstituenten für alle Urteile, die man fällen könnte, bestehen bleiben.

<sup>200</sup> Vgl. [KrV] ebd.

<sup>201</sup> Kant unterscheidet eine reine von einer allgemeinen Logik. Es ist wichtig zu sehen, dass die reine Logik sich mit den reinen Verstandesbegriffen beschäftigt und dabei von jeglicher Sinnlichkeit abstrahiert wird, vgl. [KrV] B 76-88, A 52- 64.

<sup>202</sup> Vgl. [KrV] B 89, A 64.

<sup>203</sup> Vgl. [KrV] B 89, 90 A 64.

<sup>204</sup> Vgl. [KrV] B 29, A 16. Auch Otfried Höffe kommt zu dem Schluss, dass Kant diese Unterscheidung nicht begründet, Vgl. *Immanuel Kant* S. 72, im Weiteren mit [IKHoe] abgekürzt. Höffe dokumentiert, dass sich Kant der kontinentalen Philosophiegeschichte anschließt, Vgl. [IKHoe] S. 70ff.

<sup>205</sup> Vgl. [KrV] B 94, A 69.

### 3 Kants Schematismuslehre

Diese sind die folgenden: 1. Quantität der Urteile (Allgemein, Besondere, Einzelne), 2. Qualität (Bejahende, Verneinende, Unendliche), 3. Relation (Kategorische, Hypothetische, Disjunktive), 4. Modalität (Problematische, Assertorische, Apodiktische). Eine weitere zentrale Tafel, zu der Kant mittels umfangreicher Ausführungen zur Verstandestätigkeit hinleitet, ist die Tafel über die reinen Verstandesbegriffe oder die Kategorien. Hierbei sind die reinen Verstandesbegriffe nochmals spezifiziert. Sie sind Begriffe, die genuin nichts von der Sinnlichkeit haben. In der Scholastik sind dies etwa das *Wahre* oder das *Seiende an sich*. Bei Kant werden die reinen Verstandesbegriffe wie Urteile als *Funktionen* eingeführt:

Dieselbe Funktion, welche den verschiedenen Vorstellungen in einem Urteil Einheit gibt, die gibt auch der bloßen Synthesis verschiedene [Akad.-Ausg.: verschiedener] Vorstellungen in einer Anschauung Einheit, welche, allgemein ausgedrückt [sic], der reine Verstandesbegriff heißt. Derselbe Verstand also, und zwar durch eben dieselben Handlungen, wodurch er in Begriffen, vermittels der analytischen Einheit, die logische Form eines Urteils zu Stande brachte, bringt auch, vermittelt der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen in der Anschauung überhaupt, in seiner Vorstellungen einen transzendenten Inhalt, weswegen sie reine Verstandesbegriffe heißen, die a priori auf Objekte gehen, welches die allgemeine Logik nicht leisten kann.<sup>206</sup>

Kant nennt dann diese reinen Verstandesbegriffe auch in Anlehnung an Aristoteles Kategorien, wobei hier ein völlig neues Konzept verborgen ist. Die Kategorien bzw. die reinen Verstandesbegriffe, die auch Begriffe der Synthesis genannt werden, sind die folgenden: Kategorien 1. der Quantität (Einheit, Vielheit, Allheit), 2. der Qualität (Realität, Negation, Limitation) 3. Relation (z.B. Kausalität und Dependenz) 4. der Modalität (Möglichkeit - Unmöglichkeit, Dasein - Nichtdasein, Notwendigkeit - Zufälligkeit).<sup>207</sup>

Was später in der [KrV] immer wieder auftaucht, ist die Aussage, dass sich die Verstandestätigkeit trotz aller Unanschaulichkeit auf empirische Anschauung beziehen muss: „Also beziehen sich alle Begriffe und mit ihnen alle Grundsätze, so sehr sie auch a priori möglich sein mögen, dennoch auf empirische Anschauungen, d.i. auf Data zur möglichen Erfahrung.“<sup>208</sup> Kant ist um eine realistische Beurteilung der Verstandestätigkeit bemüht. Trotz aller strikten Trennung ist der Verstand synthetisierend, da er dazu in der Lage ist, aus einer nicht weiter erklärbaren Spontaneität die Begriffe zu schaffen, die unsere sinnlichen Eindrücke ordnen. Mit diesem Bezug, dass wir den mannigfaltigen, sinnlichen Eindrücke gegenüberstehen und diese aber trotzdem mit einheitlichen Begriffen bestimmen, ist der Verstand auf die Sinnlichkeit bezogen. Die oben dargestellten Kategorien bzw. reinen Verstandesbegriffe sind daher gleichsam der Rahmen, worin sich die Verstandestätigkeit bewegen kann. Es sind für Kant letzte, nicht weiter zurückführbare Strukturen, die uns innerhalb der Begrifflichkeit vorgegeben sind.

Zur Anschauung sollte gesagt werden, dass im Gegensatz zum Verstand, der die Dinge nur denken kann, der Gegenstand uns durch die Sinnlichkeit gegeben ist: „Die Fähigkeit (Rezep-

<sup>206</sup> Vgl. [KrV] B 106, A 80.

<sup>207</sup> Die Tafel der Urteile und der Kategorien sind natürlich nicht zusammenhanglos. Höffe leitet den Zusammenhang zwischen diesen Tafeln im Hinblick auf die Deduktion der Kategorien her, vgl. [IKHoe] S. 89ff.

<sup>208</sup> Vgl. [KrV] B 299, A 240.

### 3 Kants Schematismuslehre

tivität), Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen affiziert werden, zu bekommen, heißt Sinnlichkeit.<sup>209</sup> Hier liegt für Kant zunächst ein Wahrnehmungsphänomen<sup>210</sup> vor, wobei die Rede von dem „Ding an sich“<sup>211</sup> bereits angedeutet ist. Mit dieser Andeutung wird verständlich, warum wir es mit Erscheinungen zu tun haben:

Die Wirkung eines Gegenstandes auf die Vorstellungsfähigkeit, so fern wir von demselben affiziert werden, ist Empfindung. Diejenige Anschauung, welche sich auf den Gegenstand durch Empfindung bezieht, heißt empirisch. Der unbestimmte Gegenstand einer empirischen Anschauung heißt Erscheinung.<sup>212</sup>

Wie es für die Verstandestätigkeit die Kategorien gibt, lässt sich darüber hinaus ein Gegenstück finden, welches für die Sinnlichkeit vorgesehen ist: es sind der Raum und die Zeit als „reine Anschauungsformen“<sup>213</sup>. Auch dies bewerkstelligt Kant durch einen spekulierenden Gedankengang, indem er sich vorstellt, von allen sinnlichen Daten zu abstrahieren. Bei einer solchen Überlegung bleiben der Raum und die Zeit übrig, die aber selbst keine sinnlichen Daten sind.<sup>214</sup> All dies geschieht im ersten Teil der transzendentalen Elementarlehre: die transzendente Ästhetik.<sup>215</sup> Bisher war die Rede vom Verstand und der Sinnlichkeit. Neben diesen Begriffen wird in der transzendentalen Dialektik<sup>216</sup> der Begriff Vernunft näher untersucht, der zum Titel von Kants Werk führt. In der Einleitung zur *Kritik der reinen Vernunft* wird der Begriff der Vernunft als das zentrale Thema im Rahmen der Unterscheidung der Urteilstypen bereits eingeführt: „Aus diesem allem ergibt sich nun die Idee einer besonderen Wissenschaft, die Kritik der reinen Vernunft heißen kann. Denn ist Vernunft das Vermögen, welches die Prinzipien der Erkenntnis a priori an die Hand gibt. Daher ist reine Vernunft diejenige, welche die Prinzipien etwas schlechthin a priori zu erkennen, enthält.“<sup>217</sup> Die Vernunft wird dann später als eine Tätigkeit des Gemüts analog zum Verstand eingeführt. Sie beschäftigt sich mit allgemeinen Prinzipien oder, wie es später auch formuliert wird, mit *Ideen*. Ihr Bezug richtet sich zunächst auf den Verstand in Form von Begriffen, wobei die *Allgemeingültigkeit von Regeln* oder *Prinzipien* innerhalb des Gemüts festgelegt und gehandhabt werden. Die Vernunft ist eine weitere Erkenntnisinstanz, die sich an dem orientiert, was der Verstand an Erkenntnissen in Begriffen liefert: „Wir erklärten [sic], im erstern [sic] Teile unserer transzendentalen [sic] Logik, den Verstand durch das Vermögen der Regeln; hier unterscheiden wir die Vernunft von demselben dadurch, daß wir sie das Vermögen

<sup>209</sup> Vgl. [KrV] B 33, A 19.

<sup>210</sup> Höffe macht insbesondere darauf aufmerksam, dass für Kant *Erfahrung* im strengen Sinne keine Wahrnehmung ist. Die Erfahrung hat einen objektiven Charakter, wohingegen die Wahrnehmung subjektiv geleitet ist. Dass die Schwere eine genuine Eigenschaft von Körpern ist, gewinnen wir aus der Erfahrung. Die Wahrnehmung eines speziellen schweren Körpers wird jedoch bei Kant von der Erfahrung geschieden, vgl. [IKHoe] S. 95f.

<sup>211</sup> Kant kündigt einen Nachweis der Unterscheidung Ding an sich und Erscheinung bereits in der nachträglich hinzugefügten Vorrede zu zweiten Auflage der [KrV] an, vgl. [KrV] B XXV, XXVI.

<sup>212</sup> [KrV] B 33, 34, A 19, 20.

<sup>213</sup> Vgl. [KrV] B 37, A 22. Natürlich gibt es noch mehr reine Anschauungsformen wie etwa Ausdehnung und Gestalt, vgl. [KrV] B 35, A 21.

<sup>214</sup> Vgl. [KrV] ebd.

<sup>215</sup> Vgl. [KrV] B 33, A 19 - B 73, A 49. Die B notierte Auflage ist bzgl. der transzendentalen Ästhetik mit umfangreichen Ergänzungen versehen.

<sup>216</sup> Vgl. [KrV] B 350ff, A 293, 294ff.

<sup>217</sup> Vgl. [KrV] B 25, A 11.

### 3 Kants Schematismuslehre

der Prinzipien nennen wollen.“<sup>218</sup>

Darüber hinaus gibt es eine Hierarchie der Erkenntnisvermögen, gleichwohl ihr unabhängiges Operieren im „Gemüt“ von Kant nicht durchgängig verneint wird. Dies ist gerade durch das Zugeständnis Kants gegeben, dass die Erkenntnisvermögen strikt getrennt werden müssen. Nichtsdestoweniger ist die Reihenfolge der Erkenntnisvermögen dadurch gegeben, dass die Erkenntnis in den Sinnen beginnt und über den Verstand in der Vernunft enden kann: „Alle unsere Erkenntnis hebt von den Sinnen an, geht von da zum Verstande, und endigt bei der Vernunft, über welche nichts höheres in uns angetroffen wird, [...]“<sup>219</sup> Im Beginn der transzendentalen Dialektik<sup>220</sup> zeigt sich gerade, dass mit der Einführung des Vernunftvermögens der Verstand als Erkenntnisvermögen eingegrenzt wird: Der Verstand hat als solches immer einen Bezug auf die Sinnlichkeit, wohingegen die Vernunft diesen nicht hat:

Erstlich geht der Vernunftschluß nicht auf die Anschauungen, [...], sondern auf Begriffe. Wenn also reine Vernunft auch auf die Gegenstände geht, so hat sie doch auf dies [A-notation darauf] und deren Anschauung keine unmittelbare Beziehung, sondern nur auf den Verstand und dessen Urteile, welche sich zunächst an die Sinne und deren Anschauungen wenden, um diesen ihren Gegenstand zu bestimmen.<sup>221</sup>

Hier zeigt sich nochmals recht deutlich, wie die Beziehungen zunächst zwischen diesen drei Instanzen zu denken sind.

Die näheren Ausführungen zur Vernunft zeigen, dass der Verstand und die Etablierung von Begriffen aus der Spontaneität des Verstandes selbst nicht für die synthetischen Urteile a priori gesehen werden können: „Synthetische Erkenntnisse aus Begriffen kann der Verstand also gar nicht verschaffen, und diese sind es eigentlich, welche ich schlechthin Prinzipien nenne: indessen, daß alle allgemeinen Sätze überhaupt komparative Prinzipien heißen können.“<sup>222</sup> Dieser Zusammenhang wird zudem nochmals mittels anderer Vokabeln und Ausdrucksweisen von Kant durchdacht: bedingende und unbedingte Bezüge. Der Verstand hat als ein synthetisierendes Vermögen qua Einheitsstiftung in Form von Begriffen mit dem Bezug auf das Sinnliche und das Gegenständliche immer bedingende Bezüge. Die Vernunft hingegen hat zwar durch die Verstandestätigkeit etwas die Vernunft Bedingtes, aber auch etwas Unbedingtes, „womit die Einheit desselben [der Vernunft] vollendet wird“<sup>223</sup>. Die Reihe der bedingten Einheiten, die sich der Verstand verschafft, fügen sich mit diesem Unbedingten, was Kant auch „ein Principium der reinen Vernunft“<sup>224</sup> nennt, in einer synthetischen Weise zusammen. Hierbei „entspringt“ dieses Unbedingte aus den verschiedenen synthetischen Sätzen, „wovon der reine Verstand

<sup>218</sup> Vgl. [KrV] B 356, A 299.

<sup>219</sup> Vgl. [KrV] ebd.

<sup>220</sup> In der transzendentalen Dialektik geht es primär um die Vernunft und darum, worüber diese als Erkenntnisvermögen verhandelt. Der Begriff der Idee, welche sich in den höchsten Formen als Gott, Freiheit und Unsterblichkeit (vgl. B 395, A 338) manifestiert, wird im folgenden behandelt. Die bekannte Auseinandersetzung mit den Antinomien und den Gottesbeweisen lassen sich hier unter anderem auffinden.

<sup>221</sup> Vgl. [KrV] B 363, A 307.

<sup>222</sup> Vgl. [KrV] B 358, A 301.

<sup>223</sup> Vgl. [KrV] B 365, A 308.

<sup>224</sup> Vgl. [KrV] ebd. Dies führt dann auch dazu, dass die Vernunft sich mit den so genannten Ideen beschäftigt.

### 3 Kants Schematismuslehre

nichts weiß“<sup>225</sup>. Dieses Unbedingte ist dann schließlich der Kern für die oben angedeuteten synthetischen Urteile a priori, die für Kants erkenntnistheoretisches Projekt der Dreh- und Angelpunkt seiner Überlegungen darstellt: „Das Unbedingte aber, wenn es wirklich Statt hat, kann besonders erwogen werden, nach allen den Bestimmungen, die es von jedem Bedingten unterscheiden, und muß dadurch Stoff zu manchen synthetischen Sätzen a priori geben.“<sup>226</sup>

Nichtsdestoweniger ist das Wechselverhältnis der beiden einerseits strikt getrennten, andererseits aufeinander bezogenen Erkenntnisvermögen Sinnlichkeit und Verstand im Weiteren für den Schemabegriff wichtig. Die Vernunft als eine abgekapselte Instanz, die sich gleichsam der Begriffe aus der Verstandestätigkeit bedient und eine Instanz ist, die sich mit allgemeinen und übergeordnete Regeln, namentlich Prinzipien, beschäftigt, ist in der Philosophiegeschichte immer kontrovers diskutiert wurden.

Neben der Verstandestätigkeit und der Sinnlichkeit gibt es bei Kant noch ein weiteres Vermögen, dem Kant eine gesamte Kritik widmet: die Urteilskraft. Die Urteilskraft ist das Vermögen, gewisse Erkenntnisse unter einer Regel zu versammeln. Daher hat sie eine gewisse Analogie zur Vernunft. In der Kritik zur Urteilskraft spielen der Schematismus bzw. die Lehre von den Schemata eine herausragende Rolle. Die Urteilskraft wird im Zusammenhang mit den Fragen nach dem Zweckmäßigen der Natur, dem Schönen und dem Erhabenen erörtert. Hierin besteht dann ein Unterschied zur reinen Vernunft, denn diese wird im Hinblick auf die Felder, für die sie dienlich ist, in theoretische und praktische Philosophie eingeteilt. Die theoretische beschäftigt sich hierbei mit den Frage über die synthetischen Urteile a priori in den Naturwissenschaften, der Mathematik und der Metaphysik. Die praktische Vernunft bezieht sich dann auf die Fragen des sittlichen Verhaltens. Die Urteilskraft hat, allgemein gesprochen, mit den Fragen der Erfahrung zu tun.<sup>227</sup>

Über die Urteilskraft als ein zwischen diesen Vernunftinstanzen liegendes Vermögen lassen sich die folgenden und zusammenfassenden Bemerkungen machen: Der wesentliche Unterschied zwischen der Urteilskraft zur Vernunft besteht darin, dass unter der Urteilskraft zunächst in der [KrV] eine vermittelnde und überprüfende Kontrolle zwischen dem Verstand und der Anschauung gemeint ist. Sie hat etwas mit der Einbildungskraft zu tun. Die Vernunft ist als ein für Kant „höher“ angesiedeltes Erkenntnisvermögen zu sehen, welches sich nicht auf die Anschauung, sondern nur auf den Verstand bezieht. Die Urteilskraft orientiert sich an konkreten Beispielen im Alltag, die als solche zunächst sinnlich gegeben sind. Kants eigene Beispiele sind der Arzt, der Richter und der Staatskundige. Zwar können all diese Menschen ein verstandesmäßiges Wissen aufgrund ihres Studiums vorweisen und sich innerhalb dieses Wissens auf einer völlig intellektuellen Weise bewegen. Aber in konkreten Situationen, beispielsweise wenn ein Arzt einen Kranken vor sich hat, muss er ihn wirklich beurteilen. Die Fähigkeit, den Kranken in dieser auch

---

<sup>225</sup> Vgl. [KrV] ebd.

<sup>226</sup> Vgl. [KrV] ebd.

<sup>227</sup> Vgl. Kritik der Urteilskraft, im Weiteren durch [KdU] abgekürzt, die Einleitung. Insbesondere S. 15, 16, S. 21ff: „IV Von der Erfahrung als einem System für die Urteilskraft.“

### 3 Kants Schematismuslehre

sinnlich gegebenen Situation mit seinem Fachwissen zu beurteilen, ist für Kant etwas anderes als das bloße Fachwissen. Diese Fähigkeit bezeichnet Kant als Urteilskraft.<sup>228</sup>

Was man in der [KrV] zur Urteilskraft erfährt, scheint bei näherer Betrachtung einen anderen Fokus zu haben als die Charakterisierung der Urteilskraft, die sich in der *Kritik der Urteilskraft* selbst ergibt. Zunächst ist auffällig, dass die Unterscheidung sinnlich und begrifflich eine weniger starke Gewichtung bei Kant erfährt und sein Fokus auf die Erkenntnisvermögen Verstand, Vernunft und Urteilskraft abzielt. Es geht kaum noch um das Sinnliche, und Kant kanalisiert die Untersuchung auf das Denken:

Wenn die Rede nicht von der Einteilung einer Philosophie, sondern unseres Erkenntnisvermögens a priori durch Begriffe [...] ist, d.i. von einer Kritik der reinen Vernunft, aber nur nach ihrem Vermögen zu denken betrachtet [...], so fällt die systematische Vorstellung des Denkungsvermögens dreiteilig aus, nämlich erstlich in das Vermögen der Erkenntnis des Allgemeinen (der Regel), den Verstand, zweitens des Vermögen der Subsumtion des Besondern unter das Allgemeine, die Urteilskraft, und drittens das Vermögen der Bestimmung des Besonderen durch das Allgemeine (der Ableitung von Prinzipien), d.i. die Vernunft.<sup>229</sup>

Man erkennt also, dass der Fokus in der [KdU] ursprünglich durch die Akte des Denkens motiviert war, gleichwohl im Laufe der [KdU] die Thematik auf ästhetische Bereiche und damit sinnliche Bereiche erweitert wird. Wichtig ist der Bezug der Urteilskraft. Damit zielt Kant auf die Bereiche ab, über die überhaupt geurteilt werden kann. Dies sind für Kant die Zweckmäßigkeit in der Natur, worin die teleologische Einrichtung der Naturverhältnisse (z.B. die Möglichkeit der Einteilung der Natur) betrachtet wird, und die Betrachtungen zur Lust und Unlust bzw. zum Erhabenen, an dem etwas als schön erachtet wird. Diese inhaltliche Verfahrensweise wird bei Kant mit einer systematischen Fragestellung nach der Freiheit und der Natur verbunden.<sup>230</sup> All diese sehr systematischen Betrachtungen können hier nicht behandelt werden. Mir ist im Weiteren die Charakterisierung der Urteilskraft im Zusammenhang mit der Fähigkeit, in schematisierten Denkweisen zu verfahren, wichtig. Hierzu gehe ich auf die Einbildungskraft ein, wie sie zunächst in der [KrV] etabliert ist.

Neben der sehr allgemeinen Unterscheidung von Verstandesspontaneität und Anschauung ist die Einbildungskraft ein wichtiges, aber auch irritierendes Erkenntnisvermögen. Ohne dass Kant die Urteilskraft zunächst erwähnt, wird sie vor dem Abschnitt der Schematismuslehre eingeführt. Neben dem Sinn und der Apperzeption wird sie als ein subjektives Erkenntnisvermögen im Zusammenhang mit dem Begriff der *Erfahrung* zusammengebracht:

<sup>228</sup> Vgl. [KrV] B 170ff, A 131ff. Der Abschnitt zeigt nochmals recht deutlich, in welche Bereiche Kant die Logik unterteilen möchte: „Verstand, Urteilskraft und Vernunft.“

<sup>229</sup> Vgl. [KdU] (Einleitung in die Kritik der Urteilskraft, erste Fassung), S. 15. Man vergleiche aber auch die weiteren Bestimmungen dieser Vermögen in Vorrede, vgl. B III, IV A III, IV. Man findet nach der zweiten Einleitung in der [KdU] auch die folgende, suggestive Einteilung, vgl. B LVIII, A LVI:

Gesamte Vermögen des Gemüts	Erkenntnisvermögen	Prinzipien a priori	Anwendung auf
Erkenntnisvermögen	Verstand	Gesetzmäßigkeit	Natur
Gefühl der Lust und Unlust	Urteilskraft	Zweckmäßigkeit	Kunst
Begehrungsvermögen	Vernunft	Endzweck	Freiheit

<sup>230</sup> All diese systematischen Betrachtungen werden bei Höffe im Abschnitt zur transzendentalen Dialektik näher untersucht, vgl. [KHoe], S. 134-139.

### 3 Kants Schematismuslehre

*Es sind drei subjektive Erkenntnisquellen, worauf die Möglichkeit einer Erfahrung überhaupt, und Erkenntnis der Gegenstände derselben beruht: Sinn, Einbildungskraft und Apperzeption; [...]. Der Sinn stellt die Erscheinungen empirisch in der Wahrnehmung vor, die Einbildungskraft in der Assoziation (und Reproduktion), die Apperzeption in dem empirischen Bewußtsein der Identität dieser reproduktiven Vorstellungen mit den Erscheinungen, dadurch sie gegeben waren, mithin in der Rekognition.<sup>231</sup>*

Die Einbildungskraft wird hierbei mit einer synthetisierenden Fähigkeit bzgl. der Assoziationen gedacht. Damit wird eine Erscheinung, welche sich als ein mannigfaltiges Phänomen beschreiben lässt, durch eine zusammengefügte Einheit erschlossen. Diese zusammengefügte Einheit wird instantan als Assoziation vermöge der Einbildungskraft entwickelt. Diese Fähigkeit – in Einheiten etwas zusammenfassen zu können –, ist eine vor aller Erfahrung gegebene Eigenschaft der Einbildungskraft: *„Also bezieht sich die transz. Einheit der Apperzeption auf die reine Synthesis der Einbildungskraft, als eine Bedingung a priori der Möglichkeit aller Zusammensetzung der Mannigfaltigen in einer Erkenntnis. Es kann aber nur die produktive Synthesis der Einbildungskraft a priori stattfinden, [...]“*<sup>232</sup>. Kant erhebt hier in der mit A notierten Originalfassung der [KrV] die Synthesis der Einbildungskraft zu einem „Grund der Möglichkeit aller Erkenntnis“<sup>233</sup>. Auch der Verstand wird nochmals völlig neu beleuchtet und mittels dieser einheitsstiftenden Fähigkeit der Einbildungskraft überdacht und nahezu definitorisch eingeführt: *„Die Einheit der Apperzeption in Beziehung auf die Synthesis der Einbildungskraft ist der Verstand, [...]“*<sup>234</sup> Diese transzendente Deduktion, wie Kant es nennt, ist der Abschnitt, in dem Kant die Möglichkeiten der Erkenntnisse a priori mittels dieser synthetisierenden Fähigkeit glaubt herleiten zu können.<sup>235</sup> Ich möchte ein naheliegendes Verständnis entwickeln und mit phänomenologischen Überlegungen anreichern: Wir begegnen im Alltag sinnlichen Gegenständen, deren mannigfaltige Erscheinungen auch im Sehen bewusst sind, wobei aber nicht alle Einzelheiten im Sehen thematisiert werden. Beispielsweise wird die Erscheinung eines Fahrrades trotz der Radspeichen, des sichtbaren Gepäckträgers und anderer benennbarer und erkennbarer Einzelheiten auf gewisse strukturelle Grundeinheiten wie etwa Räder, Lenker und Rahmen im Sehen reduziert. Diese Fähigkeit, dann auch dieses Fahrrad aus dem gesamten Hintergrund – der Häuserwand, dem Hinterhof, den dort spielenden Kinder, den Pflanzen usw. – als Einheit zu erkennen, nennt Kant Einbildungskraft. Zwar spricht Kant im obigen Zitat unter anderem vom Sinn, der für die Wahrnehmung vorgesehen ist. Aber Kant schreibt in der transzendentalen Deduktion fast nahezu von der Einbildungskraft. Hierbei gesteht er auch zu, dass sie allein natürlich noch kein „Bild“ ergibt. Es bedarf daher eines Zusammenspiels von Einbildungskraft und Wahrnehmung: *„Es ist aber klar, daß selbst diese Apprehension des Mannigfaltigen allein noch kein Bild und keinen Zusammenhang der Eindrücke*

<sup>231</sup> Vgl. [KrV] A 115, 116. Kant wiederholt sich bzgl. dieser Eigenschaft oft. Daher vergleiche man auch die folgende Stelle: „Die Einbildungskraft ist also auch ein Vermögen einer Synthesis a priori, [...]“, vgl. [KrV] A 123, 124. Insgesamt zeigt hier der Abschnitt nochmals deutlich, dass es etwas Synthetisierendes im Spiel der Erkenntnisvermögen geben muss, damit wir einheitliche Objekte erkennen und auch benennen können.

<sup>232</sup> Vgl. [KrV] A 117, 118.

<sup>233</sup> Vgl. ebd.

<sup>234</sup> Vgl. [KrV] A 119.

<sup>235</sup> Vgl. ebd.



### 3 Kants Schematismuslehre

*hervorbringen würde, wenn nicht ein subjektiver Grund da wäre, eine Wahrnehmung, [...].*<sup>236</sup>

Ich möchte nun nochmals mit diesem Wissen über das kantische Verständnis der Einbildungskraft auf das Verhältnis der Einbildung zur Urteilskraft zurückkommen. Hierbei möchte ich auf einige prägnante Bemerkungen in der *Kritik der Urteilskraft* hinweisen, die sich in den Einleitungen zur Kritik der Urteilskraft finden. Die Urteilskraft wurde in der [KrV] als ein Erkenntnisvermögen erklärt, welches sich auf konkrete Erfahrungssituationen (ein Arzt *beurteilt* einen konkreten Patienten mit seinem Fachwissen) bezieht. Hierbei erkennt man zunächst noch keine differenzierte Unterscheidung der Urteilskraft in schematische, technische oder künstliche Verfahrensweisen.<sup>237</sup> Dies geschieht erst in der [KdU], um die dort dargestellten Bereiche – ästhetische Urteilskraft und teleologische Urteilskraft – vorbereiten bzw. motivieren zu können. Die Urteilskraft sucht gleichsam Zwecke in der Natur und beschäftigt sich im Zuge der Vorkommnisse der Gemütsbewegungen Lust und Unlust mit den schönen Dingen der Künste.<sup>238</sup> Darüber hinaus gibt es im Hinblick auf die schematisch verfahrenende Urteilskraft eine Verbindung zur Einbildungskraft. Zunächst wird von Kant in der [KdU] nochmals der Bezug zu den Schemata aufgeworfen:

In Ansehung der allgemeinen Naturbegriffe, unter denen überhaupt ein Erfahrungsbegriff [...] allererst möglich ist, hat die Reflexion im Begriffe einer Natur überhaupt, d.i. im Verstande, schon ihre Anweisung und die Urteilskraft bedarf keines besondern Prinzips der Reflexion, sondern *schematisiert* dieselbe a priori und wendet diese Schemata auf jede empirische Synthesis an, ohne welche gar kein Erfahrungsurteil möglich wäre. Die Urteilskraft ist hier in ihrer Reflexion zugleich bestimmend und der transzendente Schematismus derselben dient ihr zugleich zur Regel, unter der gegebene empirische Anschauung subumiert wird.<sup>239</sup>

Im Anschluss an diese Bestimmung der Urteilskraft findet man dann die weiteren Ausführungen zu der technisch und künstlich verfahrenenden Urteilskraft.

Wichtig für die weitere Untersuchung ist der später dokumentierte Bezug der Urteilskraft zur Einbildungskraft, sofern sich bestimmende Urteile auf einzelne Gegenstände beziehen. All die Anforderungen, die an einem Urteil zur ästhetischen Wahrnehmung einzelner Gegenstände gefunden werden, betreffen dann tatsächliche sinnliche Daten, wobei Kant die erweiterte Bedeutung des Ästhetischen auf die Lust und Unlust ebenfalls betont.<sup>240</sup> Die Urteilskraft wird bei der Wahrnehmung einzelner Objekte in sinnlicher Hinsicht immer im Zusammenhang mit der Verstandestätigkeit und der Einbildungskraft zu sehen sein, „[d]enn in der Urteilskraft werden der Verstand und Einbildungskraft im Verhältnisse gegeneinander gebracht“<sup>241</sup>. Im weiteren Verlauf seiner Analyse wiederholt Kant diesen Zusammenhang nochmals explizit: „Ein bloß reflektierendes Urteil aber über einen einzelnen Gegenstand kann ästhetisch sein, wenn [...] die Urteilskraft, die keinen Begriff für die gegebene Anschauung bereit hat, die Einbildungskraft

<sup>236</sup> Vgl. [KrV] A 120, 121.

<sup>237</sup> Vgl. [KdU] (Einleitung in die Kritik der Urteilskraft, erste Fassung): S. 26. Verfäht die Urteilskraft technisch so macht sie „selbst a priori die Technik der Natur zum Prinzip ihrer Reflexion“, vgl. ebd. Insbesondere erwächst hierfür für Kant die Fähigkeit „Klassifikationen“ und „Spezifikationen“ in der Natur zu vollziehen. Später wird dies dann konkret mit der Zweckmäßigkeit der Naturformen in Verbindung gebracht, vgl. S. 29ff.

<sup>238</sup> Vgl. [KdU], S. A 32ff, B 32ff und A 263ff, B267ff.

<sup>239</sup> Vgl. [KdU], (Einleitung in die Kritik der Urteilskraft, erste Fassung), S. 25.

<sup>240</sup> Vgl. [KdU], (Einleitung in die Kritik der Urteilskraft, erste Fassung), S. 34f, Kant behebt dann diese Zweideutigkeit.

<sup>241</sup> Vgl. [KdU], (Einleitung in die Kritik der Urteilskraft, erste Fassung), S. 37.

### 3 Kants Schematismuslehre

[...] mit dem Verstande [...] zusammenhält und ein Verhältnis beider Erkenntnisvermögen wahrnimmt.“<sup>242</sup> Diese Verhältnis wird, wie es in der Kritik der reinen Vernunft ausführlich dargestellt wird und wie es in der [KdU] immer wieder am Rande erwähnt wird<sup>243</sup>, über das Schema der Verstandesbegriffe geregelt. Gerade in der späteren Einleitung findet man mit einer stärkeren Betonung auf die Anschauung nochmals die Verbindung der Urteilskraft und der Einbildungskraft, denn letztere wird „als Vermögen der Anschauung a priori“ bestimmt: „Denn jene Auffassung der Formen [Formen von Gegenständen] in die Einbildungskraft kann niemals geschehen, ohne daß die reflektierende Urteilskraft, auch unabsichtlich, sie wenigstens mit ihrem Vermögen, Anschauungen auf Begriffe zu beziehen, vergleiche.“<sup>244</sup> Interessant ist hierbei der Begriff der Formen von Gegenständen, der hier bei Kant im Zusammenhang mit der Erzeugung von Lust erwähnt wird, sofern bloße Auffassung, „(apprehension)“, der „Form eines Gegenstandes“ stattfindet. All diese Anmerkungen zur Einbildungskraft und der Urteilskraft müssen im Weiteren für die Auseinandersetzung mit der Schematismuslehre berücksichtigt werden. Wie die unten folgende Darstellung zeigen wird, handelt es sich bei dem Schematismus um eine verbindende Instanz zwischen den zwei Haupterkenntnisquellen Verstandesspontaneität und Anschauung. Ich spreche hier von Haupterkenntnisquellen, da die Analyse der kantischen Erkenntnisvermögen gezeigt hat, dass Kant zwar mit der Unterscheidung zwischen Verstand und Anschauung beginnt, er aber später immer weitere Bewusstseinsinstanzen einführt und beleuchtet.<sup>245</sup> Wichtig ist mir hier, dass die Einbildungskraft, von der figurativen und einheitsetablierenden Seite her, die Verbindung vermöge der Schemata herstellt:

*Wir haben also eine reine Einbildungskraft, als ein Grundvermögen der menschlichen Seele, das aller Erkenntnis a priori zu Grunde liegt. Vermittels deren bringen wir das Mannigfaltige der Anschauung einerseits, und mit der Bedingung der notwendigen Einheit der reinen Apperzeption andererseits in Verbindung. Beide äußersten Enden, nämlich Sinnlichkeit und Verstand, müssen vermittelt dieser transzendentalen Funktion der Einbildungskraft notwendig zusammenhängen; [...].*<sup>246</sup>

Mit der Überlegung, dass die Einbildungskraft in *figurativer* Hinsicht eine Verbindung zwischen diesen Haupterkenntnisquellen – Verstand und Anschaulichkeit – bewerkstelligt, kann die Urteilskraft als eine logisch oder begrifflich orientierte Verbindung zwischen diesen Haupterkenntnisquellen gedacht werden.

Damit liegen die zentralen Begriffe der kantischen Erkenntnisvermögen vor. Mit dem Bedürfnis, dass sie in einem Zusammenspiel vorkommen müssen, ist der Weg für eine detailliertere Darstellung des Schematismus gegeben.<sup>247</sup> Bevor dies getan wird, möchte ich jedoch den Hinter-

<sup>242</sup> Vgl. [KdU], (Einleitung in die Kritik der Urteilskraft, erste Fassung), S. 37.

<sup>243</sup> Vgl. [KdU], (Einleitung in die Kritik der Urteilskraft, erste Fassung), vgl. beispielsweise S. 36.

<sup>244</sup> Vgl. [KdU], S. B XLIV, XLV, A XLII, XLIII.

<sup>245</sup> Gerade in der [KdU] werden andere Schwerpunkte gesetzt, wodurch andere Einteilung von Kant vorgenommen werden. Selbst die Urteilskraft wird immer wieder durch andere Adjektive wie ästhetisch, teleologisch, schematisch, künstlich und technisch neu eingeteilt und untersucht.

<sup>246</sup> Vgl. [KrV] A 124.

<sup>247</sup> Bei meiner Darstellung habe ich nicht den gesamten komplizierten Beweisgang zu der Existenz der Erkenntnisvermögen nachgezeichnet. Das kantische Projekt zielt ebenso darauf ab die Kategorien bzw. die reinen

### 3 Kants Schematismuslehre

grund festlegen, vor welchem ich die weiteren Überlegungen entwickeln möchte. Bei der obigen Darstellung der Erkenntnisvermögen scheint es fragwürdig, ob ein derartiges Instanzenmodell des Gemüts nicht zu unüberbrückbaren Unterscheidungen führt, die in phänomenologischer Hinsicht sich nicht einfordern lassen, da dies die Einheitlichkeit des Bewusstseins ignoriere. Wir haben keine Instanzen, die sich abwechselnd aufrufen und sich gegenseitig beeinflussen, um etwa verbal äußerbare Sätze zu formulieren. Versucht man aber, Kants Unterscheidung als eine konzeptionelle Unterscheidung zu sehen, die in einem einheitlichen Bewusstsein stattfinden, so macht diese Unterscheidung durchaus Sinn. Mit dem Ausdruck *konzeptionelle Unterscheidung* möchte ich auf Perspektiven aufmerksam machen, die man bei der Beschreibung des Menschen einnehmen muss, um überhaupt etwas über seine Fähigkeiten auszusagen. Will man alles direkt beschreiben, wird man nicht weit kommen und letztlich nichts erklären. Kants Methode kann in dieser Lesart interpretiert werden, um Fähigkeitsnuancierungen des Gemüts jeweils für sich zu beleuchten, ohne direkt von einem Instanzenmodell zu sprechen. Mit dieser Bemerkung möchte ich insbesondere darauf aufmerksam machen, vor welchem Hintergrund die weitere Analyse gesehen werden muss, um mit Kant eine produktive, anthropologisch gerechtfertigte Interpretation zu erarbeiten. Im Weiteren werde ich daher gelegentlich von *Fähigkeitsnuancierungen* des Bewusstseins sprechen und damit auf die kantische Unterscheidung verweisen, ohne dabei von einem Instanzenmodell des Bewusstseins zu sprechen.

#### 3.2.3 Kants Schematismuslehre

Obwohl der Abschnitt über den Schematismus im Vergleich zu den Ausführungen zu den Erkenntnisvermögen und ihre Beziehung auf die Einschränkung unserer Erkenntnisfähigkeit relativ kurz ist, möchte ich eine detaillierte Darstellung des Schematismus wählen. Dies hat zwei Gründe. Ein Grund ist schlichtweg der Gegenstand der vorliegenden Dissertation: Der Schematismusbegriff ist für den Bereich der kognitiven Belange zentral und entstammt in philosophischer Hinsicht nicht aus einer leibphilosophischen Debatte, sondern dem Bedürfnis, die zunächst strikt getrennten Vermögen Verstand und Anschauung qua Sinnlichkeit, mit einem Vermögen der Schematisierung zusammenzubringen. Wie oben gezeigt, bezieht sich der Verstand auf die Sinnlichkeit und hat eine Spontaneität, vermöge derer er die Begriffe etabliert und damit eine synthetisierende Eigenschaft besitzt. Es wird sich bei der Analyse insbesondere zeigen lassen, dass – trotz der statischen Konnotation – der Schematismus bzw. das Schema einen Bezug zur Zeit haben. Der zweite Grund ist durch eine philosophische Diskussion motiviert, die sich in der Moderne ergeben hat. Insbesondere die Diskussion zwischen Martin Heidegger und Ernst Cassirer in Davos und ihre jeweiligen Interpretationen zu dem kantischen Begriff führen zu einer für mich

---

Verstandesbegriffe, so wie Kant sie darstellt, tatsächlich zu beweisen. Kant will nachweisen, dass die von ihm gewählten Kategorien tatsächlich notwendig sind für den verstandesmäßigen Umgang mit den sinnlichen Daten. Dieser gesamte Weg ist hier nicht nachgezeichnet worden. Einschlägige Einführungen in die kantische Philosophie haben diese hinlänglich getan und haben dabei auf die Schwierigkeiten, die Diskussionen und Widersprüche hingewiesen, vgl. [IKHoe] S. 94-106.

### 3 Kants Schematismuslehre

zentralen These: Der Schematismus ist die Schnittstelle zwischen räumlichem Formensinn und Zeitlichkeit. Heidegger kündigt in *Sein und Zeit* bereits eine Auseinandersetzung mit Kants Schematismuslehre an. Diese Auseinandersetzung vollzieht er dann auch in *Kant und das Problem der Metaphysik* mit dem Ziel, den Schematismus für seine Interpretation des Daseins als ekstatisch-zeitliches Lebewesen zu sehen. Cassirer macht den kantischen Schemabegriff im Hinblick auf ein Moment der Einbildungskraft für das Denken und die Sprache stark: Der kantische Schematismus kann nach Cassirer auch in eine Verbindung der Raumorientierung des Leibes gebracht werden. Es entstanden hierbei Differenzen, auf die ich im Einzelnen eingehen werde. Die Differenz ist der Anlass für mich, eine Brücken zwischen der Zeitlichkeit und dem Formensinn und der Schematisierung im Denken zu schlagen, um die zentrale These der vorliegenden Darstellung zu untermauern.

Für Kant ist der Ausgangspunkt seiner Schematismuslehre die Fähigkeit, einen Gegenstand unter einen Begriff bringen zu können. Hierbei kann man zunächst an einen einzelnen Gegenstand wie etwa einen Stuhl oder einen Tisch denken. Kants eigenes Beispiel ist der Teller, der für sich die geometrische Eigenschaft des Zirkels hat: „So hat der empirische Begriff eines Tellers mit dem reinen geometrischen eines Zirkels Gleichartigkeit, indem die Rundung, die in dem ersteren gedacht wird, sich im letzteren anschauen lässt.“<sup>248</sup> Im westlich-europäischen Kulturkreis ist die primäre Form, die mit einem Teller assoziiert wird, die Rundung.<sup>249</sup> Es geht, wie es Kant hier mit dem Beispiel des Tellers andeutet, um die figurative Assoziationsfähigkeit und um das, was mit dieser Assoziation zum Vorschein kommt: Hier am Beispiel ist es die Rundung, die mit dem Begriff des Tellers gegeben ist. Damit wir nicht wahllos etwas als „etwas“ beim Wahrnehmen erblicken und benennen, gibt es im Gemüt Schemata, auf die wir zurückgreifen. Genauer besehen ist es hierbei die Urteilskraft, die sich dieser vorgefertigten Schemata bedient. Um dies näher zu erläutern, muss nochmals auf die strikte Trennung von Verstand und Anschauung hingewiesen werden.

Kant beginnt in der Schematismuslehre nochmals mit der Ungleichartigkeit der Verstandesbegriffe und der Anschauung: „Nun sind aber reine Verstandesbegriffe, in Vergleichung mit empirischer (ja überhaupt sinnlichen) Anschauungen, ganz ungleichartig, und können niemals in irgend einer Anschauung angetroffen werden.“<sup>250</sup> Tatsächlich erblicken wir in einem phänomenologischen Sinne Gegenstände so, wie sie für sich gegeben sind. Wir haben keine direkten Begrifflichkeiten, etwa in typographischer oder verbaler Form, sinnlich vor uns. Die Wahrnehmungsgegenstände und die Vorstellungsgegenstände sind, was sie sind, und werden uns, unabhängig von der sprachlichen Bezeichnbarkeit, der Benennung oder der Unterordnung in kantische Kategorien, vorstellig. Darüber hinaus spricht er hier explizit von den reinen Verstandesbegriffen. Wie oben gezeigt worden ist, handelt es sich hierbei um die Kategorien, also Verständnisweisen, wie etwa Kausal-

---

<sup>248</sup> Vgl. [KrV] B 176, A 137.

<sup>249</sup> Ein Blick in das Bradford Sammelsteller-Museum in Rödermark bei Frankfurt am Main würde hier genügen.

<sup>250</sup> Vgl. [KrV] B 176, A 137.

### 3 Kants Schematismuslehre

ität, Qualität, Quantität und die Modalität<sup>251</sup>, die nur mit Begriffen zusammengeführt werden können. Auch diese Verständnisweisen, also die der Kategorien (bzw. reinen Verstandesbegriffe), finden wir in den Erscheinungen in einer Wahrnehmungs- bzw. Vorstellungssituation nicht vor. Diese Grundtatsache hat Kant hier vor Augen und leitet aufgrund der Tatsache, dass wir uns der verbalen Sprache unter anderem mit einem Bezug auf Gegenstände bedienen, die folgende Frage ein: „Wie ist nun die Subsumtion der letzteren unter die erste, mithin die Anwendung der Kategorie auf die Erscheinung möglich, da doch niemand sagen wird: diese, z.B. die Kausalität, könne auch durch die Sinne angeschaut werden und sei in der Erscheinung enthalten?“<sup>252</sup> Diese zentrale Frage macht für Kant die Untersuchung im Hinblick auf die Urteilskraft notwendig, um zu zeigen, „wie reine Verstandesbegriffe auf Erscheinungen überhaupt angewandt werden können.“<sup>253</sup> Die Urteilskraft wird zu Beginn der Schematismuslehre explizit erwähnt. Sie ist neben dem Verstand und der Anschauungstätigkeit eine weitere, im „Gemüt“ vorliegende Instanz, die sich auf die Regelmäßigkeit von Verstandesspontaneität bezieht.

Geht man in Kants Analyse von Fähigkeitsnuancierungen des Gemüts weiter, so stellt er sich die Frage, wie sich die von ihm so strikt getrennten Regungen – Spontaneität des Verstandes und Anschauung – aufeinander beziehen können. Er fordert etwas Drittes, was durch die Fähigkeit der Urteilskraft und später auch der Einbildungskraft explizit aufgerufen werden muss, um diesen Brückenschlag zu vollziehen:

Nun ist klar, daß es ein Drittes geben müsse, was einerseits mit der Kategorie, andererseits mit der Erscheinung in Gleichartigkeit stehen muß, und die Anwendung der ersteren auf die letzte möglich macht. Diese vermittelnde Vorstellung muß rein (ohne alles Empirische) und doch einerseits intellektuell, andererseits sinnlich sein. Eine solche ist das *transzendente Schema*.<sup>254</sup>

Hier wird im Grunde genommen zunächst von der Anwendung der Kategorien (reinen Verstandesbegriffe) auf die Erscheinungen gesprochen. Diese Anwendung bewerkstelligt das transzendente Schema. Weiter unten im Text der [KrV] spezifiziert Kant diesen Brückenschlag nochmals für empirische Begriffe, wobei hier von herkömmlichen Bezeichnungen wie Stuhl, Tisch oder Schrank die Rede ist. Auch hier wird zunächst die Ungleichartigkeit, aber auch ein notwendiger Bezug zwischen beiden - Begriff und Anschauung - gefordert: „Denn da [in der Deduktion der Kategorien] haben wir gesehen, daß Begriffe ganz unmöglich sind, [...] wo nicht, entweder ihnen selbst, oder wenigstens den Elementen, daraus sie bestehen, ein Gegenstand gegeben ist, [...]“<sup>255</sup> Kant spricht weiterhin von einer „formalen und reinen Bedingung“, die für die Sinnlichkeit

<sup>251</sup> Genauer besehen sind es 12 Kategorien. Jeweils drei Kategorien unter den vier oben genannten Begriffen.

<sup>252</sup> Vgl. [KrV] B 177, A 138. Höffe macht darauf aufmerksam, dass es eine Reihe von Kantinterpreten gibt, die den Begriff der Subsumtion überinterpretieren (Vgl. [IKHoe] S. 109f). Diese Interpreten machen aufgrund von Kants Äußerung eine Abhängigkeitsverhältnis auf, dass die Anschauung etwas Besonderes unter dem Allgemeinen des Begriffs sei. Eine derartige Interpretation ist jedoch völlig verfehlt, da dies die gesamte restliche Darstellung der Kritik der reinen Vernunft nicht berücksichtigen würde. Für Kant gibt es keinen Primat der Erkenntnisvermögen im Hinblick auf einer Vorrangigkeit.

<sup>253</sup> Vgl. [KrV] B 177, A 138.

<sup>254</sup> Vgl. [KrV] B 178, A 138.

<sup>255</sup> Vgl. [KrV] B 179, A 139.

### 3 Kants Schematismuslehre

gelten muss, damit sich Begriffe auf diese beziehen können. Diese Bedingung nennt er *Schema eines Verstandesbegriffs* im Unterschied zu dem oben festgelegten, transzendentalen Schema, der sich als Brückenschlag zwischen der reinen Sinnlichkeit und den Kategorien verstehen lässt: „Wir wollen diese formale und reine Bedingung der Sinnlichkeit, auf welche der Verstandesbegriff in seinem Gebrauch restringiert ist, das Schema dieses Verstandesbegriffes, und das Verfahren des Verstandes mit diesen Schematen [sic] den Schematismus des reinen Verstandes nennen.“<sup>256</sup> Damit haben wir also zunächst zwei Ebenen, auf denen die Schematismuslehre basiert: Zum einen ist sie auf einer, wie Kant es nennen würde, transzendentalen Ebene zwischen der reinen Sinnlichkeit und den reinen Verstandesbegriffen angesiedelt, zum anderen gibt es explizite „Schematen“ bzw. Schemata eines Verstandesbegriffes, die sich auf Gegenstände beziehen. Wie es im oberen Abschnitt angedeutet wurde, ist diese Unterscheidung der Differenz von „empirisch“ und „rein“ geschuldet, die Kant jeweils für den Verstand und die Anschaulichkeit postuliert. Diese Unterscheidung wird unten wichtig und wird von mir nochmals aufgegriffen. Zunächst möchte ich noch einige Bemerkungen zu den letzten drei Zitaten anfertigen, die sich mit dem transzendentalen Schematismus und den Schemata der Verstandesbegriffe beschäftigen. Im obigen Zitat zum transzendentalen Schematismus werden zwei Eigenschaften erwähnt, die sich auf die Schemata der Verstandesbegriffe übertragen lassen. Die Übertragung von reiner Anschauung auf die reine Verstandestätigkeit vermöge des transzendentalen Schematismus soll einerseits „intellektuell“ und andererseits „sinnlich“ sein. Überträgt man diese Eigenschaften auf die Schemata der Verstandesbegriffe, so findet man in den Schemata sowohl figurative Elemente als auch Elemente, die für Kant die Fähigkeit zu einer abstrakten Handhabung im Denken bewerkstelligen können: Sie können Qualität, Quantität, Modalität und Relation eingehen. Nimmt man etwa Kants Beispiel der Rundung an Tellern, so ist dies eine schematische Gegebenheit, die gerade die abstrakte Eigenschaft des Kreises besitzt. Der Kreis ist verstandesmäßig – um mit Kant zu sprechen –, als eine Linie definiert, deren Punkte alle den gleichen Abstand zu einem zentralen Mittelpunkt besitzen. Diese Definition rufen wir beim Erkennen von Rundung nicht ab. Die Rundung ist, falls wir sie in irgendeinem Kontext sehen, ein figuratives Element, welches die intellektuelle Erkennbarkeit unterstützt. Beispiele für solche Rundungen gibt es viele, wie etwa Straßenschilder, Räder, die Form von Symbolen, die Öffnungsrundung von Tassen, Flaschen und anderen Gefäßen u. dgl. mehr. Dieses Schema ist also stabil und kontextinvariant. Es erfüllt aber auch gerade die Eigenschaft eines abstrakten Kreises und ist gleichzeitig ein sinnliches Datum der Empfindung. Ohne hier einen völlig abschließbaren Atomismus von Urformen oder Urschemata zu vertreten, ließen sich andere schematische Eigenschaften finden, wie etwa bloße Kanten, Rahmungen, Quader usw. Dies gilt, um mit Kant weiterzugehen, natürlich auch für komplexere Konfigurationen, wie etwa das vierbeinige Etwas, dass durch spezifische, nicht notwendigerweise benennbare Elemente das Schema eines Hundes darstellt. Ein derartiges Schema lässt uns gleichsam einen spezifischen Hund als Hund erkennen. Damit ist nun verständlich geworden, in

---

<sup>256</sup>Vgl. [KrV] B 179, A 140.

### 3 Kants Schematismuslehre

welchem Sinne Schemata eine *sinnliche* Eigenschaft besitzen.

Um zu verstehen, wie die Schemata von Begriffen auch einen *intellektuellen* Bezug haben, ist zunächst die Abgrenzung zu einem tatsächlichen Bild zu berücksichtigen. Insbesondere spielt hier die Einbildungskraft die herausragende Rolle, die uns ein einheitsbildendes Verständnis für konkret gesehene Formen und Erscheinungen gibt. Dieses einheitsbildende Verständnis ist jeweils ein Schema, und es ist vor allem durch seine Unabhängigkeit von konkreten Formen zu intellektuellen Vorstellungen fähig: „Das Schema ist an sich selbst jederzeit nur ein Produkt der Einbildungskraft; aber indem die Synthesis der letzteren keine einzelne Anschauung, sondern die Einheit in der Bestimmung der Sinnlichkeit allein zur Absicht hat, so ist das Schema doch vom Bilde zu unterscheiden.“<sup>257</sup> Darüber hinaus wird im Folgenden der kantischen Darstellung deutlich, dass die Bildung der Schemata vermöge der Einbildungskraft immer nur in Gedanken stattfindet und dass ein Schema nicht mit einer konkreten Gestalt gleichgesetzt werden kann.<sup>258</sup> Kants Beispiel ist das Dreieck, wovon wir bei einer konkreten Gestalt im Raum weitaus mehr Eigenschaften wie gleichseitig, gleichschenkelig, mit spitzem oder stumpfem Winkel benennen könnten. Das Schema eines Dreieckes ist ein Vorstellungsgefüge, welches die bloße Dreiseitigkeit als Umgrenzung einer Fläche besitzt. Gerade dieser Aspekt der Allgemeinheit in einer Einheit – weiter unten werde ich es identitätsstiftend nennen – macht den intellektuellen Aspekt der Schemata aus. Kant hebt die Bedeutung der Schemata für das Denken hervor, denn letztlich denken wir nicht bezüglich sinnlicher Begriffe an einen konkreten Gegenstand, gleichwohl es Phantasiebilder geben kann. Sondern wir denken bei solchen Assoziationen, die mit Begriffen verknüpft sind, in Schemata: „In der Tat liegen unsern reinen sinnlichen Begriffen nicht Bilder der Gegenstände, sondern Schemate [sic] zu Grunde.“<sup>259</sup>

Mit der Unterscheidung zwischen Bild und Schema wird eine reziproke Beziehung gefordert, die den Bezug vom Verstand auf die Sinnlichkeit herstellt. Oben wurde gezeigt, warum die Formen, die wir erkennen, sich auf Begrifflichkeit beziehen können. Kant bereitet diese umgedrehte Beziehung mit dem Beispiel von fünf gezeichneten Punkten „.....“<sup>260</sup> vor, die für sich eine mögliche Repräsentation der Zahl 5 sind. Für größere Zahlen, wie etwa 1000, gibt es nun nicht eine direkt überschaubare, äquivalente Darstellung, die uns beim Erblicken etwas ähnliches an die Hand gibt. Nichtsdestoweniger sprechen und denken wir in Zahlen und haben hierbei „eine Menge“ in einer „Vorstellung“<sup>261</sup>. Nun definiert Kant mit diesen Erläuterungen wechselseitig den Bezug vom Verstand auf die Sinnlichkeit vermöge des Schemas: „Diese Vorstellung nun von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriff sein Bild zu verschaffen, nenne ich das Schema zu diesem Begriffe.“<sup>262</sup>

Ich möchte das Beispiel mit den Zahlen erläutern und plausibel weiter entwickeln. Es scheint nur

<sup>257</sup> Vgl. [KrV] B 180, A 140.

<sup>258</sup> „Das Schema des Triangels kann niemals anderswo als in Gedanken existieren, [...]“ Vgl. [KrV] B 180, A140.

<sup>259</sup> Vgl. [KrV] B 189, A 140, 141.

<sup>260</sup> Vgl. [KrV] B 180, A 140.

<sup>261</sup> Vgl. [KrV] B 180, A 140.

<sup>262</sup> Vgl. [KrV] B 180, A 140.

### 3 Kants Schematismuslehre

plausibel zu werden, wenn diese Vorstellung einer Menge, die wir mit höheren Zahlen assoziieren, mit konkreten Zahlenbezügen vorgestellt wird: Bei einer Schule mit 1000 Schülern ist ein derartiges reziprokes Verständnis von einer abstrakten Zahl auf eine anschauliche Gegebenheit in Form dieser Übertragung etwa noch möglich. Bei höheren Zahlen ist dies schwieriger, sich vom Verstand her ein konkretes Bild zu verschaffen. Gerade hier hilft nach Kants Argumentation das Schema als ein Vermögen, welches uns ein potentielles Bild geben kann. Es fungiert als ein vorläufiger Ersatz für ein sich noch ergebendes Bild. Eine Million kann dann *unter Umständen* mit einer Million vorgestellter Euros assoziiert werden, wobei eher dann dieses Schema zu einem Bild, etwa einem Koffer mit geordneten Geldbündeln, führt. Es sind die *individuellen Umstände*, die dann mit Hilfe des Schemas zu spezifischen Vorstellungsbildern führen: Ein Drucker (Beruf) in einer Druckerei wird mit Hilfe dieses Schemas von großen Zahlen zu anderen Vorstellungen – etwa die einer Auflage von Drucken – gelangen als ein Meeresbiologe, der mit Populationen von Tieren im Millionenbereich zu tun hat, oder ein Informatiker, der sich mit einer sehr hohen Anzahl von Daten beschäftigt. All dies sind konkrete Vorstellungseinheiten, die durch ein einheitliches Schema größerer Zahlenbereiche zu jeweils unterschiedlichen Bildern führen, die durch alltägliche Umstände gegeben sind. Nichtsdestoweniger können diese Menschen aber untereinander über derartige abstrakte Zahlen sprechen. Daher hat die Zahl „eine Million“ neben einer abstrakten verstandesmäßigen Definition und ihrer algebraischen Eigenschaften im Raum der reellen Zahlen eine Identität, die durch ein Schema gegeben ist. Schemata sind daher identitätsstiftend. Ich möchte damit die Überlegungen zur reziproken Übergangsweise des Verstandes zum Begriff abschließen und nochmals einige allgemeine Überlegungen zu der wechselseitigen Beeinflussung von Verstand und Anschauung vermöge der Schemata erläutern. Zusammenfassend haben wir das Schema unter zwei Gesichtspunkten zu sehen. Oben wurde es als eine Einschränkung des Verstandes im Hinblick auf Sinnliches verstanden, um gewisse konkrete Bilder mit Begriffen zu versehen. Im vorhergehenden Absatz haben wir aber auch das Umgekehrte erkannt: Der Verstand bedient sich der Einbildungskraft, um sich von „einem Begriff ein Bild zu verschaffen“<sup>263</sup>. Darüber hinaus unterscheidet Kant die oben bereits erwähnten Ebenen: Es gibt die Schemata der Wechselrelation zwischen Begriffen und anschaulichen Gegenständen wie etwa der Rundung bei der Beziehung zwischen einem konkreten Teller und einem idealen Kreis. Aber es gibt auch, wie Kant es nennt, den „transzendentalen Schematismus“, der zwischen den reinen Verstandesbegriffen, also den Kategorien und den reinen Anschauungsformen, vermittelt. Auf diesen Bezug möchte ich weiter unten eingehen. Zuvor möchte ich einige Bemerkungen zur Einbildungskraft erwähnen.

Es scheint so, als hätte man mit der Schematismuslehre, wie sie bisher dargestellt wurde, für jeden Begriff ein Schema. Diese Vermutung wäre zu weit gefasst und auch unplausibel. Es muss immer gesehen werden, dass es um die Verbindung zwischen Anschaulichkeit und Verstandesspontaneität geht. Es gibt keine Schemata im kantischen Sinne für abstrakte Begriffe

---

<sup>263</sup> Vgl. [KrV], S. B 180, A 140.



### 3 Kants Schematismuslehre

oder Ideen wie Frieden, Moral, Sittlichkeit, Freundschaft usw. Diese gehören in den Bereich der Überlegungen zur Vernunft und können daher gar nicht in einer Verbindung zwischen Begrifflichem und Anschaulichem angesiedelt werden. Damit muss auch gesehen werden, dass konkrete Begriffe nicht alle durch Schemata erschlossen werden. Wie Kant es mehrmals betont, werden nur Begriffe, die sich auf sinnliche Gegenstände beziehen, durch Schemata erschlossen. Hierbei spricht Kant nahezu ausschließlich von der Einbildungskraft, die erstaunlicherweise in der Ästhetik und in der transzendentalen und der metaphysischen Deduktion<sup>264</sup> kaum behandelt wird. Die Einbildungskraft ist als eine Fähigkeitsnuancierung des Bewusstseins zu sehen, die uns in figurativer Hinsicht ein *Mannigfaltiges* in ein *Einheitliches* erkennen lässt. Sie bedient sich hierbei der Schemata:


Diese Schematismus unseres Verstandes, in Ansehung der Erscheinungen und ihrer bloßen Form, ist eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wie der Natur schwerlich jemals abraten, und sie unverdeckt vor Augen legen werden. So viel können wir nur sagen: das Bild ist ein Produkt des empirischen Vermögens der produktiven Einbildungskraft, das Schema sinnlicher Begriffe (als der Figuren im Raume) ein Produkt und gleichsam ein Monogramm der reinen Einbildungskraft a priori, wodurch und wonach die Bilder nur immer vermittelt des Schema, welches sie bezeichnen verknüpft werden müssen, und an sich demselben nicht völlig kongruieren.<sup>265</sup>

Die Textstelle zeigt recht deutlich den Zusammenhang zwischen Einbildungskraft und Schematismus. Die Einbildungskraft als eine nahezu schöpferische Instanz bedient sich der Schemata, um Bilder für uns wirklich werden lassen. Interessant ist hierbei der Begriff des *Monogramms*, was als Eigenschaft neben dem Aspekt der *Einheitlichkeit* vermöge des Produktes als Figur im Raum eingeführt wird. Im herkömmlichen Sprachgebrauch ist ein Monogramm eine Unterschrift in Form eines Zeichens, welches zumeist aus Teilen der typographischen Form von Buchstaben besteht.<sup>266</sup> Was Kant hierbei vor Augen hat, ist sicherlich die Verweisungsfähigkeit, die ein Monogramm auf seinen Autor hat. Aber auch die skizzenhafte oder besser figurative Ebene in Form eines Bildnis wird hier angesprochen: Das Monogramm hat eine unverwechselbare Form, ist damit identitätsstiftend und gleichzeitig figürlich. Genau diese Eigenschaften, die Kant wiederholend dem Schema eines Begriffes zuweist, werden hier wieder eingeholt. Darüber hinaus ist jedoch der schöpferische Aspekt und das Schöpfen als zeitliches Ereignis mitgedacht. Das Monogramm enthebt sich einem Autor, der es geschaffen hat und es wird immer wieder neu entfaltet. Diese Eigenschaft wird durch das *Bilden* eines Produktes vermöge der Einbildungskraft

<sup>264</sup> Im oberen darstellenden Teil zu den Urteilen und den Erkenntnisvermögen bin ich kaum auf die methodische Aufarbeitung und auf den strukturellen Aufbau der [KrV] eingegangen. Man findet dies in den verschiedenen Kantrezensionen ausführlich dargestellt, wozu einzelne Abschnitte der [KrV] dienen. Um einen kurzes Verständnis dieses Aufbaus zu geben, möchte ich auf Höffes Interpretation verweisen: „Die metaphysische Deduktion zeigt, daß es reine Verstandesbegriffe, die Kategorien, gibt, die transzendente Deduktion, daß ohne sie keine Erfahrung möglich ist, und die Schematismuslehre, wie sie fallgerecht angewendet werden.“ Vgl. [IKHoe] S. 112, bzw. Kapitel II „Was kann ich wissen?“

<sup>265</sup> Vgl. [KrV] B 181, 182, A 142.



<sup>266</sup> Monogramm Johann Sebastian Bachs:  , Monogramm Karls des Großen:



### 3 Kants Schematismuslehre

mitgedacht. Heidegger hat gerade in diesem *Bilden* die zeitliche Dimension der Schemata erkannt, worauf ich weiter unten nochmals zurückkommen möchte.

Abschließend möchte ich auf die abstraktere Ebene des transzendentalen Schematismus zurückkommen. Hier wird eine Vermittlung zwischen der *reinen* Anschauung und der *reinen* Verstandesbegriffe angesprochen. Interessant ist hierbei, dass Kant schon zu Beginn der Schematismuslehre nicht den Bezug zum Raum, sondern zur Zeit eröffnet: „Nun ist eine transzendente Zeitbestimmung mit der Kategorie [...] so fern gleichartig, als sie allgemein ist und auf einer Regel a priori beruht. Sie ist aber andererseits mit der Erscheinung so fern gleichartig, als die Zeit in jeder empirischen Vorstellung enthalten ist.“<sup>267</sup> Diese Stelle verbindet für Kant dann nicht nur die Kategorien mit der Sinnlichkeit, sodass eine „Anwendung der Kategorien auf die Erscheinungen möglich“<sup>268</sup> wird. Sondern in Kants Terminologie ermöglicht diese Verbindung auf abstrakterer Ebene – qua Verstandesbegriff und reiner Anschauung (Zeit) – später auch die Existenz der herkömmlichen Verstandesbegriffe.

Diese Art der Darstellung ist natürlich äußerst spekulativ, und man muss gewillt sein, den gesamten Begriffspark, den Kant hier erstellt, im Blick zu haben. Nichtsdestoweniger entwickelt Kant tatsächlich im letzten Teil der Schematismuslehre anhand der Kategorien, von denen es 12 gibt, die Schemata der dazugehörigen Zeitbegriffe. Beispielsweise wird der Kategorie *Realität* das Sein in der Zeit an sich zugeordnet. „Das Schema der Substanz ist die Beharrlichkeit des Realen in der Zeit“<sup>269</sup> schreibt Kant weiter im Text. Für die Kategorie der Möglichkeit<sup>270</sup> findet er das dazugehörige Schema im Zusammenstimmen von einheitlichen (synthetisierten), aber verschiedenen Vorstellungen mit den Bedingungen der Zeit. Somit findet Kant für alle Kategorien mehr oder weniger plausible Beispiele von Schemata, die sich konkret durch Zeitbegriffe artikulieren: „Man sieht nun aus allem diesem, daß das Schema einer jeden Kategorie, als das der Größe, die Erzeugung (Synthesis) der Zeit selbst, in der sukzessiven Apprehension eines Gegenstandes, das Schema der Qualität die Synthesis der Empfindung (Wahrnehmung) mit der Vorstellung der Zeit, oder die Erfüllung der Zeit, [...], die Zeit selbst enthalte und vorstellig mache.“<sup>271</sup> Was hier in eckigen Klammern ausgespart wurde, ist nochmals die Erwähnung der anderen Kategorien und ihrer Schemata, die für Kant analog „die Erzeugung der Zeit selbst, die Zeit selbst enthalte und vorstellig macht“<sup>272</sup>.

Obgleich eine Übertragung dieser Ausführungen auf ein Verständnis der Zeitempfindung nicht gänzlich möglich ist, möchte ich einige phänomenologische Überlegungen anschließen. Wenn man Kants Ausführungen unter dem Gesichtspunkt der Zeitempfindung betrachtet, haben diese Ausführungen zur Zeit in phänomenologischer Hinsicht etwas Plausibles: Die Schemata, die auch von Kant der Kognition zugeordnet werden, enthalten die Zeit und machen die Zeit vorstellig.

<sup>267</sup> Vgl. [KrV] B 178, 179, A 139.

<sup>268</sup> Vgl. [KrV] ebd.

<sup>269</sup> Vgl. [KrV] B 183, A 143, 144.

<sup>270</sup> Vgl. [KrV] B 184, A 145.

<sup>271</sup> Vgl. [KrV] B 184, A 145.

<sup>272</sup> Vgl. ebd.

### 3 Kants Schematismuslehre

Dieser Gedanke muss natürlich wieder im Hinblick auf Kants Verständnis der Zeit als absolut gleichförmig fließend zwar nicht verworfen, aber doch vorsichtig behandelt werden. Nichtsdestoweniger möchte ich mir den Gedanken zu eigen machen und in dieser Richtung das von mir aufgeworfene Problem der Dynamik der Schemata artikulieren: Sie – die Schemata – sind vermöge einer prozessualen, am Denken sich entwickelnden Assoziationsfähigkeit in der Zeit und können daher nicht anders als zeitlich gedacht werden. Ein Schema kann zwar *plötzlich* zum Zuge kommen doch in dieser Plötzlichkeit steckt auch eine nahezu sprunghafte Anreicherung eines bereits vorahnenden Vollendeten. Diese Idee kann besser mit Husserls Lehre der Protention und Retention durchdacht werden. Dass diese Übertragung der kantischen Schematismuslehre und ihre Verbindung zu der Anschauungsform Zeit auf die Erlebniszeit problematisch ist, liegt darin begründet, dass Kant die Zeit zunächst außerhalb der Sinne ansiedelt und er ihr keine Möglichkeit der Erfahrbarkeit gibt. Sie ist eine reine Anschauungsform und ist a priori. Insbesondere ist sie gleichförmig und kann daher in keiner Weise mit Begriffen der Philosophie der Moderne oder gar der Postmoderne erschlossen werden. Hier findet man etwa bei Husserl oder Bergson die *Steigerungsmöglichkeit von Erlebniszusammenhängen*<sup>273</sup>, die sehr wohl einen Einfluss auf das subjektive Empfinden der Zeit haben kann.

All dies lässt sich schwer mit der kantischen Terminologie erfassen. Nichtsdestoweniger hat Kant sich mit der Zeit auch im Erleben derselben beschäftigt.<sup>274</sup> Er artikuliert dies zwar nicht, und seine Ergebnisse zu seinem Zeitbegriff legen immer das Verständnis einer gleichmäßig dahinfließenden Zeit nahe. Aber an den vielen Beispielen, die sich mit der Art und Weise, wie wir uns etwas vorstellen, beschäftigen, lässt sich bei Kant auch ein Interesse an zeitlichen Verläufen im Erleben feststellen. Kant thematisiert zwar dieses Interesse an der Erlebniszeit nicht, aber an seinen Beispielen lässt sich seine eigene Denkart zu diesem Thema ablesen. Daher möchte ich abschließend noch auf einige kantische Beispiele eingehen. Dies hat zwei Gründe. Erstens lässt sich, wie eben bemerkt, daran erkennen, wie sich die Vorstellungsmodi in der Zeit nach Kant artikulieren. Zweitens sind diese Beispiele mit der Schematisierung bzw. der Schematismuslehre selbst verknüpft. Mit diesen zwei Begründungen kann ich so direkt auf meine hier diskutierte Thematik eingehen.

Ein anschauliches Beispiel, welche sich bei Kant öfters wiederholt, ist das Beispiel des *Zeichens einer Linie*. Kant legt hier immer eine Sukzession zugrunde, die sich auch im Bereich der Vorstellungsentwicklung selber niederschlägt. Das Zeichnen einer Linie ist für Kant nicht anders denkbar als in der Zeit. Die Kontinuität und die Stetigkeit des Vorstellens, welches sich analog zum Zeichnen der Linie ergibt, muss hier zugrunde gelegt werden. Die folgende Stelle gibt erstmals Auskunft über dieses Beispiel:

<sup>273</sup> Beispiele von Steigerungsreihen von Erlebniszusammenhängen, wie ich es allgemein nennen möchte, sind das Erleben von Zeitdehnung und Zeitraffung etwa bei Langeweile oder bei ereignisreichen Erlebnissen. Man vgl. dazu Wilhelm Keller: *Die Zeit des Bewusstseins*, in: *Das Zeitproblem im 20. Jahrhundert*, S. 90-110.

<sup>274</sup> Vgl. hierzu etwa Arslan Topakkayas Artikel *Kants Zeitlehre vor der Kritik der reinen Vernunft*. Erschienen in *Tabula Rasa* Zeitschrift. Artikelnr. 29 (3/2007).

### 3 Kants Schematismuslehre

Ich kann mir keine Linie, so klein sie auch sei, vorstellen, ohne sie in Gedanken zu ziehen, d.i. von einem Punkte alle Teile nach und nach zu erzeugen, und dadurch allererst diese Anschauung zu verzeichnen. Eben so ist es auch mit jeder auch der kleinsten Zeit bewandt. Ich denke mir darin nur den sukzessiven Fortgang von einem Augenblick zum andern, wo durch alle Zeiteile und deren Hinzutun endlich eine bestimmte Zeitgröße erzeugt wird.<sup>275</sup>

In phänomenologischer Hinsicht wird hier etwas vorweg genommen, was unter den Begriff des diagrammatischen Denkens fällt: Viele Linien, die wir sehen, ob als Kanten oder in tatsächlichen Diagrammen, haben im Sehen, sofern wir mit ihnen *tatsächlich vorstellungsmäßig hantiert*, einen Bezug zu einer zeitlichen Entwicklung. Mit vorstellungsmäßigem Hantieren möchte ich auf die Verfahrensweise hindeuten, die sich ergibt, wenn wir nicht bloß sinnlich derartige Linien wahrnehmen, sondern tatsächlich Aufgaben verfolgen. Muss ein Naturwissenschaftler tatsächlich ein Diagramm erstellen, so haben die Kurven, in der Vorstellung zumeist, den zeitlichen Index auf eine Entwicklung der Daten hin. Selbst wenn die Kurven computergestützt erzeugt werden und man faktisch gar nicht mehr mit Stift und Papier die Kurven erzeugt, so werden doch bei der Probe, ob die Kurven die richtigen sind, vorstellungsmäßige Kurven herangezogen, um eventuell Fehler aufzuzeigen. Dies beobachtet man dann, wenn Wissenschaftler vor dem Bildschirm mit Gesten und Fingerzeigen auf die Fehler der Kurve oder ihre Entwicklung verweisen. Genau in diesen Momenten entsteht eine imaginative Fertigkeit, die nach einer Übereinstimmung sucht. Bei Handwerkern, Architekten oder Ingenieuren, die real mit Zollstock und anderen Messlatten arbeiten, ist diese Art des imaginativen Vorstellens von Linien durch die direkte Umsetzung gegeben.

Es gibt viele solcher Beispiele, bei denen die diagrammatisch orientierte Vorstellung eine essentielle Rolle im technischen Weltverständnis spielt. Um mit Kant zu sprechen, können wir aber bei all diesen Beispielen die zeitliche Dimension entlang der Vorstellungsentwicklung von Linien nicht wegdenken. Gerade für Johnson ist eine Art des Vorkommens von schematischen Denkweisen gerade durch derartige Linien oder Trajektorien gegeben. Ob sie nun vorstellungsmäßig oder in tatsächlichen Weltzusammenhängen vorkommen, so haben sie immer einen Verweis auf eine zeitliche Entwicklung im Erleben der Vorstellung der gezogenen Linie. Davon muss natürlich der präsentative Charakter der Kurve geschieden werden. Im bloßen Erblicken ist die Linie als solches nicht in derselben Erlebniszeit, wie sie sich ergibt, wenn sie durch ein vorstellungsmäßiges Hantieren motiviert ist. Im bloßen Erblicken ist sie präsentativ, und die Erlebniszeit ist etwa durch die biochemischen Abläufe meines Organismus oder durch andere Wahrnehmungserlebnisse gegeben.

Die Unterscheidung von präsentativen und diskursiven Erscheinungsweisen<sup>276</sup> bei der Betrachtung von Gestalten ist wichtig, um Kants eigenes, zugrunde liegendes Verständnis nachvollziehen zu können. Wie bereits angedeutet, tauchen die Linienbeispiele öfters in Kants Überlegungen auf.

<sup>275</sup> Vgl. [KrV] B 203, 204 A 163. Später wird dieser Gedanke nochmals verallgemeinert und alles, was mit dem Raum und der Zeit zutun hat, kommt nur in einer zugehörigen Kontinuität derselben - also Raum- und Zeiteinheiten - vor: „Raum und Zeit sind *quanta continua*“, vgl. B 210, A 169.

<sup>276</sup> Vgl. hierzu in dieser Dissertation Abschnitt 4.6.2.

### 3 Kants Schematismuslehre

Das folgende Zitat zeigt daher deutlich, wie Kant sich das Zusammenspiel der Einbildungskraft und der Formierungsfähigkeit von Gestalten vorstellt:

Auf diese sukzessive Synthesis der produktiven Einbildungskraft, in der Erzeugung der Gestalten, gründet sich die Mathematik der Ausdehnung (Geometrie) mit ihren Axiomen, welche die Bedingungen der sinnlichen Anschauung a priori ausdrücken, unter denen allein das Schema eines reinen Begriffs der äußeren Erscheinung zu Stande kommen kann; z.E. zwischen zwei Punkten ist nur eine gerade Linie möglich; zwei gerade Linien schließen keinen Raum ein etc.<sup>277</sup>

An diesem Beispiel zeigt sich eher ein *diskursives* Verständnis von den Erscheinungsweisen der Gestalten. Die Kurven in der Ausdehnung ergäben sich nach Kants Auffassung aus einer „sukzessiven Synthesis der produktiven Einbildungskraft“. Dies gilt sicherlich für all die Kurven oder Trajektorien, die sich selbst zeitlich ergeben, wie etwa der Vogelflug oder das aktive Zeichnen einer Linie auf einem Blatt Papier mit oder ohne Lineal. Ich habe hierzu oben Beispiele genannt und sie als *vorstellungsmäßiges* oder *tatsächliches Hantieren* mit Linien genannt. Schwieriger ist dieses Verständnis für das tatsächliche Erblicken von Linien und Kurven im Raum. Dieses Erblicken ist mit einer Plötzlichkeit gegeben, die auf einer präsentativen Gegebenheit beruht. Die Einbildungskraft ist bei einer komplett eingezeichneten Kurve in einer anderen Verfahrensweise tätig, als Kant es erklärt. Kant scheint dieses Verständnis unserer stabilen Sehverhältnisse, die gerade durch ihre präsentativen Erscheinungsweisen diese Stabilität gewinnen, hier nicht in Betracht zu ziehen. Andererseits gibt es gerade in der Kunst eine Vielzahl von bloßen Linien und einfach gezeichneten Strecken, die für den Betrachter eine Dynamik ganz eigener Art erzeugen. Diese Dynamik wird im folgenden Kapitel etwas näher an einigen Beispielen erläutert. Bei Krois findet man in seinem Artikel *Bildkörper und Körperschema* einige Beispiele über die *Kraft*, die sich in bloßen Linien von Zeichnungen wiederfinden lässt und die damit eine Dynamik in einer präsentativen Form integriert.<sup>278</sup>

Auch an anderer Stelle, wo es um das Verhältnis der Beharrlichkeit des Raumes und des Fließenden der Zeit geht, setzt Kant mit dem Linienbeispiel nochmals neu an, um die Zeit „als die Form des inneren Sinnes“ verständlich zu machen:

*Wie es nun möglich sei, daß aus einem gegebenen Zustande ein ihm entgegengesetzter desselben Dinges folge, kann nicht allein keine Vernunft sich ohne Beispiele begreiflich, sondern nicht einmal ohne Anschauung verständlich machen, und diese Anschauung ist die der Bewegung eines Punktes im Raume, dessen Dasein in verschiedenen Örtern [...] zuerst uns allein Veränderung anschaulich mach; denn, um uns nachher selbst innere Veränderung denkbar zu machen, müssen wir die Zeit, als die Form des inneren Sinnes, figürlich durch eine Linie und die innere Veränderung durch das Ziehen diese Linie (Bewegung), mithin die sukzessive Existenz unser selbst in verschiedenen Zustand durch äußere Anschauung uns faßlich machen; [...]*<sup>279</sup>

Das Zitat zeigt insbesondere die Abhängigkeit der Zeit von der Anschauung. Verstandesmäßig ist die Zeit schwer zu erfassen, und nur konkrete Beispiele machen uns die „Zeit, als Form des

<sup>277</sup> Vgl. [KrV] B 205, A 164.

<sup>278</sup> Vgl. John M. Krois *Bildkörper und Körperschema*, in: *Bildkörper und Körperschema*, S.263ff.

<sup>279</sup> Vgl. [KrV] B 291f.

### 3 Kants Schematismuslehre

*inneren Sinnes*“ verständlich. Mit konkreten Beispielen verweist Kant hier wieder auf das Linienbeispiel, welches auf konkrete Bewegungen von gesehenen Gegenständen (der laufende Mensch, der Vogelflug, das Fahrzeug etc.) erweitert werden kann. Interessant ist auch die Bemerkung, dass anhand der Bewegung das „Dinge dasselbe“ bleibt. Man muss hier sehen, dass Kant ein mechanische Auffassung der Bewegung vor Augen hat, die er mit dem zeitlichen Verständnis in Zusammenhang bringt. Die Beharrlichkeit des Dinges wird im Übrigen an anderer Stelle bei Kant mit der Beharrlichkeit des Bewusstseins selbst nochmals formuliert. Dabei ist die Beharrlichkeit des Bewusstseins für Kant nicht bloß eine Argumentationsvoraussetzung, die für die Existenz aller Gegenstände außerhalb meiner selbst herangezogen wird.<sup>280</sup> Die Beharrlichkeit und der Wechsel sind für Kant im Vorfeld immer schon als Aspekte der Zeit vorgesehen, sodass er in mancherlei Hinsicht über seine eigene Auffassung der Zeit als bloße Form des Bewusstseins<sup>281</sup> hinausgeht. Diese Aspekte werden gerade in der Analyse des Schematismus und der Schemata – bei Kant „Schemate“ – beständig im Zusammenhang mit der Zeitlichkeit und dem schematischen Aspekt des Bewusstseins erwähnt. Was bei Kant fehlt, ist eine leibphilosophische Fundierung dieser Beharrlichkeit. Nur die „Ständigkeit des Leibes“, wie Merleau-Ponty es formuliert, eröffnet letztlich erst die Möglichkeit von einer Beharrlichkeit des Bewusstseins bzw. eines erschließbaren Aspektes des Bewusstseins zu sprechen. Diesen Aspekt werde ich im folgenden Kapitel bearbeiten, indem ich über Kant hinausgehende Gesichtspunkte der Leibphänomenologie heranziehe. Damit können zunächst die Schematisierung bzw. das Denken in Schemata von gerade dieser leibphänomenologischen Seite her verständlich gemacht werden.

Bevor ich auf Heideggers und Cassirers Standpunkte der Einbildungskraft und ihrer Bedeutung für die Zeitlichkeit eingehen möchte, fasse ich die wichtigsten Aspekte der Auseinandersetzung mit Kants Schematismuslehre zusammen. Die Schemata werden auf zwei Ebenen eingeführt: zum einen der Schematismus der reinen Verstandesbegriffe (Kategorien) und zum anderen auf der Ebene der basalen Begriffe werden die „Schemate“ der Verstandesbegriffe behandelt. Auf beiden Ebenen dienen sie als Verbindung zwischen der zunächst getrennten Anschaulichkeit und der Verstandestätigkeit. Es wird letztlich ein reziprokes Verhältnis entwickelt. Wir kommen von der Verstandestätigkeit auf die sinnliche Vorstellung vermöge der Schemata aber auch umgekehrt. Sie sind daher identitätsstiftend, müssen von konkreten Bildern geschieden werden und können eher als Relationsgefüge gesehen werden. Gerade im umgedrehten Bezug von der Verstandestätigkeit auf die Anschaulichkeit wirkt die Einbildungskraft nahezu in einer schöpferischen Weise. Die Zeitlichkeit oder die reine Anschauungsform der Zeit spielt für Kant die herausragende Rolle im genuinen Verständnis des transzendentalen Schematismus. Weiterhin

<sup>280</sup> Vgl. [KrV] B 276, i.e. „Lehrsatz über das Dasein der Gegenstände im Raum außer mir“. Man siehe auch die Anmerkung 2 zu diesem Lehrsatz. Hier findet man nochmals ein nahezu phänomenologische Sichtweise der Bestimmung der Zeitlichkeit anhand des Verhältnisses zwischen dem Beharrlichen des Raumes und dem Wechsel der Bewegungen von Gegenständen im Raum, vgl. ebd.

<sup>281</sup> Vgl. [KrV] B 183. A 143, 144. Kant nimmt sich viel Raum, um die Kategorie der Substanz mit der „Beharrlichkeit des Realen in der Zeit“ zu erklären. Heidegger widmet diesem Aspekt der Schematismuslehre eine ausführliche Interpretation, vgl. [KPMHeij], S. 106f.

habe ich versucht Kants Beispiele der Linie und ihrer zeitlichen Entwicklung mit phänomenologischen Beispielen anzureichern. Mein Anliegen ist hierbei die Schemata als zeitliche Ereignisse motivieren zu können und damit die Einheitlichkeit der Kontinuität des Bewusstseins selbst vorbereiten zu können.

### 3.3 Cassirer und Heidegger

Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit einer Auseinandersetzung, die ihren Höhepunkt in der philosophischen Tagung von 1928 in Davos hatte. Diese Auseinandersetzung ist nahezu legendär in die Philosophiegeschichte eingegangen, und oftmals werden die vielen Anekdoten von der Begegnung erzählt, anstatt die eigentliche Thematik aufzurollen.<sup>282</sup> Die Auseinandersetzung setzt sich in verschiedenen Schriften bei beiden Autoren fort. Mein Anliegen ist hier nicht die eigentliche Thematik dieser Auseinandersetzung eingehend zu studieren und darzustellen. Die meisten Darstellungen dazu sind sich darüber einig, dass Heidegger aus seiner existentialen Sichtweise heraus an die Schicksalhaftigkeit des Menschen erinnern wollte. Die Geworfenheit des Menschen und dass der Mensch eher eine passive Teilhabe an der Kultur hat, stellt Heidegger in den Vordergrund. Insbesondere schien Heidegger an seinem Daseinsbegriff<sup>283</sup> festzuhalten und stellte heraus, dass dieser durch keine Begriffe der Cassirerschen Philosophie erfasst werden könne. Cassirer hingegen versucht gerade das Kulturgesehen und das Leben in symbolischen Formen als den Grund allen Verstehens und aller Erkenntniszusammenhänge zu sehen. Ich möchte hier nicht die wichtigen Ergebnisse aus *Cassirer - Heidegger: 70 Jahre Davoser Disputation*<sup>284</sup> wiederholen. Aber ich möchte einen Kernpunkt in der Diskussion hervorbringen, der sich gerade an der Dynamik und damit der Zeitlichkeit der Schemata und der Schematismuslehre artikuliert.

#### 3.3.1 Heideggers Schematismuslehre und Zeitlichkeit

In *Sein und Zeit* widmet sich Heidegger zunächst der Seinsfrage, die er direkt zu Beginn seiner Abhandlung stellt. Er beantwortet diese über seinen Begriff des *Daseins* und seiner Unterscheidung von ontisch und ontologisch.<sup>285</sup> Obwohl es viele Stellen in *Sein und Zeit* gibt, die eine

<sup>282</sup> Friedman eröffnet in *Carnap, Heidegger, Cassirer. Geteilte Wege* eine ausführliche Darstellung der Wirkungsgeschichte nach der Davoser Disputation, an der es ebenfalls ein Gespräch zwischen Carnap und Heidegger gab. Kürzlich ist auch ein englischsprachiges Buch von P.E. Gordon zur Davoser Disputation und den beiden Philosophen veröffentlicht worden: *Continental Divide: Heidegger, Cassirer, Davos*.

<sup>283</sup> Unter Dasein versteht Heidegger dasjenige Sein, welches sich in seinem Sein zu seinem Sein verhalten kann und damit ein Seinsverständnis aufweist. Der Mensch qua Dasein hat die Möglichkeit sich seines Lebens selbst zu verantworten und dieses zu verstehen: „Das Dasein ist ein Seiendes, das nicht nur unter anderem Seienden vorkommt. Es ist vielmehr dadurch ontisch ausgezeichnet, daß es diesem Seienden in seinem Sein *um* dieses Sein selbst geht. [...] *Seinsverständnis ist selbst eine Seinsbestimmtheit des Daseins*. Die ontische Auszeichnung des Daseins liegt darin, daß es ontologisch ist.“, vgl. [SuZHei], S. 12. Diese Definition des Daseins lege ich im Weiteren zugrunde.

<sup>284</sup> Vgl. Dominic Kaegi: *Cassirer - Heidegger: 70 Jahre Davoser Disputation*, im weiteren durch [CHDDKea] abgekürzt.

<sup>285</sup> Folgende Begriffe gehören zur Philosophie des jungen Heideggers: Zeug, Zeugzusammenhang, Vorhandensein, die Sorge, das Verfallensein an das Man, Zeitlichkeit, Faktizität und das Sein zum Tode. Diese Begriffe sind

eigene Auseinandersetzung mit dem Verständnis des Menschen – in Heideggers Terminologie Dasein – als zeitliches Wesen und insbesondere zeiterlebendes und zeitverstehendes Wesen nahe legen<sup>286</sup>, ist die Auseinandersetzung zur Temporalität nie in einem eigenen Band vollzogen worden. Nichtsdestoweniger hat Heidegger bereits in *Sein und Zeit*, die für ihn wichtige Leistung Kants bzgl. der Temporalität und der Schematismuslehre herausgestellt:

Gemäß der positiven Tendenz der Destruktion ist zunächst die Frage zu stellen, ob und inwieweit im Verlauf der Geschichte der Ontologie überhaupt die Interpretation des Seins mit dem Phänomen der Zeit thematisch zusammengebracht und ob die hierzu notwendige Problematik der Temporalität grundsätzlich herausgearbeitet wurde und werden konnte. Der Erste und Einzige, der sich eine Strecke untersuchenden Weges in der Richtung auf die Dimension der Temporalität bewegte, bzw. sich durch den Zwang der Phänomene selbst dahin drängen ließ, ist Kant. Wenn erst die Problematik der Temporalität fixiert ist, dann kann es gelingen, dem Dunkel der Schematismuslehre Licht zu verschaffen.<sup>287</sup>

Konkret kündigt Heidegger die Auseinandersetzung mit Kants Schematismuslehre in *Sein und Zeit* an<sup>288</sup> und vollzieht sie dann in dem Band [KPMHei].

Ich möchte die wesentlichen Punkte, aus denen sich Heideggers Interpretation der Schematismuslehre ergibt, zusammenfassen. Dabei beschränkt sich die Darstellung auf den Zusammenhang zwischen Schematismus und der Zeitlichkeit. Zunächst bemerkt Heidegger eine besondere Bedeutung für seine eigene Ontologie des Daseins und sieht in Kants Transzendentalphilosophie nichts anderes als eine Lehre des Seins im Sinne der von ihm selbst neu gestellten Frage nach dem Sein.<sup>289</sup> Die ausführliche Darstellung zu den Elementen der Erkenntnis<sup>290</sup> münden in Heideggers Auseinandersetzung mit der Schematismuslehre in einer Würdigung als „das Kernstück des ganzen umfangreichen Werkes [gemeint ist die Kritik d.r.V.]“<sup>291</sup> Dabei spielt die Einbildungskraft eine „zusammenhaltende Mitte“ für die „innere Möglichkeit der ontologischen Erkenntnis“.<sup>292</sup> Heidegger erkennt hier, dass die Einbildungskraft eine einigende Funktion hat und sie damit „das Sich-bilden der Transzendenz“ zeigt. Das Motive des „Sich-bilden“ und insgesamt die Begriffe *Bild* und *Abbild* stellen ein wiederkehrendes Moment in Heideggers Auseinandersetzung mit Kant dar. Insbesondere wird sich zeigen lassen, dass es um den Formierungscharakter des *Sich-bildens* vermöge der Einbildungskraft geht. Damit ist schon ein erster Hinweis auf Heideggers Idee der zeitlichen Dimension der Schematismuslehre gegeben.

---

wichtig, und nur ihre Verbindung und ihre gegenseitige Bezogenheit würden ein Verständnis der Heideggerschen Philosophie wiedergeben. Ich konzentriere mich hier im Weiteren auf den Aspekt der Zeitlichkeit.

<sup>286</sup> Man vgl. etwa den zweiten Abschnitt *Dasein und Zeitlichkeit*, insbesondere das vierte und sechste Kapitel. Sicherlich enthalten auch das dritte und fünfte Kapitel Darstellungen zur Zeit, doch führen die Auseinandersetzungen von dem phänomenalen Bestand der Zeit weg. Im dritten Kapitel steht die Sorge als existentielle Struktur von Dasein im Vordergrund und im fünften Kapitel wird die Geschichtlichkeit des Daseins beleuchtet. All dies sind wichtige Variationen der komplexen Thematik der Zeitlichkeit, die hier aber nicht weiter behandelt werden können.

<sup>287</sup> Vgl. [SuZHei], S. 23.

<sup>288</sup> Vgl. [SuZHei], S. 39f: § 8. Der Aufriß der Abhandlung: „*Erster Teil*: Die Interpretation des Daseins auf die Zeitlichkeit [...]. *Zweiter Teil*: Grundzüge einer phänomenologischen Destruktion der Geschichte der Ontologie am Leitfaden der Problematik der Temporalität. [...] Der zweite Teil gliedert sich ebenso *dreifach*: 1. *Kants Lehre vom Schematismus und der Zeit als Vorstufe einer Problematik der Temporalität*. [...]“

<sup>289</sup> Vgl. [KPMHei], S. 42f, S. 58f. u.a.

<sup>290</sup> Vgl. [KPMHei], S. 20-37 und S. 58-68.

<sup>291</sup> Vgl. [KPMHei], S. 89f.

<sup>292</sup> Vgl. [KPMHei], S. 88.



### 3 Kants Schematismuslehre

Die ständig verwendeten Begriffe des *Vorgängigens* oder das *sich Zuwenden* sind selbst wieder Heideggers Hinweise darauf, dass es um die Entfaltung des Zeitverständnisses des Menschen vermöge der Einbildungskraft geht:

Was gehört nun aber zu diesem Vernehmbarmachen des Horizontes der vorgängigen Zuwendung? Das sich zuwendende, endliche Wesen muß sich selbst den Horizont anschaulich machen können, d.h. von sich aus den Anblick des Angebots „bilden“. Wenn aber nun, wie die transzendente Deduktion zeigte, reine Anschauung (Zeit) in wesenhaften Bezug zur reinen Synthesis steht, dann vollzieht die reine Einbildungskraft das Bilden des Horizontalanblickes. Sie „bildet“ aber dann nicht nur die anschauliche Vernehmbarkeit des Horizontes, indem sie ihn als frei Zuwendung „schafft“, sondern sie ist als in diesem Sinne bildende noch in einer zweiten Bedeutung „bildend“, nämlich so, daß sie überhaupt dergleichen wie ein „Bild“ verschafft. [...] Und Kant sagt auch schon auf dem zweiten Wege der Deduktion, der von dem inneren Zusammenhang der Zeit mit der reinen Einbildungskraft ausgeht, von der Einbildungskraft [...] sie „soll ... in ein Bild bringen“<sup>293</sup> [1) A 120.]<sup>293</sup>

Zunächst zeigt sich der Zusammenhang, den Heidegger bzgl. der Einbildungskraft und der Zeit in Kant hineinliest. Etwas undeutlicher ist hier der Horizontbegriff. Er taucht hier in dem Abschnitt erstmals auf und wird im Zusammenhang mit dem „Seienden“ und „seines möglichen Begegnens“ zusammengebracht. Genauer besehen kann also der Mensch qua Dasein sich selbst begegnen, aber dieses „sich begegnen können“ bietet sich als weit entfernt, d.h. es liegt in einem Horizont. Heidegger spricht tatsächlich von einem „Angebotscharakter“<sup>294</sup> und dieses mögliche „sich begegnen können“ ist gerade durch diese doppelte Struktur des Zusammenhangs von Einbildungskraft und Zeit, wie es im oberen Zitat verhandelt worden ist, gegeben.

Wie Heidegger sich diese doppelte Struktur oder besser gesagt, wie dieser Bezug von der Einbildungskraft auf die Zeitlichkeit geschieht, ist nach der Lehre über den Schematismus geregelt: „Die reine Versinnlichung geschieht als ein „Schematismus“. Die reine Einbildungskraft gibt Schema-bildend im vorhinein den Anblick („Bild“) des Horizontes der Transzendenz.“<sup>295</sup> Mit Transzendenz verweist Heidegger hier auf eine für ihn grundsätzliche Frage, die er sich in diesem „vierten Stadium der Grundlegung“ von [KPMHei] stellt. Es geht hierbei um die Transzendenz des *endlichen Wesens*. Wie oben bereits bemerkt, interpretiert Heidegger die Transzendenz mit der Frage nach dem Sein, d.h. es geht für ihn um die Ontologie. Daher lässt sich diese Frage hier vereinfacht formulieren: Was ist der Mensch im Hinblick auf sein eigenes Seinsverständnis? Ich weise hier darauf hin, dass Heidegger sich mit der kantischen Terminologie bekleidet und diese für sein eigenes Vorhaben und seine eigene Terminologie vereinnahmt. Mir ist wichtig, dass Heideggers Anliegen an dieser Stelle des Textes die Frage nach dem Menschen ist. Er deutet hier mit Hilfe einer kantischen Interpretation einen Zusammenhang zwischen Einbildungskraft, Versinnlichung, Schematismus und Zeitlichkeit an, was eine Antwort auf diese Frage nach dem Menschen geben soll. Der Mensch ist durch die Einbildungskraft zur Versinnlichung in der Lage. Da dies vermöge der Schemata geschieht und diese aber die Zeit als Erleben strukturieren, ist der Mensch ein zeitliches Lebewesen. Dies meint nicht, dass er, der Mensch, bloß in der Zeit

<sup>293</sup> Vgl. [KPMHei], S. 90f.

<sup>294</sup> Vgl. [KPMHei], S. 90.

<sup>295</sup> Vgl. [KPMHei], S. 91.

### 3 Kants Schematismuslehre

ist, sondern dass er die Zeit im Denken bereits originär erlebt und sich daher die Kontinuität des Erlebens und die Kohärenz des Seins ergeben.

Dabei spielt der Begriff des *Bildens* und genauer besehen des Bildes und des Abbildes eine herausragende Rolle. Das Bilden als prozessuale Gestaltung der Einbildungskraft zieht sich als begleitendes Motiv durch Heideggers Darstellung: „Reine Versinnlichung muß daher das Hinnehmen von etwas sein, was sich im Hinnehmen selbst zwar allererst bildet, [...]“<sup>296</sup> Zu den verschiedenen Bildtypen, die Heidegger in diesem „vierten Stadium“ einführt und analysiert, ist oben im Abschnitt zu den Erkenntnistypen und der Einbildungskraft bereits etwas gesagt worden. Fasst man es nochmals zusammen, so ist ein Bild zunächst der unmittelbare Anblick eines Seienden, sofern es vorhanden ist. Es kann sich aber auch auf das Anblickverschaffen (Bild geben) beziehen, falls sich empirisches Anschauen vollzieht. Dabei zeigt sich im Bild, wie Heidegger es nennt, das „Dies-da“<sup>297</sup>. Die Rede ist hier von einem Abbild, etwa einer Photographie. Abbilder zeigen nach Heidegger, wie etwas im allgemeinen ist. Dies wird nun auch für den Schemabegriff wichtig: im Abbild (Photographie oder Totenmaske) zeigt sich „in dem Einem, was für viele gilt“.<sup>298</sup> Diese Eigenschaft ist wesentlich für das Abbild und wird in modifizierter Weise auf das, was Heidegger zunächst Schema-Bild nennt, übertragen. Was noch als modifizierte Weise hinzukommt, ist die Regelmäßigkeit, wobei diese „Vorzeichnung der Regel [...] kein Verzeichnis im Sinne der bloßen Aufzählung der „Merkmale“ [ist]“<sup>299</sup>. Es geht hierbei um die Auszeichnung als Ganzes. Daher hat auch der Begriff der Regel eine andere Gewichtung bei Heidegger. Es hat eher den Bewährungscharakter, der sich immanent beim Versinnlichen eines Gegenstandes, z.B. vermöge eines Anblicks oder in der Vorstellung, vollziehen muss.

Von dem so gewonnenen Begriff des Schema-Bildes geht Heidegger über zu dem Begriff des Schemas, indem er sagt: „Das Vorstellen der Regel ist das Schema.“<sup>300</sup> Hierbei setzt sich Heidegger mit Kants Hundebeispiel direkt auseinander und erwähnt hierbei aber nicht die reziproke Verhältnisweise zwischen der Sinnlichkeit und der Begrifflichkeit, die ich aus Kants Darstellung herausgearbeitet habe. Für Heidegger ist „die Schemabildung [...]“ ausschließlich „die Versinnlichung von Begriffen“<sup>301</sup>. Daher geht es bei Heidegger nahezu um die Bildbeschaffung oder die Bildmöglichkeit, die sich für ihn durch das Vorstellen (als Prozess) der Darstellungsregel vollzieht. Aber die Beispiele, die Kant selbst gibt, gehen auch oft den umgedrehten Weg: Erst nachdem wir einen Gegenstand (z.B. einen Hund) erblickt haben, kommen wir im Gespräch zu dem Begriff des Gegenstandes (z.B. den Begriff des Hundes). Hierbei wird natürlich ein prototypisches Wissen oder gerade ein Schemawissen abgerufen und eingefordert. Dieses aktive Wissen hat sich entwicklungspsychologisch sedimentiert, aber kann nichtsdestoweniger

<sup>296</sup> Vgl. [KPMHei], S.91f und an anderen Stellen.

<sup>297</sup> Vgl. [KPMHei], S. 93.

<sup>298</sup> Vgl. [KPMHei], S. 94.

<sup>299</sup> Vgl. [KPMHei], S. 95. Man berücksichtige aber auch meine obige Darstellung zu der Analyse des Anblickes eines Hauses bei Heidegger.

<sup>300</sup> Vgl. [KPMHei], S. 98.

<sup>301</sup> Vgl. [KPMHei], S. 96.

### 3 Kants Schematismuslehre

auch von der Sinnlichkeit zur Begrifflichkeit hinführen, was Heidegger zu kurz kommen lässt. Andererseits hebt seine Analyse im Hinblick auf das Beschaffen der Bilder und die damit verbundene Versinnlichung von Begriffen vermöge der Schemata die immense Bedeutung für die Imaginationsfähigkeit hervor.

Mit diesen Bemerkungen möchte ich Heideggers Interpretation des Menschen im Hinblick auf die Verbindung der Schematismuslehre und der Zeitlichkeit analysieren. Wichtig ist eine voraussetzungsreiche Annahme, die unbegründet vor der Auseinandersetzung mit dem transzendentalen Schematismus geschieht. Zunächst stellt Heidegger fest, dass „der Schematismus notwendig auf dem Grunde unseres Erkennens als eines endlichen“<sup>302</sup> geschieht. Was hier *endlich* besagen soll, ist unklar. Nichtsdestoweniger wird dieser Begriff von Heidegger unmittelbar in die folgende Aussage übergeleitet: „Wenn aber der Schematismus zum Wesen der endlichen Erkenntnis gehört und die Endlichkeit in der Transzendenz zentriert, dann wird das Geschehen der Transzendenz in seinem Innersten ein Schematismus sein müssen.“<sup>303</sup> Dieser voraussetzungsreiche Satz verbindet mittels des Schlüsselwortes „endlich“ die Erkenntnis mit Transzendenz und das Geschehen der Transzendenz mit dem Schematismus. erinnert man sich wieder an die Übereinstimmung von Transzendenz mit Ontologie im heideggerschen Sinne, so lässt sich der Satz wie folgt aufschlüsseln. Die Ontologie betrifft den Menschen qua Dasein und dieser ist zu einer endlichen Erkenntnis vermöge des Schematismus in der Lage. Damit kann die Frage nach dem Sein (Ontologie qua Transzendenz) in den Schematismus gelegt werden und durch diesen beantwortet werden. Dies ist sozusagen die Voraussetzung, mit der Heidegger im Folgenden die Verbindung der Frage nach dem Sein bzgl. des Menschen als seinsverstehend mit dem Schematismus und der Zeitlichkeit beantworten möchte. Dass er hierin eine Verbindung sieht, liest Heidegger anhand von Kants Darstellung ab. Dabei erweitert Heidegger seine Darstellung um das Schema-Bild:

Die Zeit ist als „reines Bild“ das Schema-Bild und nicht etwa nur den reinen Verstandesbegriffen gegenüberstehende Anschauungsform. Das Schema der Notionen hat demnach einen eigenen Charakter. Als Schema überhaupt stellt es Einheiten vor, und zwar als sich in einem möglichen Anblick hineintragende Regeln. Nun beziehen sich aber die in den Notionen vorgestellten Einheiten nach der transzendentalen Deduktion wesensnotwendig auf die Zeit. Der Schematismus der reinen Verstandesbegriffe muß diese daher notwendig in die Zeit hineinregeln. [...] Daher ist die Zeit nicht nur das notwendige reine Bild der Schemata der reinen Verstandesbegriffe, sondern auch ihre einzige reine Anblicksmöglichkeit. Diese einzige Anblicksmöglichkeit zeigt selbst in sich nichts anderes als immer nur Zeit und Zeithaftes.<sup>304</sup>

Es ist hervorzuheben, dass Heidegger hier ausdrücklich über das kantische Verständnis hinausgeht. Die Zeit als reine Anschauungsform wurde der Ebene des transzendentalen Schematismus gegenübergestellt, oder besser formuliert: Die Zeit als reine Anschauungsform strukturiert den transzendentalen Schematismus, welcher die Verbindung zwischen den Kategorien (reine Verstandesbegriffe) und der Sinnlichkeit organisiert. Auch dies analysiert Heidegger im Weiteren

<sup>302</sup> Vgl. [KPMHei], S. 101.

<sup>303</sup> Vgl. [KPMHei], S. 101.

<sup>304</sup> Vgl. [KPMHei], S. 104.

des „vierten Stadiums“. Nichtsdestoweniger findet man gerade im oberen Zitat aber auch, dass die Zeit als Anschauungsform „nicht etwa nur den reinen Verstandesbegriffen“ gegenübersteht. Die Notionen sind vorgestellte Einheiten, die sich wesensnotwendig auf die Zeit beziehen. Die Synthesis von Mannigfaltigem und das Vorstellen als Prozess in eine sinnvolle Verbindung zu bringen ist einer der wesentlichen Anliegen Heideggers. In der Philosophie wird der Vollzug eines Gedankens und der Inhalt in Form von Gedankenassoziationen (Phantasiebilder, Wahrnehmungsbilder, sprachliche Sachverhalte, etc.) getrennt gegenübergestellt. Heidegger möchte diese Gegenüberstellung in einer Einheit vermöge der Schemata in der Zeit gedacht sehen. Nach einer längeren ausführlichen Analyse gibt Heidegger eine abschließende Bemerkung zum Angebot für das Verstehen des endlichen Wesens, d.h. des Menschen:

Die Zeit also ist es, die als a priori gebende von vornherein dem Horizont der Transzendenz den Charakter des vernehmbaren Angebotes verleiht. [...] Die Zeit gibt der Transzendenz aber nicht nur den vorgängig einigen Zusammenhalt, sondern als das rein sich Gebende schlechthin bietet sie überhaupt so etwas wie Einhalt. Sie macht das „Dawider“ der Gegenständlichkeit, das zur Endlichkeit der transzendierenden Zuwendung gehört, einem endlichen Wesen vernehmbar.<sup>305</sup>

Heidegger kommt an dieser Stelle zu dem, was er mit dem *Angebotscharakter* bzgl. des *Horizontes der Transzendenz* im obigen Zitat angekündigt hat, zurück. Der Mensch kann gerade zu sich kommen, weil es so etwas wie einen „vorgängig einigen Zusammenhalt“ gibt. Wir können in der Einklammerung und der Gerichtetheit auf etwas einen „Einhalt“ erleben, der die „Gegenständlichkeit vernehmbar“ macht. Setzt man hier hinzu, dass diese Analyse den Bezug zur Kognition hat, d.h. zum Denken und zum Erleben von Gegenständlichkeit im Denken<sup>306</sup>, so manifestiert sich durch diese herausgearbeitete Kontinuität, die in die Einbildungskraft vermöge der zeitlich sich ergebenden Schemata gelegt wird, das grundsätzliche Phänomen der *Vernehmbarkeit*. Die Frage nach der Trennung von Vollzug und Inhalt des Gedankens wird überwunden und kann in einen erklärbaren Zusammenhang gebracht werden, sobald man diese Dimension eines dynamischen Schemas sieht. Ein dynamisches Schema ist in der Zeit und artikuliert Zeitlichkeit im Sinne eines verstehenden Menschen.

#### 3.3.2 Cassirers Antwort auf Heidegger - Grenzen einer Überinterpretation

In der tatsächlichen Auseinandersetzung in Davos bleibt Cassirer im Fahrwasser der Philosophie der symbolischen Formen.<sup>307</sup> Nichtsdestoweniger hat Cassirer auf Heideggers Buch *Kant und*

<sup>305</sup> Vgl. [KPMHej], S. 108.

<sup>306</sup> Dass es gerade auch um diese Dimension geht hat, nicht nur die Analyse der Heideggerschen Darstellung ergeben: Die gesamte Analyse beschäftigt sich gerade mit dem Übergang vom Begriff zum Bild. Auch der in Heideggers Darstellung abschließende § 23 stellt das Anliegen auf die Anwendung auf die Begriffe nochmals heraus: „Begriffe gebrauchen heißt allgemein: sie auf Gegenstände anwenden, bzw. – von den Gegenständen her gesehen – diese „unter“ Begriffe bringen.“, vgl. [KPMHej], S. 109.

<sup>307</sup> In dem von Kaegi und Rudolph herausgegebenen Sammelband *Cassirer - Heidegger 70 Jahre Davoser Disputation* stellt unter anderem Krois in seinem Text *Warum fand keine Davoser Debatte statt?* die politische Dimension, unter der diese Diskussion stattfand, heraus. Nichtsdestoweniger ist Krois der Auffassung, dass es jedoch faktisch keine Auseinandersetzung gab: „[...] es fand keine Debatte statt, [...] nur Statments wurden abgegeben, [...]“.

das Problem der Metaphysik in den 31. Kant-Studien geantwortet. Zwar bezieht sich die Auseinandersetzung zwischen beiden auf die Möglichkeit einer Metaphysik überhaupt, aber in der folgenden Analyse werde ich meinen Fokus auf den Zusammenhang von Zeitlichkeit, Schematismus und Einbildungskraft richten. In der oberen Darstellung zu Heideggers Kantinterpretation muss gesehen werden, dass Heidegger mehr zu Problemen der Metaphysik sagt. Cassirer geht es zunächst vordergründig um die Frage, ob mit Kant die Metaphysik neu eingeleitet wird oder beendet ist: „Hat er [Kant] die Metaphysik zu Grabe getragen - oder hat er sie zu neuem Leben erweckt?“<sup>308</sup> Cassirers Ausgangspunkt in seinem eigenen Text *Kant und das Problem der Metaphysik*<sup>309</sup> ist zunächst durch den Versuch zu sehen, sich auf Heideggers Denkrichtung einzulassen. Damit verbunden ist der Versuch, Kants [KrV] nicht ausschließlich als ein Werk zu sehen, welches sich primär der Erkenntnistheorie zuwendet, sondern sich gemäß der Frage „Was ist der Mensch?“ eine Analyse des Wesens des Menschen anhand der Erkenntnisvermögen widmet.

In der Analyse geht Cassirer mit Heidegger zunächst völlig konform. Die „Dreiteilung der Erkenntnis in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft“ hat „lediglich vorläufigen Charakter“<sup>310</sup>. Die Darstellung ist also völlig zustimmend. Cassirer versucht einerseits das Hauptanliegen Kants ebenfalls in einer Lehre zum Wesen des Menschen zu sehen, und andererseits wird ebenfalls anerkannt, dass die Schematismuslehre und die Einbildungskraft hierbei als eine zentrale Mitte dieser Lehre anerkannt werden müssen:

Und es muß sogleich betont werden und anerkannt werden, daß er [Heidegger] diesen Teil seiner Aufgabe mit außerordentlicher Kraft und mit größter Schärfe und Klarheit durchgeführt hat. Es ist mir stets als das seltsamste Zeichen der völligen Verkenning von Kants Grundabsicht erschienen, daß man immer wieder in der Kant-Literatur der Vorstellung begegnet, als habe Kant die Lehre vom Schematismus „erkünstelt“ - als habe er das Vermögen der „transzendentalen Einbildungskraft“ aus bloß äußeren Gründen der „Symmetrie“ und „Architektonik“ eingeführt. Vielleicht wird dieser Vorwurf doch endlich einmal in seiner Absurdität erkannt werden, wenn man sich in Heidegger eingehende, jeden Einzelzug herausarbeitende Darstellung des Schematismuskapitels vertieft. Ich selbst kann diesem Punkte nur die volle Zustimmung zu Heideggers Auffassung und meine prinzipielle Übereinstimmung mit ihm betonen; denn die Lehre von der „produktiven Einbildungskraft“ erscheint auch nur [...] als ein schlechthin unentbehrliches und als ein unendlich-fruchtbares Motiv der Lehre Kants wie der gesamten „kritischen Philosophie“.<sup>1 311</sup>

Es muss bzgl. der Kantdebatte der gemeinsame Bezug der beiden Philosophen gesehen

---

vgl. [CHDDKea], S. 214. Schwemmer stellt zwar zunächst in seinem Text *Ereignis und Form* die Frage nach dem Sieger, aber führt unmittelbar zu einer inhaltlich orientierten Frage nach dem Formbegriff bei Cassirer über: „Denn tatsächlich kann man Cassirer Philosophie insgesamt als eine Philosophie der Form und Formung - der Formwerdung, der Formgebung und der Selbstformung - charakterisieren.“ Vgl. [CHDDKea], S. 54. Darüber hinaus stellt Schwemmer deutlich die Differenz zwischen Cassirer und Heidegger an dem Endlichkeitsmotiv Heideggers heraus, Vgl. [CHDDKea], S. 52-53. Einen weiteren Punkt, den Schwemmer formuliert, ist, dass Heidegger Cassirer als Neukantianer gesehen hat und ihm daher die Prozessualität seines Formenbegriffs abspricht. Doch Schwemmer zeigt deutlich, dass Cassirer durchaus an dem Begriff der dynamischen Form zu messen ist, vgl. [CHDDKea], S. 57-59.

<sup>308</sup> Vgl. [KPMCas], S. 2.

<sup>309</sup> Der Text in den 31. Kantstudien hat denselben Titel wie Heideggers Buch.

<sup>310</sup> Vgl. [KPMCas], S. 8.

<sup>311</sup> Vgl. [KPMCas], S. 8f. Die Fußnote „1“ enthält den Hinweis: „1 Näheres hierüber im dritten Band der „Philosophie der symbolischen Formen“, Teil II.“

### 3 Kants Schematismuslehre

werden. Dieser ist auf der einen Seite durch die Hervorhebung der Schematismuslehre und die Herausstellung der Einbildungskraft als eine zentrale und zentrierende Fähigkeit zu sehen, die die Erkenntnisvermögen einigt und zusammenhält. Auf der anderen Seite zeigt der weitere Verlauf des Textes [KPMCas] auch eine klare Zustimmung zur Systemarchitektur der [KrV], wodurch andere Absichten Kants hervorgehoben werden. Diese anderen Absichten, die Cassirer hervorhebt, zeigen auch den hohen Stellenwert der Vernunft als ein Erkenntnisvermögen, welches völlig unabhängig von der Schematismuslehre zu *überzeitlichen* und *unbedingten* Erkenntnissen kommt.<sup>312</sup> Für die Fragen nach den Ideen und für die praktische Anwendung der Vernunft im Bereich der Ethik hat dies gerade die entsprechenden Folgen. All dies wird völlig von Heidegger ausgeblendet:

Und jetzt zeigt sich auch, daß die Charakteristik des Verstandes als „endliche“ Erkenntniskraft nur ein Moment seines Gebrauchs betraf. [...] »Endlich« mag der Verstand heißen, sofern er niemals die absoluten Gegenstände erfaßt, geschweige, daß er diese Gegenstände schöpferisch aus sich hervorbringt - aber »unendlich« ist er, sofern die »absolute Totalität in der Synthesis der Bedingungen« zu seiner eigentlichen und wesentlichen Aufgabe gehört. Kraft dieser Forderung, die die Vernunft vor ihn hinstellt, wird er sich erst der eigenen Natur und ihrer Grenzenlosigkeit vollständig bewußt. Wenn er durch seine Beziehung auf die transzendente Einbildungskraft der Sinnlichkeit und mit ihr der Endlichkeit verhaftet scheint, so hat er durch die nicht minder notwendige Beziehung auf die reine Vernunftideen am Unendlichen teil. [...] Von einem Prinzip der reinen Vernunft kann „keine korrespondierendes Schema der Sinnlichkeit gegeben werden“, so daß es auch keinen Gegenstand in concreto haben kann. (Kr.d.r.V., B. 692)<sup>313</sup>

Weiterhin macht Cassirer darauf aufmerksam, dass unter Berücksichtigung des hohen Stellenwertes der Vernunft und ihres Bezuges zu den unbedingten Ideen Heideggers Interpretation bzgl. der Zeitgebundenheit nicht mehr zu halten ist. Gerade die Vernunft zielt auf überzeitliche Erkenntnisse ab. Cassirers Beispiel ist hierbei die praktische Anwendung im Bereich der Freiheit, „[d]enn mit dem »Unbedingten« der Freiheitsidee ist nunmehr der Schritt ins rein-»Intelligible«, ins Über-Sinnliche und Über-Zeitliche, gewagt.“<sup>314</sup> Beständig kommt Cassirer im Text auf diesen Punkt der Ideen und der Freiheit zurück. Zusätzlich hebt er seine Kritik auf eine abstraktere Ebene, indem er betont, dass Kant „nirgends einen derartigen »Monismus« der Einbildungskraft“<sup>315</sup> vertrete. Gewisse Dualismen, wie etwa das Intellegible und Sinnliche und der „Unterschied zwischen »Phänomena« und »Noumena«“ werden bei Kant konsequent vertreten, wodurch der Übergang oder die Gleichsetzung von *Vollzug* und *Inhalt* eines Gedankens zumindest mit Kant nicht ohne weiteres vollzogen werden kann. Cassirer stellt fest, dass Heidegger seine eigenen Gedanken letztlich in Kant hineininterpretiert und gesteht zu, dass diese Interpretation von seiner Fundamentalontologie heraus durchaus tragbar ist; aber mit dem, was Kant vor Augen hatte, ist Heideggers Standpunkt nicht vollständig zu vereinen: „Aber der Schematismus und die Lehre

<sup>312</sup> Cassirer stellt insbesondere heraus, dass Heidegger an dem Begriff des Endlichen festhält. Sowohl sein eignes Verständnis vom Menschen als auch das, was Heidegger glaubt, was Kant in die [KrV] hineinlegen wolle, zielt bzw. zielt auf die Endlichkeit des Menschen ab. Man vgl. [KPMCas], S. 6.

<sup>313</sup> Vgl. [KPMCas], S. 12.

<sup>314</sup> Vgl. [KPMCas], S. 13, aber man vgl. weiter oben im Text: „Und damit ist auch der Kreis der bloßen Zeitgebundenheit, des bloß-zeitlichen Daseins und der bloß-zeitlichen Bewußtheit gesprengt.“ Man vgl. auch [KPMCas], S. 15, 17.

<sup>315</sup> Vgl. [KPMCas], S. 16.

### 3 Kants Schematismuslehre

von der „transzendentalen Einbildungskraft“ steht zwar im Mittelpunkt der Kantischen Analytik, aber nicht im Brennpunkt des Kantischen Systems.“<sup>316</sup> Weiter unten verfasst Cassirer nochmals deutlich, was er glaubt, worauf sich die Schematismuslehre bezieht: „Der Schematismus gehört daher für Kant wesentlich zu seiner Phänomenologie des Objektes, aber er gehört nicht, oder nur durchaus mittelbar, zu der des Subjektes.“<sup>317</sup>

Diese unmittelbare und schriftliche Antwort auf Heideggers *Kant und das Problem der Metaphysik* zeigt deutlich die Grenzen von Heideggers Kantinterpretation auf. Vieles bleibt hierbei unberücksichtigt. Folglich muss man hier den Unterschied sehen, ob Heidegger Kant interpretieren und gleichsam Kants Verständnis seines Systems darstellen wollte oder ob Heidegger viel eher einen eigenen Standpunkt gesehen hat, den er teilweise richtig bei Kant wiedererkannt hatte. Dieser Zwiespalt, ob man einen Philosophen bloß interpretieren möchte oder eine eigene Idee verfolgt und sie mithilfe eines Philosophen anders artikulieren möchte, ist ein Problem, welches sich im Zuge des Philosophierens beständig ergeben kann. Selbst Cassirer scheint gerade dieses Dilemma in [KPMCas] ebenfalls gesehen zu haben, da er zum einen mehrfach wohlwollend darauf hinweist, dass Heidegger zurecht im Hinblick auf Heideggers Philosophie – der Frage nach dem Sein und dem Verständnis von Dasein im Hinblick auf dessen Zeitlichkeit – diese Auslegung Kants so gestalten musste. Zum anderen widmet Cassirer gerade in diesem Text [KPMCas] ein eigenes Kapitel zu dieser Problematik.<sup>318</sup>

Mir ist diese historische Auseinandersetzung aus folgendem Grund wichtig: Einerseits ist inhaltlich zu sehen, dass meine eigene Interpretation der kantischen Schematismuslehre ähnlich der Heideggerschen Interpretation ist. Andererseits weise ich darauf hin, dass Kants Anliegen weit aus komplexer gestaltet ist. Wenn die Schematismuslehre von Kant her gesehen werden soll und die zeitliche Dimension berücksichtigt werden soll, muss dieser Zusammenhang auf die Verbindung zwischen Verstand und Sinnlichkeit eingeschränkt werden. Hierbei muss immer die Frage nach der Sprache und der Verstehensfähigkeit im Vordergrund stehen. Frage nach *überzeitlichen* Vernunftresultaten, etwa nach Ideen, blende ich bewusst aus.

Mit diesen Hinweisen auf Heideggers Interpretation möchte ich im Folgenden auf einen Kerngedanken bei Cassirer eingehen. Es betrifft etwas, was für die Frage nach dem Menschen ebenfalls berücksichtigt werden muss und was gerade mit Heidegger verloren ginge, wenn ausschließlich die Explizierung der Zeitlichkeit Vorrang hätte. Es ist ein Punkt, der in der obigen Schematismusdebatte, aber auch sogar bei Heidegger gesehen wurde: die identitätsstiftende und einheitsstiftende Fähigkeit der schematischen Denkweise. Dies kann mit Cassirer über eine Teilhabe an einer Kultur erklärt werden.

---

<sup>316</sup> Vgl. [KPMCas], S. 18.

<sup>317</sup> Vgl. [KPMCas], S. 19.

<sup>318</sup> Vgl. [KPMCas], S. 20ff. Das Kapitel II ist überschrieben mit der Überschrift: „II Kants „Zurückweichen“ vor der Enthüllung der Endlichkeit der Erkenntnis“ und Cassirer stellt hier nochmals heraus, dass Heidegger etwas im Text der [KrV] vermutet, was von Kant ungesagt blieb, nämlich die Endlichkeit des Menschen. Diese ergäbe sich gerade aus der zentralen Stellung der Einbildungskraft.

### 3.3.3 Cassirers Schematismus und der leibliche Bezug zur Sprache

Sieht man bei Heidegger und bei der Schematismuslehre ausschließlich die zeitliche Dimension und überinterpretiert man die individuelle Verfassung eines einzelnen Menschen, so übersieht man die gemeinsame *Teilhabe* an der Sprache. Diese Teilhabe betrifft auch das Sprachverstehen, die Sprachverwendung und die Verstehensfähigkeit schlechthin, sofern wir uns auf Kommunikation insgesamt beziehen.<sup>319</sup> Mit dem Begriff der Teilhabe möchte ich auf die gemeinsame Nutzung einer Sprache hinweisen. Dieser gemeinsamen Nutzung können wir uns nicht entziehen und es wird im Weiteren, wenn wir uns auf die Bildschemata beziehen, wichtig, den Ursprung dieser isomorphen Art der Verwendung dieser Bildschemata auf die Leiblichkeit zurückzuführen. Dies wird im 5. Kapitel als ein Teilziel formuliert werden.

In seinem ersten Band der *Philosophie der symbolischen Formen* ist insbesondere in der Einleitung eine wichtige Bemerkung zu erkennen, die Cassirer in einer gewissen Hinsicht wieder in die Nähe zu Heideggers Anliegen rückt. Oben wurde gezeigt, dass Cassirer in seiner Antwort auf Heidegger in den Kantstudien viel eher den Modus der *korrekten philosophischen Darstellung* Kants eingenommen hat. „Aufs schärfste“ sollte, mit Kant gesprochen, das Sinnliche und das Intellegible der Gemütsbewegungen als getrennte Welten berücksichtigt werden.<sup>320</sup> Heideggers Anliegen der Vereinigung von Sinnlichkeit und Anschauung ist insbesondere als eine Verbindung des Vollzugs und des Inhalts einer geistigen Tätigkeit zu sehen. Versteht man unter Vollzug eines Gedankens die Form des Gedankens als dynamischen Prozess, dann geht es Heidegger in dieser Hinsicht um die Überwindung der Trennung von Inhalt und Form. Genau dieses Anliegen ist jedoch auch bei Cassirer in der Einleitung zum ersten Band der *Philosophie der symbolischen Formen* nach einer längeren historischen Analyse zu erkennen:

Dieser Dialektik der metaphysischen Seinslehre [gemeint sind die vorher dargestellte Lehren: beispielsweise von Kant und Spinoza] ist nur dann zu entgehen, wenn »Inhalt« und »Form«, »Element« und »Beziehung« von Anfang an so gefaßt werden, daß beide nicht als voneinander unabhängig Bestimmungen, sondern als miteinander gegeben und in wechselseitiger Determination gedacht erscheinen.<sup>321</sup>

Interessanterweise setzt Cassirer unmittelbar nach dieser allgemeinen Aussage mit einem Beispiel fort, um diesen Übergang von Inhalt und Form zu verdeutlichen: Es ist das Beispiel der unmittelbaren „zeitlichen »Gegenwart«“ oder der „»Präsenz«“. Ähnlich wie Husserl<sup>322</sup> kommt Cassirer zum Ergebnis, dass es das unmittelbare „»Jetzt«“ als „ewig fließende Grenze“ gar nicht gibt: „Sie [die Grenze] existiert nur im Akt der Scheidung selbst, nicht als etwas, was vor diesem Akt und losgelöst von ihm gedacht werden könnte. [...] Die Form der Zeit selbst kann für uns in keiner anderen Weise »gegeben« sein als dadurch, daß sich im Zeitelement die Zeitreihe nach

<sup>319</sup> Ich verweise hier auf Wittgensteins Privatsprachenargument, welches deutlich zeigt, dass wir keine subjektive Sprache, die gleichzeitig sinnvoll ist, erzeugen können. Sprache wird immer in sozialen Kontexten intersubjektiv erzeugt. Man vgl. hierzu *Philosophische Untersuchungen*, im Weiteren durch [PUWi] abgekürzt, S. 243-293.

<sup>320</sup> Im Übrigen sieht Cassirer selbst überhaupt nicht diese Trennung. Dies kann man bereits im 1. Absatz des Kapitels III im 1. Band der *Philosophie der symbolischen Formen* sehen.

<sup>321</sup> Vgl. *Philosophie der symbolischen Formen Band 1 Die Sprache*, im Weiteren durch [ECW 11] abgekürzt, S. 30.

<sup>322</sup> Vgl. [Hua X], S. 19-71.



### 3 Kants Schematismuslehre

vorwärts und nach rückwärts darstellt.<sup>323</sup> Dies gilt gerade auch für das Bewusstsein, welches in einer „vollkommene[n] Einheit zusammengeh[t].“ Folglich muss man hier in den theoretischen Vorbemerkungen zur symbolischen Form der Sprache bei Cassirer sehen, dass die *Bewusstseins-elemente* der Sprache einerseits in einer Prozessualität, aber andererseits in Einheiten zu denken sind. Damit kann das Phänomen der Sprache und der Verstehensfähigkeit darüber erklärt werden, dass im Akt der Verstehensfähigkeit sich Inhalt und Form korrelativ ergänzen. Gerade dieser Aspekt soll in den folgenden Kapiteln für die Dynamik der bildschematischen Strukturen stark gemacht werden. Ohne Heideggers gesamtes fundamentalontologisches Vorhaben heranzuziehen, sieht man insbesondere an diesem Zitat, dass ein gemeinsamer Punkt beider Philosophen auf einer inhaltlichen Ebene bzgl. der Prozessualität des Bewusstseins zu sehen ist. Ein Punkt, der für die weitere Betrachtung wichtig ist, um die Dynamik der bildschematischen Strukturen besser erfassen zu können, ist nur durch eine Voraussetzung gegeben, die sich bei Cassirers Analyse der Sprache wiederfinden lässt. Zunächst muss hierfür nochmals daran erinnert werden, dass eine Vorkommensweise bildschematischer Strukturen gerade in der Sprache, der Verstehensfähigkeit und damit der Kognition vorliegt. Die Sprache ist ein Phänomen, an dem wir zwar individuell teilhaben, aber insbesondere drückt sich durch diese bloße Teilhabe eine Intersubjektivität der Sprache aus, die zu ihrem Wesen als Sprache gehört. Gleich wie sich bildschematische Strukturen (Behälterschema, Innen-Außen-Schema, etc.) phonetisch oder grammatikalisch sedimentiert haben, spiegeln diese bildschematischen Strukturen ein gleichbleibendes Moment wider. Cassirer drückt diesen Gedanken zunächst für die Sprache mit Hilfe eines Bezuges zu Humboldts Sprachforschung aus:

Vor allem ist es die Trennung des individuellen und des »objektiven« Geistes und die Wiederaufhebung dieser Trennung, die sich für Humboldt im Bilde der Sprache unmittelbar darstellt. Jedes Individuum spricht seine eigene Sprache - und doch wird es sich gerade in der Freiheit, mit der es sich ihrer bedient, einer inneren geistigen Bindung bewußt. So ist die Sprache überall Vermittlerin, erst zwischen der unendlichen und endlichen Natur, dann zwischen einem und dem anderen Individuum - zugleich und durch denselben Akt macht sie die Vereinigung möglich und entsteht aus derselben.<sup>324</sup>

Man muss hier und letztlich auch im Gesamtwerk Cassirers sehen, dass er sich mit verschiedenen Denkern – hier Humboldt – einerseits interpretierend, aber auch andererseits darüber hinausgehend selbständig philosophierend, auseinandersetzt. Zwar versucht Cassirer hier eine philosophische Linie der Sprachphilosophie nachzuziehen: Am Beispiel Humboldt soll jetzt die Forderung nach einem intersubjektiven *Bande* vermöge der Sprache erklärt werden. Doch stellt sich Cassirer hier durchaus bejahend zu dieser Tatsache: „An Stelle des metaphysischen Gegensatzes der Subjektivität und Objektivität tritt ihre reine transzendente Korrelation.“<sup>325</sup> Diese letzte Bemerkung, die aus dem geschichtlichen Teil der *Philosophie der Symbolischen Formen die Sprache* her stammt, wird gerade in dem späteren Teil durch eine systematische und

<sup>323</sup> Vgl. [ECW 11], S. 31.

<sup>324</sup> Vgl. [ECW 11], S. 99.

<sup>325</sup> Vgl. [ECW 11], S. 101.

### 3 Kants Schematismuslehre

inhaltliche Übereinstimmung der Sprache bzw. der Sprachen im Hinblick auf die Raummetaphern angereichert. Cassirer stellt anhand vieler Bezüge zu Sprachforschern seiner Zeit heraus, dass die Metaphern des Raumes allgegenwärtig in den Sprachen vorliegen. Minutiös geht er hierbei auf unterschiedlichste Sprachen und Sprachforscher seiner Zeit (Ende des 19. Jahrhunderts) ein. Aber zunächst beginnt die Auseinandersetzung im Kapitel III mit den folgenden, allgemeinen Bemerkungen:

Vor allem ist es die räumliche Anschauung, an der sich dieses Ineinander des sinnlichen und geistigen Ausdrucks der Sprache durchgehend beweist. Gerade in den allgemeinsten Ausdrücken, die die Sprache zur Bezeichnung geistiger Prozesse erschafft, tritt die entscheidende Mitwirkung der räumlichen Vorstellung aufs deutlichste hervor. Noch in den höchstentwickelten Sprachen begegnet diese »metaphorische« Wiedergabe geistige Bestimmung durch räumliche.<sup>326</sup>

Als Hintergrund dieser zentralen Auseinandersetzung zur Sprache muss gesehen werden, dass Cassirer sich deutlich von einer strikten Trennung zwischen sinnlichen und intellegiblen, so wie es bei Kant vorliegt, abhebt. Damit wird auch klar, dass er in der Response auf Heideggers *Kant und das Problem der Metaphysik* in den 31. Kantstudien Kant interpretieren wollte und nicht unbedingt seinen eigenen Standpunkt darstellen wollte. Zunächst aber ist hier der wichtige philosophische Hintergrund zu sehen, mit dem Cassirer seine Untersuchungen zur Sprache beginnt:

Sowenig wie in der Erkenntnislehre, sowenig läßt sich in der Sprachbetrachtung ein scharfer Grenzstrich zwischen dem Gebiet des Sinnlichen und dem Gebiet des Intellektuellen in der Weise ziehen, daß beide dadurch als gegeneinander abgesonderte Bezirke bezeichnet würden und selbstgenügsam Art der »Wirklichkeit« zukommt. [...] Die Materie der Empfindung ist niemals rein an sich und »vor« aller Formung gegeben, sondern sie schließt schon in ihrer ersten Setzung eine Beziehung auf die Raum-Zeit-Form ein. [...] Auch die abstrakteste Gestaltung der Sprache weisen noch deutlich den Zusammenhang mit der primären Anschauungsgrundlage auf, in der sie ursprünglichen wurzeln.<sup>327</sup>

Diese Wurzel sieht Cassirer zunächst gerade im Raum, in der räumlichen Orientierung, der Raumbenennung und den dazugehörigen Metaphern, die den Raum selbst betreffen. Im Grunde genommen findet man alle Ideen der modernen Linguistik nach L. Tamly bzw. Lakoff und der Embodied Cognition, die die Raumorientierung als fundamental für die Sprache und Verstehensfähigkeit ansehen, hier in Grundzügen schon angelegt. Zwar erweitert Cassirer gerade durch seine Betrachtungen zum Mimischen, zum haptischen Zeigen, zu den Gebärden und zu den phonetischen Überlegungen diese „sinnliche Wurzel“ der Sprache um weitere Gesichtspunkte. Aber gerade der Punkt der räumlichen Metaphern wird immer wieder aufgegriffen und sogar explizit mit Kants Schematismuslehre in Verbindung gebracht: „In alledem offenbart sich ein gemeinsamer, auch erkenntniskritisch höchst bedeutsamer Zug des sprachlichen Denkens. Kant fordert, um die Anwendung der reinen Verstandesbegriffe auf die sinnlichen Anschauungen zu ermöglichen, ein Drittes, Mittleres [...] und er findet diese Vermittlung in dem transzendentalen

<sup>326</sup> Vgl. [ECW 11], S. 148.

<sup>327</sup> Vgl. [ECW 11], S. 147.

### 3 Kants Schematismuslehre

Schema, das einerseits intellektuell, andererseits sinnlich ist.“<sup>328</sup> Cassirer wagt im Gegensatz zu Heidegger, der eher die zeitliche Dimension am Schemabegriff herausarbeitet und für seine Daseinsanalyse stark macht, eine über Kant hinausgehende Interpretation:

Ein solches Schema, auf das sie alle intellektuelle Vorstellungen beziehen muß, um sie dadurch sinnlich faßbar und darstellbar zu machen, besitzt die Sprache in ihren Benennungen für räumliche und ideelle Beziehungen dem Sprachbewußtsein erst dadurch faßbar, daß sie sie auf den Raum projiziert und in ihm analogisch »abbildet«. An den Verhältnissen des Beisammen, des Neben- und Auseinander gewinnt es erst das Mittel zur Darstellung der verschiedenartigsten qualitativen Zusammenhänge, Abhängigkeiten und Gegensätze.<sup>329</sup>

Cassirer geht insbesondere wegen der völlig anders gewählten Anschauungsform über Kant hinaus. Bei Kant findet man das entsprechende Korrelat des transzendentalen Schematismus in der Anschauungsform der Zeit, was gerade für mich und Heidegger ein zentrales Moment der Schematismuslehre ausmacht: In den Schemata artikuliert sich Zeit und formiert sich Zeitbewusstsein. Bei Cassirer werden die zentralen Ideen, die bei Johnson unter dem Begriff des *imageschema* laufen, bereits in deutlicher Weise vorgedacht und formuliert. Bildschematische Strukturen können als Relationsgefüge verstanden werden, die räumliche Strukturen vermöge metaphorischer Erweiterungen für die Verstehensfähigkeit und die Sprache vorbereiten. All dies findet man bei Cassirer in Grundzügen schon angelegt. Wie es seine weitere Darstellung auch nahe legt, ist Cassirer in vielerlei Hinsicht vom Phänomen der Sprache selbst ausgegangen. Dies ist etwas, was er mit Humboldt nahezu programmatisch festlegt: „Jede Betrachtung der Sprache muß genetisch verfahren.“<sup>330</sup> Dies soll nach Cassirer nicht darüber geschehen, dass man die Sprache in „Wörter und in Regeln“ „zerschlägt“<sup>331</sup>. Für Cassirer ist die Sprache ein „fertiges Gefüge der Sprachbildung als ein Abgeleitetes und Vermitteltes“<sup>332</sup> und dies ist der Ausgangspunkt aller Sprachbetrachtung. In allen Sprachen, die er darstellt und denen er sich im Abschnitt I des Kapitels III der *Philosophie der symbolischen Formen die Sprache* zuwendet, arbeitet er dieses räumliche Moment in der Sprachemetaforik und dafür den gesamten Sinnhorizont heraus. Die Verstehensleistung beim Hören von Gesprochenen und Lesen von Geschriebenen geht nur über eine zuvor gewonnene sinnliche Leistung der Raumerfahrung. Denn diese Verstehensleistung *vollzieht* im Moment des Hörens und des Lesens etwas an den verstreuten Raummetaphern im Gesprochenen und Geschriebenen *nach*, was nur durch ein Raumverständnis möglich ist. Die Art und Weise, wie sich das räumliche Verstehen dann in der Sprache niederschlägt, kann durchaus verschieden sein. Wie Cassirer es zeigt, kann dies über einzelne Suffixe geschehen, aber auch durch eine eigene grammatikalische Struktur. Bei aller Betonung des Raumverständnisses und der Raummetaphorik, die für den Aufbau der Sprache wichtig sind, hat Cassirer den dynamischen Aspekt der Sprache auf unterschiedlichsten Ebenen gesehen. Einerseits hat er die Sprache im Akt des Sprechens, mit Bezug auf Humboldt

<sup>328</sup> Vgl. [ECW 11], S. 149.

<sup>329</sup> Vgl. [ECW 11], S. 150.

<sup>330</sup> Vgl. [ECW 11], S. 103.

<sup>331</sup> Vgl. [ECW 11], S. 103.

<sup>332</sup> Vgl. [ECW 11], S. 103

### 3 Kants Schematismuslehre

immer als Formwerdung und „Tätigkeit (Energeia)“<sup>333</sup> begriffen. Andererseits arbeitet er zudem die *allmähliche* Dynamik der Sprachveränderung in historischen Zeiträumen heraus, die weit über ein menschliches Leben hinausgehen und folglich von der Dynamik des unmittelbaren Sprechens nochmals geschieden werden muss. Dies macht er exemplarisch für die Entwicklung der *Ichvorstellung* in den Sprachen im Abschnitt *Sprache und innere Anschauung. Ichbegriff*<sup>334</sup>. Dieses Beispiel stellt ein Langzeitphänomen im Hinblick auf die Sprachveränderung dar, und Cassirer zeigt, dass diese Art der Dynamik zumindest in Teilaspekten durch räumliche Verstehensweisen hervorgerufen wird. Neben diesem Beispiel behandelt Cassirer noch separate Themen wie die Zeitvorstellung<sup>335</sup> und die Zahlvorstellung<sup>336</sup>. Diese werden ebenso in den meisten Sprachen durch räumliche Metaphern erschlossen und kodifiziert.

Darüber hinaus sieht Cassirer die Anwendung dieser räumlichen Verstehensweisen vermöge von räumlichen Vorstellungsmomenten nicht ausschließlich für die Sprache. Dies hat sich bereits im oberen Zitat angedeutet. Cassirer berücksichtigt das Denken als den verbal *nicht* ausgesprochenen Aspekt des Verstehens. Auch für das Vorstellen und das Denken zieht Cassirer dieses Primat der räumlichen Verstehensweise in Betracht: „Die Vorstellung eines konkreten räumlichen Gegenstands beherrscht den Ausdruck der räumlichen Relation.“<sup>337</sup> Cassirer zeigt selbst hier die von Johnson geforderte Vorkommensweise der bildschematischen Strukturen in Form von räumlichen Vorstellungen, denn die „räumlichen Verhältnisse“ können für sich „einen Inhalt einer Anschauung“<sup>338</sup> bilden. Interessanterweise findet man die Begründung dieser räumlichen Verstehensweisen in ersten leibphilosophischen Ansätzen, denn für Cassirer gibt es eine Verbindung zwischen den Bezeichnungen einzelner menschlicher Körperteile und den basalen bildschematischen Strukturen wie innen außen, vorne hinten, usw. Mit Bezug auf den Philologen H. Steinthal formuliert das Cassirer wie folgt:

In der Tat ist es eine fast durchgehende beobachtete Tatsache, daß der Ausdruck räumlicher Beziehungen aufs engste an bestimmte Stoffworte gebunden ist, unter denen wieder die Worte zur Bezeichnung der einzelnen Teile des menschlichen Körpers den ersten Platz einnehmen. Das Innen und Außen, das Vorn und Hinten, das Oben und Unten erhält seine Bezeichnung dadurch, daß sie je an ein bestimmtes sinnliches Substrat im Ganzen des menschlichen Leibes angeknüpft werden.<sup>339</sup>

Dies sind folglich erste Ansätze einer leibphilosophischen Interpretation, die nicht nur das Mimische und die Gebärden als Begleiterscheinungen der sprachlichen Veräußerlichung ansprechen,

---

<sup>333</sup> Vgl. [ECW 11], S. 119.

<sup>334</sup> Vgl. [ECW 11], S. 212-248.

<sup>335</sup> Vgl. [ECW 11], S. 169ff. Man muss sehen, dass Cassirer neben der zunächst räumlich-metaphorischen Erschließung der Zeitvorstellung in der Sprache auch eine eigene, rein zeitlich-metaphorische Erschließung der Zeitvorstellung entwickelt. Aber schon zu Beginn stellt er fest, dass dies in den Sprachen weit aus schwieriger ist.

<sup>336</sup> Vgl. [ECW 11], S. 188ff.

<sup>337</sup> Vgl. [ECW 11], S. 159.

<sup>338</sup> Vgl. [ECW 11], S. 161.

<sup>339</sup> Vgl. [ECW 11], S. 157f. Das Zitat setzt sich mit Bezug auf Steinthal dann in der Weise fort, dass in den westlichen Sprachen für diese Verhältnisse – oben unten, innen außen – die Präpositionen oder Postpositionen gewählt werden um diese räumlichen Verhältnisse in der Sprache zu pflegen. In den „Naturvölkern“ wird hierbei ein direkter und konkreter Bezug zu Körperteilen gewählt, vgl. [ECW 11], S. 158.

sondern die gleichsam für die kognitive Seite der Sprache fundieren sind.

Was letztlich bei Cassirer fehlt, ist die konsequente Auseinandersetzung mit dem Leib als diese sinnstiftende Ebene dieses Raumerlebens, welches sich sodann in der Sprache durch die entsprechende Metaphorik niederschlägt. Zwar geht er auf die vielen leiblichen Phänomene ein, die letztlich zur Sprache selbst gehören, wie das Gebärden, das Mimen und das leibliche Imitieren, was aus ursprünglichen Affektzuständen resultiert<sup>340</sup>. Doch diese Phänomene betreffen die Schemata nur bedingt, und das Mimische und das Gebärden haben eher den Charakter einer unabdingbaren Konstituente um das Gesamtphänomen Sprache zu erklären. Aber für das originäre Phänomen der Schemata für das Raumverständnis ist der Leib in seiner Gesamtheit in den jeweiligen Lebensumständen verantwortlich. Das Betreten eines Raumes und das dazu gehörige Verstehen *von draußen in den Raum zu gehen* ist ein Phänomen und eine Verstehensweise, die von dem sprachlichen Gebärden und dem Mimen unabhängig und selbständig ist. Vor jedem Spracherwerb – und hier soll das Gebärden, Zeigen und Mimen durchaus mitgedacht werden –, sind diese räumlich-zeitlichen Verständnisweisen, die konstituierend für die bildschematischen Strukturen sind, bereits in einer eigenen Weise der Leiblichkeit involviert. Damit ist der Punkt, woran nun die Erörterung herangelangt ist, klar, und das weitere Vorgehen ist dadurch gegeben, dass diese offene Stelle bei Cassirer, aber auch bei Heidegger neu bedacht werden muss.

#### 3.4 Räumliche und zeitliche Strukturierung des Bewusstseins

Der Gang der Analyse in diesem Kapitel ging von einer Betrachtung der Erkenntnisvermögen bei Kant aus. Unter Berücksichtigung der Tatsache, dass Kant auf die Kriterien für Vernunftkenntnisse hinarbeitet, findet sich bei ihm eine strikte Unterscheidung der Verstandestätigkeit und der Anschauung. Über den Begriff des Schemas wurde hier eine Vermittlung etabliert. Dabei ist schon bei Kant das Schema eines Verstandesbegriffes durchaus als Relationsgefüge zu denken, welches sowohl intellektuelle als auch sinnliche Elemente in sich fasst. Die Einbildungskraft, *imaginatio*, spielt hierbei eine zentrale Rolle. Dies ließ sich an einer Analyse von diagrammatischen Denkweisen, i.e. Kants Linienbeispiel, zeigen. Darüber hinaus wurde erklärt, dass es eine weitere Ebene der Schematisierung gibt, die bereits bei Kant einen Bezug zur Zeitlichkeit fordert: Der transzendente Schematismus, der eine Verbindung zwischen den Kategorien und der reinen Anschauung der Zeit bewerkstelligt, ist Fundament für jedes zeitlich sich artikulierende Bewusstsein. Bei Heidegger findet dieser Gedanke gerade eine grundlegende Eingliederung in seine Fundamentalontologie. Cassirer stellt bezüglich der Sprache ihren in-

<sup>340</sup> In seinen historischen Analysen geht Cassirer auf die Dynamik des Gefühls und des Affekts ein, die für die Dynamik des Sprechens ein entscheidendes Moment darstellt. Er bezieht sich hierbei auf Vico, Vgl. [ECW 11], S. 90f. Noch deutlicher wird diese Analyse bei Cassirer im Kapitel II *Die Sprach in der Phase des sinnlichen Ausdrucks* im Abschnitt über die Sprache als Ausdrucksbewegung deutlich: „Hier [in der mimischen Bewegung] findet kein bloßer Übergang, keine willkürliche Hinzufügung des mimischen Zeichens zu dem durch dasselbe bezeichneten Affekt statt, sondern beides, der Affekt und seine Äußerung, die innere Spannung und ihre Entladung, sind in ein und demselben zeitlichen untrennbaren Akt gegeben.“ Vgl. [ECW 11], S. 124.

### 3 Kants Schematismuslehre

tersubjektiven Charakter heraus. Er kommt in seinen Analysen zu der Erkenntnis, dass Kants Schematismus, gemessen an dem, wie die Sprache sich ergibt, mit dem Raumverstehen und der Raummetaphorik als zentrales und konstituierendes Korrelat in Verbindung gebracht werden muss. Was nun gleichsam gefordert ist, ist eine Verbindung dieser Anschauungsformen: dem Raum und der Zeit, die sich gerade in den bildschematischen Strukturen als eine geschlossene, sich wechselseitig bedingende Korrelation manifestieren. Damit ist dann einerseits die Frage nach der Dynamik der bildschematischen Strukturen angedeutet, aber auch andererseits die Frage nach der Kontinuität des Denkens mit angerissen.

Das weitere Vorgehen ist wie folgt zu sehen: Wenn bildschematische Strukturen und Verstehensweisen sich aus der leiblichen Aktivität erheben, gleichsam aus diesen emergieren, wie kann eine Dynamik des Leiberlebens einer Dynamik des Denkens gegenübergestellt werden? Damit hängt zunächst aufs engste die Frage nach der Dynamik des Leibes gegenüber der Dynamik des Denkens und der Dynamik der Sprache zusammen. Dies soll in den folgenden Kapiteln mit Hilfe von Husserls Lehre der Protention und Retention (4. Kapitel) und Merleau-Pontys Begriff der „Ständigkeit“ des Leibes (5. Kapitel) anhand von phänomenologischen Überlegungen bewerkstelligt werden. Im folgenden Kapitel möchte ich zunächst eine allgemeine Bestandsaufnahme des Begriffes Dynamik anhand der Dynamik der Wahrnehmung anfertigen. Neben Husserls Lehre von der Protention und der Retention konzentriere ich mich hierbei auf Daniel Sterns Begriff der Vitalitätsformen. Stern präsentiert damit einen allgemeinen Ansatz *Dynamik des Geschehens* näher zu bestimmen. Neben dieser Bestimmung wird die Dynamik in der Wahrnehmung durch eine philosophische Darstellung von John Deweys Ergebnissen aus seinem Buch *Kunst als Erfahrung* umrissen. Susanne Langers konzeptionelle Unterscheidung von präsentativen und diskursiven Formen hilft dabei, diesen Umriss der Dynamik der Wahrnehmung mit zwei Unterscheidungen besser zu konturieren. Die Frage schließlich nach der Dynamik des Denkens wird in einem letzten Kapitel durch Betrachtungen des „Dramas des Denkens“, wie es P. Valeřy im *Leonardotext* nennt, näher betrachtet werden müssen (7. Kapitel). Hier wird auf ein konkretes Beispiel von bildschematischen Vorkommensweisen, das mentale Rotieren, Bezug genommen.

## 4 Dynamik

### 4.1 Begriffserklärung Dynamik

Im zweiten Kapitel sind bildschematische Strukturen in das Zentrum der Betrachtung gerückt worden. Sie wurden als wiederkehrende Strukturen erklärt, die in vier separierten Bereichen – leibliche Interaktion, Wahrnehmung, Sprache und Denken – gleichbleibende Vorkommensweisen haben. Sie kommen in all diesen Bereichen zum Zuge und etablieren dort jeweils eine spezifische Art des Verstehens (understanding). Letztlich sind zwei Bereiche untereinander verschränkt: die Wahrnehmung und die leibliche Interaktion. Daher wird auch im weiteren Verlauf der Dissertation immer wieder die Rede von der *Sensomotorik* sein. Das Wort *Bildschema* ist zunächst nur ein Name für diese gleichbleibenden Verstehensstrukturen. Bei dieser kurzen Zusammenfassung ist es wichtig zu sehen, dass die ursprüngliche Verstehensweise die leiblich-sensorische Interaktion ist. Sie ist ursprünglicher, da wir im Hinblick auf die Ontogenese vor jedem Spracherwerb *mit dem Leib zur Welt*<sup>341</sup> sind. Der Aspekt der Dynamik wird in allen Vorkommensweisen, in welchen die bildschematischen Strukturen zum Zuge kommen, den bildschematischen Strukturen zugeschrieben. Sind nun die bildschematischen Strukturen im Zentrum der Betrachtung, *so ist der Begriff der Dynamik der in Frage stehende Begriff dieser Dissertation*. Die zentrale Fragestellung dreht sich um den dynamischen Aspekt bildschematischer Strukturen: In welcher Weise können Organisationsmuster wie die bildschematischen Strukturen dynamisch sein? Diese Fragestellung wird im Laufe der Arbeit mit einer systematischen Frage nach der *Zeitempfindung* verknüpft. In dem hier vorliegenden Kapitel soll die Frage, was Dynamik ist, beantwortet werden. Dabei sollen verschiedene Beschreibungen von Dynamik herausgearbeitet werden.

#### 4.1.1 Aristoteles - Dynamis

Der Begriff „Dynamik“ leitete sich von dem griechischen Wort *dynamis* ab und bezeichnet das *Vermögen* oder die *Kraft*. Aristoteles führt mehrere Dynamisbegriffe<sup>342</sup> an, die aber in seiner *Metaphysik* auf ein letztes gemeinsames Prinzip der Veränderung zurückgeführt werden: „Diejenigen Vermögen aber, welche derselben Art angehören, sind alle gewisse Prinzipien und heißen so nach ihrer Beziehung auf ein erstes Vermöge, welches ein Prinzip ist der Veränderung in einem anderen oder in ein und demselben, insofern es ein anderes ist.“<sup>343</sup> Diese Vermögen kann dann in einem anderen Objekt ein „Leiden“ erzeugen: „So gibt es nämlich ein Vermögen des Leidens als ein in dem Leidenden selbst inwohnendes Prinzip des Leidens von einem anderen insofern

<sup>341</sup> Vgl. dazu Merleau-Ponty *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Insbesondere: „Erster Teil: Der Leib“, [PdWaMPonty], S. 89-235 und „Dritter Teil: Für-sich-sein und Zur-Welt-sein“, [PdWaMPonty], S. 419-515.

<sup>342</sup> Einen Überblick über diese Dynamisbegriffe findet man in Josef Stallmachs Buch *Dynamis und Energia: Untersuchung am Werk des Aristoteles zur Problemgeschichte von Möglichkeit und Wirklichkeit*.

<sup>343</sup> Aristotles *Metaphysik*, Buch XI, S. 1046a4ff. Später bringt Aristoteles den Dynamisbegriff mit allen handwerklichen und künstlerischen Tätigkeiten in Verbindungen: „Alle Künste daher und die hervorbringenden Wissenschaften sind Vermögen; [...]“, vgl. [MAri] Buch IX, S. 1046b3ff.

es ein anderes ist.“<sup>344</sup> Diese Leiden kann hier auch als *Wirken* verstanden werden, so dass dynamis als *innewohnendes Wirkprinzip* erklärt werden kann. In Aristoteles' Physik<sup>345</sup> geht es im Zusammenhang der Dynamik um die Lehre von den Kräften oder genauer um die Lehre von den Bewegungsänderungen. Nichtsdestoweniger findet man den Begriff bei Aristoteles in seiner Schrift zur Seele, worin der Begriff etwa mit der Sehkraft in Zusammenhang gebracht wird. Die Scholastik übersetzt den Begriff mit *Potentia activa* oder *passiva* und lehnt sich daher an die Bedeutung an, die bei griechischen Ärzten zu finden ist. Die griechischen Ärzte verwendeten den Begriff *dynamis* neben der Bedeutung „Vermögen“, „Kraft“ und „Macht“ auch im Sinne einer innewohnenden Fähigkeit von Nahrungsmitteln, etwa das Salzige, das Scharfe, das Herbe zu erzeugen. Folglich geht es um eine Wirkkraft an sich, auf deren Stärke ihre Wirksamkeit beruht. Hierbei wirkt nicht der Stoff, sondern die ihm eigene Dynamik.<sup>346</sup>

Damit ist Dynamik in den meisten Fällen durch den Sinn von „Vermögen“, „Kraft“ und vor allem „potentieller Kraft“ gegeben. Die *einer Situation innewohnende Potentialität für die Erzeugung eines Geschehnisses* kann daher als eine erste Definition von Dynamik wiedergegeben werden.<sup>347</sup>

### 4.1.2 Dynamik - ein selbstverständlicher Begriff

Der Begriff der Dynamik ist bisher elementar und historisch hergeleitet worden. Im Hinblick auf die vier Unterteilungen – Wahrnehmung, leibliche Interaktion, Sprache, Kognition – wird er noch näher zu untersuchen sein. Er ist nicht wie eine sinnliche Eigenschaft, die man räumlichen Körpern *per se* zuordnen kann, wie etwa die Schwere oder die Farbe. Ähnlich wie andere Begriffe ist Dynamik eine Eigenschaft, die immer in Relation zu einer Entität vorkommt. Da Dynamik mit der Prozessualität bzw. mit einer zeitlichen Entwicklung verschränkt ist, ist Dynamik als abstrakte Eigenschaft schwer zu beschreiben. Nichtsdestoweniger wurden oben bereits Gegenstandsbereiche genannt, in denen man von „dynamisch“ als Eigenschaft spricht. In Stichworten lassen sich einige adjektivische Verwendungsweisen benennen:

#### Liste 4.1:

- dynamische Bewegung
- dynamisches Fahrzeug

<sup>344</sup> Vgl. [MAri], Buch IX, S. 1046a10ff.

<sup>345</sup> Vgl. Physik 201a 10-11, 27-29, b 4-5. Im Buch III spricht Aristoteles über die Veränderung ansich und schreibt ihr eine Weise des „Zur-Wirklichkeit-Kommen“ zu, vgl. [PAri], S. 201a. Im Buch IV Abschnitt 9 beschäftigt er sich näher mit der Zeit, vgl. [PAri], S. 219bff.

<sup>346</sup> Vgl. Historische Wörterbuch der Philosophie (HWPPh) Band 2. Diese ersten Bestimmungen stammen alle aus dem kurzen Artikel zur *Dynamis*, vgl. HWPPh Band 2, S. 303.

<sup>347</sup> In den Naturwissenschaften wurde der Begriff zunächst in der Kontinuumsmechanik entwickelt und betrifft dort die Beschleunigung oder die Abbremsung einer Bewegung, was die zeitliche Veränderung einer Momentangeschwindigkeit ist. Als *dynamisch* wird hier eine Bewegung interpretiert, worin sich pro messbare Zeiteinheit die Momentangeschwindigkeit ändert. In der Fahrzeugdynamik spricht man die durch Kraft erzeugte Richtungsänderung an und bezeichnet die möglichen Orientierungen eines Fahrzeugs als die möglichen Dynamiken, die dieses Fahrzeug vollziehen kann. Vgl. M. Mitschke, H. Wallentowitz: *Dynamik der Kraftfahrzeuge*.



## 4 Dynamik

- dynamische Musik
- dynamisches Temperament, dynamisches Verhalten
- dynamische Form
- dynamische Elementarteilchen, Neuronen, Teilchen (Moleküle u.a.)
- dynamische Systeme
- dynamische Viskosität
- dynamische Muster, Strukturen, etc.
- dynamisch vs. statisch

Diese kurze Auswahl ließe sich beliebig erweitern. Die meisten Beispiele assoziieren zumeist einen Gegenstand, der in einer bestimmten Weise eine Bewegung erfährt. Die Weise der Bewegung ist durch eine Bewegungsänderung gegeben, wobei es nicht unmittelbar festgelegt ist, welche Art der Bewegungsänderung damit verbunden ist. Es kann sich um eine Beschleunigung, eine Abbremsung oder auch schlichtweg um einen unmittelbaren Einsatz von Bewegung handeln. In der weiteren Arbeit wird Dynamik aus dem nanokosmischen Bereich und der Teilchenphysik keine Rolle spielen. Bei den lebensnahen Beispielen im mesokosmischen Bereich, die tatsächlich unsere Lebenswelt und unsere leibliche Interaktion betreffen, geht es zunächst um Bewegung. Flüssigkeiten, Fahrzeuge und einfache, bewegbare Körper können ihre Bewegungsrichtung und ihre Geschwindigkeit unter Krafteinwirkung verändern. Daraufhin werden diese als dynamisch bezeichnet. Das stehende Haus wird gegenüber einem fahrenden Fahrzeug als statisch betrachtet. All diese Beispiele haben aber einen Bezug zu einem Objekt oder einem Medium, in denen sich der dynamische Aspekt verwirklichen kann. Für die vorliegende Arbeit geht es im Gegensatz dazu um die Prozesse des Denkens und des Verstehens, die als dynamisch angesehen werden und primär in einer zu klärenden Weise dynamisch erlebt werden. Die weiteren Überlegungen müssen zu einem lebensweltlichen und zunächst vorsprachlichen Bereich der Dynamik übergehen. Zudem soll auch von folgenden, metaphorischen Sprechweisen unterschieden werden: (a) „er hat einen dynamischen Charakter“ oder (b) „er ist im Denken dynamisch“. Diese Sprechweisen haben zumeist den Bezug zu einem bereits etablierten Verständnis der Dynamik, welches gerade hier in Frage steht und noch nicht geklärt ist. Eine mögliche Erklärung für das Beispiel (b) könnte wie folgt lauten: Man spricht von fixierten Gedankeninhalten, zwischen denen die besagte Person *schnell* oder *unmittelbar* wechseln kann oder zwischen diesen eine Verbindung erkennt. Man bedient sich bei dieser Erklärung wieder Metaphern und gerade bildschematischer Strukturen: Gedanken werden als Behälter mit Inhalten konzipiert, zwischen denen es Pfade gibt.<sup>348</sup> Trotz aller Schwierigkeiten der beständig auftretenden Metaphern muss hier ein Sinn

<sup>348</sup> Man vergleiche hierzu Lakoffs und Johnsons Ausführungen zu der metaphorischen Verwendung von Gedanken und Ideen in *Metaphors we live by*, vgl. [MwIB], S. 46ff.

des Begriffes Dynamik entwickelt werden, der sich an einer Erklärung des Erlebens orientiert. Um dies voranzutreiben, möchte ich an den Anfang meiner Untersuchung ein Vokabular aus der Phänomenologie stellen, welches den Begriff der Dynamik von der bewusstseinsleistenden Seite her präziser fasst. Im folgenden Abschnitt möchte ich die wichtige Unterscheidung von Noema und Noesis herausarbeiten und für die Dynamik der Verstehensprozesse den noetischen Anteil stark machen.

### 4.2 Husserl und Zeitbewusstsein

Der folgende Abschnitt entwickelt zentrale Begriffe der husserlschen Phänomenologie. Zunächst werden mittels der Unterscheidung von Noema und Noesis und dem Begriff der attentionalen Wandlungen (Abschnitt 4.2.1), phänomenologische Begriffe etabliert, die bei der Beschreibung der Dynamik des Verstehens helfen. Insgesamt geht es nicht um das *Was* des Bewusstseins sondern um das *Wie*. Neben dem Konzept der Erlebniszeit, welches Husserl mittels der Begriffe Protention, Urimpression und Retention (Abschnitt 4.2.2) zu erfassen versucht, stellen die Begriffe Querintentionalität und Längsintentionalität (Abschnitt 4.2.3) weitere wichtige Aspekte des Bewusstseinsstroms dar. Letztere werden gerade im 5. Kapitel – Dynamik des leiblichen Verstehens – wieder aufgeriffen.

#### 4.2.1 Husserls Unterscheidung Noesis und Noema

In phänomenologischer Hinsicht hätte man bei der oben stehenden Erklärung zu der metaphorischen Sprechweise in (b) „Er ist im Denken dynamisch.“ nichts erklärt. In der Phänomenologie gibt es bereits bei Husserl die wesentliche Unterscheidung von Noesis<sup>349</sup> und Noema<sup>350</sup>, die letztlich eine konzeptionelle Unterscheidung ist und real beim Erleben nicht zu finden ist. Diese konzeptionelle Unterscheidung macht insofern Sinn, als man damit überhaupt eine Philosophie des Bewusstseins oder der Kognition beginnen kann. Noesis ist hierbei als der Vollzug des Denkens zu verstehen und Noema als der Inhalt dem gewisse Einstellungsmodi wie meinen, glauben, erinnern, vorstellen usw. beigelegt werden. Das *Wörterbuch der Phänomenologischen Begriffe* bestimmt den Unterschied unter anderem wie folgt: „Der N.[oesis] als der konstituierender [...] Leistung wird das Noema als etwas konstituiertes Geleistetes gegenübergestellt.“<sup>351</sup> Beschränkt man sich auf das Erlebnis des Denkens, so ist Noesis das Denken bzw. der Denkvorgang selbst, und Noema ist der Gedanke, der Gedankeninhalt oder der Gedankengegenstand. Im weiteren Verlauf dieses Abschnittes werden diese Begriffe nicht ausschließlich auf das Denken im Sinne eines reinen, kognitiven Vorganges beschränkt. Genauer besehen ist es die folgende

<sup>349</sup> Noesis aus dem Griechischen: νόησις – zu νοεῖν, denken.

<sup>350</sup> Noema aus dem Griechischen: νόημα, noëma, das Gedachte, Erkenntnis- oder Denkinhalt.

<sup>351</sup> Vgl. [WdpB], S. 388.

Bestimmung, die sich in den *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*<sup>352</sup> bereits andeutet:

Überall entspricht den mannigfaltigen Daten des reellen, noetischen Gehalts eine Mannigfaltigkeit in wirklicher reiner Intuition aufweisbarer Daten in einem korrelativen „noematischen Gehalt“, oder kurzweg im „Noema“ - Termini, die wir von nun ab beständig gebrauchen werden. [Absatz] Die Wahrnehmung z.B. hat ihr Noema, zu unterst ihren Wahrnehmungssinn [...], d.h. das Wahrgenommene als solches.<sup>353</sup>

Diese erste Feststellung wird von Husserl vorausgesetzt. In der Phänomenologie geht man von dem Grundsatz aus, dass ein intentionales Erlebnis immer ein *Bewusstsein von etwas* ist.<sup>354</sup> Die Liste, die hier am Beispiel der Wahrnehmung begonnen wird, kann fortgesetzt werden: In jeder Erinnerung hat man ein Erinnertes, in jedem Urteil das Geurteilte und in jedem Gefallen das Gefallene.<sup>355</sup> Das, was also im Erleben „immanent“ liegt<sup>356</sup>, ist zunächst das Noema. Husserl bezeichnet es in den *Ideen* auch „(in sehr erweiterter Bedeutung)“ als den „Sinn“<sup>357</sup>. Er spricht also explizit von Phantasiesinn, Erinnerungssinn, usw. und verweist auf das, was sich in dem jeweiligen Modus als das Gemeinte ergibt. Dieses *Sinn haben* wird später wieder eingeschränkt, denn die verschiedenen Noema erschöpfen sich nicht ausschließlich in diesem „Sinn“. Zunächst möchte ich ein Beispiel von Husserl erläutern. Im dritten Kapitel verwendet Husserl den wahrgenommenen, blühenden Apfelbaum als Beispiel, wenn er das Noema für den Modus der Wahrnehmung näher beleuchten möchte. Beim Erblicken eines solchen Baumes ist man in der Situation des Erblickens unter Umständen mit anderen eintretenden Erlebnisnuancen konfrontiert, z.B. der Wärme, der Umgebung, oder man kann auch in einer Erinnerung schwelgen. Aber dieses Objekt, d.h. dieser mir entgegentretende Baum, ist, was er ist: „das Wahrgenommene als solches, auszudrücken als „materielles Ding“, „Pflanze“, „Baum“, „blühend“ usw.“<sup>358</sup> Husserl bezeichnet an diesem Beispiel sich orientierend dieses auch als „Baumwahrgenommene als solches“<sup>359</sup>. Dies ist die typische Vorgehensweise sich jeglichen, vorurteilsbehafteten Urteilen zu enthalten (Epoché, eidetische Reduktion)<sup>360</sup>, von der aus Husserl die Eigenschaften des Bewusstseins beschreiben möchte.

Zu diesem Noema gibt es jedoch einen *Verlaufsmodus* des Noema. Dies ist die Einführung der Noesis und gleichzeitig auch die Begründung, warum sich das Noema nicht ausschließlich

<sup>352</sup> Im Weiteren wird Husserliana mit [Hua] abgekürzt. Die Husserliana III enthält *Ideen zu einer reinen Phänomenologie Erstes Buch: Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie*, welche gesondert von Walter Biemel herausgegeben worden ist. Sie wird in der Literatur oft mit *Ideen I* bezeichnet und ich werde im Weiteren auch in kursiver Schrift in dieser Weise auf dieses Buch verweisen: *Ideen*. Alle gesperrten Schreibweisen sind aus der Husserliana ausnahmslos übernommen.

<sup>353</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 203f.

<sup>354</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 202f. Aber auch [Hua III/1], § 34, S. 69ff., § 36, S. 73ff.

<sup>355</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 203, aber auch S. 210: „In der Erinnerung finden wir nach der Reduktion das Erinnerte als solches, in der Erwartung das Erwartete als solches, in der fingierenden Phantasie das Phantasierte als solches.“

<sup>356</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 203.

<sup>357</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 203.

<sup>358</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 205.

<sup>359</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 205.

<sup>360</sup> Zur Epoché und eidetischen Reduktion verweise ich auf den zweiten Abschnitt aus dem 1. Kapitel in den *Ideen*, vgl. [Hua III/1], S. 56-66.

#### 4 Dynamik

durch den oben gegebenen Sinn ergibt: „Sinn zu haben bzw. etwas „im Sinn zu haben“, ist der Grundcharakter alles Bewußtseins, das darum nicht nur überhaupt Erlebnis, sondern sinnhabendes, „noetisches“ ist.“<sup>361</sup> An dieser Stelle in den *Ideen* erweitert Husserl den Umfang des Noema. Das oben gezeigte Sinnesmoment ist nur „eine Art notwendiger [sic] Kernschicht“.<sup>362</sup> Das Noema selbst besteht aus einem „Komplex noematischer Momente“.<sup>363</sup> Um hier das Beispiel des Baumes herauszugreifen, so kann ich ihm in verschiedener Weise begegnen – als blühend, abgebrannt, mit Schnee bedeckt und kahl, bei Tag oder bei Nacht usw. – und ihn von verschiedenen Orientierungen aus anschauen. Jedes für sich ist beschreibbar und keine Enthaltung in Form von wissenschaftlichen Aussagen oder anderen voreingenommenen Urteilen - Husserl nennt dies „Einklammerung“ - hindert mich daran diese Wahrnehmung zu beschreiben: „[...] sie [die Einklammerung] hindert keine Beschreibung dieser wahrnehmungsmäßig erscheinenden „Wirklichkeit als solcher“ mit den [sic] besonderen Weise, in der diese hierbei, z.B. gerade als wahrgenommene, nur „einseitig“, in der oder jener Orientierung usw. erscheinende bewußt ist.“<sup>364</sup> Neben diesem Kernbestand (der blühende Baum) und dem Komplex von noematischen Momenten gibt es die Vollzugsweisen. Husserl spricht von *Charakteren*, die dieses Noema oder einen Komplex von Noemata begleiten, anhaften oder mit ihm korrelieren. Dieses Begleiten ist ein konstitutives Moment für das Noema. Husserl nennt es Noesis. Bei jedem intentionalen Erlebnis ist es der Aspekt, der das *Wie* betrifft; denn die Wahrnehmung, die Phantasie, die Erinnerung usw. sind „wesentlich verschieden“<sup>365</sup>. Dass es Trugbilder<sup>366</sup> geben kann, schließt Husserl hierbei nicht aus. Dies wäre aber wieder ein Urteil über die Wirklichkeit („Dies ist ein Trugbild“), welches man im Zuge der vollzogenen Epoché nach Husserls Auffassung zuvor ausschließt. Entscheidend ist die konzeptuelle Unterscheidung von Noesis und Noema. Die Noesis ist der Gesichtspunkt aller Erlebnisse, der den *Verlauf* und die Art und Weise des Erlebens bezeichnet: „Das sind Charaktere, die wir am Wahrgenommenen, Phantasierten, Erinnerungten usw. als solchem – am Wahrnehmungssinn, am Phantasiesinn, Erinnerungssinn – als ein Unabtrennbares vorfinden, und als notwendig Zugehöriges in Korrelation zu den betreffenden Arten noetischer Erlebnisse.“<sup>367</sup>

Die verschiedenen noetischen Strukturen können sich gegenseitig durchdringen: Wenn wir etwa im Garten stehen, können uns mit dem erblickten blühenden Apfelbaum auch Erinnerungsbilder begegnen, die in einer eigenen Weise zu dem faktisch Wahrgenommenen hinzukommen und diese noetische Struktur auch selbst wieder ändern. Dabei liegen diese Bilder – Wahrnehmungsbilder und Erinnerungsbilder – nicht transparent übereinander oder nebeneinander. Sie gestalten

---

<sup>361</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 206.

<sup>362</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 206.

<sup>363</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 206, vgl. aber auch [Hua III/1], S. 210f, Husserl setzt die Rede von einem „zentralen Kern“, der den puren „gegenständliche Sinn“ ausmacht, fort.

<sup>364</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 209.

<sup>365</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 210.

<sup>366</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 204.

<sup>367</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 210.

#### 4 Dynamik

sich als das bewusste Erleben und konstituieren in ihrem Verlauf die noetische Struktur. Husserl spricht von einem „Blickstrahl des reinen Ichs“<sup>368</sup>, welches durch diese noetischen Strukturen wandert. Die noetischen Strukturen nennt er auch Noesen, z.B. sind die Erinnerungsnoesen das *Wie* des Verlaufes in der Erinnerung. Husserl müht sich damit ab, alle möglichen Geschehnisse exakt zu beschreiben und alle Eventualitäten zu berücksichtigen, die intentionales Bewusstsein erfassen können. Dabei geht er davon aus, dass man als Phänomenologe in der Epoché<sup>369</sup> unabhängig vom Erlebnis auch noch einen Einfluss darauf hat, im intentionalen Erlebnis vermöge eines „reinen Ichs“ zu wandern. Ich möchte diese starke phänomenologische Methode nicht völlig übernehmen, da wir uns nicht als ein Homunculus gegenüber unseren Bewusstseinsleistungen verstehen können. Husserls eigene Methode scheint er an einigen Stellen seiner Darstellungen überzustrapazieren. Aber es soll die konzeptionelle Unterscheidung von Noema und Noesis als sinnvoll herausgestellt werden.

Diese methodische Verwendungsweise des Wanderns des „Blickstrahls“ des „reinen Ichs“ ergibt sich bei Husserl erst im Laufe seiner Überlegungen. Geht man auf seine ursprüngliche Beschreibung zurück, so ist Husserls Theorie weitaus verständlicher; denn zunächst wird dies gar nicht als Methode integriert, sondern dieses Wandern des Blickstrahls ist ein passives Geschehen des Bewusstseins selbst:

Wir sprechen im Gleichnis vom „geistigen Blick“ oder Blickstrahl des reinen Ich, von seinen Zuwendungen und Abwendungen. Die zugehörigen Phänomene kamen zu einheitlicher, vollkommen klarer und deutlicher Abhebung. Sie spielen, wo immer von „Aufmerksamkeit“ die Rede ist, die Hauptrolle, ohne phänomenologische Absonderung von anderen Phänomenen, und mit diesen vermengt werden sie als Modi der Aufmerksamkeit bezeichnet. Wir unsererseits wollen das Wort festhalten und zudem von attentionalen Wandlungen sprechen, [...]<sup>370</sup>

Die zentralen Begriffe sind *Aufmerksamkeit* und *attentionale Wandlungen*. In jeder Erlebnissituation sind wir *mehr oder weniger* auf eine Sache, auf einen Erlebnisinhalt *mehr oder weniger* leiblich und/oder kognitiv konzentriert. Diese Aufmerksamkeit ist in dem Sinne zumeist passiv, als wir hier keinen direkten Einfluss darauf haben. Die Dinge geschehen ohne eine Steuerung, und die Wahrnehmungsweisen etablieren sich in ihrer Darstellung oftmals ohne einen bewusst eingeleiteten Akt. Was sich in unseren Aufmerksamkeitsvordergrund schiebt, geschieht mehr oder weniger passiv. Husserl spricht davon, dass der Blickstrahl passiv durch die noetischen Strukturen wandert: „Innerhalb des gegebenen Gesamtfeldes potentieller Noesen, bzw. noetischer Objekte, blicken wir bald auf das Ganze hin, den Baum etwa der perzeptiv gegenwärtig ist, bald auf diese oder jene Teile und Momente desselben; dann wieder auf ein nebenstehendes Ding oder [...] Vorgang.“<sup>371</sup> Diese Wechsel der Aufmerksamkeit auf das gegenständliche Wahrnehmen ist nun zusätzlich durchdrungen vom Wechsel der noetischen Modi des Erinnerens

<sup>368</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 211f.

<sup>369</sup> Näheres zur Epoché als das Aussetzen aller Setzungen findet man in [Hua II], S. 44, [Hua III/1]/1, S. 65 und [Hua IX], S. 282. Die Begriffe der phänomenologischen Reduktion und der Epoché gehen teilweise bei Husserl ineinander über.

<sup>370</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 211.

<sup>371</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 212.

#### 4 Dynamik

und des Phantasierens: „der Blick“ geht „statt durch die Wahrnehmungsnoese“ „durch eine Erinnerungsnoese in eine Erinnerungswelt hinein“.<sup>372</sup> Nichtsdestoweniger können wir uns in bestimmten Situationen auf etwas *konzentrieren* und haben daher einen Einfluss auf das *Was* unserer Aufmerksamkeit: Lese ich den Text oder lass ich mich von der mich umgebenden Geräuschkulisse ablenken? Das *Wie* entzieht sich oftmals dieser Kontrolle. Nur in den wenigsten Situationen entscheiden wir uns beispielsweise bewusst zu phantasieren oder zu erinnern. Wenn diese Situation tatsächlich vorliegt, so ist dann wiederum der noetische Verlauf selbst – also das *Wie* dieses Verlaufes – nicht völlig unter unserer Kontrolle, d.h. der Verlauf der Erinnerung in seiner Gestaltungsweise etabliert sich von selbst.

Dieses Residuum des Nichtkontrollierbaren der noetischen Strukturen kann das Noema unbeschadet lassen aber auch eindeutig Einfluss auf das Noema nehmen: „Es ist klar, daß dabei der noematische Bestand des Erlebnisses insoweit derselbe bleibt, daß nun überall heißen kann: es sei dieselbe Gegenständlichkeit immerfort als leibhaftig daseiend charakterisiert, sich in denselben Erscheinungsweisen, denselben Orientierungen, erscheinenden Merkmalen darstellend.“<sup>373</sup> Die Möglichkeit einer Einflussnahme der noetischen Struktur auf das Noema schließt Husserl nicht aus, obgleich ein noematischer Kern bestehen bleibt. Er macht es explizit für den Fall der noetischen Struktur der Wahrnehmung<sup>374</sup>, denn gerade hier gibt es die Modi der Aufmerksamkeit:

Andererseits ist es klar, daß diese Modifikationen [die Modifikationen der Aufmerksamkeit in der Wahrnehmung] nicht nur solche des Erlebnisses selbst in seinem noetischen Bestande sind, sondern daß sie auch seine Noemen angreifen, daß sie auf die noematische Seite – unbeschadet eines noematischen Kerns – eine Gattung von Charakterisierungen darstellen.<sup>375</sup>

Die Aufmerksamkeit stellt sich für Husserl als innere Wesensgestaltung der Vollzüge (also der noetischen Struktur) dar und bildet ein kontinuierliches Spektrum an Aufmerksamkeit. Man kann *mehr oder weniger aufmerksam* sein: „Vielmehr zeigt es sich, von der noetischen Seite, daß gewisse Noesen, [...] bedingt sind durch Modi der Aufmerksamkeit.“<sup>376</sup> Ich werde versuchen, anhand einiger Beispiele diesen Punkt deutlicher zu machen. Um aber die Bandbreite der noetischen Strukturen anzudeuten, möchte ich darauf hinweisen, dass die noetischen Strukturen neben den Differenzen in der Wahrnehmung, dem Phantasieren und dem Erinnern auch durch die Differenzen in subjektiven Stellungnahmen gegeben sein können. Beispielsweise sind „Vollzüge“ der subjektiven Stellungnahme, wie *zweifeln*, *werten*, *beurteilen* nicht ausschließlich durch die Aufmerksamkeitsdifferenzen im Hinblick auf ein wechselndes Noema zu charakterisieren, sondern die noetischen Strukturen selbst konstituieren diese Subjektsetzungen mit, wobei eine „positive Aufmerksamkeit auf das“ vorausgesetzt wird, wozu das „Ich Stellung nimmt.“<sup>377</sup>

<sup>372</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 212.

<sup>373</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 212.

<sup>374</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 212f, Z. 21 bis S. 213, Z.12.

<sup>375</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 213.

<sup>376</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 213f.

<sup>377</sup> Vgl. [Hua III/1] S. 214. Explizit macht Husserl die Betrachtung der noetischen und noematischen Struktur für das Urteilen, vgl. [Hua III/1], S. 216ff.

#### 4 Dynamik

Husserl hat vieles im Hinblick auf die Unterscheidung Noema und Noesis bzw. noematische und noetische Strukturen offen gelassen und stellt dies an den Anfang einer „systematischen Wesenserforschung“<sup>378</sup> der Phänomenologie.

Um diese Unterscheidung – Noema und Noesis – noch deutlicher herauszuarbeiten, möchte ich auf die Sinnesmodalitäten der Wahrnehmung eingehen. Das „Sehen“, d.h. die gesehenen Gestalten, Formen und Konfigurationen bzw. das Bildhafte in den jeweiligen noetischen Strukturen (Wahrnehmen, Phantasieren, Erinnern) scheint bei Husserls Beschreibungen vorrangig zu sein. Es spricht jedoch nichts dagegen alle Sinnesmodalitäten, wie Hören<sup>379</sup>, Schmecken, Riechen usw. in diese Reihe von Unterscheidungen mit einzugliedern. Das Hören kann erinnert oder faktisch wahrgenommen werden. Damit lässt sich der Aspekt des Noetischen noch etwas genauer fassen. Neben den Modalitäten der verschiedenen Verläufe, wie etwa phantasieren, wahrnehmen, erinnern, erwarten lassen sich im Modus des Wahrnehmens noetische Differenzierungen vornehmen. Ich möchte ein Beispiel wiedergeben, welches zu Husserls blühendem Apfelbaum passt. Wie oben erklärt, betrifft das noetische Korrelat zum Noema *blühender Apfelbaum* zunächst etwa das Phantasieren im Gegensatz zum Wahrnehmen und weiter in Abgrenzung zum Erinnern usw. Die verschiedenen noetischen Korrelate Wahrnehmen, Phantasieren und Erinnern betreffen das *Wie* des Bewusstseins und somit die zeitliche Dimension der Geschehnisse. Dies trifft auch auf die Unterscheidung Sehen, Schmecken, Hören oder andere Sinnesmodalitäten zu: Der gesehene Apfel und der gegessene Apfel haben das gleichbleibende Noema im Apfel. Doch im Modus des Essens ergibt sich eine andere Gestaltung des Verlaufes des Erlebens des Apfels als beim Sehen oder dem Phantasieren. Folglich kann hier Wahrnehmung selbst weiter in noetische, differente Strukturen gegliedert werden.

Diese Art der verschiedenen Noesen wird im Weiteren der entscheidende Aspekt sein, an dem die Untersuchung der Dynamik des Denkens und des Verstehens im Hinblick auf die dynamische Vorkommensweise von bildschematischen Strukturen untersucht werden soll. Das Noetische im Erleben betrifft ebenfalls das Denken und Verstehen, wobei dieses selbst wieder mit den noetischen Strukturen des Wahrnehmens, Phantasierens, Erinnerns usw. verschränkt sein kann. Beim Lesen und Schreiben eines mathematischen Sachzusammenhangs ist neben dem Verstehen die bloße Wahrnehmung der Zeichen mitgegeben. Husserl würde eine Formulierung wählen, dass man mit dem „Blickstrahl“ des „reinen Ichs“ nicht im bloßen typographischen Zeichen versunken ist. Das Verstehen des mathematischen Inhaltes hat seine eigene Dynamik des Verlaufes, die sich am noetischen Korrelat des Verstehens selbst ergibt. Selbiges möchte ich im Weiteren für die Verankerung einer Dynamik des gesprochenen Verstehens veranschlagen. Das Noetische hier ist zunächst im Modus des Hörens von Gesprochenem gegeben. Doch dies ist mit einer noetischen Struktur des Verstehens begleitet, die sich nicht vollkommen in dem Gehörtem ergibt.

---

<sup>378</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 214.

<sup>379</sup> Schmicking widmet dem Hören eine phänomenologische Untersuchung in *Hören und Klang: Empirisch phänomenologische Untersuchungen*.

## 4 Dynamik

Das Verstehen ist hierbei in einer sehr kurzen Zeitphase zu sehen, da die meisten Wortwechsel im Gespräch sich oftmals schlagartig ergeben. All diese Beispiele werden in dem folgenden Kapitel unter zu Hilfenahme der auf Husserl folgenden Phänomenologie näher erörtert. Wichtig ist mir an dieser Stelle der Dissertation, dass die noematisch-noetische Struktur auf die Dynamik schematischer Prozesse und damit auf das Verstehen bezogen werden soll. Dabei macht es insbesondere die Bestimmung der Noesis möglich, das Anliegen der vorliegenden Arbeit präziser zu formulieren: Es geht um den ebenfalls bereits sinntragenden, noetischen Anteil des Bewusstseins. Die Prozessualität soll in den Vordergrund der Betrachtung gestellt werden und weniger der noematische Anteil. Wie bereits erwähnt, lassen sich diese Anteile im realen Erleben nicht trennen.<sup>380</sup> Aber es überwiegt u.a. im Prozess des Erlebens gelegentlich der noetische Anteil. Insbesondere kann bei gleichbleibenden Noema auch der noetische Anteil verschieden sein, d.h. die Verschiedenartigkeit der Prozessualität kann damit selbst wieder sinnstiftend werden. Diese sinnstiftende Prozessualität ist somit der Kernaspekt der Dynamik. Mit der Unterscheidung Noesis und Noema wird sicherlich zunächst bei Husserl primär die leiblose Bewusstseinsleistung angesprochen, obwohl es Hinweise einer Leibphilosophie bei Husserl gibt. Auf dieses wird im folgenden Kapitel näher eingegangen, in dem es um die leibliche Dynamik und ihre Verstehensleistung in der leiblichen Interaktion geht. Die noetischen und noematischen Anteile lassen sich durchaus auch für leibliches Bewusstseinsleben stark machen. Die Sprache und die Dynamik des Verstehens, die hierbei stattfinden, werden dann im Kapitel 6 und 7 näher beleuchtet.

### 4.2.2 Husserl und der Bewusstseinsstrom

In diesem Abschnitt möchte ich phänomenologische Grundvoraussetzungen entwickeln, um bildschematische Strukturen als fließende Muster bestimmen zu können. Dabei soll Husserls Sprechweise eines Bewusstseinsstroms herangezogen werden, um ein Verständnis von fließenden Mustern etablieren zu können. In seinen Zeitvorlesungen ist der Bewusstseinsstrom im Detail ausgearbeitet worden. Im Folgenden werden daher die gängigen Begriffe seiner Zeitphilosophie kurz wiedergegeben, wobei man sich im Vorfeld bereits darüber klar werden muss, dass es nicht um den gewöhnlichen Begriff der Zeit im Sinne der Zeitmessung geht. Was durch Husserl angesprochen worden ist, ist die Erlebniszeit, die sicherlich erstmals bei Augustinus' *Confessiones* im 11. aber auch im 9. Buch, dem Abschnitt zum *memoria* (dem Gedächtnis), angedacht worden ist.<sup>381</sup> Es zeigt sich in Husserls Vorlesungen, dass sich Zeit im Erleben an ursprünglichen *Wahrnehmungsverläufen* abarbeitet. Die Perzeption ist damit die Messlatte, an der sich die Ergebnisse orientieren. Die wesentlichen Begriffe sind hierbei die Erinnerung, die Erwartung,

---

<sup>380</sup> Vgl. [Hua III/1], S. 215: „Denn kein noetisches Moment ohne ein ihm spezifisch zugehöriges noematisches Moment, so lautet das sich überall bewährende Wesensgesetz.“

<sup>381</sup> Vgl. Augustinus *Bekennnis* - im Weiteren durch [BAug] abgekürzt - 9. Buch, [BAug], S. 223-250, 11. Buch, [BAug], S. 303-332.



die Retention, die Protention und die Urimpression. Wenn der Ursprung aller Zeitwahrnehmung im Sinne der Erlebniszeit gesucht wird und Husserl hierbei von der Wahrnehmung ausgeht, so ist sein Ziel letztlich, Konstituenten des Bewusstseins freizulegen, die entscheidend sind, um die Bewusstseinsleistung zu verstehen. Mit anderen Worten, er stellt sich die Frage, wie ein Bewusstsein beschaffen sein müsste, damit wir das zeitlich extendierte Erlebnis des Hörens einer Melodie erklären können.

Die Melodie wird als ein einheitliches Ganzes im Bewusstseinsstrom erlebt. Zwar laufen die Töne ab, aber wir erleben in einem spezifischen Sinne noch die gehörten Töne, die nicht mehr als Impressionen gegenwärtig sind. Dieses bewusste Erleben von bloßer Bewusstseinsgerichtetheit, die einerseits im Verlauf der Zeit nicht mehr impressionales Erlebtes ist und andererseits trotzdem intentional ausgerichtet ist, nennt Husserl Retention. Die Retention ist also etwas am Bewusstseinsstrom, welches die klassische Konzeption hat, dass *es ein Bewusstsein von etwas ist*. Es liegt aber hier nicht ein intentionaler, impressionaler Inhalt vor. Husserl spricht davon, dass man die Töne im Hören noch festhält, ohne dass sie als intentionale Inhalt vorliegen würden: „Wir schalten jetzt alle transzendente Auffassungen und Setzungen aus und nehmen den Ton rein als hyletisches Datum. Er fängt an und [. . .], »rückt« nach dem Enden in die immer fernere Vergangenheit. In diesem Zurücksinken »halte« ich ihn noch fest, habe ihn in einer »Retention«, und solange sie anhält, hat er seine eigene Zeitlichkeit, ist er derselbe, seine Dauer ist dieselbe [. . .]“<sup>382</sup> Diese Bewusstseinsleistung, die es uns ermöglicht, die Melodie als ein Einheitliches zu erleben, ist einerseits dadurch motiviert, dass das Bewusstsein beim Hören der Melodie die verlaufenden Töne nicht völlig vergisst. Andererseits behält das Bewusstsein die Töne nicht so ein, wie sie beim faktischen Hören erklingen sind. Dies käme dem gleichzeitigen Anschlagen aller Töne gleich. Husserl spricht demzufolge von einer besonderen intentionalen Gerichtetheit, namentlich der Retention, die in ein Kontinuum von Gehörtem übergeht. Gelegentlich nennt er die Retention auch *primäre Erinnerung*, um diese Modifikation des Bewusstseinsstroms von der Erinnerung zu unterscheiden:

Man spricht von Abklingen, Verblassen usw. der Empfindungsinhalte, wenn eigentliche Wahrnehmung in Retention übergeht. Nun ist [. . .] klar, dass die retentionalen »Inhalte« gar keine Inhalte im ursprünglichen Sinne sind [. . .]. Diese echte Ton-Empfindung [Ton als Nachhall] ist zu unterscheiden von dem tonalen Moment in der Retention. Der retentionale Ton ist kein gegenwärtiger, sondern eben im Jetzt »primär erinnertes«: er ist im retentionalen Bewusstsein nicht reell vorhanden.<sup>383</sup>

Mit dieser Bestimmung der Retention als eine Seinsweise des Bewusstseins, welches immer auch auf das eben Vergangene gerichtet ist, ergibt sich die Kontinuität der Wahrnehmung. Nichtsdestoweniger ist diese Art zwar zunächst anhand des Wahrnehmens festgelegt worden, doch gilt sie für alle Leistungen des bewussten Lebens und wird in der späteren phänomenologischen Entwicklung bei Merleau-Ponty auch auf alle Leistungen der leiblichen Aktivität übertragen.

<sup>382</sup> Vgl. [Hua X], S. 24, Z. S. 2-3.

<sup>383</sup> Vgl. [Hua X], S. 31, Z. 13 bis 24.

#### 4 Dynamik

Schon Husserl wusste in diesem Sinne um diese allgemeine selbststrukturierende Seinsweise des Bewusstseins. Im gewissen Sinne ist jegliches Wahrnehmen immer das Wahrnehmen des eben Gewesenen: „Wohl aber gehört es zum Wesen der Zeitanschauung, daß sie in jedem Punkt ihrer Dauer [. . .] Bewußtsein vom eben Gewesenen [sic] ist, und nicht bloß Bewußtsein vom Jetztpunkt des als dauernd erscheinenden Gegenständlichen. Und in diesem Bewußtsein ist das eben Gewesene in gehöriger Kontinuität bewußt, [. . .]“<sup>384</sup>

Die Retention hat im Hinblick auf die Dreigliedrigkeit jeder Wahrnehmungsphase, nämlich Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, ein Gegenstück für die Entgegenkommenden, noch nicht gegenwärtigen, also zukünftigen Bewusstseinsinhalte. Diese Seinsweise nennt Husserl Protention. Sie ist diejenige Seinsweise des Bewusstseins, die zu jedem Zeitpunkt der aktuellen Wahrnehmung ebenfalls in einer inhaltslosen Weise die Wahrnehmungsverläufe vorstrukturiert. Auch hier spricht Husserl von der primären Erwartung. Diese primäre Erwartung bzw. Protention ist letztlich ein kontinuierliches *Erfüllt-werden* des aktuell wahrnehmenden Zustandes. Es zeigt sich, dass sich die Protention von dem speist, was sich bereits als Erfahrungsweisen des Bewusstseins als aktives Vorausdeuten entwickelt hat. Husserl hat die Protention ursprünglich in der Zeitvorlesung in den Betrachtungen zur Erinnerung entwickelt. Wenn man ein Erlebnis als Erinnerung wieder neu entwickelt, so ist das Bewusstsein mit der Erfüllung des Erlebten von sich aus erzeugend beschäftigt, und die Rede von einer vordeutenden Bewusstseins-eigenschaft wie der Protention ist offensichtlich. Nichtsdestoweniger gibt es eine Reihe von Hinweisen in den *Zeittexten*, in denen Husserl diese Eigenschaft nicht nur als Bewusstseinsstruktur des Erinnerungsphänomens zuordnet, sondern auch dem Bewusstsein in allen Erlebnisphasen:

Ein halb ausgeschriebenes Wort, ein unvollständiger Vordersatz oder gar ein Satzstück, ein Wort (das nicht durch die Ausdrucksbetonung als ganzer Satz fungiert), erregt eine Erwartung, die es nicht befriedigt, so wie wenn wir uns zum Mittagessen setzen und nach der Suppe kommt nichts weiter. Eine Tonbewegung, die anhebt, aber nicht völlig abläuft, besitzt den Charakter des Unvollendeten, Mangelhaften. Wir »fühlen uns weiter fortgezogen«, die Bewegung drängt nach Fortsetzung, [. . .]. Jedenfalls trägt der momentan angeschaute Inhalt einen eigentümlichen Charakter, eine *quasi*-Qualität, an welche sich die Gedanken assoziieren können, vermöge deren wir uns *explicite* zu Bewußtsein bringen, daß neue Tongestalten folgen müßten [. . .], die in typischer Weise sich an die eben angeschauten anknüpfen oder aus ihnen herauswachsen. [. . .] Die Gewohnheit des Vorstellens bzw. Tuns, das in einförmige Bahnen verläuft, macht sich einige Schritte geltend, oder erzeugt das »Bewußtsein« einer möglichen Fortsetzung, die doch nicht vorgestellt wird.<sup>385</sup>

Die Protention ist somit die beständige Erfüllung bereits bekannter Wahrnehmungsinhalte und ist ein ständiger Vorgang in allen Wahrnehmungssituationen. Was hier in Husserls Beschreibungen fehlt, ist ein passender Formenbegriff; denn die meisten Prozesse des Bewusstseins geschehen in einer sich artikulierenden *Form*. Das Bewusstsein ist zunächst immer bereits mit Formen konfrontiert, die selbst eine immanente Selbststrukturierung im Cassirerschen Sinne aufweisen. Husserl hat sich in seinen phänomenologischen Arbeiten zu sehr auf die Leistungen eines

<sup>384</sup> Vgl. [Hua X], S. 32, Z. 13-18.

<sup>385</sup> Vgl. [Hua X], S. 138, Z. 35 bis S. 139, Z. 14. Wohlgermerkt, zur Zeit der Niederschrift des Textes Nr. 1 lag der Begriff „Protention“ noch nicht vor.

Bewusstseins konzentriert und die Formierungsqualitäten unberücksichtigt gelassen. Die Begriffe der Protention und die Retention formieren sich um die faktische Urimpression, i.e. die angefangene, erste zündende Wahrnehmungsinstanzierung. Um diese Urimpression erarbeiten die Protention und Retention den von Husserl geforderten *Zeithof* der Wahrnehmung. Dieser ist aber immer an Gestalten und Formen orientiert und ist nicht bzgl. des Bewusstseins ohne intentional gegebenen Bewusstseinsinhalt zu denken. Die oben zitierte Textstelle zeigt, dass sich Husserl dieser Tatsache, ohne dies explizit auszuarbeiten, bewusst war: Das Schreiben hat im Laufe des Schreibens einen Forderungscharakter nach einer bestimmten Fortsetzung. Selbiges gilt für das Hören von angefangenen Sätzen oder auch Melodien. Dieser protentionale Forderungscharakter ist aber letztlich nur durch die Formen, die uns bekannt sind, gegeben. Wir sehen, hören, erleben die Konfigurationen im aktuellen Erleben ausschließlich durch die Konfigurationen und Formen, die wir bereits gesehen, gehört und erlebt haben. Damit ist jede Perzeption eine passive, gleichwohl bewusste Zugangsweise zur Welt, die auf Erinnerungsphänomenen basiert, wobei hier nicht von einer Erinnerung im herkömmlichen Sinne die Rede ist. Jede Perzeption ist somit ein gestalterischer Anlass für eine Erinnerung, die wesentlich durch die Fähigkeiten des Leibes gegeben ist. Diese Gedanken finden sich bereits in Grundzügen in Bergsons *Materie und Gedächtnis*.<sup>386</sup>

Es sind hier die wichtigsten Begriffe der husserlschen Zeitphilosophie kurz wiedergegeben und erklärt worden. Diese Begriffe sollen nun um die Begriffe *Querintentionalität* und *Längsintentionalität* erweitert werden. Sie geben einen weiteren Gesichtspunkt, um die Dynamik des Verstehens im Sinne einer beständig ablaufenden Potentialität näher zu umschreiben.

### 4.2.3 Querintentionalität und Längsintentionalität

Der vorliegende Abschnitt beschäftigt sich mit den Begriffen Querintentionalität und Längsintentionalität. Beide Begriffe stammen aus Husserls Zeitvorlesung, und ich werde sie in einer abgewandelten Weise im 5. Kapitel auf die leibliche Aktivität übertragen. Hierbei ist die abgewandelte Art und Weise der Übertragung auf die leibliche Aktivität dadurch zu verstehen, dass ich ein anderes Ziel mit diesen Begriffen als Husserl verfolge.

Die Adjektive „quer“ und „längs“, die hier dem Wort Intentionalität vorgesetzt werden, sind durch Husserls Zeitdiagramme motiviert. In diesen ist der zeitliche Verlauf eines zeitlichen Erlebnisses (Melodie) in waagerechter Richtung gegeben. Der Zeithof, welcher durch Retention und Protention gegeben ist, wird durch schräg nach unten gezeichnete Linien wiedergegeben. Für jeden faktischen Moment, der sich längs, also waagerecht ergibt, gehört dann ein senkrecht dazugehöriges, retentionales Momentbewusstsein. Dieses ist „quer“ nach unten gezeichnet und steht

<sup>386</sup>Man vgl. Bergson *Materie und Gedächtnis* - im Weiteren durch [MuGBer] abgekürzt -, insbesondere den ersten Teil, in dem die Funktion des Leibes erklärt wird, vgl. [MuGBer], S.1-64. Eine der zwei von Bergson zu unterscheidenden Gedächtnisarten ist das Gewohnheitsgedächtnis, welches primär dem Leib eingeschrieben ist. Der Leib steht zudem im Zentrum aller Wahrnehmung und ist ein besonderes Bild unter allen Wahrnehmungsbildern: „Was sich im Mittelpunkt der Wahrnehmung abhebt, ist *mein Leib*; [...]“, vgl. [MuGBer], S. 33.

#### 4 Dynamik

senkrecht zu der in Längsrichtung dargestellten zeitlichen Entwicklung eines Erlebnisinhaltes.

An dieser Stelle möchte ich die Betrachtungen zu den husserlschen Zeitdiagrammen nicht

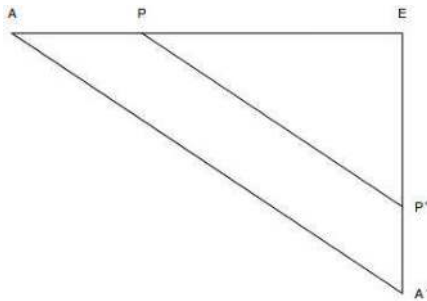


Abb. 4.1

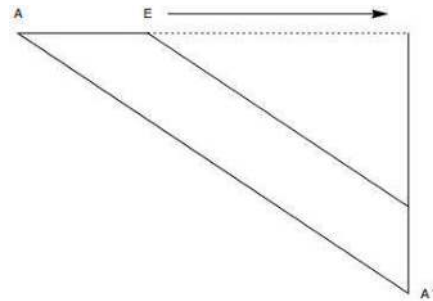


Abb. 4.2

AE ist die Abfolge der Jetztpunkte, EA ist das retentionale Bewusstsein in P, P' ist das retentional modifizierte Bewusstsein von P zum Zeitpunkt E

fortführen und nur darauf hinweisen, dass die Adjektive „quer“ und „längs“ durch die typografische Erscheinungsweise der Diagramme motiviert sind. Im Weiteren werde ich also die Begriffe Querintentionalität und Längsintentionalität erläutern und versuchen anhand eines angedeuteten Formenbegriffs diese Begriffe für die Wahrnehmung und später für die leibliche Aktivität stark machen.

Husserl führt die beiden Begriffe Querintentionalität und Längsintentionalität in den Zeitvorlesungen ein, um in erster Linie die Einheitlichkeit des Bewusstseinsstroms zu etablieren oder, wie er es selber formuliert, die „Einheit des letzten konstituierenden Bewußtseinsflusses“<sup>387</sup> zu bestätigen. Beide Arten der Gerichtetheit sind verschiedene Einstellungsmodi im selben, erlebten Moment, die man nach Husserl anscheinend einnehmen kann: „Offenbar müssen wir die Rede von der »Intentionalität« als doppelsinnig erkennen, je nachdem wir die Beziehung der Erscheinung auf das Erscheinende im Auge haben oder die Beziehung des Bewußtseins einerseits auf das »Erscheinende im Wie«, andererseits auf das Erscheinende schlechthin.“<sup>388</sup> Husserl geht davon aus, dass man „den Blick“ innerhalb der passiv sich ergebenden Wahrnehmungssituation wenden kann: „Der Blick kann einmal durch die im stetigen Fortgang des Flusses sich deckender Phasen als Intentionalität vom Ton richten. Der Blick kann aber auch auf den Fluss, auf die Strecke des Flusses, auf den Übergang des fließenden Bewusstseins vom Ton-Einsatz zum Ton-Ende gehen.“<sup>389</sup> Ob diese Art der Einstellungsänderung faktisch vollzogen werden kann, ist äußerst spekulativ, da wir in der Regel keinen Homunculus haben, der die Art der Einstellungsweise steuern kann. Es ist viel naheliegender, diese Unterscheidung als eine konzeptionelle Unterscheidung zu verstehen, die im realen Erleben zugleich stattfindet. Je nach Ausprägung und Sinn für *Formen* ist das Erleben mal mehr durch die Querintentionalität oder mal mehr durch die Längsintentionalität bestimmt. Ich möchte diese abstrakte These an einigen Beispielen erläutern,

<sup>387</sup> Vgl. [Hua X], S. 80, Z. 1-6.

<sup>388</sup> Vgl. [Hua X], S. 27, Z. 11-15.

<sup>389</sup> Vgl. [Hua X], S. 80, Z. 25-29.

aber zunächst einige Vorbemerkungen machen, die eine von Husserl abweichende Interpretation dieser beiden Begriffe betreffen.

Wie eingangs bereits erwähnt, hat Husserl die Fragestellung vor Augen, wie sich trotz aller Wandlungen der phänomenalen Inhalte der Bewusstseinsfluss als einheitlich konzipieren kann. Die Frage, die Husserl vor Augen hat, ist die Frage danach, wie es das eine Bewusstsein ist, welches da die wechselnden Wahrnehmungsphasen erlebt. Dieser Bewusstseinsfluss hat nun die Eigenschaft, neben dem aktuellen Zeithof, bestehend aus Retention, Urimpression und Protention, i.e. Querintentionalität, für jede Erlebnisphase auch eine Ausrichtung auf sich selbst zu etablieren. Diese Ausrichtung auf sich selbst bindet alle Bewusstseinsphasen in die *Kontinuität der Retention* ein, und Husserl nennt dies Längsintentionalität. Dabei muss berücksichtigt werden, dass diese Kontinuität der Retention aus Retentionen besteht, die selbst *bloße Gerichtetheit* auf Vergangenes sind. Das Bewusstsein trägt sich gleichsam mittels dieser doppelten Bezogenheit nach Husserls Erläuterung selbst hinüber in die kommenden, zeitlichen Erlebnisphasen:

Jede Bewußtseinsabschattung der Art »Retention« hat eine doppelte Intentionalität: einmal die für die Konstitution des immanenten Objektes, des Tones dienend, das ist diejenige, die wir »primäre Erinnerung« an den (soeben empfundenen) Ton nennen [Querintentionalität], oder deutlicher eben Retention des Tones. Die andere ist die für die Einheit dieser primären Erinnerung im Fluß konstitutive [Längsintentionalität]; [. . .].<sup>390</sup>

Man merkt, dass Husserl hier an den äußersten Grenzen des phänomenologisch Beschreibbaren kämpft, und er selbst gesteht sich letztlich ein: „Für all das fehlen uns die Namen.“<sup>391</sup> Husserl versucht hierbei, nur das Notwendigste über äußere Gegenstände zu formulieren und so viel wie nur möglich über das Bewusstsein selbst zu sagen. Die ganzen Betrachtungen zu dem doppelten Charakter der Intentionalität (Längs- und Querintentionalität) beim Erleben von zeitlich extendierten Inhalten wird bei Husserl lediglich über das Hören eines andauernden Tones bestimmt.

Man kann seiner Argumentation durchaus folgen. Dabei muss man sich den Charakter der Retention als *inhaltslose Gerichtetheit* klar machen. Ich möchte versuchen, diese Unterscheidung plausibler zu machen, indem ich andere Beispiele wähle, die lebensnaher sind als das Hören eines andauernden Tones. Dabei verfolge ich zunächst nicht ausschließlich Husserls Anliegen, dass das Bewusstsein als ein Bewusstsein erklärt werden muss, welches sich stetig „mit sich selbst deckt“<sup>392</sup>. Mir ist es zusätzlich wichtig, einen Formenbegriff in diese durchaus sinnvolle Unterscheidung von Querintentionalität und Längsintentionalität einzuflechten. Husserl fehlt es an plausiblen Beispielen, die seine Ideen deutlicher machen könnten. Damit möchte ich die konzeptionelle Unterscheidung von Quer- und Längsintentionalität in den Kontext von sich etablierenden Formen hineinstellen. Diese Unterscheidung liegt bei uns nicht real im Erleben vor, aber einmal ist diese einmal die andere im Bewusstseinsleben dominierender. Welche

---

<sup>390</sup> Vgl. [Hua X], S. 80, Z. 29-35.

<sup>391</sup> Vgl. [Hua X], S. 75, Z. 22.

<sup>392</sup> Vgl. [Hua X], S. 81, Z. 20f.

#### 4 Dynamik

davon dominierend ist, hängt von einem Sinn für Formen<sup>393</sup> ab. Als Beispiel möchte ich das Phänomen erwähnen, welches man aus Gesprächssituationen kennt. Unterhalten sich Menschen, so sind sie oftmals in der Lage, sofern sie ihrem Gegenüber zuhören, die Sätze, die sie hören, selbständig zu beenden. Der eine Gesprächspartner beginnt etwa einen Satz und der andere nimmt aufgrund eines Vorverständnisses (Formensinn) die Satzphrase auf und beendet selbständig den Satz. Diese Fähigkeit, auf die Beendigung durch die einzelnen Worte und Sprechnuancen hindurch die Phrasen des Satzes selbständig zu beenden, ist genau Husserls Verständnis einer Längsintentionalität, die sich an der Entwicklung einer Form (verbale Sprechform) orientiert. Diese Längsintentionalität, die sich durch den „Zeithof“ der Protention und der Retention hindurch hält und sich an den entwickelnden Formen orientiert, ist die sinntragende und verständnisgebende Gerichtetheit, die uns auch die Melodie hören lässt. Hierbei ist die Querintentionalität durch die phonetische Lautfolge gegeben, die sich natürlich nicht in bloßen Jetztmomenten im Erleben etabliert. Dies gilt sowohl für das passive Wahrnehmen als auch für das Sprechen selbst. An diesem Beispiel des Sprechens lässt sich ebenfalls zeigen, dass man manchmal mehr durch eine querintentionale Ausrichtung geleitet sein kann und manchmal mehr durch eine längsintentionale Ausrichtung. Die querintentionale Ausrichtung ist schlichtweg dort mehr dominierend, wo es uns schwerfällt, Wörter oder Lautphrasen richtig zu artikulieren, wie etwa beim Sprach- oder Fremdsprachenwerb oder auch dort, wo logopädische Arbeit zu leisten ist, etwa bei Sprachstörungen. Die Längsintentionalität ist eher durch die verbale Phrase und durch die intendierte Aussageform getragen, wobei nicht ausschließlich der semantische Gehalt der Phrase die ausschlaggebende Orientierung sein muss. Ein geführtes Gespräch zwischen zwei Menschen ist oftmals ein Wechsel zwischen den Gesprächsführenden. Die Längsintentionalität ist getragen durch den angeeigneten Sprechduktus, der sich über drei bis vier Sätze hindurch halten kann. Daher ist diese längsintentionale Ausrichtung eher eine Fähigkeit, bei der die Sprechbegabung und ein vielseitiges Artikulationsvermögen zum Zuge kommt.

Diese hier anhand des Sprechens angedeutete Verwendungsweise der doppelten Intentionalität wird von mir in der Ausarbeitung zur Sprache und dem Sprechen nochmals aufgegriffen werden. Mir ist es hier wichtig, diese phänomenologischen Vokabeln später im Kapitel 5 ebenfalls auf die leibliche Aktivität zu übertragen. Damit soll ein Verständnis für die Dynamik des Leibes im Hinblick auf bildschematische Strukturen als Verstehensmuster gegeben werden. Im Folgenden werde ich auf die obige Liste (Liste 4.1) zurückkommen und einen wichtigen, parallelen Beschreibungsansatz der Dynamik neben der noetischen und protentional-retentionalen Struktur des Verstehens ansprechen: Der folgende Abschnitt entfaltet Daniel Sterns Theorie der Vitalitätsformen und sein System von Arousalen. Diese betreffen ebenfalls das *Wie* der kognitiven und leiblichen Verstehensverläufe und liefern einen wichtigen Beitrag zu deren Dynamik.

<sup>393</sup> Der Begriff der Form ist an dieser Stelle des Textes noch durch Überlegungen, von O. Schwemmer, E. Cassirer und D. Stern zu ergänzen. Insbesondere Daniel Sterns *vitality forms* scheint der Schlüssel zu einem ausreichenden Begriff der Form zu sein.

### 4.3 Daniel Sterns System der Arousal und Vitalitätsformen

Ich möchte auf einige Beispiele aus der oberen Liste (Liste 4.1) zurückkommen, auf die hier noch nicht eingegangen worden ist. Oben wurde darauf hingewiesen, dass die bloße Beschäftigung mit Dynamik für sich schwierig ist. Insbesondere ist sie als Eigenschaft tatsächlich schwieriger zu beschreiben als konstante, sinnliche Eindrücke, wie etwa die Farben. Obwohl es die metaphorische Sprechweise der dynamischen Farben gibt, offenbart sich hieran der Charakter der Dynamik noch nicht. Gerade bei den zeitlich extendierten Kunstformen wie Musik oder Tanz wird ein weiterer Charakter der Dynamik deutlich, der von der bisher gefundenen, mechanischen Bewegung nochmals zu unterscheiden ist. Zwar ist die Musik als geordnetes Schallmaterial im physikalischen Sinne auf die Bewegung von Luftmolekülen zurückzuführen. Aber als Erlebnisphänomen ist die Dynamik der Musik damit nicht erklärt. An dem Beispiel zeigt sich ein weiterer Charakter der Dynamik und die Schwierigkeit, warum die Beschäftigung mit Dynamik nicht trivial ist: Dynamik hat als Erlebnisphänomen mit dem schwer erfassbaren Thema des Zeitbewusstseins zu tun. Dies zeigt sich gerade an den zeitextendierten Kunstformen, denen wir in der Regel viel eher geneigt sind, den Aspekt der Dynamik zuzuschreiben. Das Beispiel der Musik macht dies anschaulich, da sich durch Musik Zeiterleben am deutlichsten artikuliert.<sup>394</sup> Einer der wenigen Denker, der versucht hat, eine Verbindung zwischen den neuronalen Prozessen und dem Erleben von Dynamiken zu sehen, ist der Säuglingsforscher Daniel Stern. Er hat sich insbesondere in der Verhaltensforschung mit Säuglingen verdient gemacht und etabliert in seiner Forschung ein Stufenmodell des Selbst.<sup>395</sup> Seine Arbeit zu den Vitalitätsformen und den so genannten Arousal, die er für die Formen der Vitalität und das Empfinden von Dynamik stark macht, ist für ein Verständnis von erlebter Dynamik von zentraler Bedeutung.<sup>396</sup> Hierbei gibt das System der Arousal (oder kurz das Arousal) den Grad an Aufmerksamkeit und Aktivierung wieder: „Arousal ist Aktivierung, Erregung, Animation.“<sup>397</sup> Dieser Grad an Aufmerksamkeit wird durch das zentrale Nervensystem bestimmt und hängt von vielen weiteren Bedingungen wie Sensorik und gewissen Neurotransmittern<sup>398</sup> ab. Das System bezieht sich hierbei letztlich auf die Mechanismen der Atmung und der Herz- und Blutkreislaufaktivität. Ohne auf all diese Details

<sup>394</sup> Es soll zunächst auf die Verbindung hingewiesen werden, da ich später das Zeitempfinden genauer untersuchen werde.

<sup>395</sup> Völlig unabhängig ist die Theorie der Vitalitätsformen von Sterns Säuglingsforschung nicht. Viele Untersuchungen über erste gestaltähnliche Wahrnehmungsweisen von Säuglingen aber auch Föten in der pränatalen Phase betreffen gerade Sterns Theorie der Vitalitätsformen, vgl. *Ausdrucksformen der Vitalität*, im Weiteren durch [AdVStern] abgekürzt, S. 45, 56ff und insbesondere Kapitel 6: *Wann entstehen Vitalitätsformen? Eine Entwicklungsperspektive*, S. 131ff.

<sup>396</sup> Die ausführlichen Beschreibungen zu den Arousalssystemen findet man im 4. Kapitel: *A Possible Neuroscientific Basis for Vitality Forms: the Arousal Systems* seines Buches *Forms of Vitality*, S. 57ff. Im Weiteren durch [FoVStern] abgekürzt, bzw. in der deutschen Übersetzung [AdVStern], S. 77ff.

<sup>397</sup> Vgl. [AdVStern], S. 79.

<sup>398</sup> Stern fasst hierbei neurowissenschaftliches Wissen zusammen. Demnach gibt es „fünf unterschiedliche spezifische Leistungsbahnen“, die eigene Neurotransmitter in Anspruch nehmen: Noradrenalin, Dopamin, Serotonin, Azetylcholin und Histamin. Vgl. [AdVStern], S. 84, und ergänzend für weitere Details: S. 82-85, 88 (Bemerkungen zum „Timing“), 89 (Bemerkung zu den „Basalganglien“ als Schrittmacher), 90-95 (Bemerkungen zur Regulierung des Arousal-systems durch höhere Hirnzentren).

einzuweisen, lässt sich das Arousal wie folgt bestimmen:

Das Arousal entspricht den Anforderungen nach einer Antriebskraft des Verhaltens, nach einer Kraft, die Motivationen [...] aktiviert, Emotionen weckt, die Aufmerksamkeit schärft, kognitive Prozesse mobilisiert und Bewegung initiiert. Den Motivationszentren ist keine eigene »Kraft« inhärent. Die Kraft, die sie antreibt, entstammt dem Arousalssystem. [...]. Dass das Arousal unserem Erleben seine Dynamik verleiht, ist längst unumstritten.<sup>399</sup>

Stern versucht mit Hilfe einer Beschreibung dieser Systeme eine abstrakte Erklärung der Dynamik, denn das „Arousal ist die Grundantriebskraft aller körperlichen und mentalen Aktivitäten.“<sup>400</sup> Mit der Bestimmung einer bloßen Kraft bzw. eines Grades an Gegenwartsaufmerksamkeit, die nicht unterschieden wird in körperliche und mentale Sphären, ist diese Fundierung der Dynamik vermöge des Arouals losgelöst von philosophischen Unterscheidungen wie Körper und Geist. Gleichwohl uns dieser Versuch in seinem Buch *Vitality Forms* eine abstrakte Beschreibung der Vitalität und der Dynamik gibt, wird an vielen Stellen deutlich, dass es nicht möglich ist, eine Beschreibung der Dynamik zu liefern, die unabhängig von einem Medium (Leib, mentaler Prozess, Emotion) ist. Alle Versuche, Dynamik unabhängig von einem Medium, einem Objekt oder einem Inhalt (Fahrzeug, Musik, Neuronen, Teilchen, Leib, etc.) zu erklären, führen zu einem Unverständnis der Dynamik selbst. An den Beschreibungen wird immer wieder deutlich, dass man zu den Beispielen zurückgehen muss.<sup>401</sup>

Was aber sicherlich neu in Sterns Überlegungen ist, ist die Angabe von allgemeinen, abstrakten Konstituenten, die für Dynamik entscheidend sind. Sterns Ausgangspunkt, um Vitalität und Dynamik zu erfassen, ist ebenfalls die Bewegung. Hiervon ausgehend formuliert er die so genannte *Pentade*:

Indem wir mit der Bewegung beginnen, erhalten wir folglich fünf miteinander zusammenhängende dynamische Vorgänge. Diese fünf theoretisch unterschiedlichen Vorgänge - Bewegung, Zeit, Kraft, Raum und Intention/Gerichtetheit - bewirken in ihrer Gesamtheit, dass wir Vitalität erleben. Als Globales, als Gestalt, erzeugen diese fünf Komponenten eine »fundamentale dynamische Pentade«. Diese natürliche Gestalt lässt uns die Vitalität in unseren eigenen und in den Bewegungen anderer Menschen spüren.<sup>402</sup>

Stern bemerkt, dass hier mittels dieser Pentade unterschiedliche Aspekte angesprochen werden, die von den Naturwissenschaften zumeist in einer separaten Weise studiert werden. Im Erleben manifestieren sie sich aber gerade als ein Ganzes: „Vitalität ist ein Ganzes. Sie ist eine Gestalt, die aus den theoretisch separaten Wahrnehmungen von Bewegung, Kraft, Zeit, Raum und Intention hervorgeht.“<sup>403</sup> An späterer Stelle wird die Pentade durch ein Konzept von vier ineinander fließenden „Denklinien“ ergänzt, die zusammen die dynamischen Vitalitätsformen betreffen: „Intersubjektivität, die Trans- und Metamodalität, die dynamischen Eigenschaften des Erlebens

---

<sup>399</sup> Vgl. [AdVStern], S. 78.

<sup>400</sup> Vgl. [AdVStern], S. 80.

<sup>401</sup> Stern bemerkt dies: „Vitalitätsformen sind mit einem Inhalt verkoppelt.“ Vgl. [AdVStern] S. 36. Man vergleiche dort auch den gesamten Abschnitt: *Die Trennung zwischen Vitalitätsformen und dem sich entfaltenden Inhalt*.

<sup>402</sup> Vgl. [AdVStern], S. 13.

<sup>403</sup> Vgl. [AdVStern], S. 14.



und eine phänomenologische Fokussierung auf die Subjektivität.<sup>404</sup>

Nachdem Stern sich ähnlich an den Begriff der Dynamik mittels Beispielen aus der Mechanik oder dem Hören von Musik herangetastet hat, formuliert er folgenden, für das weitere Verständnis von Dynamik wichtigen Kerngedanken: „Die dynamischen Formen der Vitalität sind etwas anderes [als Dynamik der Mechanik, der Lautstärkendynamik, der emotionalen Dynamik], nämlich psychische, subjektive Phänomene, die aus der Begegnung mit dynamischen Vorgängen hervorgehen.“<sup>405</sup> Hier trifft man auf etwas, was man zunächst als interpsychisches Resonanzphänomen bezeichnen könnte. Dynamik entsteht dort, wo die subjektive Seite dynamischen Vorgängen begegnet. Wenn hier die Rede von einer *subjektiven Seite* und *dynamischen Vorgängen* ist, soll nicht ein Dualismus von Subjekt und Welt untergeschoben werden. Die Formulierung trennt diese Sphären dem Anschein nach. Erst beides zusammen führt in einer sinnvollen Koinzidenz zum Phänomen der Dynamik als Erlebnis. Die sprachliche Beschreibung assoziiert daher zwar eine Trennung, aber es wird im Hinblick auf die Ereignishaftigkeit von subjektiver Seite und dynamischem Vorgang immer die Korrelation als Resonanzphänomen gesehen werden müssen. Nichtsdestoweniger soll bei dem Begriff *Resonanzphänomen* nicht stehen geblieben werden. Der Begriff der Resonanz<sup>406</sup> ist sehr allgemein. Daher sollen eine detailliertere Betrachtung und Benennung herangezogen werden. Stern benutzt den Begriff Resonanz<sup>407</sup> zunächst nicht und geht direkt in detaillierte Beschreibungen über: „Eine genauere Vorstellung von den dynamischen Vitalitätsformen vermittelt die folgende Wörterliste: explodieren, anschwellen, [...] ansteigend, pulsierend, [...], stockend, gleitend, schwingend, [...], und viele mehr.“<sup>408</sup> Wichtig ist also die Frage danach *Wie* etwas erlebt wird. Dies ist zunächst völlig allgemein und lässt sich sowohl auf die leiblichen Aktivitäten als auch auf das Denken anwenden:

Nicht spezifische Inhalte sind angesprochen, sondern eher Formen. Die Wörter [die Wörter aus der vorherigen Liste] betreffen das »Wie«, die Art und Weise, den Stil, nicht das »Was« oder »Warum«. Ungeachtet des »Inhalts« (Gedanken, Aktivität und Emotion) hat jede dieser Vitalitätsgestalten ihr eigenes Fließmuster (zum Beispiel akzelerierend, explodierend und verblappend), das eine besondere Art des Erlebens konstituiert.<sup>409</sup>

Man kann diese Fließmuster in Diagrammen erfassen. Beschreibt die x-Achse (Horizontalachse) hierbei die verfllossene, messbare Zeit und die y-Achse (Vertikalachse) die Intensität eines erlebten Zusammenhanges (Musik, Eigenkörperbewegung, denkerische Orientierung, Aufmerksamkeit), so können wir einige der Vitalitätsformen grafisch beschreiben. Diese Grafiken<sup>410</sup>

<sup>404</sup> Vgl. [AdVStern], S. 60.

<sup>405</sup> Vgl. [AdVStern], S. 16.

<sup>406</sup> Für eine Verwendung des Resonanzbegriffs vergleiche man H. Plessners Beschreibungen des Leibes als Resonanzboden in seinem Buch *Lachen und Weinen*, um den Ursprung des Lachens und des Weinen als Ausdrucksgeschehen näher zu bestimmen: Der Leib ist dem Menschen ein „Resonanzboden für die verschiedenen Weisen von Ausdruck, Sprache, Geste, Gebärde.“, vgl. [LuWPles], S. 162. Die zitierte Stelle findet sich im zentralen Abschnitt *Der Ursprung von Lachen und Weinen*, in dem Plessner nach dem gemeinsamen Ursprung von Lachen und Weinen als Bewältigung von Grenzsituationen sucht, vgl. [LuWPles], S. 149-171.

<sup>407</sup> Stern spricht von „Synchronisierung“ oder „interaktionale Synchronizität“ oder „Kopplung der Vitalitätsdynamik“ von „mehreren Personen“ vgl. [AdVStern], S. 70, 71, 72.

<sup>408</sup> Vgl. [AdVStern], S. 17. Die Kommas sind von mir eingetragen. Stern benutzt eine Tabellenform. Weitere Begriffe sind: aufwallend, verblappend, energisch, eilend, stillhaltend, angespannt, mühelos, u.a. Vgl. ebd.

<sup>409</sup> Vgl. [AdVStern], S. 18f.

## 4 Dynamik

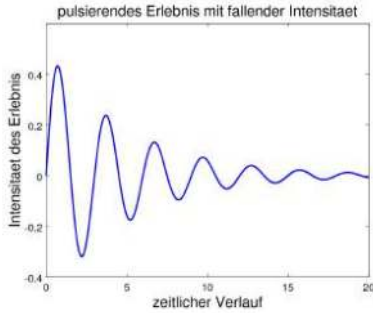


Abb. 4.3

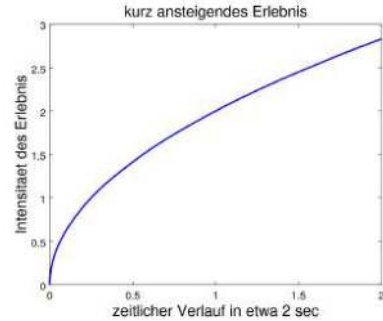


Abb. 4.4

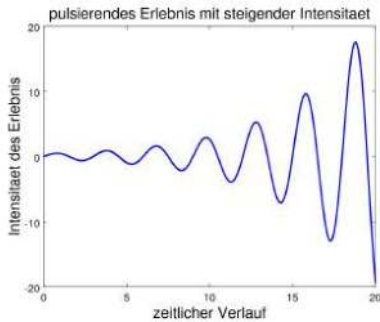


Abb. 4.5

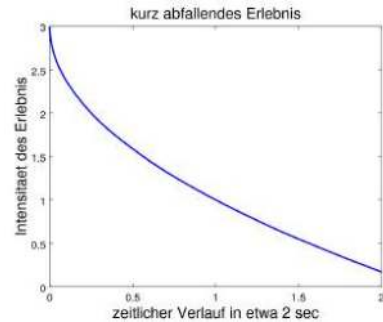


Abb. 4.6

haben einerseits den Vorteil, dass sie bereits an ein Verständnis von Dynamik erinnern, welches an Erlebnisformen wie z.B. der Schallausbreitung angelehnt sind. Andererseits ist natürlich bei diesen Grafiken eine ganze Reihe von Voraussetzungen mitgedacht, die gerade für das Erleben von Dynamik nicht unmittelbar zutreffen. Die x-Achse setzt beispielsweise eine objektiv messbare Zeit voraus, die insbesondere durch gleich bleibende Intervalllängen und Periodizität ausgezeichnet ist. Zumeist gibt es dies beim Erleben nicht. Die Grafik ist zwar äußerst suggestiv und verführerisch im Hinblick auf ein Verständnis der zu untersuchenden Dynamik, aber sie hat das Problem, dass einige starke Voraussetzungen vorliegen, die gerade in Frage stehen.

Es muss Sterns Fokus gesehen werden. Viele seiner Beschreibungen sind äußerst plausibel, aber sie betreffen oftmals einen speziellen Bereich der momentan erlebten *Jetztzeit*. Gerade im letzten Kapitel des Buches [AdVStern], in dem sich Stern explizit mit Fragen zu therapeutischen Anwendungen beschäftigt, spricht er von einem *mikroanalytischen Interview*<sup>411</sup>. Dieses beinhaltet explizite Fragen zu kleinsten Körperbewegungen, die oftmals nicht völlig bewusst wahrgenommen werden. Insbesondere betreffen die Vitalitätsformen zunächst also die leibliche Bewegung:

Unser Körper ist praktisch andauernd in Bewegung: Wir bewegen unseren Mund, zucken mit den Mundwinkeln, fassen mit der Hand ans Gesicht, nehmen kleine Veränderungen der Kopfhaltung und -orientierung vor, wechseln Gesichtsausdruck und Blickrichtung, passen den Muskeltonus unserer Körperhaltung an, je nachdem, ob wir stehen, sitzen und (im

<sup>410</sup> Vgl. [AdVStern], S. 18. Stern führt am angegebenen Ort ähnliche Graphen auf. Was sicherlich ebenfalls in die Reihe solcher Darstellungen gehört, sind EEG-Signale oder EKG Signale.

<sup>411</sup> Vgl. [AdVStern], S. 166ff.

Wachzustand) liegen.<sup>412</sup>

All diese Beispiele befinden sich oftmals unterhalb eines bewussten Wahrnehmens. Sie spiegeln zwar die Bewusstheit des lebendigen Leibes wider und sind somit die entsprechenden Korrelate einer Vitalität, die beständig vorhanden sind. Sie sind damit auch die ursprünglichste Weise und „fundamentalste aller gefühlten Erfahrungen“<sup>413</sup>. Gerade in der Verbindung mit den Arousalssystemen, die eine neurobiologische und biochemische Fundierung der Vitalitätsformen (leibliches Bewegen, mentale Bewegung, sensorisches Wahrnehmen) darstellen, wird deutlich, dass sich die Vitalitätsformen gerade an den Gegenwärtigkeitsmomenten orientieren: „Vitalitätsformen sind gewöhnlich kurzlebige Vorgänge mit nuancierten zeitlichen Mustern, die in unterschiedlichen Kontexten auftauchen.“<sup>414</sup> Geht man auf die leiblichen Aktivitäten als Beispiele zurück, so sind bei einer ersten Annäherung an den Sternschen Begriff der Vitalitätsformen kurzlebige, sich wiederholende Regungen gemeint. Sie konstituieren den Gegenwartsmoment mit, gleichwohl sie nicht unmittelbar im Fokus der Aufmerksamkeit stehen müssen.

Wir müssen sehen, dass sich gerade in der Kognition die Modalität auf eine spezifische und noch zu klärende Weise ändert. Nichtsdestoweniger bearbeitet auch Stern dieses Gebiet. Dies lässt sich bereits an der oben erwähnten indifferenten Haltung zu einem spezifischen Inhalt (Denken, Fühlen, leibliche Aktion) bei Stern sehen. Explizit macht Stern dies an der Beschreibung des Denkens selbst. Hierfür betrachtet er ein Beispiel. Ein älterer Mann erinnert sich nach der Begegnung mit seiner Tochter an deren Kindheit. Stern führt diese Gedanken des alten Manns episch aus. Das abstrakte Resümee zu diesem Beispiel lautet wie folgt:

Jeder Gedanke und das mit ihm einhergehende Gefühl hat seinen eigenen, unverwechselbaren Auftritt auf der Bühne seines Geistes. Darunter sind Gedanken, die plötzlich präsent sind, wie ein blitzartiger Überfall. Andere stehen sich still auf die Bühne. Jeder hat seine eigene Kontur - der eine zeigt sich kurz und verschwindet wieder, andere drängen sich abwechselnd in den Vordergrund, weichen zurück und treten abermals hervor, wieder andere bauen sich akzelerierend auf, und manche brechen wuchtig herein, um sich dann irgendwie zu verlaufen. Jeder Gedanke hat seine eigene Dauer und seine eigene Art, zu entschwinden und dem nächsten Platz zu machen.<sup>415</sup>

Gedanken haben ihre eigene Erlebnisintensität: Sie verschwinden, drängen, brechen wuchtig herein oder verlaufen. Die Frage nach dem *Wie* taucht hier wieder auf. Wie ist es, wenn ein Gedanke auftaucht: „Wie fühlt es sich an und was bedeutet es, wenn ein Gedanke über einen »hereinbricht«, »aufscheint«, »sich nach und nach entwickelt« oder einen »blitzartig überfällt«?“<sup>416</sup> Die phänomenologische Beschreibung muss sich im Hinblick auf die Fragestellung nach der Dynamik und der damit zusammenhängenden Frage nach dem *Wie* des Verlaufes auf den noetischen Teil des Bewusstseinsverlaufes orientieren. Die Wörter, die für die einzelnen

<sup>412</sup> Vgl. [AdVStern], S. 19.

<sup>413</sup> Vgl. [AdVStern], S. 19.

<sup>414</sup> Vgl. [AdVStern], S. 83. Für diesen gesamten Komplex um mikroanalytische Interviews und die zugehörige therapeutische Ausrichtung vgl. man auch Sterns Buch *Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag*.

<sup>415</sup> Vgl. [AdVStern], S. 23. Für die ausführliche Beschreibung des Beispiels siehe S. 22f.

<sup>416</sup> Vgl. [AdVStern], S. 24.

Dynamiken stehen, geben hierbei die Richtung vor, auf welche Weise dieses *Wie* erschlossen werden kann: Das *Blitzartige* hat mit der noetischen Verlaufsform des Unerwarteten und des Kurzlebigen zu tun, das *Nach-und-Nach* korrespondiert mit einer bleibenden Erwartungshaltung. Da Stern die Vitalitätsformen untersuchen möchte, unterlegt er trotz dieser wichtigen Fragen nach dem *Wie* den Vitalitätsformen bereits ein Verständnis der Dynamik. Die Vitalitätsformen selbst werden bei ihm gerade mittels einer sich aus der Pentade ergebenden *Gestalt* definiert. Wenn sie als Gestalt etabliert sind, „erleichtern uns“ die dynamischen Vitalitätsformen „die Anpassung an neu auftauchende Situationen“<sup>417</sup>. Weiterhin heißt es: „Optimale Anpassungsprozesse setzen voraus, dass die zahlreichen dynamischen Elemente zu einer Gestalt integriert werden, die zwischen Stimuli und das subjektive Erleben, an dem wir unser Handeln orientieren, geschoben wird. Diese Gestalt ist die dynamische Form der Vitalität.“<sup>418</sup> Wieder findet man hier etwas, das als Korrespondenz- oder Resonanzphänomen<sup>419</sup> gesehen werden kann, da dieser Anpassungsprozess qua Gestalt zwischen subjektivem Erleben und Stimuli liegt. Nichtsdestoweniger ist das *Wie* hier nicht weiter betrachtet worden, obwohl Stern oft wiederholt, dass die Art und Weise der Verlaufsform die Dynamik bestimmt: „Das »Wie« erzeugt die Dynamik.“<sup>420</sup> Insbesondere wiederholt Stern, dass die „Modalität“ der Dynamik für ihn „nicht von Belang“<sup>421</sup> ist. Verschiedene Systeme können die Dynamik im Erleben erzeugen, wobei Stern hierfür in einem eigenen Kapitel die Arousalssysteme als Kandidaten heranzieht.<sup>422</sup> Diese neurowissenschaftliche Erklärung führt dann aber von einer Erklärung, die das Erleben betrifft, weg.

Um nochmals auf den Begriff der Bewegung zurückzukommen, so muss gesehen werden, dass Stern Vitalitätsformen für *mentale Bewegungen* durchaus berücksichtigt: „Dynamische Formen der Vitalität schließen mentale Bewegungen und körperliche Aktionen ein.“<sup>423</sup> Wie oben gesehen, ist dies zunächst der Tatsache geschuldet, dass der Fokus auf das *Wie* gerichtet ist und die Modalität eine untergeordnete Rolle spielt. Damit wird die Frage nach der Dynamik des Denkens durch Stern mit angerissen. Vor einer genaueren Betrachtung des Erlebens von Körperbewegung scheint für die leibliche Dynamik eine Voraussetzung für Dynamik bereits vorzuliegen: Gliedmaßen als räumliche und körperhafte Entitäten können bewegt, beschleunigt oder abgebremst werden. Dass dies zunächst bis in die kleinsten körperlichen Regungen geht, ist oben mit Stern schon angezeigt worden. Nichtsdestoweniger liegt bei einer mentalen Bewegung diese

---

<sup>417</sup> Vgl. [AdVStern], S. 26.

<sup>418</sup> Vgl. [AdVStern], S. 26.

<sup>419</sup> Man siehe ergänzend die folgende Stelle: „Sie [die dynamische Bewegung] kann aus einer inneren oder einer äußeren Quelle hervorgehen, aus einer Emotion oder Kognition, aus der Natur oder aus der Kunst.“, vgl. [AdVStern], S. 33.

<sup>420</sup> Vgl. [AdVStern], S. 33, Stern setzt hier wie folgt fort: „Mich interessiert hier, wie verschiedene Bewegungen mit unterschiedlichen dynamischen Formen wahrgenommen und als Vitalitätsformen erlebt werden.“, vgl. ebd.

<sup>421</sup> Vgl. [AdVStern], S. 33.

<sup>422</sup> Man sehe hierzu folgende, zusammenfassende Bemerkung am Ende des 4. Kapitels: „Zusammenfassend können wir festhalten, dass es anatomische und funktionelle Eigenschaften der Arousalssysteme gibt, die sie zu plausiblen Kandidaten für die Erzeugung der zeitlichen Eigenschaften und der Stärke machen, die dem Erleben dynamischer Vitalitätsformen zugrunde liegen.“, Vgl. [AdVStern], S. 95.

<sup>423</sup> Vgl. [AdVStern], S. 34.

#### 4 Dynamik

vermeintlich notwendige Bedingung der räumlichen und körperhaften Entität gar nicht vor. Man ist hier einerseits auf die *imaginatio* zurückgeworfen. Andererseits wird man sofort einwenden können, dass man bei der Betrachtung der leiblichen Bewegung sich gar nicht ausschließlich auf die potentielle Gegebenheit der körperlichen Entität beschränken sollte. Auch hier ist im Hinblick auf das Erleben der leiblichen Dynamik eine im Erleben begleitete Dynamik der Mentalität vorhanden. Es ist das, was Merleau-Ponty als eine besondere Seinsweise des Menschen bestimmt: Ich bin dieser Leib im Sinne eines beständig gefühlten Leibes. Näheres dazu werden wir im folgenden Kapitel erfahren.

Gehen wir aber zurück zu dem, was Stern mit mentaler Bewegung anspricht, so wird diese mittels einer metaphorischen Beschreibung erklärt:

Doch was ist eine »mentale Bewegung«? Wenn wir an etwas Bestimmtes denken oder eine Emotion oder eine körperliche Sensation empfinden, ist unser mentales Erleben nicht statisch. Vielmehr können wir einen Gedanken subjektiv so erleben, als ob er auf die Bühne unseres Geistes stürmt und sich dort ausbreite oder als ob er sich ganz still für einen Moment zu erkennen gebe und sich ebenso diskret wieder zurückziehe. Die Wahrnehmung von Bewegung (körperlicher oder mentaler Bewegung) kommt einer kurzen Reise gleich. Sie beansprucht Zeit. Mentale Bewegung zeichnet, während sie sich vollzieht, ein Profil ihrer in der Zeit ansteigenden und wieder abfallenden Kraft. Ebendies ist ihre dynamische Vitalitätsform.<sup>424</sup>

Die mentale Bewegung hat etwas mit einer zeitlichen Entwicklung zu tun. Der dynamische Charakter kann verschiedenartig sein. Mentale Erlebnisse können „stürmisch“ sein, sich „ausbreiten“ oder sich ganz „still für einen Moment zu erkennen geben“.<sup>425</sup> Die Beschreibungen aus der oberen Liste können hier ergänzend herangezogen werden. Durch die Beschreibungen mit Adjektiven, die für die leibliche Aktivität verständlich sind und aus diesen entlehnt sind, wird die Art und Weise, also das *Wie* des Verlaufes, von mentalen Erlebnissen und Bewegungen angesprochen. Festzuhalten ist, dass die Bewusstseinsverläufe und mentalen Bewegungen nicht gleichförmig sind. Es gibt Differenzen, die der Aufmerksamkeit und der Folgeleistung, sowie dem Resonanzvermögen geschuldet sind. Die *Differenzen der Verläufe* lassen sich zunächst analogisch durch Adjektive, die die Bewegung beschreiben, erfassen. Dieser Gedanke hat bereits die spätere Phänomenologie mit Lévinas beschäftigt: Die unterschiedlichen Erlebnisweisen, bei denen tatsächlich das *Wie* im Sinne Sterns angesprochen wird, etablieren differente Seinshorizonte.<sup>426</sup> Dieses Ansprechen ist dann nicht eine bloße Benennung, sondern eine gefühlte und präreflexive Lebendigkeit, da sie sich als das noetische Korrelat des bewussten Erlebens manifestiert.

Problematisch ist der Begriff der Bühne. Die Bewusstheit ist nicht eine Bühne, auf der Menschen agieren und Dinge geschehen. Wenn das *Wie* der zeitlichen Verläufe von Interesse ist, so sind diese Verläufe keine unabhängigen Partizipanten auf einem wie auch immer gearteten Hintergrund (Bühne), dem man die Benennung Bewusstsein gibt. Vielmehr sind diese im *Wie* sich

<sup>424</sup> Vgl. [AdVStern], S. 34.

<sup>425</sup> Vgl. [AdVStern], ebd.

<sup>426</sup> Vgl. Levinas Text *Die Spur des Anderen*, im Weiteren durch [SdALev] abgekürzt, S. 156: „Anders wahrnehmen ist Anderes wahrnehmen.“

#### 4 Dynamik

ergebenden, differenten aber salienten Erlebnisweisen mit allen weiter vorhandenen, sensitiven parallel sich ergebenden Wahrnehmungsweisen (gleichzeitiges Sehen, Hören, Riechen, Fühlen usw.) gerade das Erleben selbst.<sup>427</sup> Einerseits ergeben sie sich passiv, da sie nicht ausschließlich gezielt hervorgerufen werden. Die differenten Erlebnisweisen geschehen. Andererseits ist man in vielen Situationen nicht ausschließlich ein Opfer von mentalen Bewegungen und hat gerade in Situationen, bei denen tatsächliche Aufgaben zu erledigen sind, einen Einfluss auf das *Wie*. In der Suche nach Konzentration, etwa beim Berechnen oder bei der schriftstellerischen Tätigkeit, aber auch beim faktischen Hantieren mit Werkzeugen, um etwas zu konstruieren und zu bauen, ist der mentale Verlauf sicherlich anders im Hinblick auf die Erzeugung des *Wie* als in den Situationen, in denen man sich erinnert und eine erinnerte Situation nachfühlt.

Das *Wie* als das entscheidende Korrelat ist hinlänglich verdeutlicht worden. Ich möchte auf die mögliche Trennung von Inhalt und Verlaufsform zurückkommen und hier zunächst auf Sterns Hinweise eingehen. Da eine Betrachtung der Dynamik das *Wie* einer Verlaufsform oder Vitalitätsform betrifft, kann bei einer solchen Betrachtung vom Inhalt abstrahiert werden. Zwar ist eigen erlebte Dynamik in ihrer ursprünglichen Erscheinungsweise der Leiblichkeit entlehnt, aber die Übertragung auf mentale Bereiche ist unter den oben wiedergegebenen Einschränkungen (das Bewusstsein ist keine Bühne) adäquat. Stern selbst sieht aber kein Vorkommen eines dynamischen Verlaufes ohne Inhalt. Dies erscheint insofern widersprüchlich, als hier eine abstrakte d.h. losgelöste Beschreibung bloßer Dynamik gegeben werden sollte, ohne ihre Vorkommensweise als leiblich, emotional oder kognitiv zu berücksichtigen. Es muss die philosophische Absicht gesehen werden: Die abstrakte Beschreibung soll einerseits Konstituenten für Dynamik freilegen und sich dabei auf das *Wie* konzentrieren. Geht andererseits die abstrakte Beschreibung auf das Ereignis im *Wie* über, so kann vom Inhalt nicht endgültig abstrahiert werden. Dies würde vom Phänomen des Erlebens wegführen. Diese Unausgewogenheit der Fragerichtung und Beschreibung ist bei Stern nicht geklärt. Nichtsdestoweniger widmet er sich in einem längeren Abschnitt der Fragestellung der „Trennung zwischen Vitalitätsformen und dem sich entfaltenden Inhalt“<sup>428</sup>. Der Absatz in Sterns Buch beginnt mit der für das weitere Vorgehen wichtigen Auseinandersetzung von Inhalt und Form:

Vitalitätsformen sind mit einem Inhalt verkoppelt. Präziser ausgedrückt: Sie transportieren einen Inhalt. Vitalitätsformen sind keine leeren Formen. Sie verleihen dem Inhalt eine Zeit- und eine Intensitätskontur und damit die Wirkung einer lebendigen Darbietung. Der Inhalt kann eine Emotion sein, eine emotionale Veränderung, ein Gedankenzug, er kann aus körperlichen oder mentalen Bewegung bestehen, aus einer Erinnerung, einer Phantasie, einer zweckdienlichen Maßnahme, einer Abfolge von Tanzschritten oder einem Bild aus einem Film.

<sup>427</sup> Die Vitalitätsformen sind von Sensationen, also Wahrnehmungsmodalitäten bzw. sensorischen Modalitäten, zu unterscheiden. Stern widmet diesem Unterschied einen gesamten Abschnitt: *Unterscheidung zwischen Vitalitätsformen und Sensationen*, vgl. [AdVStern], S. 40-42. Hierin findet man insbesondere folgende Bemerkung: „Körperliche Sensationen sind traditionell modalitätsspezifisch. Sie haben ihren Ursprung in spezifischen Sinnesorganen und werden an gekannten Orten im Gehirn verarbeitet. Für die Vitalitätsformen gibt es weder ein spezifisches Sinnesorgan, noch können wir sie im Hirn lokalisieren. Sie tauchen in vielen zerebralen Bereichen gleichzeitig auf.“ Vgl. [AdVStern], S. 40.

<sup>428</sup> Vgl. [AdVStern], S. 36.

## 4 Dynamik

Die Vitalitätsdynamik macht aus einem Inhalt eine dynamische Erfahrung.<sup>429</sup>

Es zeigt sich, dass es beim Erlebnis einer dynamischen Form keine Trennung von Form und Inhalt gibt. Nichtsdestoweniger ist die Prozessualität als philosophisches Thema benennbar. Die gesamte Analyse im vorliegenden Abschnitt hat dies bisher gezeigt. Beschreiben wir die Dynamik, so kommt es auf die differenten noetischen Verläufe an. Sie können explosionsartig sein, sich allmählich ergeben, sich aufbauen und wieder abflachen und sie können periodisch sein. Die Dynamik bleibt daher trotz der Tatsache, dass im Erlebnis eine Verschmelzung in einem „holistischen Vorgang“ vorliegt, „dennoch trennbar“<sup>430</sup>. In dem Ereignis selbst wird durch die Art des *Wie*, also durch die spezifische Weise der Dynamik, der Inhalt „gefärbt“<sup>431</sup>. Eine reine, vom Inhalt losgelöste Dynamik hält Stern trotzdem für möglich, da wir so „etwas in den ersten Millisekunden nach einer Stimulierung erleben, wenn das Arousalssystem bereits feuert, Emotion und Kognition aber noch keine Zeit hatten, sich zu regen“<sup>432</sup>. Mit Husserls Lehre von der Protention und der Retention werden wir im kommenden Kapitel sehen, dass dies gerade *in gewisser Hinsicht* beständig passiert: Eine inhaltslose Vordeutung (Protention) findet insofern beständig statt, als wir uns anders das Erleben gar nicht als kohärentes und kontinuierliches Erleben erklären könnten.

Fassen wir die wichtigsten Ergebnisse der Untersuchung des Begriffs Dynamik zusammen. Will man tatsächlich die Dynamik abstrakt und verbal für sich beschreiben, so ist der Ausgangspunkt die leibliche Aktivität: Gliedmaßen können abhängig vom situativen Kontext unterschiedlich schnell bewegt werden. Dabei ergeben sich im Erleben der bewegten Glieder unterschiedliche Verstehensweisen für Dynamik. Das dabei sich ergebende Verständnis des *Wie* einer Bewegung ist angemessen für die Übertragung auf rein mentale Bereiche. Es lässt sich durch folgende Beschreibungen beispielsweise erfassen: explodierend, ansteigend, akzelerierend, verblappend, zögerlich, mühelos, kraftvoll u.a. Das *Wie* betrifft im Hinblick auf das bewusste Erleben – oder das, was man Bewusstheit nennt – den noetischen Teil. Hierin liegt, dass differente Verlaufsformen selbst Sinnhorizonte etablieren: Die allmähliche Freude ist unterscheidbar von der plötzlichen, euphorischen Freude; in Situationen, bei denen eine Person einen Sachverhalt *sprungartig* versteht und dieselbe Person bei einer Wiederholung für den selben Sachverhalt längere Überlegungsdauer braucht, ergeben sich unterscheidbare Verstehensweisen im Erleben. Wird Dynamik generell im Hinblick auf die Ereignishaftigkeit untersucht, so ist sie immer im Zusammenhang mit einem sie begünstigenden Inhalt zu sehen. Der Inhalt wird von der dynamischen Form modifiziert.

---

<sup>429</sup> Vgl. [AdVStern], S. 36.

<sup>430</sup> Vgl. [AdVStern], S. 37.

<sup>431</sup> Vgl. [AdVStern], S. 36. In der englischen Originalausgabe spricht Stern ebenfalls von colored: „Vitality forms color the experience of the content and are colored by it as well.“ Vgl. [FoVStern], S. 23.

<sup>432</sup> Vgl. [AdVStern], S. 37.

### 4.4 Rhythmiken - Die Akzentmuster der Dynamiken

In Sterns Darstellungen spielt das Arousalssystem (ein biochemisches und neuronales System), welches für den Grad an Aufmerksamkeit verantwortlich ist, eine herausragende Rolle. In meiner Rekonstruktion der sternschen Auffassung bin ich nur erwähnend auf diesen Begriff eingegangen. Die vorliegende Arbeit ist philosophisch ausgerichtet und kann daher nicht eine detaillierte Darstellung dieses Begriffes liefern. Darüber hinaus ist auf die begrenzten Möglichkeiten einer neurowissenschaftlichen Vorgehensweise hingewiesen worden: Es sollen kulturphilosophische und anthropologische Beschreibungen gewählt werden, da eine neurowissenschaftliche Beschreibung eine Erklärung der lebensweltlichen und situativ verankerten Verstehensprozesse nicht liefern kann. Die neurowissenschaftliche Beschreibung setzt auf verschiedenen Ebenen (levels) und mit unterschiedlichen Perspektivierungen verschiedener Mechanismen (mechanism) an. Diese können durchaus als dynamisch klassifiziert werden und tragen zu einem Verständnis der Dynamik in einer naturwissenschaftlichen Hinsicht bei. Doch einerseits helfen diese Beschreibungen nicht, die sinntragenden Verstehensprozesse des Menschen zu erschließen. Andererseits sind diese Ebenen teilweise sehr unterschiedlich, betreffen unterschiedliche zeitliche Realisierungen der Dynamik und abstrahieren von einem persönlichen und lebensweltlichen Bedeutungszusammenhang. Diese Dynamiken (LTP, neuronale Übertragung, u.a.) sind zudem unterhalb eines bewussten Wahrnehmens und können daher nur beschränkt für leiblich-intentionale Aktivitäten und denkerische Prozesse, die *sinnbezogen* sind, herangezogen werden.<sup>433</sup>

In vielerlei Hinsicht scheint bei Stern die neurologische Erklärung mittels eines Systems von Arousal nicht der ausschließliche Beschreibungsweg für Vitalitätsformen zu sein. Dies merkt man bereits an der Ausrichtung, gerade lebensweltliche Zusammenhänge wie leibliche Aktivität zu berücksichtigen und in das Zentrum der Betrachtung zu stellen. Wie oben erwähnt, ist Sterns ursprünglicher Ausgangspunkt die Korrespondenz des Erlebens der dynamischen Vitalität an leiblichen Bewegungen. Insbesondere in seiner Analyse der zeitgestützten Formen<sup>434</sup> wird deutlich, dass sich die Vitalitätsformen aus dem leiblichen Erleben speisen: „Viele Begriffe, in denen die Vitalitätsformen aufgehen, beziehen sich auf das Ineinanderfließen von Geste und Körperhaltung, auf die Korrespondenz von Energie und Form.“<sup>435</sup> Damit zusammenhängend ist an vielen Stellen die Ausrichtung auf den Rhythmus; denn die „Repräsentation der Dynamik muss das Tempo und seine Veränderung enkodieren, die Intensität (Kraft) und ihre Veränderung, die Dauer sowie die zeitliche Betonung, den Rhythmus und die Gerichtetheit.“<sup>436</sup> Die Begriffe

<sup>433</sup> Ein Beispiel soll hier herangezogen werden: Ein Neuron kann bis zu 500 mal in der Sekunde feuern. Diese zeitliche Auflösung hat überhaupt kein sinntragendes Korrelat in der Erlebnisswelt. Weder ein Wort noch ein Gedanke, der eine Erinnerung oder ein Momentanerlebnis fasst, spielt sich in der Erlebniszeit in einer solchen Zeitspanne ab.

<sup>434</sup> Vgl. [AdVStern] 5. Kapitel *Vitalitätsformen in Musik, Tanz, Theater und Film*, S. 99ff.

<sup>435</sup> Vgl. [AdVStern], S. 115.

<sup>436</sup> Vgl. [AdVStern], S. 39. Genauer besehen, geht es an der zitierten Stelle um die Beschreibung von so genannten „Repräsentationssträngen (Strang der Vitalitätsdynamik)“. Diese können u.a. als Erlebniskorrelat nur Verstanden werden, wenn Rhythmik, Dauer und Gerichtetheit enkodiert werden.



## 4 Dynamik

*Energie* und *Rhythmik*<sup>437</sup> spielen für den Begriff der Dynamik eine erhebliche Rolle und sollen nun eigens untersucht werden.

Bei einer Untersuchung zum Rhythmus ließen sich verschiedenste, philosophische Erörterungen<sup>438</sup> heranziehen. Die meisten Untersuchungen finden sich hierzu im Bereich der Ästhetik. Sie besprechen oftmals die zeitgestützten Künste wie den Tanz oder die Musik, da wir hier Rhythmus in seiner reinen Form wiederfinden. Ich möchte mich in meiner Erörterung auf John Deweys *Kunst als Erfahrung* beschränken. Dies hat zwei Gründe. Zum einen nimmt er unmittelbar Bezug auf den Begriff des Rhythmus (Abschnitt 4.4.2) und etabliert eine für dynamische Vorgänge betreffende Beschreibung, die auch die *Organisation der Energie* einbezieht. Der Begriff des Rhythmus wird nicht völlig isoliert, sondern immer mit einer sich entfaltenden Energie oder angereicherten Potentialität gesehen (Abschnitt 4.4.3). Dies ist grundlegend für ein Verständnis von Dynamik, wenn sie sich unmittelbar auf Verstehensprozesse bezieht. Zum anderen haben Deweys Überlegungen den Vorteil, dass er den Begriff der Erfahrung in seinen Betrachtungen berücksichtigt. Die ästhetische Erfahrung ist bei Dewey nicht ein Terminus, der auf eine begrenzte Gemeinschaft von Künstlern, Kunsttheoretikern und Kunstliebhabern beschränkt ist. Dewey etabliert einen Begriff der Erfahrung, der sich unmittelbar an alltäglicher Erfahrung und situativen Gegebenheiten orientiert (Abschnitt 4.4.1). Wie wir gesehen haben, sind bildschematische Strukturen gerade aus der alltäglichen, leiblichen Orientierung als Erfahrungsinhalt zu erschließen. Deweys Analysen sind im Hinblick auf den Erfahrungsbegriff insofern nützlich, als hier die grundlegende, situative und sensomotorische Erfahrung angesprochen wird, die für bildschematische Strukturen und ihre Verstehensweisen fundierend ist.

In *Kunst als Erfahrung* etabliert Dewey wichtige Beiträge zu einer Theorie der Kunst und der Ästhetik. Zu Beginn entwickelt er einen kurzen, historisch begründeten Überblick, warum oftmals in Kunsttheorien der Blick auf das Schöne und das Besondere gerichtet wird. Die Isolierung der Kunstwerke aus alltäglichen Zusammenhängen, welche in der Moderne anhand von Museen ihren Höhepunkt erreicht hat, führt gleichzeitig zu einer einseitigen Auffassung und theoretischen Bearbeitung von Ästhetik und der ästhetischen Erfahrung: Kunstwerke seien per se nur durch besondere Begriffe zu erschließen, die von der Alltäglichkeit unabhängig seien. Damit seien Kunstwerke oftmals nur durch ein Verständnis, wie es Kunstkenner oder Künstler haben, zu erfassen. Um dieser Auffassung entgegenzuwirken, versucht Dewey die ästhetische Erfahrung wörtlich im Sinne einer *sinnlichen Erkenntnis* zurück zu gewinnen. Damit zusammenhängend sieht Dewey gerade „die Wiederherstellung der Kontinuität zwischen ästhetischer Erfahrung und den gewöhnlichen Lebensprozessen.“<sup>439</sup> Dabei kommt Dewey nahezu insistierend auf biologische bzw. den Organismus fundierende Erklärungen des Erfahrungsbegriffes zurück, der immer

<sup>437</sup> Man vgl. zum Begriff Rhythmus auch [AdVStern], S. 115.

<sup>438</sup> Die *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 2013/1 herausgegeben von R. Konersmann und Dirk Westerkamp widmet sich hierbei dem Thema Rhythmus und Moderne.

<sup>439</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 18.

in eine Umwelt<sup>440</sup> eingebettet ist: „Das Wesen der Erfahrung ist durch die Grundbedingung des Lebens bestimmt.“<sup>441</sup> Dieses Leben, das ein Organismus zu führen hat, ist durch Anpassung geprägt. Hierbei kommt es zu einer Ordnung, die Dewey durch eine „harmonische Interaktion“<sup>442</sup> bestimmt sieht. Die Ordnung ist jedoch selbst wieder bestimmt durch wiederkehrende Strukturen, welche gerade für die Erfahrung beim Wiedererkennen aktiv werden können. Diese wiederkehrenden Strukturen sind für Dewey schon zu Beginn der Rhythmus: „Hier [dort, wo sich das Wunder der lebendigen Anpassung vollzieht] wird im Keim ein Zustand des Ausgleichs und der Harmonie durch Rhythmus erzielt.“<sup>443</sup> An anderer Stelle heißt es zudem ergänzend, das jener „anhaltende Rhythmus“ die „Wechselbeziehung zwischen den Lebewesen und ihrer Umwelt“<sup>444</sup> kennzeichnet. Ich werde den Rhythmus weiter unten genauer untersuchen und versuchen ihn für den in Frage stehenden Begriff der Dynamik fruchtbar zu machen. Es soll an dieser Stelle die wichtige Verbindung zu Deweys Erfahrungsbegriff verdeutlicht werden. Daher wende ich mich zunächst dem Erfahrungsbegriff zu.

### 4.4.1 Der Erfahrungsbegriff – Das Wechselspiel zwischen Organismus und Umwelt

Bei Deweys Erfahrungsbegriff muss immer wieder gesehen werden, dass er den Interaktionen von Organismus und Umwelt entstammt: „Erfahrung ist das Resultat, das Zeichen und der Lohn einer jeden Interaktion von Organismus und Umwelt, [...]“<sup>445</sup> Diese Erfahrung ist aber nicht eine ausschließlich kognitiv verankerte Repräsentation, die in einer ungeklärten Weise abrufbar ist. Vielmehr ergibt sie sich als ein *Zwischen*, nämlich als Bedeutungshorizont, der gerade in der Interaktion selbst liegt. Im Laufe von Deweys Analysen wird diese Interaktion als das gemeinsame „Grundmuster“ aller „unterschiedlichen Erfahrungen“<sup>446</sup> verstanden. Hierbei kommen gerade elementare, sinnliche und nahezu animalische Strukturen als Träger zum Vorschein. „Der Gegensatz zwischen Geist und Körper, Seele und Materie, Geistlichem und Fleischlichem“<sup>447</sup> muss bei Deweys Erfahrungsbegriff als überwunden gedacht werden. Insbesondere ist die ständige Wiederholung von Erfahrungen qua „Interaktionen von lebendigem Geschöpf und Umwelt“<sup>448</sup>

<sup>440</sup> Zum Umweltbegriff vgl. [KaEDewey], S. 21.

<sup>441</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 18.

<sup>442</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 22.

<sup>443</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 22.

<sup>444</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 23.

<sup>445</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 32.

<sup>446</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 56-57: „Der Grundzug dieses gemeinsamen Musters ergibt sich aus der Tatsache, daß jede Erfahrung das Resultat von Interaktion zwischen dem lebendigen Geschöpf und einem bestimmten Aspekt der Welt, in der es lebt, darstellt.“

<sup>447</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 32.

<sup>448</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 47. Der Erfahrungsbegriff ist ein treibendes und viel wiederholtes Motiv in Deweys Analysen. Er wird wiederholend als Interaktion zwischen Organismus und Umwelt definiert, vgl. hierzu ergänzend: Vgl. [KaEDewey], S. 20-28, 64-66, 72-73, 142-143, 188, 288-289, 291, 295, 310 und 319. Die vielen Beispiele aus der Lebenswelt sprechen immer direkt von interaktionistischen Handlungsweisen zwischen lebendigen Menschen und Umwelt. Bei Deweys Analysen findet man daher bereits ausführliche Beschreibungen einer enaktivistischen Position, wie man sie in der aktuellen Philosophie bei Gallagher, Noe, Hutto, Varela und anderen findet. Bei Hutto vergleiche man den Text *Knowing what? Radical versus conservative enactivism*.

eine Bedingung, unter der sich diese Erfahrungen sich als ganze Einheiten stabilisieren und vollenden.

Gerade im Kapitel XI *Der Beitrag des Menschen*, in dem Dewey auf eine psychologische Betrachtung<sup>449</sup> im Hinblick auf seine Analysen zur Ästhetik Bezug nehmen möchte, wird Erfahrung als „eine Sache der Interaktion des Organismus mit seiner Umgebung, einer Umwelt“<sup>450</sup> definiert. Diese Umwelt ist dann „menschlich“ und „physisch“ in dem Sinne, dass sie „die Inhalte der Tradition und der Institutionen ebenso einschließt wie die örtliche Umwelt.“<sup>451</sup> Gerade in diesem Kapitel XI durchdenkt Dewey seinen enactivistischen Standpunkt mittels seines Erfahrungsbegriffes an den klassischen Dualismen wie Subjekt und Objekt bzw. Körper und Geist. Akzeptiert man beispielsweise die Trennung von Organismus und Umwelt und behauptet man, dass Erfahrung ausschließlich im Subjekt stattfindet, so zerfallen die gängigen subjektiven Leistungen, die untereinander verbunden sind, in einzelne Betrachtungsweisen: „Wenn das Band zwischen Subjekt und seiner Welt zerschnitten ist, hören auch die verschiedenen Wege, auf denen das Subjekt mit der Welt in Verbindung tritt, auf, eine einheitliche Verbindung untereinander zu haben. Sie fallen auseinander in einzelne Bruchstücke des Sinnes, Gefühls, Begehrens, Zwecks, Wissens, Wollens.“<sup>452</sup> An anderer Stelle im XI Kapitel wird dies durch folgende Bemerkung ergänzt:

Wann immer das Band, das die Lebewesen mit ihrer Umwelt knüpfen, zerrissen wird, ist die Konsistenz, die die verschiedenen Faktoren und Stadien des Subjekts zusammenhält, gefährdet. Gedanke, Sinn, Emotion, Absicht und Trieb fallen auseinander und werden verschiedenen Bereichen unseres Wesens zugeschrieben. Aber ihre Einheit findet man in den zusammenwirkenden Funktionen, die sie in aktiven und rezeptiven Beziehungen zur Umwelt ausüben.<sup>453</sup>

Die Verbindung wird insbesondere in philosophischer Hinsicht aufrechterhalten, wenn man die „seelischen Zustände und Prozesse“ immer in einer „lebendigen Kreatur“ verankert sieht.<sup>454</sup> Dies heißt vor allem, dass leibliche Strukturen in einer natürlichen Umwelt zu sehen sind.<sup>455</sup> Mittels der weiteren Forderung einer leiblichen Verankerung des Erfahrungsbegriffes ergibt sich erst ein produktiver Handlungsbegriff, denn die „Objekte und Geschehnisse“ der Umwelt

<sup>449</sup> Die in der Moderne sich etablierende Psychologie und die damit verbundene Reduzierung aller Bewusstseinsleistungen auf rein psychologische Prozesse wird von Dewey abgelehnt. Es wird gerade Deweys enactivistisches Verständnis des Menschen und der dabei entwickelte Erfahrungsbegriff als alternative Konzeption entwickelt.

<sup>450</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 288.

<sup>451</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 288.

<sup>452</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 289.

<sup>453</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 295. An der besagten Stelle wird aufgrund der Vermeidung dieser Separierung von menschlichen Veräußerlichungen (Sinn, Emotion, Gedanke, usw.) der Begriff der Kontemplation für das Erleben und Verstehen von Ästhetik abgelehnt, vgl. [KaEDewey], S. 295f.

<sup>454</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 289.

<sup>455</sup> Auf den Seiten 291f in [KaEDewey] findet man eine detaillierte Auseinandersetzung zwischen dem Erfahrungsbegriff als *Interaktion zwischen Organismus und Umwelt* und der klassischen Unterscheidung *Subjekt und Objekt*. Die Unterscheidung Subjekt und Objekt ist für Dewey nicht völlig verfehlt. Es hängt vom Vorhaben des Forscher ab; denn „[ein] Forscher muss stets nach bestem Wissen und Gewissen zwischen den Momenten einer Erfahrung, die von ihm selbst in Form von Mutmaßungen und Hypothesen eingebracht werden, oder auch dem Einfluß eines persönlich erwünschten Ergebnisses und den Eigenschaften eines Objekts, das ihm gerade als Untersuchungsgegenstand dient, differenzieren.“ Deswegen ist aufgrund des Prozess der wissenschaftlichen Betriebsamkeit „eine vorläufige Unterscheidung von Subjekt und Objekt nicht nur legitim, sondern sogar notwendig.“ Diese vorläufige Unterscheidung liegt aber gerade in der ästhetischen Erfahrung nicht vor. Vgl. [KaEDewey], S. 291.

#### 4 Dynamik

sind immer schon mit den „reaktiven Handlungen“ verbunden<sup>456</sup>. Der Erfahrungsbegriff muss im Wechselspiel zwischen leiblichem Handeln und Erleiden gesehen werden, wodurch eine Reduzierung der Erfahrung auf eine rein geistige Sphäre vermieden wird: „Wenn man den Geist rein immateriell faßt (isoliert betrachtet vom Organ des Handelns und Erleidens), dann hört der Körper auf, lebendig zu sein und wird zum toten Klumpen.“<sup>457</sup> Erfahrung sollte daher insgesamt als in einem kontinuierlichen Spektrum einmal mehr umweltlicher und einmal mehr organismusbasierender Seite verankert werden. Dort, wo sich die Erfahrung als Prozess entfaltet, – und aufgrund der leiblichen Struktur ist dies überwiegend der Fall – verändert sich die Wichtung des Organismus und der Umwelt mehr oder weniger zu Gunsten der einen oder anderen Seite. Deswegen schreibt Dewey auch dem Subjekt qua Organismus eine berechnete Kontrolle zu: „Sobald eine Kontrolle der Bildung und Entwicklung einer Erfahrung verlangt wird, müssen wir das Subjekt als deren Träger ansehen; wir müssen in diesem Falle die bedingende Kraft des Subjekts anerkennen, um die Frage der Verantwortung entscheiden zu können.“<sup>458</sup> Darüber hinaus ist durch die Setzung der Erfahrung als einer Interaktion zwischen Umwelt und Organismus für Dewey die strikte Trennung zwischen diesen beiden Sphären überwunden. Dies ist durch die Dynamik selbst begründet, die wir beständig erleben.

Die Erfahrung hat immer Momente, in denen Wirkverhältnisse akkumuliert werden. In Abgrenzung zu gängigen Theorien, die eine Trennung von Umwelt und Organismus forcieren, antwortet Dewey wie folgt:

Doch der Lebensprozeß ist kontinuierlich; er besitzt Kontinuität, weil er ein Prozeß ist, in dem das Einwirken auf die Umwelt zusammen mit der Schaffung von Beziehungen zwischen dem, was getan, und dem, was erfahren wird, immerfort erneuert wird. Daher ist die Erfahrung notwendig kumulativ, und aufgrund dieser kumulativen Kontinuität gewinnt der Gegenstand seine Ausdruckskraft.<sup>459</sup>

Genau diese Eigenschaft muss ebenfalls für bildschematische Strukturen in Anspruch genommen werden. Sie entstammen aus einer Interaktion mit der Umwelt und bewahren in Handlungssträngen Erlebnisübergänge im Sinne einer kumulativen Kontinuität: Betritt man einen Raum, so ist man vor äußeren Umständen wie Regen oder Kälte geschützt. Dies ist dem Eintretenden im Akt des Eintretens vermöge der Handlung des Betretens selbst präreflexiv bewusst. Es wird zwar nicht thematisiert, aber dies ist ein Umstand, dem man sich nicht entziehen kann. Dieser Umstand, nennen wir ihn *relativer Schutz*, ist in den metaphorischen Übertragungen, sobald wir den Bereich der Kognition ansprechen, ebenfalls vorhanden. Der *relative Schutz* beim Behälterschema ist etwa bei den Formulierungen, „Ich lebe *in* Deutschland“, „Peter ist *in* Sofie verliebt“, „Er tritt *in* seine Privatsphäre ein“ usw. das akkumulierende Korrelat, welches die Dynamik des Denkens bestimmt und erzeugt. Dies wird weiter unten (Kapitel 6 und 7) näher

<sup>456</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 310. Hier wird der Erfahrungsbegriff mit der klassischen Unterscheidung *Körper und Geist* näher bestimmt und auf einen neuen Begriff von Bewusstsein gemünzt.

<sup>457</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 310.

<sup>458</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 293.

<sup>459</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 122.

#### 4 Dynamik

beleuchtet. Es soll hier erwähnt werden, wie ich den Begriff des *Anreicherns* bzw. des *Akkumulierens von Wirkverhältnissen* für ein Verständnis der Dynamik bildschematischer Strukturen erhärten möchte.

Ein wichtiges Motiv, welches zu Deweys Analyse des Begriffes der Erfahrung gehört, ist die Eigenschaft, dass Erfahrungen beendet werden. Im ersten Moment klingt es trivial, doch zeigt es sich, dass es neben den erfahrbaren Ereignissen, die in „Trennung und Auflösung“<sup>460</sup> aufgehen und damit keine eigentlichen Erfahrungen sind, wir nur von Erfahrungen sprechen können, wenn sie zwar im „Gesamtstrom“ der Erfahrung „eingegliedert“ sind, aber „gleichzeitig von anderen Erfahrungen abgegrenzt“<sup>461</sup> werden können:

Eine Arbeit wird zufriedenstellend abgeschlossen; ein Problem findet seine Lösung; ein Spiel wird bis zum Ende durchgespielt; eine Situation ist derart abgerundet, daß es sich um das Einnehmen einer Mahlzeit handelt oder um eine Partie Schach, [...]. Eine solche Erfahrung bedeutet ein Ganzes, sie besitzt ihre besonderen, kennzeichnenden Eigenschaften und eine innere Eigenständigkeit. Sie ist eine Erfahrung.<sup>462</sup>

Genau an dieser Stelle möchte ich ergänzend die im ersten Kapitel dieser Dissertation theoretisch erarbeiteten bildschematischen Strukturen hinzufügen. Sie sind letztlich Erfahrungseinheiten, die zu einem Abschluss gelangen. In einer Vielzahl von Beispielen spricht Dewey gerade diese elementaren Erfahrungsinhalte der *Wegstrecken*, der *Kräfteerlebnisse*, der *Balanceerlebnisse* und anderer an. Nichtsdestoweniger sind diese Erfahrungseinheiten zwar theoretisch in Teile zerlegbar, aber in ihrer Erlebnisweise geht „jeder nachfolgende Teil frei und nahtlos und ohne unausgefüllte Zwischenräume in das Kommende über.“<sup>463</sup> Betrachtet man hierbei diesen Abschluss als einen Höhepunkt in der Erlebnisempfindung (Schachspielen, Wege beenden, den Raum betreten und hineingegangen sein etc.), so kommt man für einen Moment zur Ruhe. Aber in diesem „Zur-Ruhe-Kommen als der [sic] Höhepunkt einer fortschreitenden Bewegung“ ist dieser Endpunkt mit „allem Vorangegangenen verbunden.“<sup>464</sup> Dewey beschreibt im Wesentlichen einen Charakter, der sich bei jeglicher Dynamik ergeben muss. Um dies mit eigenen Worten neu zu formulieren, besagt Dynamik neben der Kontinuirlichkeit auch das potentielle Konzentrieren in Momenten, bei denen alle Wirksamkeiten, die bereits vergangen sind, noch zurückgehalten werden und sich akkumulieren. Also neben der Nahtlosigkeit, i.e. Stetigkeit oder Kontinuität, gibt es Anhäufungen in den Erfahrungen, die das Ende markieren und durch die sich der gesamte Prozess als resultierende *Konkretion* widerspiegelt.

Die Tatsache, dass die Erfahrungen beendet werden, hat ein Gegenstück: Die Erfahrungen beginnen. Auch hier wird aber nicht bloß das zeitliche Beginnen im Sinne eines messbaren

---

<sup>460</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 47.

<sup>461</sup> Vgl. [KaEDewey], ebd.

<sup>462</sup> Vgl. [KaEDewey], ebd.

<sup>463</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 48.

<sup>464</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 52. Dewey versucht hier ein Bild zu illustrieren, um das Durchlaufen einer Erfahrung zu erläutern. Es geht um den Prozess selbst. An anderer Stelle werden bei Dewey gerade alle Aspekte des Durchlaufens eines Prozesses auf Handlungsprozesse übertragen. Es gibt ein „Gespanntsein“ in der Tätigkeit, die sich auf die Wahrnehmung auswirkt, vgl. [KaEDewey], S. 64 - 66.

#### 4 Dynamik

Zeitpunktes veranschlagt. Dies ist tatsächlich eine triviale Eigenschaft. Dewey belegt diesen Anfang im Rahmen seiner Ästhetik mit einem eigenen Terminus: „Jede Erfahrung, sei sie oberflächlich oder tiefgreifend, beginnt mit einem Antrieb, [...] Ein Antrieb ist das Anfangsstadium einer ganzheitlichen Erfahrung, da sie eine Bewegung des Organismus in seiner Gesamtheit ist.“<sup>465</sup> Dieser Beginn bzw. dieses unmittelbare Einsetzen kann nicht als ein bloßer Zeitpunkt angesehen werden; denn dieser Antrieb entsteht aus Bedürfnissen des Organismus im Hinblick auf seine Umwelt, um Aufgaben zu erfüllen und Bedürfnisse zu befriedigen. Der Antrieb stellt für die Erfahrung als ganzheitliche Interaktion zwischen Umwelt und Organismus eine Anreicherung von Handlungsmotivationen dar. Diese können neben dem Beispiel *Hunger haben*<sup>466</sup> oder *Verliebt sein* auch kognitiv verankert sein. Dewey nennt hierbei beispielsweise das Umgehen mit Werkzeugen: „die Feder des Schriftstellers oder der Amboß des Schmieds“<sup>467</sup>. Werkzeuge, ohne die ein zivilisiertes Leben unmöglich ist, erzeugen somit im Gebrauch eine bestimmbare Antriebsmodalität, die letztlich ein präreflexives Wissen ist. Dieser Antrieb qua eines präreflexiven Wissens ist somit selbst wieder ein Aspekt der Dynamik der Erfahrung, wodurch eine Erfahrung einsetzt. Dewey selbst spricht von einem Streben nach Vollständigkeit: „In den drängenden Antrieben, die nach Vollständigkeit streben, welche allein durch die Umwelt erreicht werden kann, manifestiert sich ein Bedürfnis, das einen dynamischen Beweis für die Umweltabhängigkeit liefert, in die sich das Ich um seiner Ganzheit willen begibt.“<sup>468</sup> Der Moment des Antriebs ist selbst wieder eine Anreicherung von Wirkverhältnissen, die die Dynamik der Erfahrung, i.e. die Orientierung in Richtung auf die Umwelt, freisetzt. Der Begriff des Antriebs soll an dieser Stelle nicht weiter beleuchtet werden, da er bei Dewey selbst nicht ausführlich behandelt wird. Er ist aber erwähnenswert, weil er als der Beginn einer Erfahrung in sich ein ähnliches Phänomen wie die *Beendigung* einer Erfahrung enthält: angestaute Wirkverhältnisse, die nach einer Veräußerlichung suchen und damit Dynamik freisetzen.

Damit finden wir einige kontinuierliche Gegebenheiten – Antrieb und Beendigung – wieder, die gerade für die bildschematischen Strukturen als Erfahrungsinhalte in Frage stehen. Man könnte hier zunächst einwenden, dass sich Dewey auf eine Theorie der Ästhetik fokussiert und dadurch gerade kognitive Prozesse gar nicht betrachtet werden. Zum einen hatte ich mich eingangs in der bisherigen Auseinandersetzung mit Dewey zu der Art und Weise, wie hier Ästhetik zu fassen ist, geäußert: Es geht um eine fundamentalere und die Perzeption im Allgemeinen betreffende Auffassung der Ästhetik. Ästhetik ist hier im Hinblick auf eine Zuwendung zur alltäglichen, sinnlichen Auffassungs- und Verstehensfähigkeit zu sehen, worin die Verbindung zu einer Lebenswelt eröffnet wird. Zum anderen betont Dewey explizit, dass das Denken selbst wieder eine Bewegung eigener Art hat, die etwa beim „Schluß“ ziehen die „Folge einer Bewegung

---

<sup>465</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 72.

<sup>466</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 72, 73.

<sup>467</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 73. Die Parallele zu Heideggers *Zuhandenheit* aus seinem Buch *Sein und Zeit* ist hierbei offensichtlich, vgl. § 22, SuZ, S. 102ff. Auch der Begriff des *Zeugs* gehört in diesen Komplex.

<sup>468</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 73.

#### 4 Dynamik

von Vorwegnahme und Anhäufung<sup>469</sup> ist. „Daher hat eine Denkerfahrung ihren eigenen ästhetischen Charakter.“<sup>470</sup> Zwar unterscheiden sich die präsentative sinnliche Wahrnehmungserfahrung – ein Begriff von S. Langer – von den Denkerfahrungen, die durch Wörter und Schlussweisen getragen werden.<sup>471</sup> Aber diejenige Denkerfahrung, die sich aufgrund von Sätzen und Worten ergibt, unterscheidet sich nur wegen ihres „stofflichen Inhalts“. Ebenfalls bemerkt er, dass der Unterschied „gewaltig“ ist, denn oftmals bestehen die Schlussweisen aus „Zeichen und Symbolen, ohne eigenständige Qualität.“<sup>472</sup> Aber weil jede Denkerfahrung „eine durch geordnete und systematisierte Bewegung gewonnene Integration und Erfüllung besitzt“<sup>473</sup>, hat auch eine intellektuelle Erfahrung eine ästhetische Seite. Dewey fasst dies wie folgt zusammen: „Kurz, die ästhetische Erfahrung läßt sich nicht scharf von der intellektuellen trennen, da letztere, um in sich vollständig zu sein, den Stempel der Ästhetik tragen muß.“<sup>474</sup> Das Denken muss im Hinblick auf ein Ereignis und die dazugehörige Verlaufsform, also dem *Wie*, gesehen werden. Ästhetisch-intellektuell bezieht sich auf die noetische Seite des Denkens.

Gerade in Deweys eigener Zusammenfassung<sup>475</sup> finden sich alle von mir rekonstruierten und weiterentwickelten Gedanken zum Erfahrungsbegriff wieder. Ich verweise auf diesen Abschnitt und möchte darüber hinaus eine eigene Zusammenfassung des Erfahrungsbegriffes im Hinblick auf den Begriff der Dynamik wiedergeben: Erfahrung ist immer als ein *Zwischen* oder als eine Interaktion eines lebendigen Organismus mit seiner Umwelt zu sehen. Die wichtigsten Eigenschaften für den Begriff der Dynamik sind die hier dargestellte Endhaftigkeit einer jeden Erfahrung und ihre innere Kontinuität. Darüber hinaus gibt es keine Trennung von ästhetischen, emotionalen und intellektuellen Aspekten eines Erfahrungszusammenhanges, sobald es sich um eine elementare Erfahrung handelt. Die Endhaftigkeit einer Erfahrung muss von einem bloßen zeitlichen Ende, welches man mit einer Stoppuhr messen könnte, unterschieden werden. Es geht bei Dewey immer um Erlebnismomente, anderenfalls wäre die gesamte Rede von der Erfahrung völlig sinnlos. Dewey pointiert diesen Aspekt in seiner eigenen Zusammenfassung:

Die emotionale Phase fügt die Teile [einer elementaren Erfahrung] zusammen. Intellektuell weist einfach auf die Tatsache hin, daß der Erfahrung eine Bedeutung inne wohnt; [...] Denn ihre Teile [die Teile einer geschlossenen Erfahrungseinheit] sind dann miteinander verbunden und reihen sich nicht einfach aneinander. Auch durch die Erfahrung ihres Verbundenseins bewegen sich die Teile einem Höhepunkt, einem Endziel zu und nicht bloß in Richtung auf ein zeitliches Ende. Und außerdem wartet dieser Höhepunkt im Bewußtsein nicht darauf, daß das gesamte Unternehmen beendet wird. Während des ganzen Vorganges wird er vorweggenommen und ist immer wieder von einer besonderen Intensität.<sup>476</sup>

Nichtsdestoweniger steht dieser Erfahrungsbegriff nicht allein da. Bisher ist auf die Vorkom-

<sup>469</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 50.

<sup>470</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 50.

<sup>471</sup> Dewey beschränkt an dieser Stelle des Textes die „Denkerfahrung“ auf das Denken in Sätzen und Wörtern. Es ist klar, dass es auch Denkerfahrung in mentalen Bildern und Erinnerungsbildern gibt.

<sup>472</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 50.

<sup>473</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 50.

<sup>474</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 51.

<sup>475</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 69-71.

<sup>476</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 69f.

mensweise als Interaktion zwischen Umwelt und lebendigem Organismus Bezug genommen worden. Zudem wurde das strukturelle Moment der Dynamik in Form von Endhaftigkeit und Akkumulierung von Wirkverhältnissen erwähnt. Aber jede „integrale Erfahrung besitzt Form, weil sie eine dynamische Organisation ist.“<sup>477</sup> Diese Organisation ist nun eine weitere strukturelle Eigenschaft, die Dewey mit Hilfe der Begriffe *organisierte Energie* und *Rhythmus* bestimmt. Daher möchte ich im kommenden Abschnitt diese beiden Begriffe aus Deweys Sicht rekonstruieren und sie ebenfalls für eine weitere Erläuterung der Dynamik heranziehen.

### 4.4.2 Rhythmus und organisierte Energie

Die mit dem Begriff des Rhythmus verbundenen Begriffe, die sich hier zeigen, sind *Energie* und *Ordnung*. Man muss die Situation eines Philosophen wie Dewey berücksichtigen, der ein Werk über Ästhetik schreibt. Es geht nicht um einen physikalischen Begriff, der die Lageenergie der Mechanik oder die potentielle Energie in der klassischen Physik, geschweige denn die relativistische Energie anspricht. Diese Verwendungsweise der Begriffe, die aus der reinen Materialität und einer physikalischen Wissenschaftlichkeit entstammen, können nicht herangezogen werden. Da es um die Wechselbeziehung zwischen einem lebenden Organismus und seiner Umwelt geht, ist die in dieser Wechselbeziehung sich ergebende innere *Wirksamkeit* gemeint. Der Begriff Energie kommt ursprünglich aus dem griechischen *έν* (en), was „innen“ heißt, und dem *έργον* (ergon), was „Werk, Wirken“ bedeutet. Es ist also eher an diesen viel basaleren Begriff zu denken und nicht an einen exakten Energiebegriff, der sich letztlich in eine Formel pressen lässt und nur quantitative Verhältnisse zum Ausdruck bringt. Dasselbe wird sich in der folgenden Analyse auch im Hinblick auf den Rhythmusbegriff erkennen lassen. Zur vordergründigen Bedeutung des Rhythmus als reinem Akzentmuster in einer Melodie oder in einem Versmaß muss auch die Bedeutung des *bloßen Fließens* hinzugenommen werden. Das Wort Rhythmus kommt vom griechischen *ρϑμός* *rhythmós*, was so viel wie Ebenmaß, Form, Gestalt, Takt, Zeitmaß und gleichmäßiges Fließen bedeuten kann. Damit liegt zwar das Akzentmuster auch vor, aber wie weiter unten gezeigt werden wird, lehnt Dewey eine so genannte „Tick-Tack-Theorie“ des Rhythmus ab.

Der basalere Begriff der Energie ist sicherlich der Tatsache geschuldet, dass Dewey das Verständnis der *Fertigkeit* im Sinne der ursprünglichen *techné* (*τεχνή*) in Betracht zieht. Deweys Energiebegriff muss angesiedelt werden, wo Kunst und Wissenschaft noch zusammengingen: „Zuerst lagen Reproduktion und Wahrnehmung der Ordnung natürlichen Wandlungen so eng beieinander, daß es zwischen Kunst und Wissenschaft keinen Unterschied gab. Beides nannte man *techné*.“<sup>478</sup> Wenn hier folglich von Energie die Rede ist, so betrifft es das Wirkverhältnis in der Ordnung der Wahrnehmung. Interessanterweise findet sich diese letzte Bemerkung in Deweys Ausführungen an einer sehr prägnanten Stelle zum Rhythmus. Ich möchte diesen Begriff des Rhythmus im Wechselspiel mit dem Begriff der Energie im Deweyschen Verständnis rekon-

<sup>477</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 70.

<sup>478</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 172.



struieren. Wenn Dewey mit seinem Energiebegriff vor ein modernes physikalisches Verständnis zurückgehen möchte, so heißt dies nicht, dass die Naturphänomene nicht als ursprüngliche Quelle angesehen werden dürften. Der Punkt besteht gerade darin, dass der Erfahrungsbegriff (Wechselspiel zwischen Organismus und Welt) gerade auch die Phänomene der Welt einbezieht. Dies lässt sich an der ersten, näheren Beschäftigung mit Rhythmen sehen. Dewey geht explizit auf Naturphänomene ein:

Daß sich in der Natur eine Menge von Beispielen von Rhythmus findet [sic], ist uns allen wohlbekannt. Oft genannt werden Ebbe und Flut, der Zyklus des Mondes, das Pulsieren des Blutes, der Anabolismus und Katabolismus sämtlicher Lebensprozesse. Was nicht so allgemein erkannt wird, ist die Tatsache, daß eine jede Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit des Wandels in der Natur einen Rhythmus darstellt.<sup>479</sup>

Dewey erfasst hierbei eine immense Bedeutung des Rhythmus für alle Wissenschaften und später auch für die Kunst.<sup>480</sup> Selbst die Mathematik beschäftigt sich schon seit Anbeginn des Zählens bis hin zur Vektorrechnung mit Mitteln, „durch die Rhythmen aufgezeigt und gesetzt werden.“<sup>481</sup> Wichtig sind die biologischen Rhythmen: „Das gesamte menschliche Leben ist getragen vom Rhythmus des Wachens und Schlafens, des Hungerns und des Sattseins, der Arbeit und der Ruhe.“<sup>482</sup> Ergänzend erwähnt Dewey jene Rhythmen der Natur, die man durch Zyklen der Natur beschreiben könnte, z.B. Gezeiten, Jahreszeiten, Wechsel zwischen Tag und Nacht u.a.<sup>483</sup> Bei allen elementaren Erfahrungen, die wir machen, wie *Wege beschreiten*, *Hindernissen begegnen*, *Räume verlassen*, *Kraft aufwenden* usw. sind wir mit Rhythmen konfrontiert. Damit sich ein Verständnis für die Rhythmen ergeben kann, ist immer wieder die Interaktion des Organismus mit der Umwelt zu sehen:

Die Interaktion von Umwelt und Organismus ist die direkte oder indirekte Quelle aller Erfahrung, und aus der Umwelt kommen jene Kontrollen, Widerstände, Förderungen und Ausbalancierungen, die bei einem entsprechenden Zusammentreffen mit den Kräften des Organismus formbildend sind. Das erste typische Wesensmerkmal der Umwelt [...] ist der Rhythmus.<sup>484</sup>

Ich möchte versuchen, die Gedanken zum Rhythmus durch einige Eigenschaften anzureichern. Diese Rhythmen sind für sich selbst in zweierlei Hinsicht für die Dynamik elementarer Erfahrungseinheiten grundlegend: Zum einen ist der Rhythmus immer an eine Form gebunden und bestimmt die innere Struktur dieser Form.<sup>485</sup> Zum anderen ist der Rhythmus durch seinen wiederholenden Charakter in der Lage, die Erwartungsmodalität und damit einen fundamentalen

<sup>479</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 173.

<sup>480</sup> Dewey sieht hierin eine immer noch vorherrschende Verwandtschaft zwischen Kunst und Wissenschaft: „Doch noch immer ist das gemeinsame Interesse an Rhythmus das Band, das Wissenschaft und Kunst in einem Verwandtschaftsverhältnis hält.“, vgl. [KaEDewey], S. 174.

<sup>481</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 175.

<sup>482</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 171

<sup>483</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 171. Dewey spricht in diesen Zusammenhang von breiteren Rhythmen. Explizit schreibt Dewey: „Die breiteren Rhythmen in der Natur sind auch mit den elementaren Daseinsbedingungen des Menschen so eng verknüpft, daß sie sich dessen Aufmerksamkeit nicht entziehen konnten.“ Gemeint sind „Morgendämmerung und Sonnenuntergang“, „Tag und Nacht“, „Regen und Sonnenschein“, etc, vgl. ebd.

<sup>484</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 171.

<sup>485</sup> Zum Zusammenhang zwischen Form und Rhythmus in der Kunst siehe [KaEDewey], S. 174.

Aspekt der Dynamik selbst zu etablieren.

Erst später formuliert Dewey eine Definition des Rhythmus, nämlich als eine *geordnete Variation des Wandels*: „Und diese Tatsache [der Rhythmus erhellt das Verständnis der ästhetischen Form] veranlaßt mich, eine kurze Definition von Rhythmus zu geben. Er ist die geordnete Variation des Wandels.“<sup>486</sup> Der Wandel muss in gewisser Hinsicht geordnet und strukturiert sein. Diese Ordnung wird dann auch das Kernstück einer jeglichen Dynamik sein. Im Rahmen der Analyse zum Erfahrungsbegriff wurde bereits mit Hilfe der Deweyschen Darstellung die These formuliert, dass es um akkumulierte, d.h. sich anhäufende Wirkverhältnisse im Erleben geht, um Dynamik zu bestimmen. Dieser Gedanke findet sich gerade hier in der Betrachtung des Rhythmus als *geordnete Variation des Wandels* wieder. In den akkumulierten Wirkverhältnissen werden, sofern das zeitliche Ende einer Erfahrung erreicht ist, die Erlebnisweisen derart konzentriert, dass sie in sich die vergangenen Aspekte des gesamten Verlaufes fassen. Genau dieser Kerngedanke zum Rhythmus wird bei Dewey in völliger Konsequenz wieder eingeholt, denn zum einen „stellt“ „[d]er Wandel sich nicht nur ein, sondern er gehört mit dazu; er hat eine bestimmte Stätte innerhalb eines größeren Ganzen.“<sup>487</sup> Zum anderen liegt eine Konzentration innerhalb der geordneten Variation des Wandels (i.e. Rhythmus) vor, die Vorheriges in Jetziges speist:

Indem ein jeder Taktschlag einen Teil innerhalb des Ganzen hervorhebt, trägt er zur Stärke des Vorangegangenen bei, wobei er eine Spannung erzeugt, die zugleich die Forderung nach etwas Nachfolgendem ist. Er bedeutete keine Abänderung eines einzelnen Merkmals, sondern eine Modulation des die Eigenschaft bestimmenden, alles durchdringenden und vereinenden Substrats.<sup>488</sup>

Man muss einwenden, dass gerade einmalige, lineare Erlebnisse, die nur eine inselhafte Einheit im Erlebnisstrom sind, gar keinen inneren Rhythmus besitzen. Alle einzelnen Bewegungen, wie das Wegschieben eines Hindernisses z.B. das Öffnen einer Tür oder das Betreten eines Raumes, sind *für sich* ohne einen *direkten* Rhythmus. Aber Dewey unterscheidet sogar explizit gewisse Naturereignisse, bei denen es keine geordnete Variation eines Wandels gibt, von Rhythmen; wie z.B. „fortreibende Sturzflut“, „ein ruhender Teich“, „ununterbrochenes sandiges Ödland“ und „monotoner Lärm“.<sup>489</sup> Die rhythmische Wiederholung bei den elementaren Erfahrungen muss daher als ein *Langzeitphänomen* charakterisiert werden. Die ständige Wiederholung nach unbestimmten, aber doch vorhandenen Zeitpunkten gibt hier den Rhythmus vor, um als wiederkehrende Struktur erkannt zu werden. Darüber hinaus *können* die elementaren Erfahrungen eine rekonstruierbare, innere rhythmische Struktur haben: Das Bewegen eines Hindernisses ist durch das allmähliche Aufbauen der Kräfte gegeben, die nach Beendigung wieder abfallend sind. Hier entsteht ein Intervall, welches den Rhythmus bedingt: „Im Augenblick des Umschwunges entsteht ein Intervall, eine Pause, ein Ruhepunkt, wodurch die Interaktion gegensätzlicher Energien bestimmt und

---

<sup>486</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 179.

<sup>487</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 179.

<sup>488</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 179.

<sup>489</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 179. Ergänzend scheidet Dewey die singulären Affekte wie den Aufschrei oder das Schluchzen von rhythmischen Erlebnissen, vgl. [KaEDewey], S. 180.

#### 4 Dynamik

deutlich gemacht wird. Die Pause ist das Gleichgewicht oder der symmetrische Zustand antagonistischer Kräfte. Dies ist also das Entstehungsschema des rhythmischen Wandels, [...]“<sup>490</sup> Dass wir nach einer weiteren Begegnung mit dem Hindernis dieses wieder mit einer ähnlichen Kraft bewegen, ist somit die Bedingung für die rhythmische und damit die innere Dynamik des Vorgangs. Ähnliches gilt dann für die Erfahrung mit Behältern, denn das Betreten des Hauses oder das Füllen eines Glases mit Wasser sind, für sich genommen, mit den oben genannten Eigenschaften nicht direkt rhythmisch. Aber solche Erlebnisse werden wiederholend über längere Zeiträume erlebt. Der Rhythmus ist hier also ein *Langzeitphänomen*. Das präreflexive Wissen um die Eigenschaften von Behältern ist somit die angestaute Erwartung für die Dynamik dieses speziellen Erlebnisses. Hier liegt natürlich eine gewisse Kontingenz der Eigenschaften von Behältern vor, die uns die Natur vorgibt.<sup>491</sup> Das präreflexive Wissen (z.B. von Behältern) ist nicht als Proposition oder mentale Repräsentation gespeichert, sondern der Vollzug im Umgang mit diesen offenbart dieses Wissen.

Die erste Analyse des deweyischen Rhythmusbegriffes beleuchtet die Tatsache, dass sich die Dinge wiederholen. Diese Wiederholungen können sich auf eine momentane Erlebnissphäre oder auch auf längere und größere Zeiträume beziehen. Beim Ziehen von Gegenständen, was man nur mittels wiederholender, ruckartiger Bewegungen erreicht, erfährt man das Kraftschema mittels kurzer Intervalle, also rhythmisch orientiert innerhalb einer momentanen Erlebnissphäre. Dahingegen kann dieses Kraftschema auch über den allabendlich wiederkehrenden Kraftakt, z.B. das Schließen eines großen Tores, erfahren werden. Nur ist hier ein Rhythmus über einen längeren Zeitraum beschrieben. Es lassen sich viele solcher Beispiele in alltäglichen Handlungsabläufe finden, welche die bildschematischen Strukturen als Erfahrungswerte bedingen. Bei allen kurzen, momentan erlebten Erfahrungsweisen treten im Allgemeinen einförmige, also nicht primär rhythmische Phänomene auf. Geht man nochmals auf die grundlegende Definition der Erfahrung als *Interaktion zwischen Organismus und Welt* zurück, so müssen die von der Welt uns gegebenen Rhythmen mit den Rhythmen in Einklang gebracht werden, die wir selbst vermöge unserer bio-chemischen Anlagen und unseres Körperbaus (Gliedermaßen: Arme, Beine, Rumpf) hervorrufen können: „Nur wenn diese Rhythmen [die Rhythmen der Natur] zu einem Rhythmus der Erfahrung selbst werden, kann man sie ästhetisch nennen.“<sup>492</sup> Ästhetisch bezieht sich zwar vordergründig auf Kunstwerke, aber Dewey bezieht das Ästhetische ebenso auf alltägliche Verstehenszusammenhänge.

Im Weiteren möchte ich versuchen, die Analyse des Rhythmus mit der Organisation der Energie in Verbindung zu bringen. Ich werde zunächst von Deweys Feststellungen ausgehen, dann die Ergebnisse entsprechend erweitern und auf den Begriff der Dynamik zuspitzen. Zunächst haben wir es bei einem Rhythmus mit Intervallen zu tun. Aber diese Wiederholbarkeit ist nicht naiv

---

<sup>490</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 180.

<sup>491</sup> Vgl. hierzu Johnsons Erläuterungen zu den kontingenten Eigenschaften von Behältern, vgl. [TBiMJoh], S. 37-40.

<sup>492</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 188.

und völlig einförmig. Oben wurde schon erwähnt, dass Dewey eine Tick-Tack-Theorie ablehnt. Diese besagt, dass ein Rhythmus eine exakte „Wiederkehr mit regelmäßiger Wiederholung identischer Elemente“ ist, wobei diese Wiederkehr aber eine statische oder anatomische ist und keine funktionelle.<sup>493</sup> Im Grunde genommen kommen bei einer solchen Vorstellung gar keine Wirkverhältnisse, also keine Freisetzung von Energie zum Zuge: Bei einer „gleichförmigen Reihe“ von „Tick-Tack-Schlägen“ wäre die „Wirkung“ eher einschläfernd oder würde uns „zur Erbitterung“ treiben.<sup>494</sup> Dewey möchte der Auffassung entgegenwirken, dass der Rhythmus ausschließlich eine mathematisch beschreibbare Wiederkehr von Elementen wäre. Der Rhythmus soll mit einer funktionalen Perspektivierung theoretisiert werden, weil er sonst seiner eigentlichen Wirksamkeitssphäre – dem Wechselspiel zwischen Organismus und Welt – enthoben werden würde. Dewey bezweifelt nicht den mathematischen Zugang und es lassen sich Beispiele nennen, bei denen der mathematische Zugang den tatsächlich physikalischen Prozess erfasst, z.B. beim eintönigen Tick-Tack eines Metronoms.<sup>495</sup> Aber der eigentliche Rhythmus, der überhaupt als Aspekt der Dynamik herangezogen werden kann, kann nicht ausschließlich von dieser Theorie erfasst werden; denn „das Ergebnis ist doch nur eine mechanische Annäherung an jeglichen lebenskräftigen oder ausdrucksstarken Rhythmus.“<sup>496</sup> Man muss hier mit Dewey zu der oben festgelegten Definition einer geordneten Variation des Wandels zurückkommen:

Denn ein Rhythmus bringt beständige Variation mit sich. Nach der Definition von Rhythmus als geordnete Variation einer Manifestation von Energie ist die Variation nicht nur ebenso wichtig wie die Ordnung; sie ist vielmehr ein unerlässlicher Koeffizient einer ästhetischen Ordnung. Je größer die Variation, desto interessanter der Effekt, vorausgesetzt Ordnung wird beibehalten. [...] Dies Prinzip ist [...] das einer kumulativen Progression hin auf die vollkommene Realisierung einer Erfahrung hinsichtlich der Integrität der Erfahrung selbst [...].<sup>497</sup>

Das gleichmäßige Wiederholen, wie es bei einem Metronom der Fall ist, ist somit nicht das geeignete Korrelat für Dynamik. Zwar ist das gleichmäßige Wiederholen auch ein Nacheinander und damit in der Zeit, aber es entsteht keine Variation in der zeitlichen Entwicklung, die für die Dynamik notwendig ist. Dynamik in der Wahrnehmung und der Kognition muss also ein *Spannungsfeld* von Bekanntem bzw. Erwartetem und einer bemerkbaren, die Gesamtstruktur begleitenden *Variation* enthalten. Genau dies findet sich im Rhythmus der Geschehnisse wieder, die überhaupt für eine pragmatische und korrekte Beschreibung der Dynamik herangezogen

<sup>493</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 189f.

<sup>494</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 190.

<sup>495</sup> Später wird die Tick-Tack-Theorie durch eine tom-tom-Theorie ergänzt. Die tom-tom-Theorie nimmt Bezug auf die Rhythmen von Trommeln. Auch hier wird dem Rhythmus eine vermeintliche Exaktheit zugeordnet, wenn man ihn ausschließlich musiktheoretisch betrachtet. Aber erst durch die vielfache Veränderung und Variation der Trommler entsteht Dynamik. Eine zunächst ruhige Performance kann sich zu einer Erregtheit „vielleicht bis zur Raserei“ steigern. Vgl. [KaEDewey], S. 192. Im Übrigen erwähnt Dewey an einer weiteren Stelle das monotone Hören des Tick-Tacks einer Uhr. Tatsächlich hören wir ab einer gewissen Dauer dieses Ticken nicht mehr in der monotonen Weise, wie es erzeugt wird: „Selbst das Ticken der Uhr variiert für den Hörvorgang, [...]“, vgl. [KaEDewey], S. 195.

<sup>496</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 190.

<sup>497</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 190. Dewey bringt ergänzend ein gutes Beispiel für Variation: Gute Sänger nehmen sich die Freiheit beim Singen einen Rhythmus zu bedienen, der vom vorgegebenen Rhythmus abweicht und erzeugen hierdurch eine eigenständige und interessantere Dynamik, vgl. ebd.

werden können. An dieser Stelle erweitere ich somit die den Rhythmus bestimmenden Konstituenten auf jene Konstituenten, die für die Dynamik der Geschehnisse in der Wahrnehmung und der Kognition entscheidend sind: Die Dinge der Wahrnehmung und der Kognition geschehen dynamisch, da sie sich wiederholen und damit rhythmisch sind. Diesen Rhythmus entlehnen sie gewissen Variationen, die ein Spannungsfeld zwischen den akkumulierten Wirkverhältnissen und den sich faktisch ergebenden Wirkverhältnissen erzeugen. Dabei sammeln und konzentrieren sich die akkumulierten Wirkverhältnisse in der Erwartungshaltung. Die faktisch sich ergebenden Wirkverhältnisse sind, was sie sind; sie ergeben sich real.

An späterer Stelle betont Dewey nochmals den Unterschied zwischen einer analytischen Auffassung und einer die Ästhetik betreffenden Auffassung, um den Rhythmus zu bestimmen. Beide befassen sich mit der Wiederkehr, was eigentlich für sich genommen nicht in Frage steht.<sup>498</sup> Die analytisch-naturwissenschaftliche Auffassung sieht in der Wiederkehr nur eine „wörtliche Wiederholung des Materials oder eines exakten Intervalls.“<sup>499</sup> Wie oben gesehen, gibt es beim Rhythmus neben der bloßen Wiederkehr von exakt gleichen Elementen *Variationen*. Dies erzeugt einen Aspekt der Dynamik in den Geschehnissen. Es liegt noch ein weiterer Unterschied zu einer Erklärung vor, die sich zu stark an einer Tick-Tack-Theorie orientiert: Im Geschehen müssen *Beziehungen*<sup>500</sup> untereinander, innerhalb und über die Länge eines Intervalls des Rhythmus etabliert werden:

Ästhetische Wiederkehr hingegen ist eine Frage von *Beziehungen*, die resümieren und weitertragen. [...] Wiederkehrende *Beziehungen* dagegen dienen der Festlegung und Abgrenzung der Teile, wobei sie diesen ihre eigene Individualität geben. Aber sie verbinden auch; die individuellen Gebilde, die sie abgrenzen, erfordern gerade wegen der Beziehungen Assoziation und Interaktion mit anderen individuellen Einheiten. Insofern dienen die einzelnen Teile in lebenswichtiger Weise der Konstruktion eines ausgebreiteten Ganzen.<sup>501</sup>

Damit entsteht also ein eigentümliches Wechselspiel von Verbindung und Individualisierung der Elemente im Rhythmischen. Dieses Wechselspiel, welches sich durch die ineinander erzeugten Beziehungen ergibt, ist die Dynamik selbst. Es darf nicht eine „Wiederholung uniformer Einheiten in gleichmäßigen Intervallen“<sup>502</sup> sein, sondern es müssen sich Variationen ergeben innerhalb des Gesamtzusammenhangs, bezogen auf die unterschiedlichen und für sich individuell ergebenden Intervalle. Für die Musik ist dies verständlich. Aber auch für das Sehen ergibt sich

<sup>498</sup> „Natürlich gibt es keinen Rhythmus ohne Wiederkehr.“, Vgl. [KaEDewey], S. 192f.

<sup>499</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 192.

<sup>500</sup> Der Begriff der Beziehungen ist von hoher Bedeutung. Es geht nicht um die Elemente als Inhalte in einem Wahrnehmungserlebnis, es geht um die verschiedenen sich beständig verändernden und aktualisierenden Beziehungen von Elementen untereinander. Später wird dies in [KaEDewey] nochmals prägnant formuliert: „Die Wiederkehr von Beziehungen – nicht von Elementen – in verschiedenen Zusammenhängen, die eine Umsetzung konstituiert, ist eine qualitative Bestimmung, und infolgedessen wird sie in der Perzeption unmittelbar erfahren.“, vgl. [KaEDewey], S. 246.

<sup>501</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 192f. Dieser Gedanke zu den Beziehungen ist der Kerngedanke der *Durée* im Bergsonschen Sinne. Die Wahrnehmung geht nicht in bloßen Jetztpunkte auf, sondern vergangenes und vorahnendes verschränkt sich in Beziehungen im Augenblick jeder Empfindung: „Die ganz reine Dauer ist die Form, die die Sukzession unsrer Bewußtseinsvorgänge annimmt, wenn unser Ich sich dem Leben überläßt, wenn es sich dessen enthält, zwischen dem gegenwärtigen und den vorhergehenden Zuständen eine Scheidung zu vollziehen.“, vgl. [ZuFBer], S. 77.

<sup>502</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 194.

#### 4 Dynamik



Abb. 4.7: ionischer Händler



Abb. 4.8: Ptolemaios III



Abb. 4.9: Michelangelos Pietà



Abb. 4.10: Omega-Falte

dieser Sachzusammenhang. Ich möchte hierfür ein Beispiel aus der Bildhauerei anführen, um anzudeuten, wie die Dynamik in statischen Gebilden entstehen kann. Es ist die *Drapierung*<sup>503</sup>, die in Statuen und ebenso in Zeichnungen und der Malerei angewendet wird.

Die oft auftauchende Falte ist hierbei das Element, welches die Intervalle erzeugt. Bei Statuen, bei denen die Falte zu gleichförmig ist, d.h. bei denen die Falte in wohlgeordneter Wiederholung auftaucht, wird letztlich nur eine geringe Dynamik in der Darstellung erzeugt. Bei der persischen Relieffigur eines ionischen Händlers<sup>504</sup> (Abb. 4.7) sieht man deutlich die wiederkehrende Struktur: die Falten des Gewands. Die Elemente dieser wiederkehrenden Struktur, hier also die Falten,

<sup>503</sup> Vgl. In dem Buch *Die Falte – ein Konstitutivum menschlicher Kleidung* wird die Falte im Hinblick auf ihre technische Herstellung und Bedeutung in verschiedenen zeitlichen Epochen betrachtet. Eine Definition der Falte lautet wie folgt: „Als Falte bezeichnet man eine Richtungsänderung der Bekleidungsfläche durch Bruch, Knick, Bug, Falz, Biegung oder ähnliches und die annähernde Rückführung dieser Fläche in die ursprüngliche Richtung.“, vgl. S. 37. Die Falte konstituiert in sich Form, Struktur und Bewegung: „Die Falte erfaßt nicht nur die Form und Struktur des Kostüms sondern auch die Funktion im Sinne der Bewegung des Kostümträgers. Daraus resultieren die Bestimmungsstücke für die Falte: formend, strukturierend und bewegungsfunktionell. Wie sich Form, Struktur und Bewegungsfunktion des Kostüms nicht voneinander trennen lassen, ebenso können auch strukturierende, formende und bewegungsfunktionelle Falten nicht klar voneinander getrennt werden.“, vgl. S. 37.

<sup>504</sup> Relief (ca. 400 v.Chr.) aus der altpersischen Stadt Persepolis, wo unterschiedliche Reliefs mit verschiedenen Bevölkerungsgruppen der damaligen Zeit dargestellt sind. Das Bild stammt aus einer älteren Version des Wikipediaeintrages zu der altpersischen Stadt.

#### 4 Dynamik



Abb. 4.11: Karyatiden



Abb. 4.12: Venus von Milo

erzeugen jedoch keine deutliche Variation voneinander. In völlig gleichartigen, bogenförmigen Linien gehen die Faltungen von der Vorderseite der Figur zur Rückseite. Die Abstände der Bögen zueinander variieren nur wenig und selbst dies ist nicht die entscheidende und notwendige Variation, um Dynamik in einer statischen Figur zu erzeugen. Noch deutlicher ist die mangelnde Variation des Gewandes bei der Ptolemaiosstatue<sup>505</sup> (Abb. 4.8). Dieses Gewand leistet keinen Beitrag zur Dynamik der Figur, da es keine Faltungen in regelmäßigen Abständen gibt. Erst in der Antike treten dann die Falten expliziter auf und verleihen neben anderen Stilelementen, wie z.B. Kontrapost und Ausfallschritt, den Figuren die entsprechende Beweglichkeit. Man kann dann mit diesem Element – die Variation der Faltung – die Dynamik variabel gestalten, was sich an der Differenz gewöhnlicher Figuren<sup>506</sup> (Abb. 4.12) und den Karyatiden<sup>507</sup> (Abb. 4.11) erkennen lässt. Die Karyatiden stehen faktisch und sind als tragende Säulen für Tempelanlagen gedacht. Wahrscheinlich sind darum die Faltungen hier mit deutlich weniger Variation versehen worden. Explizit taucht dann die Faltung und insbesondere die sogenannte Omega-Faltung in der Renaissance wieder auf. Die Omega-Falte wird dabei mehrfach wiederholt, wie man es z.B. in Michelangelos Pietà sehen kann (Abb. 4.9)<sup>508</sup>. Doch sie variiert derart, dass entsprechend Lockerheit und Dynamik in der Statue erzeugt werden.

Diese Beispiele einer regelmäßigen, aber variablen Wiederholung sollen hier für Deweys Rhythmusverständnis gesehen werden.<sup>509</sup> Es geht nicht ausschließlich um auditive Signale, die uns in Form von Musik rhythmisch begegnen können<sup>510</sup>, sondern um ein umfangreicheres Verständnis

<sup>505</sup> Standfigur des Königs Ptolemaios III (230 v.Chr.) aus dem ägyptischen Museum in Berlin. Das Bild stammt aus der Internetseite Wikimedia Commons.

<sup>506</sup> Die Venus von Milo oder die Aphrodite von Melos (100 v.Chr.) ist ein Beispiel hellenistischer Kunst. Sie befindet sich im Louvre in Paris.

<sup>507</sup> Die abgebildeten Karyatiden befinden sich in der Korenhalle des Erechteion (ca. 400 v.Chr.) auf der Akropolis in Athen. Das Bild stammt von der Internetseite *Europäisches Licht*.

<sup>508</sup> Die Pietà steht im Petersdom im Vatikan zu Rom (ca. 1498). Beide Bilder – Abb. 4.9 und 4.10 – stammen aus den Wikipediaeinträgen zur Omegafalte bzw. der Römischen Pietà.

<sup>509</sup> Dewey hat selbst verschiedene Beispiele, die sich auf das Sehen beziehen. Siehe etwa [KaEDewey], S. 194f, Deweys Ausführungen zum Schachbretteffekt und die Bemerkungen zur Ornamentik.

<sup>510</sup> Dewey betont dies explizit, vgl. [KaEDewey], S. 197. Auch die Vielzahl an Beispielen aus unterschiedlichsten Kunstgattungen spricht für eine erweiterte Theorie des Rhythmus, vgl. [KaEDewey], S. 198, S. 199 (hier Literatur),

#### 4 Dynamik

der erlebbaren Rhythmen und der damit verbundenen Dynamik in alle Bereiche des Sinnlichen und Kognitiven: „Die Leugnung eines Rhythmus bei Bildern, Bauwerken und Statuen oder die Versicherung, er werde darin nur metaphorisch entdeckt, beruht darauf, daß man die innere Beschaffenheit jeder Perzeption verkennt.“<sup>511</sup> Dieses Bedürfnis nach Wandel und Variation ist ein Anliegen, welches sich aus dem organischen Leben ergibt: „Das organische Verlangen nach Variation ist von der Art, daß es in der Erfahrung erzwungen wird, und das sogar ohne größere äußere Veranlassung.“<sup>512</sup> Weiter formuliert Dewey, dass der Organismus neben dem Verlangen nach „Mannigfaltigkeit“ auch nach Ordnung verlangt.<sup>513</sup> Die Dinge, ob nun sensuell, sensomotorisch<sup>514</sup> und kognitiv, dürfen sich nicht völlig chaotisch ergeben. Es muss ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Ordnung und Variation in den Abläufen vorliegen, damit wir etwas in den entsprechenden Bereichen als dynamisch empfinden.

Ich möchte auf den Zusammenhang zwischen Rhythmus und geordneter Energie zurückkommen. Dieser Zusammenhang wird bereits zu Beginn von Deweys Buch *Kunst und Erfahrung* angesprochen. So spricht Dewey im ersten Kapitel von einer sich „selbst entfaltenden Ordnung“, die „dynamisch“ ist und die „Energien“ zwischen Organismus und Umwelt „gegenseitig aufrecht erhalten.“<sup>515</sup> Um diese Verständnisweisen der Begriffe *Rhythmus* und *Energie* mit dem Erfahrungsbegriff in Verbindung zu bringen, fasst Dewey dies wie folgt zusammen:

Die direkte Erfahrung ergibt sich aus der Wechselbeziehung zwischen Mensch und Natur. Innerhalb dieser Wechselbeziehung sammelt sich die menschliche Energie, wird freigesetzt, aufgestaut, zurückgedrängt und setzt sich siegreich durch. Es gibt einen rhythmischen Wechsel von Bedürfnis und Befriedigung, Pulsschläge ausgeübten und aufgehaltenen Tuns. Alle wechselseitigen Beziehungen, die im Wirbelstrom des Wandels für Ordnung und Dauer sorgen, sind Rhythmen; [...]<sup>516</sup>

Der vorherige Abschnitt hat anhand des Deweyschen Erfahrungsbegriffes die Endhaftigkeit jeder Erfahrung herausgearbeitet. Die Erfahrung als die Interaktion zwischen Organismus und Umwelt geht in diesem Zwischen, i.e. die Interaktion, also dort, wo die Erfahrung dann faktisch stattfindet, immer mit Beendigung der Energie einher. Fassen wir also Energie als inneres Wirkverhältnis auf, so übernimmt dieses Wirkverhältnis den Antrieb jeglicher Erfahrung. Ist diese Aufgabe erfüllt, so kommt die Erfahrung zu einem Ende: „Ich habe die Tatsache unterstrichen, daß sich jede ganzheitliche Erfahrung einem Ende, einem Abschluß zubewegt, da sie erst dann aufhört, wenn die in ihr wirkenden Energien ihre eigentliche Aufgabe erfüllt haben. Wenn sich somit ein Energiekreis schließt, so bedeutet dies das Gegenteil von Stillstand, von *stasis*.“<sup>517</sup> Dieses Gegenteil ist nichts anderes als *dynamis*. Jede Erfahrung als Interaktion ist freigesetzte Energie

---

S. 201 (hier Malerei), S. 207 (Degas, Renoir, Matisse) etc.

<sup>511</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 204.

<sup>512</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 195.

<sup>513</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 195 und S. 196: „Der Rhythmus rechnet zu den Vernunftvermögen unter den Qualitäten. Der Einfluß auch nur der geringsten Ordnung eines Rhythmus auf einen Nichtkultivierten zeigt, daß man eine gewisse Ordnung in der Geschäftigkeit des Lebens braucht.“

<sup>514</sup> Zur sensomotorischen Energie vergleiche bei Dewey [KaEDewey], S. 204.

<sup>515</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 22.

<sup>516</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 24.

<sup>517</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 53.



und bedingt die Dynamik. Dieses letzte Zitat, welches sich noch vor der eigentlichen Analyse *Die Organisation der Energie* im VIII Kapitel befindet, zeigt deutlich den Zusammenhang zwischen der Erfahrung und der diese Erfahrung bedingenden Energie. Daher möchte ich mich im folgenden Abschnitt der Organisation dieser Energie zuwenden.

### 4.4.3 Die Organisation der Energie

Im VIII Kapitel *Die Organisation der Energie*, aus dem ich bisher die Analyse des Rhythmus vorangetrieben habe, kommt Dewey mehrfach auf die *geordnete Energie* zurück. Oben wurde sie bereits indirekt im Rahmen der Bemerkungen zum Rhythmus angerissen: Völlig chaotisch dürfen die rhythmischen und dynamischen Dinge im Sensuellen, Somatomotorischen und Kognitiven uns nicht begegnen. Es muss eine Ordnung der sich entfaltenden Energie geben: „Energie ohne Organisation verpufft.“<sup>518</sup> Dies wird durch die wiederkehrenden Strukturelemente gewährleistet. Die Ordnung besteht insbesondere in den oben angesprochenen Beziehungen, einzelner, theoretisch trennbarer Elemente, innerhalb eines Erlebnisintervalls. Die Phrase „theoretisch trennbare Elemente“ meint hier, dass man nach einem Erlebnis in der Erinnerung die Dinge, die geschehen sind, natürlich einzeln trennen und wiedergeben kann. Dahingegen liegt in der sinnlichen Erfahrung, i.e. im ästhetischen Bereich, diese Trennung nicht vor, sondern man erfährt in solchen Erlebnismomenten eine ständig sich neu ergebende Verschränkung von Beziehungen untereinander:

Ästhetische Wiederkehr ist lebendig, physiologisch und funktional. Es handelt sich dabei eigentlich um Beziehungen und nicht um Elemente, die wiederkehren, und zwar wiederholen sie sich in verschiedenen Zusammenhängen und mit verschiedenen Konsequenzen, so daß jede Wiederkehr den Charakter der Innovation wie auch den einer Erinnerung trägt. Während sie noch eine erweckte Erwartung erfüllt, erregt sie gleichzeitig ein neues Verlangen, ruft eine ungesättigte Neugierde wach und begründet eine veränderte Spannung.<sup>519</sup>

Damit ist die Rede von einzelnen Elementen in gewisser Hinsicht irreführend, zugleich aber notwendig. Die Kontinuität der sich im Rhythmus ergebenden Zusammenhänge besteht aus Beziehungen<sup>520</sup>, d.h. reinen Relationen, worin die Relata für die Dynamik selbst eine kontingente Rolle einnehmen. Sie sind zwar notwendig, damit sich überhaupt etwas als rhythmisch oder dynamisch ergeben kann. Doch entscheidend sind die sich ständig neu ergebenden Beziehungen untereinander. Dewey gibt im Anschluss an dieses letzte Zitat eine ganze Reihe von Beispielen, mit denen er die Kontextunabhängigkeit dieser Beziehungshaftigkeit nochmals betont. Sowohl in der Konversation, im Drama, im Roman – also der gesamten Literatur – als auch in der architektonischen Konstruktion und in der Musik<sup>521</sup> ist diese Beziehungshaftigkeit innerhalb der

<sup>518</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 207.

<sup>519</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 197.

<sup>520</sup> Auf die Bedeutung des Konzepts der *Beziehung* als bloßes Korrelat, welches unabhängig von Elementen (auditives, visuelles, kognitives, etc.) immer wieder auftritt, ist oben herausgestellt worden. Zwar ist die Beziehung das Primat, aber völlig ohne die Elemente kommen die Beziehungen nicht aus, vgl. [KaEDewey], S. 236. Insbesondere findet man a.a.O. auch einige Beispiele aus der Malerei bzgl. der Beziehungshaftigkeit, vgl. [KaEDewey], 235f.

<sup>521</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 197.

#### 4 Dynamik

Rhythmen das Entscheidende. Diese ist gekoppelt an eine Erfahrung. Denn „wenn es eine geordnete Erfahrung gibt“, kann in allen relationsgebenden Gefügen (Literatur, Wissenschaft, Musik, was bereits alles als *in die Wahrnehmung integriert* gedacht werden muss) „eine Dimension, die den Wert dessen, was [zeitlich] vorausgeht, zugleich wieder[geben] und zusammen[fassen]“. <sup>522</sup> Im Moment des Wirkens ist das, „was kommen muß“ <sup>523</sup>, mit evoziert. Dewey spricht hier den Charakter der Dynamik an: Im Prozess des Verstehens ist etwas gegeben, was noch nicht anwendend ist, aber im Darstellungsprozess vorgedeutet ist. Dynamik lässt sich damit als Wirkverhältnis bestimmen, welches sich in allen relationsgebenden Gefügen im Moment des *Zum-Darstellung-kommens* ergibt. Mit einem Wort: Bei sich ergebenden *Wirkverhältnissen* handelt es sich um Dynamik. Dewey schließt diese Analyse mit der zusammenfassenden Bemerkung: „Diese Sachlage definiert die Organisation der Energien.“ <sup>524</sup>

Diese Relationen oder Beziehungen, die sich in der Entfaltung des Rhythmus als eine geordnete, autopoietische Organisation der Energie manifestiert, sind als Wirksamkeit die Dynamik der jeweiligen Struktur (leiblich: sensomotorisch, Wahrnehmung: sensuell, Gedanken: kognitiv, sprachlich: Sprechakt), in der sie sich abspielen. Die Rhythmen organisieren somit die Energien und liegen als ein *Zwischen* im Wechselspiel zwischen lebendigem Organismus und der Umwelt vor, i.e. sie liegen in der Erfahrung. <sup>525</sup>

Ein wichtiger Punkt ist im Zusammenhang dieser drei Aspekte Erfahrung, Rhythmus und geordnete Energie bereits angesprochen worden. Um die Dynamik zu erzeugen, ist ein Spannungsverhältnis zwischen *Erwartung* und *Erleben* notwendig: „Denn wann immer jeder Schritt vorwärts gleichzeitig eine Summierung und Erfüllung dessen, was vorausgeht, darstellt, und jedwede Anhäufung die Erwartung spannungsreich vorwärts treibt, sprechen wir von Rhythmus.“ <sup>526</sup> Die Energie wird aber im Erleben aufgespeichert und aufbewahrt. Nur so kann das gegenseitige Beziehungsgeflecht erklärt werden. Dieses Spannungsverhältnis ist vielschichtig und betrifft nicht ausschließlich einen Typ von sensorischer Erfahrung, etwa *nur* das Sehen oder *nur* die leibliche Interaktion. Letztlich ist dieses Spannungsverhältnis die Ordnung der Energie: „Wo Energie durch wechselseitig wirkende spannungsreich wird, da entfaltet sie sich in einer geordneten Extension.“ <sup>527</sup> Darüber hinaus ergeben sich innerhalb einer Modalität (etwa nur des Sehens) verschiedene Bezüge, die dann „die Aktivität der Wahrnehmung aufbaut.“ <sup>528</sup> Dewey spricht oft im Plural von *Energien*. <sup>529</sup> Im Akt des Erlebens treten dann die verschiedenen Energien zusammen und verharren nicht mehr in ihrer jeweiligen Potentialität, sie „evozieren und verstärken sich unmittelbar gegenseitig um der eintretenden Erfahrung willen.“ <sup>530</sup> Im Grunde genommen wird durch

---

<sup>522</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 197.

<sup>523</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 197.

<sup>524</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 197.

<sup>525</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 199.

<sup>526</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 200.

<sup>527</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 211f.

<sup>528</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 206.

<sup>529</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 206f.

<sup>530</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 206.

diese Art der Erläuterung auf die Möglichkeit einer synästhetische Auffassung aller Modalität hingewiesen. J.M Krois hat diesen Punkt, dass das Sehen in gewisser Hinsicht mit dem Hören, aber auch der leiblichen Bewegung nicht nur konform geht, sondern das Sehen und das Hören selbst mit leiblichen Bewegungen verschränkt sind.<sup>531</sup>

Um diesen Aspekt der inneren Spannung nochmals zu verdeutlichen, möchte ich darauf hinweisen, dass es um ein Wechselspiel zwischen Erwartetem und Unerwartetem geht, was sicherlich auch eine Frage des kulturellen Kontextes ist. Hierbei ordnet Dewey dem Rhythmus eine interne *Balance* der Wirkverhältnisse mit zu: „Denn die Idee organisierter Energie bedeutet, daß Rhythmus und Balance nicht getrennt werden können, obschon sie gedanklich unterschieden werden können.“<sup>532</sup> Die Balance<sup>533</sup> entsteht dort, wo die Ruhepunkte im rhythmischen Geschehen sind. Hier liegt eine „relative Erfüllung“<sup>534</sup> im Wahrnehmen, in der Sensomotorik oder in der Sprechaktsituation vor. Wenden wir aber in der theoretischen Reflexion den Blick ausschließlich auf die Bewegung, beschäftigen wir uns also „mehr mit einem Kommen und Gehen als mit dem Innehalten“<sup>535</sup>, dann würden wir ausschließlich den Rhythmus beschreiben. Dewey hat hier die Schwierigkeiten erkannt, dass die theoretische Beschreibung des Rhythmus als ein reines Akzentmuster eine Balance enthalten muss. Erst so kann ein „Wechsel von Verdichtung und Entspannungen“<sup>536</sup> erfolgen: „Ein Widerstand verhindert eine unmittelbare Entladung und speichert Spannung, die starke Energie bindet.“<sup>537</sup> Dies ist somit eine Beschreibung, die das Wesen der Dynamik treffend erfasst. Dabei ist die Modalität, in der sich die Dynamik verwirklicht, zwar unterscheidbar, aber für das Wesen der Dynamik von zweitrangiger Bedeutung. Ergänzend können sich die Modalitäten mischen und eine wechselseitige Beeinflussung ausüben. Dies macht es letztlich auch schwierig, von Dynamik an sich zu sprechen. Nichtsdestoweniger lassen sich Konstituenten von Dynamik benennen, so wie es hier mit Hilfe von Deweys Darstellung des Rhythmus und der Organisation der Energie geschehen ist.

Interessanterweise kulminieren Deweys Analysen in einer Zusammenführung von räumlichen und zeitlichen Ereignissen. Damit wird das „Faktum“, was hier Gegenstand der Dissertation ist, nämlich die Verbindung von räumlichen und zeitlichen Strukturen, wieder eingeholt, denn dieses Faktum „wird“ „in jeder gewöhnlichen Perzeption veranschaulicht“: „Wir sehen Intervalle und

<sup>531</sup> Vgl. beispielsweise in J.M. Krois' Text *Synesthesia and the Theory of Signs*, in *Bildkörper und Körperschema*, S. 163-174.

<sup>532</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 208.

<sup>533</sup> Man vergleiche folgende Bemerkung zur Symmetrie und zur Balance: „Symmetrie mit Hilfe statischer Begriffe zu definieren, entspricht genau dem Irrtum, Rhythmus als Wiederkehr von Elementen zusehen. Balance ist ein Akt des Ausgleichens, eine Frage der Verteilung von Gewichten im Hinblick auf die Art und Weise, wie sie wechselseitig aufeinander wirken.“, vgl. [KaEDewey], S. 209f. Die Balance ist somit die Art und Weise wie das Beziehungsgeflecht gestaltet ist. Was wir wie als *ausgeglichen* beim Hören, Sehen, Bewegen empfinden ist sicherlich kulturell verschieden. Es geht hier nur um die faktische Feststellung, dass innerhalb jeglicher Dynamik sich diese Ausgeglichenheit ergeben muss.

<sup>534</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 209.

<sup>535</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 209.

<sup>536</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 209.

<sup>537</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 209.

Richtungen auf Bildern und wir hören Distanzen und Umfänge in der Musik.“<sup>538</sup> Nur dort, wo wir in herkömmlicher Weise räumliche und zeitliche Aspekte sondern und nur der einen oder anderen Art zuordnen, bewegen wir uns im Rahmen einer typischen Reflexion über Gedanken und ihrer Prozessualität. Alles wirkliche Dynamische, ob es die Kognition oder die Sensomotorik *als Verstehensprozess* oder wie hier explizit bei Dewey die Perzeption betrifft, muss durch die zeitlich-räumlichen Genese in der Prozessualität der jeweiligen Entfaltung erklärt werden. Ich betone hier die Einschränkung auf die Kognition oder die Sensomotorik als Verstehensprozesse, da hier eine immanente Ordnung vorliegen muss, um als Verstehensprozess gelten zu können. Man kann willkürliche Bewegungen haben und man kann unstrukturiert vor sich hin sinnieren; wie immer diese im Detail aussehen mag und wie immer man diese Zustände beschreiben möchte. Aber in den Momenten, bei denen die Handlung sinnbezogen im Kontext und im Wandel der Welt stehen, herrscht eine von Fall zu Fall näher erläuterbare Ordnung im Wechselspiel des Organismus mit seiner Umwelt. Hier finden Verstehensprozesse durch diese Prozesse selbst statt und diese sind dynamisch in der Weise, wie ich es mittels Deweys Darstellung versucht habe, zu verdeutlichen.

### 4.5 Form, Fühlen und Dynamik

Der oben freigelegte und beschriebene Aspekt der Dynamik soll im Folgenden näher im Hinblick auf bildschematische Strukturen untersucht werden. Dabei gehe ich in diesem 4. Kapitel auf den Begriff der Form<sup>539</sup> ein. Er taucht bei Dewey immer wieder auf und bereitet Susanne Langers Gedanken zur Unterscheidung der präsentativen und diskursiven Formen vor. Diese explizite Unterscheidung betrifft eine fundamentale Unterscheidung der Dynamik. Zunächst werde ich auf Deweys Formbegriff eingehen (Abschnitt 4.5.1), danach werde ich mich mit Langers Unterscheidung der präsentativen und diskursiven Formen beschäftigen (Abschnitt 4.5.2). Beide Betrachtungsweisen werden für eine weitere Perspektive auf den Begriff der Dynamik herangezogen, der sich durch eine abschließende Betrachtung des Fühlens bei Langer (Abschnitte 4.5.3 und 4.5.4) ergibt.

<sup>538</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 214. Der Abschnitt dokumentiert nochmals Deweys Differenz zu einer herkömmlichen Auffassung in der Ästhetik, bei der *Räumliches* nur der Architektur, Malerei und Bildhauerei und *Zeitliches* nur der Musik und der Literatur oder dem Theater zugeordnet wird. Hier liegt schon eine intellektuelle und einseitige Reflexion vor, gegen die sich Dewey zur Wehr setzt: „Die Unterstellung, daß wir Musiktöne nur unmittelbar *als zeitlich aufeinander folgende* hören und Farben *als räumliche Phänomene* sehen, liest in eine unmittelbare Erfahrung bereits eine spätere Interpretation hinein, die der Reflektion zukommt.“ Vgl. [KaEDewey], S. 214, aber auch S. 213-214 zur Zeit-Raum-Struktur in der Kunst und im Vergleich zur Physik.

<sup>539</sup> Es gibt in Deweys Werk eine direkte Verbindung zwischen Rhythmus und Form. Explizit finden sich die Rhythmen in allen Kunstgattungen und betreffen die Verstehensweisen aller ästhetischen Bereiche. Rhythmus als „allgemeingültiges Daseinsschema“ durchzieht „sämtliche Gattungen der Kunst: Literatur, Musik, Bildhauerei, Architektur ebenso den Tanz.“, vgl. [KaEDewey], S. 174. Nach Deweys Auffassung entsteht durch den kämpferischen Versuch seitens der Menschen eine Anpassung der Kunst an die Natur. Es werden „Errungenschaften und Siege“ etabliert: namentlich die ästhetischen Stoffe. Diese Errungenschaften sind das „Grundmuster der Kunst“ und letzten Endes die „wahre Bedingung für Form.“, vgl. [KaEDewey], S. 174. Man kann dies, wie folgt, zusammenfassen: Da Rhythmus sich in allen Bereichen der Ästhetik befindet, sich dieser aber im ästhetischen Stoff als Form veräußert, gibt es eine direkte Verbindung zwischen Deweys Begriff des Rhythmus und der Form.

### 4.5.1 Der Begriff der Form bei Dewey

Der Deweysche Formbegriff ist spezieller als der sehr allgemeine Erfahrungsbegriff. In den Erfahrungen kommen jeweilige Formtypen zum Zuge. In ihnen kondensieren und konzentrieren sich alle oben einzeln aufgeführten Aspekte für die Dynamik wie *Rhythmus* und *Organisation der Energie* in einer immanenten Gliederung. Daher liegen in der Form die entsprechenden Konstituenten für Dynamik vor: „Charakteristische Merkmale wie Kontinuität, Ansammlung, Spannung und Vorbereitung sind somit formale Bedingungen für die ästhetische Form.“<sup>540</sup> Präziser formuliert, lassen sich in der *Form* anhand von Melodien, kinästhetischen Bewegungen, Trajektorien usw. die kumulativen Anhäufungen erst auffinden, um die Dynamik zu erzeugen. Dewey führt hierfür explizite Bedingungen für Formen auf:

Es kann keine Bewegung auf einen vollendeten Abschluß hin geben, wenn es dabei nicht ein fortschreitendes Ansammeln von Werten, einen kumulativen Effekt gibt. Dieses Ergebnis kann nicht ohne die Wahrung der Bedeutungen des Vorangegangenen bestehen. Damit die notwendige Kontinuität gesichert werde, muß die angesammelte Erfahrung vielmehr so geartet sein, daß sie eine gespannte Erwartung der Lösung schafft. Ansammlung bedeutet gleichzeitig Vorbereitung, [...]<sup>541</sup>

In Deweys Analyse zeigt sich hier eine ähnliche Beschreibung der Zeitempfindung, wie wir sie später bei Husserls Lehre der *Protention* und *Retention* sehen werden. Der Vorteil der Deweyschen Darstellung besteht darin, dass Kontinuität am Formenbegriff erläutert wird und wir daher ein direktes Korrelat (die Melodie, die kinästhetische Bewegung, die verbale Äußerung) zur Verfügung haben. Der Nachteil besteht darin, dass Husserls Analysen bzgl. der Bewusstseinsleistung präziser sind; denn es gibt einen wichtigen Unterschied zwischen Erwartung und Protention respektive Erinnerung und Retention. Auf diesen Unterschied werde ich im folgenden Kapitel wieder zurückkommen. Wie wir gesehen haben, lassen sich die dynamischen Errungenschaften in den verschiedenen ästhetischen Bereichen als Formen charakterisieren. Es wurde bereits mehrfach erwähnt, dass Dewey ein weiter reichendes Projekt vor Augen hat, als nur eine reine Theorie der Ästhetik im Hinblick auf die philosophischen Fragen, die die Kunst betreffen. Nichtsdestoweniger soll nun die Betrachtung auf Dynamik in Sprache und Denken vorbereitet werden. Hierfür möchte ich im folgenden Abschnitt einen Zusammenhang<sup>542</sup> zwischen *Form* und *Dynamik* herstellen: Wichtig für die weitere Betrachtung ist die Unterscheidung zwischen *präsentativen* und *diskursiven* symbolische Formen. Sie stammt von Susanne Langer und ist in ihrem Buch *Feeling and Form* weiterentwickelt worden. Diese Weiterentwicklung ist in vielerlei Hinsicht eine

<sup>540</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 160.

<sup>541</sup> Vgl. [KaEDewey], S. 160. Man vgl. aber auch die nochmalige Bestätigung dieser Konstituenten für Form im weiteren Verlauf des Textes: die formalen Bedingungen einer konkreten Form sind Ansammlung, Erhaltung, Erwartung und Erfüllung, vgl. [KaEDewey], S. 168.

<sup>542</sup> Oben ist bereits die präsentative Form erwähnt worden. Daher ist dieser Zusammenhang zwischen Form und Dynamik als ein nachgetragene Bestimmung zu verstehen, die für die Natur der Dynamik wesentlich ist.

direkte Antwort auf Deweys Konzeption. Im Weiteren sollen die wichtigsten Gesichtspunkte herausgearbeitet und für den Begriff der Dynamik vorbereitete werden, jedoch nun mehr unter dem Bedürfnis, die *Sprache* und *Denken* deutlicher zu berücksichtigen.

### 4.5.2 Präsentative und diskursive Formen

In Langers Buch *Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst*<sup>543</sup> werden die zentralen Begriffe diskursive und präsentative Formen erstmals vorbereitet. Die Konsequenzen dieser Unterscheidung werden anhand der Musik exemplarisch erläutert. In dem Buch *Feeling and Form*<sup>544</sup> werden dann diese Gedanken, die für die Musik entwickelt worden sind, mithilfe einer Konzeption des Fühlens bzw. des Gefühls (feelings) auf alle Bereiche der Kunst und insbesondere der Sprache erweitert.

Im Detail verhandelt sie im 4. Kapitel von *Philosophie auf neuem Wege* die Unterscheidung präsentativer und diskursiver Formen erstmals genauer. Diskursive Formen sind zunächst Symbole, welche sie explizit von Zeichen<sup>545</sup> unterscheidet. Die diskursiven Formen als Symbol haben eine eigene interne Struktur, welche durch ein *Nacheinander von Elementen* bzw. *kleineren Entitäten* beschrieben werden kann. In *Feeling and Form* gibt Langer ebenfalls eine kurze Zusammenfassung der Diskursivität gewisser symbolischer Formen wieder und spricht hierbei von einer „one-to-one correlation“<sup>546</sup>. Die offensichtlichste symbolische Form, die sich als diskursive Form gibt, ist die Sprache: „Nun ist aber die Form aller Sprachen so, daß wir unsere Ideen nacheinander aufreihen müssen, obgleich Gegenstände ineinanderliegen; so wie Kleiderstücke, die übereinander getragen werden, auf der Wäscheleine nebeneinander hängen. Diese Eigenschaft des verbalen Symbolismus heißt Diskursivität; [...]“<sup>547</sup> Diese Eigenschaft der Diskursivität, die sich durch eine Linearität von Elementen ausdrückt und durch diese Linearität zu einer eigenen, symbolischen Form wird, ist allen verbalen Sprachen und ihren „ärmeren Ersatzformen“ wie „Hieroglyphen, Taubstummensprache, Morsekodex“ oder „hochentwickelte Trommeltelegraphie gewisser Dschungelstämme“ gemeinsam.<sup>548</sup> Bei einem genaueren Blick auf diese Beispiele lässt sich feststellen, dass aber gerade Hieroglyphen oder Trommeltelegraphie noch etwas mehr besitzt als bloß die Linearität ihrer Erscheinungsweise von einzelnen Elementen (ikonische Bilder bzw. die einzelnen Trommellaute). Auf diesen präsentativen Aspekt, der sich ebenfalls in diesen diskursiven Erscheinungsweisen findet, werde ich nochmals zurückkommen.

<sup>543</sup> Im Weiteren wird dies Buch mit [PanWLAN] abgekürzt. Der englische Originaltitel lautet *Philosophy in a New Key. A Study in the Symbolism of Reason, Rite and Art*.

<sup>544</sup> Im Weiteren wird dies Buch mit [FaFLan] abgekürzt.

<sup>545</sup> Zur Unterscheidung von Symbol und Zeichen vergleiche man Kapitel 3 *Die Logik der Anzeichen und Symbole*, [PanWLAN], S. 61-68. Grob gesprochen besteht der Unterschied darin, dass ein Symbol im Hinblick auf das, worauf es sich bezieht, kontextunabhängig ist, wohingegen das Zeichen immer in einem Kontext steht, welcher für das Angezeigte entscheidend ist. Das Symbol präsentiert eine Idee, das Zeichen nicht.

<sup>546</sup> Vgl. [FaFLan], S. 30.

<sup>547</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 88.

<sup>548</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 86, Langer bereitet hier den Leser auf ihr Verständnis von Sprache vor. Auf dieses Verständnis ist sie insbesondere in den vorherigen Kapiteln 2 *Symbolische Transformation* und 3 *Die Logik der Anzeichen und Symbole* unter Berücksichtigung einiger zentraler Ergebnisse beim frühen Wittgenstein eingegangen.

#### 4 Dynamik

Dass zusätzlich die Sprache neben ihrer diskursiven Seite auch eine präsentative Seite haben kann, wird ebenfalls später verdeutlicht werden. Gerade dieser Schnittpunkt (präsentative und diskursive Aspekte von Sprache und Denken) ist für die interne Dynamik dieser symbolischen Formen (die Sprache) und für die Thematik der Dynamik bildschematischer Strukturen eine wichtige und näher zu erläuternde Eigenschaft. Im Übrigen stellt Langer an späterer Stelle fest, dass sich in der Sprache Bedeutungen ergeben, die präsentativ sind.<sup>549</sup>

Nicht alle Ereignisse der menschlichen Geistestätigkeit können sich dieser Weise des Formverständnisses, i.e. Diskursivität, eingliedern. Nach Langer sind die formal logischen Gesetze wie Syllogismen gerade dieser Diskursivität der Sprache geschuldet. Selbst unsere „Gehirntätigkeit“ lässt sich nicht immer in diese Diskursivität und ihrer „wörtlichen Bedeutung“ zwingen<sup>550</sup>. Langer verweist auf klassische analytische Denker wie Carnap und Russell, aber auch Wittgenstein und Frege, die diesen anderen Ereignissen wie Fühlen oder Perzipieren einem *bloßen Innenleben* zuordnen und strikt von realen Denkvorgängen trennen würden. Diese Position als „die Haltung der Logiker, die die Grenzen der Sprache untersucht haben“<sup>551</sup>, wird von ihr wie folgt zusammengefasst:

Nichts, was nicht Sprache im Sinne ihrer technischen Definition ist, kann den Charakter symbolischer Expressivität besitzen [...]. Was nicht in die diskursive Form ›projiziert‹ werden kann, ist für den menschlichen Geist überhaupt unerreichbar, und jeder Versuch, irgend etwas außer beweisbarer Tatsachen zu verstehen, ist vergeblicher Ehrgeiz. Das Wißbare bildet ein durch das Erfordernis diskursiver Projizierbarkeit klar definiertes Feld. Außerhalb seiner liegt das unausdrückbare Reich des Gefühls, der formlosen Wünsche und Befriedigungen, auf ewig incognito und incommunicando. Ein Philosoph, der dorthin schaut, ist ein Mystiker, [...]<sup>552</sup>

Mit dieser Position bricht Langer radikal in dem Sinne, dass sie die Erforschung derartiger symbolischer Hervorbringungen wie Emotionen und künstlerischer Phantasien nicht den Psychologen überlassen möchte. Auch diese Bereiche sind ein Feld der philosophischen Erforschung und haben eine Semantik in ihren Ausdruckserscheinungen, die sicherlich verschieden ist von der Semantik der diskursiven symbolischen Formen. Mit diesem Bruch des klassischen, analytischen Denkens bzw. mit dieser starken Einschränkung der Kognition auf das Denken in diskursiven symbolischen Formen wird die Einführung von präsentativen symbolischen Formen motiviert.<sup>553</sup> Im Weiteren möchte ich die präsentativen Strukturen symbolischer Formen näher untersuchen. Der Ausgangspunkt ist zunächst mit der Feststellung gegeben, dass Semantik im klassischen

<sup>549</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 103. Hier gibt es Ausführungen, die zeigen, dass sich zwar kleinere Bedeutungseinheiten während des Lesen bzw. Hörens von Sprache ergeben. Aber es kommt zu einer „Bedeutung des Ganzen“, welche sich im Akt des Verstehens als präsentativ offenbart.

<sup>550</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 90.

<sup>551</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 92.

<sup>552</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 92.

<sup>553</sup> Bei aller Kritik muss hier jedoch betont werden, dass dies die produktiven Ergebnisse einer sprachanalytischen Sichtweise nicht berührt. Über mehrere Seiten und Kapiteln erläutert Langer ausführlich im völligen Einklang mit den klassischen analytischen Denkern wie Wittgenstein, Carnap und Russell, dass im Rahmen der sprachanalytischen Mittel und der Anerkennung logischer Gesetze klassische Probleme der Philosophie in einer sinnvollen Weise gelöst werden konnten. Im Grunde genommen ist ihre Unterscheidung – präsentative und diskursive Symbole – eine Einführung, um Bereiche wie Emotionen, Gefühle und Ästhetik als Bedeutungsstrukturen philosophisch erschließen zu können. Langer erläutert Positionen des sprachanalytischen Denkens und entwickelt aus gewissen Unzulänglichkeiten dieser Positionen den Begriff der präsentativen symbolischen Form.

Sinne, also dem gesamten Bereich der Bedeutungen weiter geht als Sprache: „Das Feld der Semantik reicht weiter als das der Sprache, [...]“<sup>554</sup> Der Irrtum besteht insbesondere darin zu glauben, dass Sprache die einzige artikulierte Hervorbringung sei. Worauf Langer abzielt, ist die Herausstellung, dass bereits die Sinneswahrnehmung selbst ein symbolisches Darstellungsgefüge ist. Jedes Wahrnehmen, und hierbei kann an Sinnesmodalitäten im Einzelnen aber auch an die synästhetischen Erscheinungen gedacht werden, ist bereits eine Weise der symbolischen Formverwirklichung: „Unsere reine Sinneserfahrung ist bereits ein Prozeß der Formulierung.“<sup>555</sup> Genauer ist die Komplexität der Sinneswahrnehmung eine Reduzierung wiederkehrender Strukturen, die sich als artikulierte Formen ergeben:

[...] die Welt der reinen Sinneswahrnehmung ist so komplex, fließend und reich, daß bloße Reizempfindlichkeit nur das antreffen würde, was William James »eine blühende, schwirrende Konfusion« genannt hat. Aus diesem Chaos müssen unsere Sinnesorgane bestimmte vorherrschende Formen auswählen, wenn sie Dinge und nicht bloß sich auflösende Sinnesempfindungen melden sollen. [...] Ein Objekt ist kein Sinnesdatum sondern eine durch das sensitive und intelligente Organ gedeutete Form, eine Form, die gleichzeitig ein erlebtes Einzelding und ein Symbol für dessen Begriff, für diese Art von Ding ist.<sup>556</sup>

Daher ist diese erste Art aller Formierung bloßer sinnlicher Data eine erste Art der Abstraktion bzw. „die primitive Wurzel aller Abstraktion.“<sup>557</sup> Diese Abstraktion ist tief mit unseren „animalischen Erfahrungen“<sup>558</sup> verschränkt, aber letztlich auch mit leiblichen Interaktionen verknüpft, die institutionelle und ritualisierte Bedingungen haben. Dazu zählt unter anderem der aufrechte Gang oder die Loslösung der Hände vom Gesicht.<sup>559</sup> Die Sensomotorik ist bei Langer nicht in einer besonderen Weise ausgearbeitet worden, aber ich möchte sie für einen weiteren Zugang für *Formenverständnis* ergänzen, denn leibliche Interaktion ist die Bedingung für das faktische Erleben von konkreten Trajektorien. Diese Trajektorien der Interaktion sind neben anderen rein visuellen und auditiven Strukturen eine essentielle Bedingung für den „unbewußten ›Sinn für Formen‹“.<sup>560</sup> „Bedeutung wächst wesentlich *Formen* zu“ wodurch eine Kluft zwischen „Wahrnehmen und Begreifen“ geschlossen wird.<sup>561</sup>

Diese ersten Feststellungen führen zu den präsentativen symbolischen Formen, die im Weiteren von der Diskursivität der sprachlichen Form unterschieden werden; denn das Sehen von Trajektorien ist direkt unmittelbar präsent und ergibt sich nicht durch ein Nacheinander. Zwar können

<sup>554</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 93.

<sup>555</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 95.

<sup>556</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 95.

<sup>557</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 96, ergänzend vergleiche man folgende Bemerkung: „Die Welt der Physik ist ihrem Wesen nach die wirkliche Welt, gedeutet durch die mathematische Abstraktion, und die Welt der Sinne ist die wirkliche Welt, gedeutet durch die Abstraktionen, welche die Sinnesorgane unmittelbar liefern. [...] Die von Auge und Ohr vollzogene Abstraktion – die Formen der direkten Wahrnehmung – sind die primitivsten Instrumente unserer Intelligenz.“, vgl. [PanWLAN], S. 98.

<sup>558</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 96.

<sup>559</sup> Man vergleiche André Leroi-Gourhans Ergebnissen zur Entwicklung und Bedeutung des aufrechten Ganges und Loslösung der Hände in seinem Buch *Hand und Wort*, vgl. [HuWLeroi], S. 42-120, i.e. das Kapitel II *Hirn und Hand* und aus dem Kapitel III *Archanthropus und Paläanthropus* die Abschnitte über den Schädelbau und das Gehirn von Primaten und Menschen.

<sup>560</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 96.

<sup>561</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 96.



#### 4 Dynamik

wir beim Blicken in den Raum (Zimmer), auf eine Landschaft oder auf ein Bild den Blick von einem zum nächsten Detail wandern lassen. Aber dieses *Den-Blick-wandern-Lassen* ist radikal verschieden von der unmittelbaren Präsenz und Stabilität aller erblickten Formen im Raum, in der Landschaft oder im Bild. Die erblickten Formen – Kanten, geschwungene Linien, Ecken, Schattierungen usw. – sind in ihrer Gegebenheitsweise immer präsentativ:

Der radikalste Unterschied ist der, daß visuelle Formen nicht diskursiv sind. Sie bieten ihre Bestandteile nicht nacheinander, sondern gleichzeitig dar, weshalb die Beziehungen, die eine visuellen Struktur bestimmen, in einem Akt des Sehens erfaßt werden. Daher ist ihre Komplexität nicht wie die des Diskurses nach Maßgabe dessen begrenzt, was der Geist vom Beginn eines Auffassungsaktes bis zu seinem Ende behalten kann.<sup>562</sup>

Wichtig ist vor allem der *einigende Akt* des Bewusstseins. Die einzelnen Daten für die Sinne werden zu Formen konfiguriert. Die einzelnen Elemente haben keine Bedeutung. Dies gilt ebenso für zeitliche Strukturen in der Musik, denn man könnte einwenden, dass die Melodie ebenfalls ein Nacheinander hat, welches man als diskursive Struktur fassen könnte. Der Unterschied besteht aber darin, dass wir den einzelnen Tönen im Allgemeinen keine Bedeutsamkeit im Akt des Hörens beimessen. Hier kommt gerade die präsentative Struktur in dem Sinne zur Geltung, als die Melodie sich als Ganzes konfiguriert und nicht in ihren einzelnen Tönen aufgeht. Das Beispiel der Melodie wird auch von Husserl herangezogen, um die für das Bewusstsein entscheidenden Strukturen der Protention und Retention zu etablieren. Hier an dieser Stelle muss gesehen werden, dass das Präsentative unabhängig von der zeitlichen Genese ist. Einerseits können präsentative Strukturen sich auf *einmal* konfigurieren, wie es etwa beim Bild oder der Photographie der Fall ist. Andererseits können sie sich in zeitlich extendierten Formen wie Musik und Tanz ergeben. Beim Diskursiven ist der nahe liegende und bereits besprochene Fall der Sprache durch ein *Nacheinander* gegeben, welches genuin eine zeitliche Entwicklung hat. Bevor Langer auf die eigentliche Definition der präsentativen Strukturen kommt, stellt sie eine Art definitorische Rekursivität (Selbstbezüglichkeit) für die diskursiven Strukturen heraus und stellt fest, dass diese Rekursivität für die nichtdiskursiven Strukturen gerade nicht gilt. Diese definitorische Rekursivität ist dadurch gegeben, dass man in den diskursiven Strukturen *Äquivalenzen* oder gar *Identitäten* haben kann. Ein einzelnes Element (z.B. ein Wort (Substantiv)) kann für ein anderes gesetzt werden oder herangezogen werden, um ein anderes Element zu erklären oder äquivalent zu definieren. Es existiert aber schlichtweg kein Wörterbuch der Formen im Sensorischen und Ästhetischen, „dann gibt es natürlich auch keines zum Übersetzen.“<sup>563</sup> Die Sprache hat darüber hinaus auch „den Charakter der Allgemeinheit“<sup>564</sup>. Die meisten sensuellen

<sup>562</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 99. Im Detail betrachtet Langer als Beispiel das Bild, welches durch eine Photographie gegeben ist. Die Lichter und Schattenflächen und insbesondere ihre Abstufungen lassen sich nicht aufzählen und „haben an sich keine Bedeutsamkeit.“, vgl. [PanWLAN], S. 101. Daher ist hier ein Unterschied in der Darstellung zur Sprache: „Die ›Elemente‹, die die Kamera darstellt, sind nicht die ›Elemente‹, die die Sprache darstellt.“, vgl. [PanWLAN], S. ebd. Ergänzend kann man feststellen, dass wir „kein Wörterbuch der Bedeutung von Linien, Schatten oder anderen Elementen bildnerischer Technik“ haben, vgl. [PanWLAN], S. 101f.

<sup>563</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 102.

<sup>564</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 102.

#### 4 Dynamik

Formen oder ästhetischen Formen haben eine Individualität, bei der sich keine Verallgemeinerung ergeben kann. All diese Überlegungen führen dazu, dass die diskursiven Strukturen, vor allem die Sprache, „permanente Bedeutungseinheiten“ besitzen, „die zu größeren Einheiten verbunden werden können“<sup>565</sup>. Diese wiederholende Feststellung und die zuvor gewonnenen Unterschiede zu nichtdiskursiven Strukturen motiviert Langer zur Einführung von präsentativen symbolischen Formen:

Die durch die Sprache übertragenen Bedeutungen werden nacheinander verstanden und dann durch den als Diskurs bezeichneten Vorgang zu einem Ganzen zusammengefaßt; die Bedeutungen aller anderen symbolischen Elemente, die zusammen ein größeres, artikuliertes Symbol bilden, werden nur durch die Bedeutung des Ganzen verstanden, durch ihre Beziehungen innerhalb der ganzheitlichen Struktur. Daß sie überhaupt als Symbole fungieren, liegt daran, daß sie alle zu einer simultanen, integralen Präsentation gehören. Wir wollen diese Art der Semantik ›präsentative Symbolismus‹ nennen, um seine Wesensverschiedenheit vom diskursiven Symbolismus, das heißt von der eigentlichen Sprache zu charakterisieren.<sup>566</sup>

Durch die neue Einführung einer Lehre von präsentativen Symbolen bzw. präsentativen symbolischen Formen werden die Ergebnisse der diskursiven Symbolen nicht berührt. Die präsentativen Symbole bleiben der *Logik* im Sinne eines allgemeinen Prinzips oder einer *Vorgehensweise des Verstehens* treu, da es bei ihnen um Bedeutung geht; denn die präsentativen Symbole vermitteln etwas. „Jedem Symbole“ - ob nun präsentativ oder diskursiv - „obliegt die logische Formulierung oder Konzeptualisierung dessen, was es vermittelt“.<sup>567</sup>

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass „diskursive und präsentative Strukturen“ „eine formale Verschiedenheit aufweisen.“<sup>568</sup> Diese formale Verschiedenheit betrifft hierbei das *Wie* der Erscheinungsweise und ist daher explizit mit der in dieser Dissertation vorliegenden Fragestellung nach der Dynamik bildschematischer Strukturen als Verstehensstrukturen verbunden. Sie besteht darin, dass die diskursiven Strukturen ein Nacheinander von Elementen besitzen, die eine Bedeutung und ein Verstehen dieser Bedeutung erst durch dieses Nacheinander entwickeln können. Das offensichtlichste Beispiel ist hierfür die Sprache. Die präsentativen Strukturen sind an Formen des Sensuellen (Sehen, Hören, Schmecken, etc. und alle synästhetischen Effekte) gebunden und sind von mir durch die Motorik, also der gezielten Körperbewegungen<sup>569</sup> erweitert worden. Die präsentativen Symbole ergeben sich als Symbole immer direkt in ihrer Ganzheit, da ihre Teile (Schatten, Lichter, Einzeltöne etc.) keine Bedeutungsträger im Hinblick auf das Ganze darstellen. Im folgenden Abschnitt möchte ich mich mit dieser Unterscheidung näher auf den Zusammenhang des Fühlens und die Form im Hinblick auf Dynamik konzentrieren. Bereits in *Philosophie auf neuem Wege* stellt sich Langer die Frage, wie sich Gefühle zum Verstehen ver-

<sup>565</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 103.

<sup>566</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 103.

<sup>567</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 103.

<sup>568</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 107.

<sup>569</sup> Langer widmet sich natürlich auch dem Tanz und dem Ritus, wobei hier auch Rituale erörtert werden, bei denen leibliche Handlungsabläufe als kinästhetische Bewegungen verankert sind. Was aber fehlt, ist eine deutliche Erwähnung von motorischen Handlungsabläufen, bei denen es um den Umgang mit Werkzeugen oder Gegenständen des Alltags geht. Auch hier sind die ständigen Bewegungsformen durch eine präsentative Struktur gegeben, obgleich diese Bewegungen in der Zeit sind.

halten: „Wie lassen sich denn Gefühle als mögliche Bestandteile von Rationalität begreifen?“<sup>570</sup> Die Antwort wird in *Philosophie auf neuem Wege* vor allem mit Hilfe von Überlegungen zur Musik bewerkstelligt und in *Feeling and Form* ausführlich für andere Sparten der Kunst überlegt. Dies wäre eine interessante und umfangreiche Betrachtung, die aber mehr in die Theorie der Gefühle und Emotionen führen würde.<sup>571</sup> Ich möchte mich auf die Frage nach der Dynamik beschränken.

### 4.5.3 Das Fühlen und Dynamik

Mit Stern haben wir gesehen, dass auch die Gefühle ihre Konturen und Formen haben. Sie können sich *allmählich* ergeben oder *sprunghaft* in Erscheinung treten. Sie können uns komplett vereinnahmen oder nur marginal ergreifen. Durch diese verschiedenen Weisen der Erscheinung sind *Intensitätskonturen* gegeben. Diese Konturen oder Formen des Fühlens sind entscheidend, damit etwas als Potentialität überhaupt wirken kann. Das Fühlen muss von der Emotion in dem Sinne getrennt werden, dass hier keine Interpretation von gut oder schlecht vorliegt. Langer ist sich im Übrigen der Konturen als Eigenschaft für die Gefühle bewusst: „Hier ist die Beobachtung entscheidend, daß Gefühle bestimmt umrissene Formen haben, die in fortschreitender Artikulation begriffen sind.“<sup>572</sup> Implizit macht Langer die Unterscheidung zwischen einer Bewertung der Gefühle und der Verlaufsform der Gefühle, denn für gewisse Anlässe und Ereignisse können wir sagen, warum sich jemand in einem gefühlten Zustand befindet, z.B. das Fühlen der Trauer bei der Beerdigung. „Wir meinen aber nicht, daß die tatsächliche Bewegung seiner Gefühle uns einsichtig ist, ihr freier Lauf, ihre Ausbalancierung, jener »Charakter des Gefühls«, den man als »Anzeichen dafür, wie der Geist seinen Gegenstand erfaßt«, nehmen kann.“<sup>573</sup> Langer ist mit Bezug auf J. E. Creighton letztlich ebenfalls an der Prozessualität und damit der Dynamik des Fühlens interessiert. Es steht das *Wie* im Vordergrund, da sich nur in diesem *Wie* die Form des Gefühls als artikulierte symbolische Form ergibt. Da Langer das Gefühl als einen Aspekt des Verstehens vermutet, ist die Frage nach der Dynamik des Fühlens eine Teilfrage an die Dynamik des Verstehens. In *Philosophie auf neuem Wege* finden sich folglich erste Forderungen nach dem Wesen der Prozessualität, den Formen und Konturen und damit der Dynamik des Gefühls. Die Frage nach dem Fühlen als dynamisches Verstehen wird in Langers Werk *Feeling and Form* ins Zentrum der Betrachtung gerückt. Daher möchte ich im Weiteren auf diese Schrift eingehen, mit der Zielsetzung, Dynamik von der Seite des Fühlens her zu beschreiben. Langer wendet ihre Aufmerksamkeit von einer bloßen Untersuchung des *Schönen* in der Kunst auf eine

<sup>570</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 105.

<sup>571</sup> Für einen aktuellen und guten Überblick über Gefühle vergleiche man C. Demmerling und H. Landweer, *Philosophie der Gefühle: Von Achtung bis Zorn*. Im Weiteren durch [PdG] abgekürzt.

<sup>572</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 106. Langer bezieht sich auf J.E.Creightons Text *Reason and Feeling*, welcher erstmals in *The Philosophical Review, Volume 30* erschienen ist. Langer übernimmt aus diesem kurzen Essay wichtige Fragen, die ebenfalls das *Wie* einer Gefühlserscheinung ansprechen: „Was für ein »Charakter des Gefühls« ist »ein Anzeichen dafür [...], wie der Geist seinen Gegenstand erfaßt« und welches sind die Merkmale hierfür? Wenn das Gefühl artikulierte Formen hat, welcher Art sind diese?“, Vgl. [PanWLAN], S. 106. Creightons Text steht unter folgenden Internetadresse zu Verfügung: <https://archive.org/details/jstor-2179320>

<sup>573</sup> Vgl. [PanWLAN], S. 106.

#### 4 Dynamik

wissenschaftliche Untersuchung der *Expression*. Diese Suche nach der Expression bzw. dem Ausdrucksvermögen soll nicht mit Hilfe psychologischer Überlegungen bewerkstelligt werden. Psychologische Überlegungen verorten künstlerisches Schaffen immer in die Beweggründe oder allgemeiner in die psychischen Prozesse des Künstlers.<sup>574</sup> Langer bestrebt eher ein Projekt, welches im Anschluss an Dewey zum einen die alltägliche Verstehensfähigkeit von sinnlichen Formen aufdecken möchte. Langer macht sich dabei die Unterscheidung zwischen diskursiven und präsentativen symbolischen Strukturen zunutze. Zum anderen sollen die Kunst und das künstlerische Schaffen anhand von *signifikanten Formen* und Ideen untersucht werden. Gerade der Begriff *signifikante Formen* soll helfen, von einer psychologischen Betrachtung der Kunst wegzuführen. Die signifikanten Formen sollen dazu dienen, auf die Ereignishaftigkeit durch das Fühlen hinzulenken, welches gleichermaßen für den Kunstproduzenten als auch den Kunstrezipienten gilt. Damit spielt diese letzte Unterscheidung eine untergeordnete Rolle, gleichwohl es sie gibt. Die Produzentenseite ist eher von der Expression getrieben, wohingegen der Rezipient durch die Impression ausgezeichnet ist. Letztlich geht es um ein kontinuierliches Spektrum zwischen beidem, innerhalb dessen beim Schaffenden eher die expressive Natur überwiegt und beim Konsumierenden die Impressionen wirken. Langers Idee ist der Versuch, von dieser Unterscheidung wegzukommen und sie zu Gunsten eines produktiveren Begriffs des *Fühlens von Formen* zu ersetzen, was für Impressionen und Expressionen und damit für Produzenten und Konsumenten gleichermaßen gilt.<sup>575</sup>

Die Formen und das Fühlen sollen wesentlich nicht bloß als Pole gesehen werden, die verbunden oder überbrückt werden müssten. Sie sind Pole ein und derselben Sache:

The polarity of feeling and form is itself a problem; for the relation of the two "poles" is not really a "polar" one, i.e. a relation of positive and negative, since feeling and form are not logical complements. They are merely associated, respectively, with each other's negatives. Feeling is associated with spontaneity, spontaneity with informality or indifference to form, and thus (by slipshod thinking) with absence of form. On the other hand, form connotes formality, regulation, hence repression of feeling, and (by the same slipshodness) absence of feeling.<sup>576</sup>

Langer setzt sich gegen die herkömmlichen, *schludrigen* - „slipshod thinking“ - Schlussweisen zur Wehr, bei denen Gefühle ohne Konturen und Formen gedacht werden und jede Form eine Abwesenheit von Gefühlen zur Folge hätte. Um die Verbindung zu sehen, betrachtet Langer beide Aspekte unter dem Gesichtspunkt des Verstehens (*understanding*), wodurch ihre Überlegungen in die Nähe der hier vorgestellten Thematik der Verstehensstrukturen, namentlich der bildschematischen Strukturen, rückt. Darüber hinaus wird dieses Verstehen explizit mit einer temporalen Genese verbunden. Die Gefühle sind nicht ausschließlich eine von Objekten unabhängige innere Erscheinungsweise von Menschen. Im Wechselspiel mit Formen an Objekten teilen Gefühle den *nicht-sensorischen Charakter* der Formen. Dieser nicht-sensorische Charakter

<sup>574</sup> Die einzelnen Ausführungen einer psychologischen Theorie, wie sie Langer versteht und dann ablehnt, findet man im 3. Kapitel *The Symbol of Feeling* in [FaFLan], S. 24-41. Im Wesentlichen lehnt sie hierbei unter anderem den Begriff der *Kontemplation* ab, vgl. [FaFLan], S. 33-35.

<sup>575</sup> Vgl. [FaFLan], S. 11-13.

<sup>576</sup> Vgl. [FaFLan], S. 17.

#### 4 Dynamik

ist aber eine *temporale Qualität* der Form als Inhalt.<sup>577</sup> Diese zunächst thesenhafte Äußerung muss mit der bisherigen Unterscheidung von präsentativen und diskursiven Strukturen noch in eine sinnvolle Verbindung treten.

Die temporale Qualität des Fühlens und der Formen, die hier die entscheidende Koinzidenz erbringt, ist der Kernaspekt der dynamischen Genese. Ohne auf die möglichen Differenzierungen von Gefühlen im Detail einzugehen<sup>578</sup>, sind Gefühle in sich temporale Erscheinungen und setzen *angestaute Wirkverhältnisse* frei. Der Ausdruck *angestaute Wirkverhältnisse* bezieht sich hierbei nicht auf eine psychopathologische Unterdrückung von Wünschen, Trieben oder anderen psychologischen Ereignissen, die nach längeren Zeiträumen freigesetzt werden. Es geht um die *Mikroereignisse* des alltäglichen, sinnlichen und verstehenden Wahrnehmens von Formen mittels unterschiedlicher Gefühlsnuancen. Diese unterschiedlichen Gefühle ergeben sich im Hinblick auf die Gesamtbefindlichkeit als saliente Erscheinungsweisen temporaler Strukturen. In der Kunst werden sie gerade durch die im Objekt befindlichen Formen herausgelöst, was sich immer erst im Moment des Ereignisses der Kunst oder explizit der Form ergibt. Daher ist dies wieder ein *Zwischen* oder eine *Relation* im Erleben und manifestiert hier insofern die Dynamik, als die Dynamik erst im Wechselspiel der Begegnung von Mensch und Form zu wirken beginnt. Wichtig ist zu sehen, dass Langer sich auf *Gefühle für die Sinnesqualität* einschränkt: „feelings to sense quality“.<sup>579</sup> Diese sind im Wesentlichen namenslos, da sie weniger an soziale Ereignisse als an ästhetische Ereignisse geknüpft sind. Sie lassen sich daher schwer ausschließlich mit Trauer, Freude, Zorn usw. kategorisieren. Sie sind im Kontinuum der Befindlichkeit daher weniger salient als die extrem herausstechenden Gefühle wie Trauer, Freude, Zorn, aber mehr hervorkommend als bloßes nichtverstehendes Dahinsinnen oder W. James' „blooming, buzzing confusion“.<sup>580</sup> Sie gehören zu einem kulturellen Verstehen von Formen, die auch die alltäglichen Zusammenhänge betreffen. Mein Anliegen ist es, jene Dynamik des *namenlosen Fühlens* als Beschreibungen für alltägliche Verstehenszusammenhänge heranzuziehen. Der Unterschied zu Langer besteht darin, dass sie wie Dewey natürlich eine Theorie für die Künste vor Augen hat. Die Künste sind aber aufgrund ihrer Institutionalisierung oftmals dem Alltag enthoben, wie es Dewey und Langer ebenfalls kritisieren.<sup>581</sup>

Oben sind bereits die *signifikanten Formen* erwähnt worden. Wie sich im Weiteren zeigen wird, sind signifikante Formen schlichtweg die Formen des Fühlens in ihren noetischen Strukturen,

<sup>577</sup> Vgl. [FaFLan], S. 20. Langer bezieht sich in ihrer thesenhaften Darstellung im einleitenden Kapitel auf Otto Baensch's Text *Kunst und Gefühl*.

<sup>578</sup> Vgl. hierzu [PdG].

<sup>579</sup> Vgl. [FaFLan], S. 20. Diese Einschränkung macht es möglich hier nicht explizit eine Betrachtung der Theorie der Emotionen oder Kategorisierung der Gefühle zu eröffnen.

<sup>580</sup> Vgl. William James *The Principles of Psychology*, S. 488.

<sup>581</sup> Dass Dewey ebenfalls eine Theorie der Ästhetik und den damit verbundenen Verstehensweisen in der Alltäglichkeit sucht, ist bereits oben gezeigt worden. Langer kommt in ähnlicher Weise zu dem Schluss, dass künstlerisches Verstehen nicht notwendigerweise völlig verschieden ist von gewöhnlichen Erlebnissen: „But in either case, artistic experience is not essentially different from ordinary physical, practical, and social experience.“ Vgl. [FaFLan], S. 36.

#### 4 Dynamik

d.h. in ihren Verlaufsformen.<sup>582</sup> Langer rückt sie ins Zentrum ihrer Betrachtung und kann mit ihnen die Übereinstimmung mit der Entwicklung der Gefühle und damit mit der Dynamik in eine Verbindung bringen. Sie macht es explizit für die Musik:

The tonal structures we call music bear a close logical similarity to the forms of human feeling - forms of growth and of attenuation, flowing and stowing, conflict and resolution, speed, arrest, terrific excitement, calm, or subtle activation and dreamy lapses - not joy and sorrow perhaps, but the poignancy of either and both - the greatness and brevity and eternal passing of everything vitally felt. Such is the pattern, or logical form, of sentience; and the pattern of music is that same form worked out in pure, measured sound and silence. Music is a tonal analogue of emotive life.<sup>583</sup>

Diese erste Übereinstimmung einer logischen Struktur wie der Musik als geordnetes Schallmaterial mit dem Gefühl ist eine Relation zwischen einem Symbol „and what ever it [a symbol] is to mean.“<sup>584</sup> Diese Übereinstimmung muss es für alle Symbole geben: „The Symbol and object symbolized must have some common logical form.“<sup>585</sup> Musik ist somit nur ein Paradigma für ein allgemeines Prinzip der signifikanten Formen.<sup>586</sup> Symbole werden bei Langer immer als ein Ausdruck einer Idee verstanden, die zum Nachdenken anregen soll. Insgesamt lenkt daher Langer ihr Augenmerk immer wieder auf die artikulierte Form:

A complex symbol such as a sentence, or a map [...] or a graph [...] is an articulate form. Its characteristic symbolic function is what I call logical expression. It expresses relations; and its may “mean” - connote or denote - any complex elements that is of the same articulate form as the symbol, the form which the symbol “express.“<sup>587</sup>

Diese Weise der artikulierten Formen greift, wie es oben bereits ersichtlich wurde, auch in die Darstellungsweise der bloßen Wahrnehmung selbst ein. Damit ist diese artikulierte Form in Verbindung mit dem Fühlen eine *vitale* bzw. *wesentliche Einfuhr von Bedeutung* - „vital import“ -, die für die *Dynamik des subjektiven Erlebens* - „dynamism of subjective experience“<sup>588</sup> - relevant ist. Das Fühlen selbst ist somit die Lebendigkeit und die innere Bewegtheit. Dieses Fühlen ist absolut präsent und keine diskursive Struktur kann es erfassen, gleichwohl diskursive Strukturen wie die Sprache es affizieren können. Die Literatur oder genauer das Lesen eines Buches kann eine innere Lebendigkeit und eine innere Bewegtheit bei uns erzeugen. Welche Aspekte der diskursiven Strukturen hierbei dem Fühlen seine Kontur geben, ist vielschichtig. Oftmals ist es ein

<sup>582</sup> Man findet die Bestimmung der signifikanten Formen in [FaFLan], S. 32. Auf die Stelle werde ich unten nochmals zurückkommen.

<sup>583</sup> Vgl. [FaFLan], S. 27. Diese Zeilen sind im Wesentlichen die Zusammenfassung einiger Ergebnisse aus dem 8. Kapitel *Vom Sinngehalt der Musik* aus *Philosophie auf neuem Wege*, vgl. [PanWLAN], S. 204-240.

<sup>584</sup> Vgl. [FaFLan], S. 27.

<sup>585</sup> Vgl. [FaFLan], S. 27.

<sup>586</sup> Vgl. [FaFLan], S. 22f.

<sup>587</sup> Vgl. [FaFLan], S. 31.

<sup>588</sup> Vgl. [FaFLan], S. 32. Das englische Wort „import“ wird mit *Bedeutung, Einführung, Bezug, Einfuhr* ins Deutsche übersetzt. Man könnte daher „vital import“ auch mit *vitale, wesentliche* oder *lebendige Bedeutung* übersetzen. Mir scheint aber der Kontext von Langers Analysen auch eine Art von *Wirken auf uns* und damit im weitesten Sinne eine *Einfuhr* von Lebendigkeit der Formen in der Weise des *Fühlens in uns* nicht abwegig. Dies entspricht genau dem, was hier ausgesagt werden soll. Im Übrigen kommt Langer auf diese Begrifflichkeit im Kapitel 20 *Expressiveness* zurück. Gerade hier geht es im Akt der Erzeugung von Kunstwerken um die Kreierung eines gefühlsschwangeren Symbols - „emotive symbol“. Vgl. [FaFLan], S. 389.

#### 4 Dynamik

Zusammenschluss von ineinander verschränkten Ereignissen wie Erinnerungsbildern, affektiven Strukturen und kulturellen und individuellen Verstehensweisen. Damit aber das Fühlen zum Zuge kommen kann, müssen die *signifikanten Formen* im Wesentlichen nicht diskursive logische Strukturen haben. Dies erläutert Langer, indem sie ihr Paradigma der Musik auf alle ästhetischen Ereignisse erweitern möchte. Das Basiskonzept hierfür stellt sie wie folgt vor:

The basic concept is the articulate but non-discursive form having import without conventional reference, and therefore presenting itself not as a symbol in the ordinary sense, but as a "significant form", in which the factor of significance is not logically discriminated, but is felt as a quality rather than recognized as a function.<sup>589</sup>

Langer sieht also in der *Dynamik der Gefühle* selbst eine Weise des Verstehens, die sich explizit an den präsentativen Strukturen orientiert. Da diese vitalen Formen des Fühlens selbst Konturen sind, in ihrer zeitlichen Entwicklung Änderung an Intensität mit sich bringen und dies gerade als Wirkverhältnis die Dynamik ist, ist Dynamik selbst eine Weise des Verstehens.

Entscheidend ist bei dieser Erklärung vor allem die noetische Struktur der signifikanten Formen. Langers Gedankengänge lassen sich mit dem oben erwähnten phänomenologischen Repertoire erläuternd beschreiben. An mehreren Stellen betont sie, dass diese Weise des Verstehens durch das Fühlen von Qualitäten nicht mit den psychologischen Verstehensweisen von Erinnerungsbildern, Wünschen nach etwas oder gar Trieben gleichzusetzen ist. Sie möchte nicht die leichten Veränderungen durch gewisse Stimuli beim Künstler und dem Rezipienten als Untersuchungsgegenstand auswählen. Es geht nicht um eine Reiz-Reaktions-Theorie sondern mehr um eine Theorie, welche die Stabilität des Wahrnehmens und damit des Verstehens im kontinuierlichen Verlauf der Perzeption selbst erklärt. In diesem kontinuierlichen Verlauf der Perzeption kommt es beständig in einer unthematisierten und unreflektierten Weise zu einer Artikulation von Formen und Symbolen. Daher spricht Langer auch mehrfach von der artikulierten Form – „articulated form“ oder der artikulierten Expression. Beides verwendet sie nahezu synonym, da es um die Begegnung mit der Form geht, worin sich die signifikanten Formen als pure, präsente Relationen ergeben. Dieses Begegnen ist zum einen die bloße Perzeption. Zum anderen ist es aber auch das technische Ausführen selbst, womit Langer explizit eine *technische Kunstfertigkeit* – „craftsmanship“ – anspricht:

The concept of significant form as an articulate expression of feeling, reflecting the verbally ineffable and therefore unknown forms of sentience, offers at least a starting point for such inquiries. All articulation is difficult, exacting, and ingenious; the making of a symbol requires craftsmanship as truly as the making of a convenient bowl or an efficient paddle, and the techniques of expression are even more important social traditions than the skills of self-preservation, which an intelligent being can evolve by himself, at least in rudimentary ways, to meet a given situation. The fundamental technique of expression - language - is something we all have to learn by example and practice, i.e. by conscious or unconscious training.<sup>590</sup>

Zwar ergeben sich einerseits die präsentativen Formen bei einer gewissen Ausbildung von Formenverständnis ohne ein aktives, bewusstes Zutun, aber andererseits ist das Verstehen von

<sup>589</sup> Vgl. [FaFLan], S. 32.

<sup>590</sup> Vgl. [FaFLan], S. 38.

Formen nicht immer ein passiver Vorgang. Der Umgang mit Werkzeugen oder Gegenständen bei Künstlern, Handwerkern und Ingenieuren ist immer an Kunstfertigkeiten oder Handwerkskünsten gebunden, denen kinästhetische Bewegungen und Ketten von Gesten zu Grunde gelegt werden müssen. Diese Bewegungen und die damit begleitete *Stimmigkeit* und Korrektheit der Bewegung ist an *gefühlte Formen*, genauer *gefühlte Bewegungsformen*, gebunden. Das Fühlen hat seinen leiblichen Index: Die Hand- und Kunstfertigkeit etabliert den Formensinn und das Fühlen von signifikanten Formen. Am exponiertesten machen dies natürlich Künstler, da sie sich ausschließlich mit puren, präsentativen Formen auseinandersetzen. Dies tun sie, indem sie sich zumeist durch *leibliche* Bewegungen an den Materialien abarbeiten müssen. Hierbei ist das Wechselspiel von Impression und Expression ein sich selbst durchdringender Vorgang, bei dem es nahezu keinen Unterschied zwischen beiden – Impression und Expression – gibt. Dieser Vorgang geschieht durch das oben beschriebene Fühlen der Form. Die signifikante Form ist dann *direkte* artikulierte Form. Die leiblichen Bewegungen reichen von den Trajektorien der Pinselbewegungen, über das Kneten des Lehms, über das direkte Arbeiten mit Werkzeugen bis hin zum Weben. Diese Kunstfertigkeiten gelten ebenfalls für alle anderen handwerklich arbeitenden Menschen und finden sich in alltäglichen Bewegungen wieder.<sup>591</sup> All diese *Kunstfertigkeiten* sind leibliche Interaktionsmuster, die ein *imaginatives und präreflexives Wissen um die Trajektorien der Bewegungen* sind. Dieses imaginative Wissen ist leiblichen Ursprungs und wird immer wieder leiblich vollzogen. Damit sind auch alle bildschematischen Strukturen verbunden, da Kraftschema, Behälterschema und andere Schemata in den ersten erlebten Aktionen in diesen Trajektorien vollzogen werden. Auch bei diesen Strukturen entsteht nach mehrfachen Wiederholungen eine Weise des Fühlens um die adäquaten Formen der Bewegungen. Diese Details möchte ich im Hintergrund behalten und in den folgenden Kapiteln an konkreten Beispielen ausarbeiten. Wichtig ist hier, dass dieses Fühlen um die Form nicht bloß eine Sache der geistigen Imagination ist. Langer hat hier den Hinweis gegeben, die Hand- und Kunstfertigkeit mit einzubeziehen. Ich möchte sie zudem auch auf alltägliche Interaktionsweisen übertragen.

### 4.5.4 Dynamik des Fühlens von Formen

In diesem Abschnitt möchte ich auf ein Problem zurückkommen, welches oben bereits angedeutet worden ist: Wenn mit der Unterscheidung der diskursiven und präsentativen Formen bereits ein

---

<sup>591</sup> Langer kommt an späterer Stelle nochmals auf die Kunstfertigkeit zurück. Im Kapitel 20 *Expressiveness* wird das Anfertigen von Kunstwerken explizit als eine Kunstfertigkeit zur Erstellung eines gefühlsgeladen Symbols – „emotive Symbol“ – gesehen. Langer unterscheidet hierbei die technischen Routinen von den angepassten Anwendungen dieser Routinen. Wichtig ist, dass die Kunstfertigkeit nicht eine ausschließlich mechanische Routine ist. Die technische Versiertheit ist immer gekoppelt an die Imaginationsfähigkeit: „But craft, or technique is not [a] [...] mechanical, routine, dictated procedure [...]; every artist invents his technique, and develops his imagination as he does so.“ Vgl. [FaFLan], S. 387f. Dies geht mit den Gedanken konform, die wir in der philosophischen Analyse des Schemabegriffs gesehen haben: Die Einbildungskraft ist eine zentrale Mitte zwischen verschiedenen Vermögen. Der Unterschied zu alltäglichen Abläufen besteht mit Sicherheit darin, dass bei den Handfertigkeiten die Gefühle *weniger* ausgeprägt sind, da sie tatsächlich mehr routiniert sind. Aber eine abgeschwächte Weise von sich ergebenden, gefühlten Formen liegt auch hier vor.



#### 4 Dynamik

genuiner Unterschied im Hinblick auf die Dynamik von Verstehensweisen gegeben ist, wie kann mit Hilfe von *Fühlen als Kontur* und *Formerscheinung* die Dynamik der präsentativen Formen erklärt werden, selbst wenn diese gar nicht wie die Musik zeitlich extendierten Charakter haben müssen? Diese Frage legt sich Langer im Hinblick auf die Kunst im Kapitel 20 *Expressiveness* selbst vor: „How can a work of art which does not involve temporal sequence – a picture, a statue, a house – express any aspect of vital experience, which is always progressive? What community of logical form can there be between such a symbol and the morphology of feeling?“<sup>592</sup> Die Antwort auf diese Frage ist in gewisser Hinsicht bereits durch die bisherige Konzeption angedeutet worden. Alle Ereignisse der Form müssen, um als Potentialität zum Zuge kommen zu können, tatsächlich leiblich erlebt werden. Hierdurch entsteht erst eine gefühlte Tiefe mittels einer verankerten sensomotorischen Struktur, die uns eine Empfindsamkeit – *sentience* – für die signifikanten Formen ermöglicht. Es sind die Handfertigkeiten und Fertigkeiten im Umgang mit Werkzeugen und Materialien, die eine entscheidende Rolle spielen: „Plastic art, like all other art, exhibits an interplay of what artists in every realm call tension. The relations of masses, the distribution of accents, direction of line, indeed all elements of composition set up space-tensions in the primary virtual space.“<sup>593</sup> Wie sich Dynamik ergibt, ist über Spannungsverhältnisse in den Richtungen von Linien – Trajektorien – geregelt. Man kann es mit einer Übereinstimmung des wachen Lebens „waking life“ erklären, die durch simple Rhythmen – „simply rhythmic“ – im Sinne einer Folge von Wandlungen – „sequence of changes“ – erzeugt wird.<sup>594</sup> Man findet bei Langer für die statischen Gebilde ähnliche Erklärungen, wie sie bei Dewey erörtert worden sind. Dynamik in gesehenen Konfigurationen ergibt sich durch eine Folge von Wandlungen in einfachen Rhythmen. Erst hierdurch haben imaginative und intellektuelle Funktionen eine kontrollierte Teilhabe an der wachen Aktivität - „waking activity“<sup>595</sup>.

Wichtig ist, dass dieses Fühlen selbst nicht konturlos ist. Das Fühlen hat selbst ein Wechselspiel zwischen Spannung und Lösung. Wie oben gezeigt wurde, lässt sich dies durch eine diagrammatische Weise veranschaulichen.<sup>596</sup> Im Rahmen seiner Konzeption zur Organisation der Energie und der damit verbundenen Wirkverhältnisse wurde dies mit Dewey ebenfalls erläutert. Obwohl wir hier nicht von konkreten Emotionen, Affekten oder Gefühlen bezüglich eines sozialen Ereignisses sprechen, sind diese Gefühle in dem Sinne geordnet, als sie mit der Imagination und der Kontinuität des Denkens verschränkt sind:

It is perception molded by imagination that gives us the outward world we know. And it is continuity of thought that systemizes our emotional reactions into attitudes with distinct feeling tones, and sets a certain scope for an individual's passion. In other words: by virtue of our

<sup>592</sup> Vgl. [FaFLan], S. 370. Diese Frage ist eine von fünf Fragen, die Langer im Kapitel 20 *Expressiveness* beantwortet. Da die anderen Fragen viel eher an Kunst als eine spezielle Praktik geknüpft sind, wird auf diese Fragen und ihre Beantwortung nicht weiter eingegangen.

<sup>593</sup> Vgl. [FaFLan], S. 371. Der virtuelle Raum – „virtual space“ – wird in Langers Buch *Feeling and Form* in den Kapiteln 6 *Virtual Space* und 7 *The Modes of Virtual Space* verhandelt.

<sup>594</sup> Vgl. [FaFLan], S. 371.

<sup>595</sup> Vgl. [FaFLanger], S. 371.

<sup>596</sup> Vgl. oben die Abbildungen 4.2 bis 4.5.

## 4 Dynamik

thought and imagination we have not only feelings, but a *life of feeling*. [...] That life of feeling is a stream of tension and resolution.<sup>597</sup>

Die Gefühle sind im Fluss der Gedanken und in den Vorstellungsverläufen, die sich präsentativ ergeben, mit gerade diesen Gedanken und diesen Vorstellungsverläufen verwoben. Das Leben der Gefühle hat neben dem Resultat, dass es einen Sinn für Leben „sense of life“ bzw. Sinn für Identität „sense of identity“ ergibt, ein Wechselspiel mit den muskulären Spannungen des gesamten Organismus<sup>598</sup>. Diese ist in der Ständigkeit der Verleiblichung – eine Formulierung von Merleau-Ponty – im ständigen Fluss der Empfindsamkeit. Die Dynamik des Gefühls für Formen ist im ständigen Wechselspiel mit dem Leib. Dies ist zunächst eine Beschreibung, die sich an einer Phänomenologie der leiblich-gefühlten Situation im Wechselspiel mit den signifikanten Formen orientiert. Die signifikanten Formen müssen einerseits in der Begegnung mit einer größeren Form in distinkte Formen zerfallen können und andererseits, damit die Spannung überhaupt aufkommen kann, auf eine größere sich selbsttragende Form hinweisen: „Technically, this means that every element must seem at once distinct, i.e. itself, and also continuous with a greater, self-sustained form.“<sup>599</sup> Dieser *kontinuierliche Verweisungscharakter* auf etwas nicht unmittelbar Anwesendes, aber doch sich Ergebendes in der Weise einer größeren Form ist *Dynamik*. Sie ist gefühlt und damit eine lebendig gefühlte Form. Ein Beispiel ist zunächst das bloße Sehen einer Kante:



Abb. 4.13

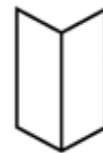


Abb. 4.14

Je nachdem, wie sich andere, gestalterische Mittel zu diesen wohldefinierten, einzelnen Elementen anordnen, kann diese Kante auf einen Innenraum oder eine äußere Ecke verweisen. Der Innenraum ist imaginativ begehbar und die Ecke begrenzt direkt vom Standpunkt des Betrachters. Mit diesen beiden Aspekten ist ein Verweisungscharakter gegeben, der explizit gefühlt wird. Insbesondere ist dieser Verweisungscharakter im Hinblick auf das sich ergebende Fühlen der Form nie außerordentlich fixiert, denn das Gesehene ist nicht eine Kopie des Gefühls, sondern eine symbolische Präsentation.<sup>600</sup> Damit wird die Dynamik in Form von gefühltem Wissen im Wechselspiel mit der Imagination freigesetzt. Diese Offenheit des Fühlens gilt gleichermaßen für den Produzenten wie für den Konsumenten. Langer macht darauf aufmerksam, dass Künstler nicht notwendigerweise alles, was sie im Wechselspiel des Fühlens der Form und der Imagination an neuen Formen erschließen, jemals zuvor durch eine konkrete Emotion zu diesen

<sup>597</sup> Vgl. [FaFLan], S. 372.

<sup>598</sup> Vgl. [FaFLan], S. 372.

<sup>599</sup> Vgl. [FaFLan], S. 373.

<sup>600</sup> Vgl. [FaFLan], S. 373: „And because art is a symbolic presentation and not a copy of feeling, there can be as much knowledge of feeling projected into the timeless articulated form of a painting.“

neu geschaffenen Formen gefühlt haben müssen. Diese Offenheit, die sich im freien Spiel der Imagination und des Fühlens ergibt, ist eine *Vordeutung* oder eine *protentionale Verstehensweise*, wie ich dieses in Anlehnung an Husserl nennen möchte. Diese *Vordeutung* oder *protentionale Verstehensweise* beinhaltet den Kernaspekt der Dynamik.

Im Rahmen dieser Konzeption ist der Charakter der intellektuellen Imagination von erheblicher Bedeutung. O. Schwemmer formulierte hierzu den wichtigen Satz, dass wir immer Bilder, Formen oder Konfigurationen sehen oder allgemeiner wahrnehmen, durch die Bilder, die Formen und die Konfigurationen hindurch, die wir bereits gesehen oder wahrgenommen haben.<sup>601</sup> Langer formuliert diesen Gedanken ähnlich, indem sie für Gedanken „thought“ auch Bilder „images“ in Anspruch nimmt. Diese Bilder stehen in Abgrenzung zu einem konkreten „picture“, also einem konkreten Gemälde, einer Photographie oder einem mentalen Bild. Diesen „images“ liegen zurückliegende Impressionen zugrunde. Sie – die „images“ – werden durch das Fühlen in der Weise einer expressiven Aktivität, welche explizit geformt ist, konkret wach gerufen.<sup>602</sup> Hier findet eine beständige Symbolisierung statt, die auch für alltägliche Zusammenhänge gilt. Es sind nicht bloße Signale, denen wir begegnen, sondern beständig Bilder, die auf einer gefühlten Affirmation im Hinblick auf *das Ereignis der Form* beruhen: „No human impression is only a signal from outer world; it always is *also* an image in which possible impressions are formulated, that is, a symbol for the conception of such experience.“<sup>603</sup> Dieses Wissen in der Weise des Fühlens der Form im Moment des Ereignisses der Form ist eine umfangreiche Beschreibung dessen, was in der Philosophie unter *Intuition* verhandelt wird.<sup>604</sup> Diese Beschreibung der Intuition über den längeren Weg des Fühlens als Kontur, ist eine Beschreibung von der Seite des Gefühls her. Die Intuition selbst kann, ohne es von der Seite des Gefühls her zu beschreiben, auch durch das, was oben bei Dewey unter dem *Geflecht von bloßen Beziehungen ohne Relata* beschrieben worden ist, gedeutet werden.

Dieser hier dokumentierte Prozess gilt in einer basaleren Art und Weise – „low level of symbolization“<sup>605</sup> – für alle alltäglichen, perzeptiven und sprachlichen Verstehensweisen. Langer macht zudem in ihren Ausführungen auf die Literatur aufmerksam. Das Fühlen im Sinne einer organisierten Kontur gilt auch für Architektur, Plastiken und die Sprache. Diese sind selbst Formen und sind wiederum durch Formen zersetzt und durchdrungen. Einerseits ist das Verstehen von Formen selbst in der geformten Perzeption spontan - „spontaneous“ - und in einer natürlichen Weise eine Abstraktion - „natural abstraction“<sup>606</sup>. Andererseits ist beim Vorgang des Wieder-

---

<sup>601</sup> Private Kommunikation.

<sup>602</sup> Vgl. [FaFLan], S. 376: „The “expressive activity” whereby impressions are formed and “elaborated” and made amenable to intuition is [...] the process of elementary symbol-making; for the basic symbols of human thought are images, which “mean” the past impression that begot them and also those future ones exemplify the same form.“

<sup>603</sup> Vgl. [FaFLan], S. 376.

<sup>604</sup> Vgl. [FaFLan], S. 375ff. Explizit geht Langer auf eine Wissenschaft der Intuition auf S. 377 ein. Langer bezieht sich u.a. auf Bergson. Hier stellt sie fest, dass es keine verschiedenen Arten von Intuition gibt. Für Langer gibt es eine Übereinstimmung von Intuition und einer aktiven Ausdruckssuche, die Expression. Dies hat für Langer zur Folge, dass es keine expliziten Unterscheidungen von Musik, Malerei, Dichtung und Tanz gibt, vgl. ebd.

<sup>605</sup> Vgl. [FaFLan], S. 376.

<sup>606</sup> Vgl. [FaFLan], S. 376.

#### 4 Dynamik

erkennens, welcher aus der geformten Perzeption entspringt, immer auch eine spontane und natürliche Interpretation – „spontaneous and natural *interpretation*“<sup>607</sup> – gegeben. Abstraktion und Interpretation finden anhand der Begegnung mit Formen in der Perzeption als Grundlage des sprachlichen Verstehens statt. Diese Weisen der geistigen Aktivität sind durch nicht-diskursive Weisen des Verstehens gegeben und sind die Grundbedingung für sprachliches Verstehen: „Both abstraction and interpretation are intuitive, and may deal with non-discursive forms. They lie at the base of all human mentality, and are the roots from which both language and arts take rise.“<sup>608</sup> Da Langer hier die Intuition wieder aufgreift und oben bereits gezeigt wurde, dass Langer die Intuition von der Seite des Fühlens her erschließt, ist der innere Motor dieses dynamischen Geflechts das Fühlen selbst.

Dieses Fühlen betrifft ebenso die Sprache und die in ihr verankerte Metaphorik in Form bildschematischer Strukturen. Sie hat im Moment des Verstehens eine spontane und natürliche Interpretation, die mit einer Abstraktion verschränkt ist, die zunächst gemäß der Intuition im Langerschen Sinne *geföhlt* ist: „[...] the sentence-meaning suddenly emerges. That emergence of meaning is always a logical intuition or insight.“<sup>609</sup> Beim Hören von Gesprochenem und beim Lesen von Geschriebenem sind wir nicht bloß und ausschließlich in den diskursiven Strukturen versunken. In den ersten, spontanen Momenten beim Hören und Lesen ergibt sich bereits ein geschlossenes, interpretatives, abstraktes und präsentatives Gefühl des Verstehens. Dieser erste Moment kann zu Irrtümern oder zu einer richtigen Darstellung führen, wenn man gezwungen ist, beispielsweise einen Sachzusammenhang wiederzugeben oder gar zu interpretieren. Dieses erste Moment des Verstehens ist in einer Plötzlichkeit gegeben, welche schwer zu beschreiben ist. Es ist an bloße Wirkverhältnisse gebunden, die ein *Weiteres* fordern.<sup>610</sup> Man kann dieses erste Moment des Verstehens als angestaute Potentialität beschreiben. Wie Langer es darstellt, ist dieses erste Moment des Verstehens nicht-diskursiv. Es kann durch ein Gefühl der Affirmation, Negation, durch Schwanken oder Unverständnis oder von diesen Arten der Gefühle völlig durchsetzt sein. Der diskursive Aspekt der Sprache kann dabei völlig überwiegen, so dass dieses Moment des geföhnten Verstehens gar nicht in der beschriebenen Weise zum Zuge kommt. Je analytischer der Text, desto mehr müssen wir uns an die tatsächlich typographisch festgehaltenen Zeichen klammern und sie verstehen. Je prosaischer der Text ist, umso facettenreicher sind die geföhnten und präsentativen Momente des Verstehens.

Die bildschematischen Strukturen, die im 1. Kapitel als Organisationsmuster des Denkens erklärt worden sind, haben in der Sprache den besonderen Status, dass sie neben den restlichen Aspekten der Sprache (Lakoffs Aspekte in Kapitel 1)<sup>611</sup> gerade diesen doppelten Aspekt *der*

---

<sup>607</sup> Vgl. [FaFLan], S. 376.

<sup>608</sup> Vgl. [FaFLan], S. 378.

<sup>609</sup> Vgl. [FaFLan], S. 379.

<sup>610</sup> Husserl nennt dieses inhaltslose *Weitere* die protentionale Struktur des Bewusstseins. Dazu werde ich im kommenden Kapitel 6 mehr erläutern.

<sup>611</sup> Man vergleiche hierzu Lakoffs Theorie der idealisierten kognitiven Modelle in seinem Buch *Women, Fire and Dangerous Things*. Jedes IKM ist ein strukturiertes Ganzes – eine Gestalt –, welche vier Strukturierungsprinzipien

*Präsentation und Diskursivität* im Prozess des Verstehens haben. Da sie in Form von Wortpartikeln (einzelne Wörter oder Prä- und Suffixe) Teile des Satzes sind, ergeben sie sich aufgrund der diskursiven Struktur der Sprache als Aspekte der symbolischen Form der Sprache. Beispielsweise ist das Behälterschema in der deutschen Sprache durch das Wort *in* gegeben und hat als solches elementhafte Beziehung zu den restlichen Wörtern im Satz. Aber die Imaginationsfähigkeit erstellt zugleich ein direktes *präsentatives Verstehen* vermöge des Behälterschemas, das sich aus dem Gesamtgefüge des Satzes ergibt. Oben habe ich anhand dreier Beispiele bereits den *relativen Schutz* oder die *relative Bezogenheit* als das sich ergebende, nicht-verbal ausgesprochene Korrelat beschrieben: „Ich lebe *in* Deutschland“, „Peter ist *in* Sofie verliebt“, „Er tritt *in* seine Privatsphäre ein“ waren hierbei die drei Beispielsätze. Dieser *relative Schutz* oder diese *relative Bezogenheit* ist das präsentative Moment bezüglich des sich ergebenden Verstehensmoments. Dies ist eine Interpretation mittels der oben bereits verwendeten Beispiele. Ich werde in den folgenden Kapiteln auf zusätzliche Beispiele eingehen, um diesen Punkt weiter auszuführen und zu belegen.

### 4.5.5 Dynamik im Hinblick auf Fühlen, präsentative und diskursive symbolische Formen

Meine Auseinandersetzung mit der Philosophin S. Langer verfolgt zwei Aufgaben. Zum einen sollte der Begriff der Dynamik bezüglich der konzeptionellen Unterscheidung von präsentativen und diskursiven Formen näher beleuchtet werden. Zum anderen ist der Zusammenhang zwischen der Form und dem Fühlen auf die vorliegende Problematik der Dynamik bildschematischer Strukturen beschrieben wurden. Dabei zeigt sich, dass die Unterscheidung im Hinblick auf Wirkverhältnisse und Potentialitäten andere Erscheinungsweisen haben. Nach der obigen Definition der Dynamik als Potentialität von Entwicklungsmöglichkeiten haben wir ein tatsächliches Unterscheidungskriterium im Hinblick auf die Dynamik gefunden: Die Diskursivität gewisser symbolischer Formen, wie z.B. explizit die Sprache, hat aufgrund ihrer *Nacheinanderstruktur* eine andere Dynamik als präsentative Strukturen, die unmittelbar gegeben sind. Betrachtet man die bildschematischen Strukturen näher, so stellt sich die Frage, ob sie präsentative oder diskursive Strukturen sind. Die Antwort ist, dass sie trotz der Diskursivität der Sprache präsentativ sind, da sie sich als Organisationsmuster und Verstehensweisen im Verlauf von diskursiv sich ergebenden Sprachmustern etablieren. Wenn verstanden worden ist (*understanding*), so ist dies präsent. Diese Präsenz ergibt sich im Fluss der diskursiven Sprache. Beim Missverstehen kommt es gerade im diskursiven Fluss zu Hemmungen und Desorientierung und daher zu einem Verlust an Dynamik.

---

verwendet: (i) propositionale Strukturen (Fillmores Rahmen (frame)), (ii) bildschematische Strukturen (Langackers und Talmys kognitive Grammatik), (iii) metaphorische Abbildung (Lakoff und Johnson), (iv) metonymische Abbildung (Lakoff und Johnson). Die vorliegende Dissertation beschäftigt sich ausschließlich mit den bildschematischen Strukturen und ihren metaphorischen Erweiterungen, [WFaDTLak], S. 69ff.

### 4.6 Dynamik – Eine erste Bestandsaufnahme

Im Weiteren soll mit Hilfe der oben vorgegebenen phänomenologischen Begriffe der Sinn und die Bedeutung von Dynamik entwickelt werden. Dabei soll die Dynamik als ein *potentielles Ausführen eines Sinnzusammenhanges* verstanden werden. Mittels der intentionalen Struktur des bewusst erlebenden Leibes und seiner Fähigkeit protentional vorzudeuten, wird Dynamik zunächst von der leiblichen Seite her erfasst.

Durch die Bestimmung der Bildschemata als wiederkehrende und dynamische Muster im Denken und Verstehen, welche durch den lebendigen Leib erst ermöglicht werden, ist man zunächst also auf die Dynamik des Leibes selbst zurückgeworfen. Das folgende Kapitel beschäftigt sich daher mit der Dynamik des leiblichen Verstehens, indem ich Merleau-Pontys Hauptwerk *Phänomenologie der Wahrnehmung* bezüglich der Zeitlichkeit des verstehenden Leibes näher untersuche. Einerseits lassen sich zentrale Begriffe der husserlschen Zeitphilosophie wiederfinden, um Dynamik des leiblichen Verstehens zu erklären. Andererseits werden deutliche Unterschiede zur Dynamik der Wahrnehmung hervortreten.

## 5 Dynamik – Verstehen des Leibes

### 5.1 Verstehen des Leibes

Im letzten Kapitel habe ich aus Gründen der besseren Anschauung die bloße Wahrnehmung gewählt, um mich dem Begriff der Dynamik und damit der zeitlichen Strukturierung des Bewusstseins zu nähern. Entscheidend ist hierbei die beständige, antizipatorische Leistung des Bewusstseins in Abhängigkeit einer situativ verankerten Umwelt *Endstadien* der jeweilig ablaufenden Bewusstseinsprozesse vorzugreifen. Diese Endstadien sind selbst keine Jetztmomente und das Verhältnis des Bewusstseins zu diesen Endstadien besteht nicht in einem fixierten, vorhersehenden, konkreten Ereignis. Die Endstadien können variieren und spielen sich in einem Spektrum möglicher Ereignisse ab. Das Bewusstsein im Rahmen der bloßen Wahrnehmungssituation deutet beständig voraus und geht daher nie in bloßen *Jetztmomenten* auf. Die protentionale, urimpressionale und retentionale Bewusstseinsstrukturierung ist hierbei grundlegend. Mit Dewey haben wir gesehen, dass basale *Rhythmen* in allen Bereichen dieser Interaktionen Akzentmuster setzen und damit die Dynamik mit Fülle anreichern. Durch den Hinweis auf Susanne Langers *Fühlen von Formen* wissen wir, dass es eine beständig begleitende *Stimmigkeit* des Bewusstseins gibt. Diese Stimmigkeit darf nicht ausschließlich als Übereinstimmung zwischen einem empfindenden Bewusstsein und einer wahrgenommenen oder empfundenen Situation gesehen werden. Derartige Resonanzphänomene können die Stimmigkeit verstärken oder auch abschwächen. Auch wenn die Stimmigkeit letztlich nur als ein relationales Gefüge zu verstehen ist, muss Stimmigkeit vor allem als ein Modus verstanden werden, dass wir jeher auf etwas gestimmt sind.

Im folgenden Kapitel möchte ich mit Merleau-Ponty eine weitere Sphäre der zeitlichen Strukturierung beleuchten, die auf den Leib zurückgeht. Wie wir sehen werden, ist der Leib ursprünglicher und daher auch im Hinblick auf die Fragen nach der Dynamik von bildschematischen Verstehensstrukturen primordial, d.h. er ist eine ursprünglichere Bewusstseins-schicht. Alle grundlegenden räumlichen Muster wie Balance, Pfade und Wege beschreiten, Behältereigenschaften, Kräfte erleben wir zunächst leiblich. Damit gehen alle bildschematischen Strukturen auf leibliches Verstehen zurück, wobei in diesem Kapitel mit Hilfe von Merleau-Pontys Philosophie des Leibes gezeigt werden wird, dass es sich beim Leib um eine eigene Weise des Verstehens handelt. Auch die Separierung einer bloßen sinnlichen Wahrnehmung, wie sie im vorherigen Kapitel dargelegt wurde, wird mit seiner Philosophie des Leibes neu überdacht.

Im ersten Abschnitt 5.2 möchte ich mich zunächst der Wahrnehmung und dem Leib widmen und die besondere Stellung des Leibes im Gegensatz zu bloßen Wahrnehmungsgegenständen herausarbeiten. Die zeitliche und damit dynamische Bewusstseinsstrukturierung des Leibes werde ich im Abschnitt 5.3 beleuchten und die Ständigkeit des Leibes als eine wesentliche Eigenschaft dieser Struktur betonen. In einem letzten Abschnitt 5.4 wird dann die räumliche

Verbindung mit der zeitlichen Strukturierung einer Untersuchung unterworfen. Merleau-Ponty deutet an vielen Stellen an, dass hier überhaupt eine vertiefte Analyse fehlt.

## 5.2 Leib und Wahrnehmung

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Leib als solchem und der bloßen Wahrnehmung in Form von Sinnesmodalitäten wie Sehen, Hören, Tasten, Schmecken und Riechen ist, dass der Leib nicht einen Wahrnehmungsgegenstand wie andere Gegenstände darstellt. Diese Erkenntnis wird durch eine noch offensichtlichere Tatsache in Merleau-Pontys Philosophie erweitert, dass alle Wahrnehmung in den genannten Sinnesmodalitäten nicht ohne diesen Leib zu denken ist. Weit weniger offensichtlich bleibt dabei Merleau-Pontys Behauptungen, dass der Leib in seinen Bewegungsgraden einen wichtigen Anteil gerade durch die Bewegung an der Wahrnehmung hat. All dies führt letztlich zu dem zentralen Begriff der *Sensomotorik*<sup>612</sup>, der nicht nur die Einheit dieser zwei Sphären – Wahrnehmung und leibliche Lebendigkeit – fordert; sondern der Begriff der Sensomotorik erfasst auch die Bedeutung der jeweiligen Weisen der Strukturierung; d.h. die Weise der leiblichen Beweglichkeit ist immanent wichtig für die Weise des Wahrnehmens und umgekehrt: „So ist der sensorisch-motorische Kreislauf innerhalb des Zur-Welt-seins eine relativ autonome Strömung der Existenz.“<sup>613</sup> Zunächst muss man aber in Merleau-Pontys Philosophie des Leibes festhalten, dass es keine direkt „Interozeptivität“<sup>614</sup> des Leibes gibt, da wir den Leib nicht so spüren, wie wir andere Dinge spüren: „Zu verstehen ist das allein, wenn empirisches Ich und Leib eben nicht einfach nur Gegenstände sind, es niemals gänzlich werden, [...]“<sup>615</sup> An anderer Stelle betont Merleau-Ponty diese besondere Stellung des Leibes: „Unser Leib, ein System von Bewegungs- und Wahrnehmungsvermögen, ist kein Gegenstand für ein „Ich denke“: er ist ein sein Gleichgewicht suchendes Ganzes erlebt-gelebter Bedeutungen.“<sup>616</sup> Der eigene Leib ist daher in gewisser Hinsicht fremd, aber doch wieder auf engste mit mir identisch und konstituiert das „Zur-Welt-sein“ in einer fundamentalen Weise.<sup>617</sup> Er ist mir fremd, da er sich gerade nicht wie ein Objekt oder Gegenstand, der nicht mit mir identisch ist, gestaltet.

<sup>612</sup> Merleau-Ponty hat den Begriff „sensorisch-motorische Prozesse“ von Bergson entlehnt, womit Bergson „die Einheit von Wahrnehmung und Tun betont“, vgl. [PdWaMPonty], S. 103. Nach Merleau-Pontys Verständnis hat Bergson „erkannt, daß Leib und Geist kommunizieren durch die Vermittlung der Zeit, daß Geistsein Herrschaft über den Ablauf der Zeit heißt und Leibhaben Gegenwarthaben“, vgl. [PdWaMPonty], S. 103.

<sup>613</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 111.

<sup>614</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 100, Merleau-Ponty stellt hier die rhetorische Frage, ob es eine Interozeptivität des Leibes gäbe. Er lehnt dies letztlich ab, da dies wieder das Problem der besonderen Stellung des Leibes verschiebt und diesen bloß wieder als eine „wohlgereinigte Maschine“ verstehen lässt, vgl. [PdWaMPonty], S. 100. Wesentlich ist dabei die Auseinandersetzung mit Krankheitsfällen in Anlehnung an Kurt Goldstein.

<sup>615</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 245.

<sup>616</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 184.

<sup>617</sup> Der Begriff des Zur-Welt-seins ist ein teilweise operativ verwendeter Begriff, der sich auf Merleau-Pontys Verständnis der Existenz bezieht. Dabei geht es um das Spannungsverhältnis zwischen *in einer Welt sein* und *eine Welt haben*, was durchaus zunächst auf den biologischen Organismus bezogen werden muss, vgl. [PdWaMPonty], S. 102ff. Das Zur-Welt-seins entspringt aus einer offenen Erkundung der leiblichen Existenz in einer Umgebung, was nach Merleau-Pontys Beschreibung zunächst durch das sensomotorische „Aufmerken“ in einem den Leib umgebenden „Milieu“ gegeben ist, vgl. S. 103. Auch dieses Verhältnis ist zunächst rein relational zu sehen und führt zu „Weisen einer präobjektiven Sicht, die wir als das Zur-Welt-sein bezeichnen.“, vgl. [PdWaMPonty], S. 104.



Er ist auf das engste mit mir verbunden, da ich selbst mein Leib bin. Schränken wir uns in der folgenden Betrachtung zunächst auf die Wahrnehmung eines äußeren Gegenstandes ein, so kann die Wahrnehmung nicht in einer bloßen Reiz-Reaktionsgleichung aufgehen und, wie wir später sehen werden, spielen synästhetische Effekte eine herausragende Rolle in der Gesamtheit der sensomotorischen Kapazität des Leibes. Zunächst wehrt sich Merleau-Ponty gegen die empiristische Vorstellung, es gäbe eine wohlgeordnete Reizauswahl, die in eine eindeutige Reaktion münde. Diese Reizauswahl betrifft alle Modalitäten des Wahrnehmens wie Hören oder Sehen. Die Behauptung, dass es immer nur einen Reiz für eine Reaktion gäbe – er nennt dies Konstanzhypothese<sup>618</sup> –, lässt sich nach Merleau-Pontys Untersuchungen zu Phantomgliedern<sup>619</sup> nicht halten: „Es gibt also eine gewisse von allen Reizen relativ unabhängige Konsistenz unserer „Welt“, die eine Reduktion des Zur-Welt-seins auf eine Summe von Reflexen ausschließt, [...]“<sup>620</sup> Diesem simplen Modell stellt er die Vorstellung des Leibes als eine Weise des Zur-Welt-seins gegenüber: „Der Leib ist das Vehikel des Zur-Welt-seins, und einen Leib haben heißt für den Lebenden, sich einem bestimmten Milieu zugesellen, sich mit bestimmten Vorhaben identifizieren und darin beständig zu engagieren.“<sup>621</sup> Dieses Engagement des Leibes verläuft interaktionistisch und zeigt sich in einer präreflexiven Weise.

Geht man zunächst auf die Motorik ein und betrachtet diese isoliert, so spielt der Begriff des Körperschemas<sup>622</sup> eine entscheidende Rolle. Dieses kann als ein *Echtzeitabgleich des Leibes im Raum* verstanden werden und geht auf die Propriozeption<sup>623</sup> – kleine Nervenzellen in den Muskeln – zurück. Vor jeder kognitiven Auseinandersetzung mit einer Umgebung übernimmt

<sup>618</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 27-28 und S. 267. Merleau-Ponty beschreibt detailliert die Annahmen der Psychologen seiner Zeit, die von einem basalen Sender-Empfänger-Übermittler-Modell der Wahrnehmung ausgingen.

<sup>619</sup> Die detaillierte Auseinandersetzung zum Problem der Phantomglieder findet man in [§ 3. *Das Phänomen des Phantomgliedes; Unzulänglichkeit des physiologischen wie auch der psychologischen Erklärung*], vgl. [PdWaMPonty], S. 100-107.

<sup>620</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 104.

<sup>621</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 106.

<sup>622</sup> In P. Haggard und D.M. Wolperts Text *Disorder of Body Scheme* werden unter anderem die folgenden Eigenschaften des Körperschemas zusammengefasst: 1. räumliche Kodierung: „The body scheme represents the position and configuration of the body as a volumetric object in space.“, 2. Abgleich mit der Bewegung: „Any body representation which is used for action must continuously track the positions of our body parts as we move.“, 3. Kohärenz: „The brain maintains a coherent spatial organization of the body scheme across space and time. This ensures a continuity of body experience which may play a major role in individual self-consciousness.“, Vgl. a.a.O., S. 1-2. Nach Ayres ist das Körperschema beim Kleinkind mit Ende des 2. Lebensjahr zu einer Endphase gelangt, in der es alltägliche Dinge wie Gehen, Greifen, Laufen, Sitzen, Stellen, Arme bewegen usw. wie bei einem erwachsenen Menschen erfüllen kann, vgl. [BkEAyres] S. 32f. Nichtsdestoweniger wird das Körperschema beständig durch neue Umstände – beispielsweise das Fahrradfahren oder dem Umgang mit Werkzeugen – noch im späteren Alter beständig erweitert.

<sup>623</sup> Propriozeption wird in vielen medizinischen Büchern und in philosophischen Text verkürzt auch mit *Propriozeption* bezeichnet. In dem Buch *Physiologie* aus der *Dualen Reihe*, die von den Medizinern Dr. A. Bobs und Dr. K. Bobs herausgegeben werden, wird Propriozeption mit der Tiefensensibilität in Verbindung gebracht: „Die Tiefensensibilität bezeichnet den Teil der bewussten körperlichen Empfindungen vorwiegend aus dem Bewegungsapparat, die nicht an die Haut gebunden sind (z. B. Mechanosensoren in Muskeln und Gelenken). Zur Tiefensensibilität gehört auch der Begriff Propriozeption, d. h. die Wahrnehmung der Lage und Stellung der Körperteile sowie der Bewegung des Organismus durch diesen selbst.“, vgl. a.a.O., S. 594. Zur Propriozeption gehören die sogenannten „Muskelspindeln“, „Golgi-Sehnenorgane“ und die „Afferenz aus den Gelenken“, vgl. a.a.O., S. 601. In Schmidts medizinischen Buch *Physiologie des Menschen* wird sie als eine „somatosensorische Submodalität“ bezeichnet, die „essenziell für die gesamte Stütz- und Zielmotorik“ ist, vgl. a.a.O., S. 286. Die Propriozeption hat nach Schmidt die folgenden Qualitäten: „Die Propriozeption vermittelt die Qualitäten »Lage«, »Bewegung« und »Kraft«.“, vgl. a.a.O., S. 286.

der Leib völlig selbstständig alle notwendigen Handlungsabläufe: Lläuft man die Treppe hinunter, so muss man sich hierüber keinen Plan machen, da der Leib diese Aufgabe übernimmt; oder möchte man einen Gegenstand ergreifen, so formt sich die Hand in einer angemessenen Weise und ergreift diesen Gegenstand ohne weitere Schwierigkeiten. Da ich weiter unten auf den Begriff zurückkomme, möchte ich ihn hier zunächst einföhren, um auf die Verschränkung dieser selbstständigen leiblichen Bewegungsleistung mit der Wahrnehmung hinzuföhren, denn Merleau-Ponty stellt die Bedeutung des Körperschemas für eine Theorie der Wahrnehmung deutlich heraus: „Die Theorie des Körperschemas ist *implicite* schon eine Theorie der Wahrnehmung.“<sup>624</sup> In der neueren Forschung zum Begriff des Körperschemas<sup>625</sup> muss er gegenüber dem Begriff des Körperbildes abgegrenzt werden. Das Körperbild ist als eine Ansammlung von propositionalen Einstellungen und einem Wissen von seinem eigenen Körper zu sehen. Gallagher schreibt in seinem Buch *How the body shapes the mind* hierzu in Abgrenzung zum Körperschema:

I defined body image as a (sometimes conscious) system of perceptions, attitudes, beliefs, and dispositions pertaining to ones on own body. It can be characterized as involving at least three aspects: body percept, body concept, and body affect. Body schema, in contrast, is a system of sensory-motor processes that constantly regulate posture and movement – processes that function without reflective awareness or necessity of perceptual monitoring.<sup>626</sup>

Es ist zwar konzeptionell vom Körperschema zu unterscheiden, aber in den Momenten, in denen man sich gewisser körperlicher Bewegungen bewusst wird, kann das Körperschema einen Einfluss auf dieses Wissen um das Körperbild nehmen: „To the extent that one does become aware of ones own body, by monitoring or directing perceptual attention to limb position, movement, or posture, then such awareness helps to constitute the perceptual aspect of a body image.“<sup>627</sup> Diese Unterscheidung<sup>628</sup>, die so nicht bei Merleau-Ponty zu finden ist, wird im weiteren eine Rolle spielen, um zu sehen, in welcher Art und Weise die Wahrnehmung mit der leiblichen Interaktivität verknüpft ist.

In längeren Abschnitten beschäftigt sich Merleau-Ponty mit verschiedenen Störungen des Sehens, des Tastsinns und den motorischen Störungen. Er bezieht sich hier auf Kurt Goldstein und

<sup>624</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 242.

<sup>625</sup> Einen der wichtigsten Beiträge zu diesem Begriff findet man in Shaun Gallaghers Buch *How the body shapes the mind*. Im ersten Kapitel *The Terms of Embodiment* wird die historische Begriffskonfusion herausgearbeitet und auf eine klare Definition zugespitzt: „In contrast to the body image, a body schema is not a set of perceptions, beliefs or attitudes. Rather it is a system of sensory-motor functions that operate below the level of self-referential intentionality. It involves a set of tacit performances – preconscious, subpersonal processes that play a dynamic role in governing posture and movements. In most instances, movement and the maintenance of posture are accomplished by the *close to automatic* performances of a body schema, and for this very reason the normal adult subject, in order to move around the world, neither needs nor has a constant body percept. In this sense the body-in-action tends to efface itself in most of its purposive activities.“, vgl. [HBSMGal], S. 26.

<sup>626</sup> Vgl. [HBSMGal], S. 37f.

<sup>627</sup> Vgl. [HBSMGal], S. 26.

<sup>628</sup> Die Unterscheidung lässt sich bereits vor Gallaghers Buch *How the body shapes the mind* in dem gemeinsam mit J. Cole veröffentlichten Text *blackBody Schema and Body Image in a Deafferented Subject* finden, vgl. S. 369-390 in *blackJournal of Mind and Behavior* 16black, 1995. Eine neurologisch fundierte Unterscheidung von Körperschema und Körperbild wird in J. Paillards Text *Vectorial versus configural encoding of body space. A neural basis for a distinction between body schema and body image* beschrieben, vgl. blackS. 89-106 in: *blackBody Image and Body Schema. Interdisciplinary perspectives on the body*black, Hrsg. De Preester & Knockaert, Amsterdam/Philadelphia, 2005.

Adhémar Gelb<sup>629</sup>, wobei diese nach dem ersten Weltkrieg eingehend den Soldaten Schneiders<sup>630</sup> untersuchten. Schneider war trotz intakter Sehfähigkeit nicht mehr in der Lage visuell Gestalten, Symbole oder figurative Bilder zu erkennen. Nichtsdestoweniger war er in der Lage durch Nachziehen mit Fingern und Händen der einzelnen Buchstaben, Texte zu lesen. Das Körperschema half ihm zu lesen. Wichtig ist hierbei ein Unterschied zu nicht erkrankten Menschen: „Beim Normalen, sagt Goldstein, stehen taktile und visuelle Gegebenheiten nicht einfach nebeneinander, sondern jene verdanken diesen „qualitativen Nuancen“, die sie im Fall Schneider eingebüßt haben.“<sup>631</sup> Diese Verschränkung bei nicht gehirnverletzten Menschen zwischen den verschiedenen Modalitäten der Wahrnehmung mit dem Leib etabliert nach Merleau-Ponty erst eine Art des „kinästhetischen Hintergrunds“<sup>632</sup>, der unter anderem auf der Eigenbewegung des Leibes vermöge des Körperschemas beruht. Schneiders Krankheitsfall und Goldsteins Beobachtungen führen Merleau-Ponty zu der grundlegenden Annahme der Verschränkung von Motorik und Wahrnehmung: „Seelenblindheit, Beeinträchtigung des Tastsinns und motorische Störung sind drei *Ausdrücke* für eine tiefliegende Störung, aus der her sie sich verstehen, nicht aber drei Komponenten eines krankhaften Verhaltens; visuelle Vorstellungen, taktile Gegebenheiten und Motorik sind drei aus der Einheit des Verhaltens herausgeschnittene Phänomene.“<sup>633</sup> Dieses *Verhalten* geschieht nirgends anders als im Leib und durch den Leib. Dieser stellt somit eine Weise eines völlig selbstständigen *Bewusstseins von . . .* dar oder, mit anderen Worten, ist dies eine selbständige Weise von Intentionalität. Zudem etabliert dieses „Verhalten eine Gestalt“, die in der „Sensibilität“ und „Motorik“ „ihr Dasein“ hat, die dem „kausalen Denken“

<sup>629</sup> Das viel zitierte Buch der beiden Neurologen heißt: *Psychologische Analysen hirnpathologischer Fälle aufgrund von Untersuchungen Hirnverletzter*. Bd. 1. Springer, Berlin 1918. Merleau-Ponty erschließt seine philosophischen Ideen in vielerlei Hinsicht aufgrund von Krankheitsbefunden. Wesentlich sind dabei die Verbindungen zwischen Sprache, Wahrnehmung und Handlungen. Daher beschäftigt er sich in [§ 17. *Der existentielle Untergrund der „Symbolfunktion“ und die Struktur der Krankheit*] explizit mit Apraxie, Agnosie und Aphasie, vgl. [PdWaMPonty] S. 152-165. An spätere Stelle werden solche Krankheiten als „Metamorphose“ des Leibes bezeichnet wodurch deutlich wird, dass der Leib Krankheiten, die man glaubt im Gehirn zu verorten, veräußert und letztlich darstellt, vgl. [PdWaMPonty], S. 197. Dabei muss man mit Goldstein feststellen, dass große Schäden am Gehirn nicht unbedingt große Schäden in der Sensomotorik hervorrufen. Es gibt keinen proportionalen Zusammenhang zwischen Umfang des Schäden am Gehirn zur Beeinträchtigung der Sensomotorik. Viel eher ist entscheidend, welche Zentren des Gehirns beeinträchtigt sind.

<sup>630</sup> In Hoffmanns und Stahnischs Einleitung zu Goldsteins *Der Aufbau des Organismus* findet man folgende biographische Beschreibung des Soldaten Schneiders: „Mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs kommen tausende Soldaten mit Kopfverletzungen an GOLDSTEINs Institut in Frankfurt. Darunter auch ein 24jähriger Bergarbeiter, der 1915 als Soldat durch einen Minensplitter im Bereich des Hinterhaupt- und Schläfenlappens verletzt wird und als „Fall Schneider“ (siehe GELB/GOLDSTEIN 1918) in die Geschichte der Neuropsychologie eingeht. Die hauptsächlichsten Ausfallerscheinungen dieses Patienten liegen auf dem Gebiet des optischen Wahrnehmens und Erkennens: Sein Syndrom der „Seelenblindheit“ oder „optischen Agnosie“, das sich in der Unfähigkeit äußert, trotz intakten Sehens optische Gestalten, Bilder und Symbole zu erkennen, kann von GELB und GOLDSTEIN erst durch aufwändige experimentalpsychologische Untersuchungen nachgewiesen werden, da der Patient zum Teil unbewusste Strategien entwickelt hatte, mit seinen Störungen umzugehen und diese auf Umwegen auszugleichen. So hatte er beispielsweise gelernt, mittels Kopf- und Handbewegungen die Gestalt der Buchstaben in einem Text nach zufahren und auf diese Weise zu lesen. Hinderte man ihn daran, indem man etwa seinen Kopf oder seine Hand fixierte, war er dazu nicht mehr in der Lage.“, Vgl. Goldstein *Der Aufbau des Organismus*, S. XXVII.

<sup>631</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 145.

<sup>632</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 142f. Bei Schneider ist dieser kinästhetische Hintergrund gerade gestört, da er beispielsweise nicht in der Lage ist, die „Geste des Klopfens“ in der Luft zu vollziehen, vgl. [PdWaMPonty] 143.

<sup>633</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 146.

„unzugänglich“ ist.<sup>634</sup> Dieses Verhalten – sensomotorische Struktur der gekoppelten Einheit von Leib und Wahrnehmung – ist nach Merleau-Pontys Vorstellung immer in einem Werden begriffen und hat daher eine zeitliche aber auch räumliche Struktur; denn es ergibt sich „eine andere“, nicht-kausale „Art des Denkens“, „das seinen Gegenstand *in statu nascendi* faßt“<sup>635</sup>. Dies *im Werden begriffene* Erfassen ergibt sich durch die zeitliche Struktur des Leibes.

Merleau-Pontys Beschreibung des Leibes als Grundlage einer Anthropologie und einer Phänomenologie zieht einen anderen Bewusstseinsbegriff nach sich, da wir nicht mehr davon sprechen können, dass man als Mensch ein *Bewusstsein in einem Leib* ist. Man muss das „menschliche Subjekt“ „als unzerlegbares und in allen seinen Bekundungen als ganzes anwesendes Bewußtsein auffassen“<sup>636</sup>. Diese Bekundungen ergeben sich als beständig ablaufende leibliche Fähigkeiten, die von bloßer (a) leiblichen Beweglichkeit über (b) gekoppelte Sensomotorik bis hin zur (c) bloßen sinnlichen Wahrnehmung reichen. Nichtsdestoweniger stellt diese Auflistung (a, b, c) nur eine konzeptionelle Perspektivierung dar, die insofern faktisch nicht vorliegt, als diese drei Weisen immer nur mit und in einem Leib geschehen. In Anbetracht, dass der Mensch einen Leib hat, schreibt Merleau-Ponty diese Tatsache deutlich im Zusammenhang mit der Symbolisierungsfähigkeit<sup>637</sup> seitens des Menschen aus, denn „in ihnen [den Sinnesgegebenheiten]“ wird „eine unter verschiedenen Perspektiven identifizierbare Einheit zur Erscheinung“<sup>638</sup> gebracht. Diese Einheit durch den „Fluß von Impressionen“<sup>639</sup> ist ein einheitliches Bewusstsein, und es muss eine Reformulierung dieses Bewusstseins geschehen: „Nun kann man nicht sagen, das Bewußtsein *habe* diese Vermögen, es *ist* vielmehr dieses Vermögen.“<sup>640</sup> All diese Beschreibungen für die impressionale und sinnliche Wahrnehmung führt Merleau-Ponty auf einen einheitlichen Zugang von Bewusstsein und Leib zurück, wobei immer wieder die Eigenbeweglichkeit des Leibes gemeint ist: „[...] man kann nicht gewisse Bewegungen der Körpermechanik und andere dem Bewußtsein zuschreiben, Leib und Bewußtsein begrenzen nicht einander, sondern können nur einander parallel sein.“<sup>641</sup>

Insgesamt spricht Merleau-Ponty folglich darüber, den Menschen und sein Bewusstsein in einer anderen Weise zu sehen. Er knüpft diese Perspektive mit einer eigenen Art Intentionalität, die nicht ausschließlich auf ein bloßes „ich sehe“, „ich höre“ oder allgemein „ich nehme wahr“ zurückzuführen ist. Darüber hinaus ist diese Intentionalität nicht an eine intelligible Persönlichkeit gebunden, und es „vollzieht sich stets eine Entpersönlichung des Bewußtseins in dessen Innerstem selbst“.<sup>642</sup> Damit führt Merleau-Ponty im Abschnitt [§16. *Die Intentionalität des Leibes*]

<sup>634</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 147.

<sup>635</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 147.

<sup>636</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 147.

<sup>637</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 147-151, [§ 16. *Unmöglichkeit eines Verstehens der angeführten Phänomene in reflexiver Analyse durch ihre Verknüpfung mit einer „Symbolfunktion“*].

<sup>638</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 148.

<sup>639</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 148.

<sup>640</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 148.

<sup>641</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 151.

<sup>642</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 166.

diese an ein Körperschema gebundene Intentionalität des Leibes ein: „Diese Erläuterungen lassen uns endlich die Motorik unzweideutig als eine ursprüngliche Intentionalität verstehen. Das Bewußtsein ist ursprünglich nicht ein „Ich denke zu ...“, sondern ein „Ich kann“.“<sup>643</sup> Dieses „Ich kann“ ist die leibliche Beweglichkeit, die nirgends auf eine im Bewusstsein hinterlegte „Repräsentationsfunktion“<sup>644</sup> zurückgeführt werden kann. Ein Mensch ist dieser Leib und muss vor jeder kognitiven Leistung, wie Sprachen oder abstraktes Denken, erst eine leibliche Welterschließung vollziehen. Diese ist für alles Verstehen primordial und vorrangig im Hinblick auf einen situativ verankerten Verstehensprozess:

Bewußtsein ist Sein beim Ding durch das Mittel des Leibes. Erlernt ist eine Bewegung, wenn der Leib sie verstanden hat, d.h. wenn er sie seiner „Welt“ einverleibt hat, und seinen Leib bewegen heißt immer, durch ihn hindurch auf die Dinge abzielen, ihn einer Aufforderung entsprechen lassen, die an ihn ohne den Umweg über irgendeine Vorstellung ergeht. Die Motorik steht also nicht solcherart im Dienste des Bewußtseins, als transportierte sie den Leib an einen Raumpunkt, den wir uns zuvor vorgestellt hätten.<sup>645</sup>

Der Leib hat seinen eigenen, repräsentationslosen Zugang zu seiner Umwelt, d.h. es bedarf bei einer ursprünglichen Zugangsweise des Menschen zu seiner Umgebung keines vorläufigen Vorstellungsbildes, welches man durch eine unerklärte kognitive Operation vorher abrufft. All dies bewirkt das Körperschema, welches als ein „System von Äquivalenzen“ oder „unmittelbar gegebener Invarianten“ ist, auf Grund dessen „die verschiedensten Bewegungsaufgaben augenblicklicher Transposition“<sup>646</sup> ermöglicht werden. Damit ist dies „nicht allein eine Erfahrung meines Leibes, sondern eine Erfahrung meines Leibes in der Welt“.<sup>647</sup>

Hier sehen wir grundsätzlich Parallelen zu Deweys Erfahrungsbegriff, da Merleau-Ponty ebenfalls von einer Erfahrung spricht, die an eine Welt gebunden ist, wobei in Anlehnung an A.A. Grünbaums Forschung „*schon die ‚reine‘ Motorik die elementare Sinngebung besitzt*“<sup>648</sup>. Insbesondere ist auch die Situation nicht etwas, was *per se* gegeben ist und der Leib reagiere und operiere in dieser oder jener Situation. Dies mag es geben, aber zu einem nicht näher bestimmbar Anteil entfaltet der Leib durch seine Struktur des Körperschemas die meisten Situationen erst: „Doch weil er [der Leib] sich der Welt verschließen kann, ist mein Leib auch das, was mich auf die Welt hin öffnet und mich in Situation setzt.“<sup>649</sup> Die Interaktionen des Leibes sind daher nicht bloße willkürliche Reaktionen auf gegebene Situationen, sondern in gewisser Hinsicht etabliert er durch bestimmte Bewegungsmuster erst die Angemessenheit der Situation überhaupt.

<sup>643</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 166.

<sup>644</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 166. Gerade diesen Punkt macht Merleau-Ponty an dem Fall Schneider deutlich, dessen kognitives Verstehen gestört ist. Er kann aber durch leiblich-autonome Handbewegungen beispielsweise Buchstaben durch Nachziehen der Buchstabenform entschlüsseln. Diese Bewegung selbst ist aber eine in der Zeit verlaufende Bewegung und nirgends eine Repräsentation des Buchstabens selbst vgl. [PdWaMPonty], S.165-168.

<sup>645</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 167-168.

<sup>646</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 171.

<sup>647</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 171.

<sup>648</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 171. Merleau-Ponty bezieht sich hier auf A.A. Grünbaums Arbeit *Aphasie und Motorik*. Grünbaum spricht im Übrigen explizit von einem „dynamischen“ Körperschema, vgl. [PdWaMPonty], S. 171.

<sup>649</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 197.

Diese selbstständigen, leiblichen Interaktionen dürfen jedoch nicht als bloße Abläufe ohne Sinn gesehen werden. Hier läuft ein eigener Prozess des Verstehens ab, da wir nicht willkürliche Bewegungen vollziehen, sondern der Situation angemessene und adäquate Bewegungen: „Der Körper ist es, [. . .], der die Bewegung „erfaßt“ und „versteh“.“<sup>650</sup> Die *Angemessenheit im Umgang* soll als eine Bedingung für Verstehensprozesse etabliert werden. Diese Weise des Verstehens ist autonom und muss gerade in den Anfängen der individuellen Entwicklung immer wieder von neuem geübt und vollzogen werden. Das hierbei ein Wechselspiel zwischen sinnlicher Wahrnehmung und motorischer Fähigkeiten stattfindet, wird von Merleau-Ponty explizit betont; und er stellt sich die Frage, „wie eine gewisse Physiognomie „visueller“ Zusammenhänge [in einem Hantierungsraum] einen gewissen Stil motorischer Entsprechungen hervorrufen kann, [. . .]“.<sup>651</sup> Merleau-Ponty entwickelt unter Verwendung des Begriffs der Gewohnheit<sup>652</sup> daher einen eigenen Begriff des Verstehens, um diesen Zusammenhang zwischen sinnlicher Wahrnehmen und angemessenem Bewegungsvollzug des Leibes zu erklären:

Der Leib ist es, so sagten wir, der im Erwerb einer Gewohnheit „versteh“. Diese Formulierung wäre absurd, wenn Verstehen nichts anderes hieße, als ein sinnlich Gegebenes unter eine Idee subsumieren, und der Leib nichts anderes wäre als ein Gegenstand. Doch eben das Phänomen der Gewohnheit nötigt uns, unseren Begriff von „Verstehen“ sowohl als auch den des „Körpers“ zu revidieren. Verstehen heißt, die Übereinstimmung erfahren zwischen Intention und Vollzug, zwischen dem, worauf wir abzielen, und dem, was gegeben ist; und der Leib ist unsere Verankerung in der Welt.<sup>653</sup>

Die Übereinstimmung zwischen Intention und Vollzug kann nur über eine räumliche und zeitliche Koordinierung geschehen, die der Leib vermöge des Körperschemas zur Verfügung stellt. Da die Beziehung zwischen dem Leib und einem äußeren Gegenstand nicht einem kausalen Verstehen entspricht, liegt ein anderes Verhältnis des Leibes zu einzelnen Gegenständen vor. Dieses Verhältnis entspricht nicht einer reflexiven abstrakten Erfassung eines solchen einzelnen Gegenstandes. Das banale Ergreifen und Hantieren eines Gegenstandes – den Stift, das Werkzeug, die Tastatur, das Fahrrad etc. – ist genuin ein anderer Zugang als mir diese einzelnen Gegenstände in einer reflexiven Weise mit bestimmaren Eigenschaften zu denken: „Die reflexive Analyse ersetzt die absolute Existenz des Gegenstandes durch den Gedanken eines absoluten Gegenstandes, doch indem sie diesen Gegenstand zu überfliegen und gesichtslos zu denken sucht, zerstört sie seine innere Struktur.“<sup>654</sup> Dieser Umgang mit Gegenständen des Alltags läuft durch eine präreflexive Vollzugsweise des Leibes ab, wobei die Hände eine zentrale Rolle spielen. Da die Hand als *Pinzette* geführt werden kann und wir letztlich einen aufrechten

<sup>650</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 172.

<sup>651</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 174.

<sup>652</sup> Der Begriff der Gewohnheit wird im Verlaufe von Merleau-Pontys Analysen mehrfach aufgegriffen. Im Zusammenhang mit der leiblichen Verstehensfähigkeit ist Gewohnheit „in eine motorische und perzeptive“ Gewohnheit, vgl. [PdWaMPonty], S. 182. Mittels der Erweiterung des Körperschemas auf Gegenstände kann durch Einüben diese Gewohnheit entwickelt werden. Ein Beispiel ist die Verwendung des Blindenstockes durch einen Blinden, vgl. [PdWaMPonty], S. 182.

<sup>653</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 174.

<sup>654</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 240.

Gang und damit eine Loslösung der Hände vom Boden<sup>655</sup> haben, ermöglicht dieser zusätzliche Freiheitsgrad – Hand als Pinzette und aufrechter Gang – einen präreflexiven Zugang zu den Gegenständen. Wichtig ist, dass dieses Verstehen im Umgang mit Gegenständen nicht durch ein kognitiv-objektives Programm gegeben ist, sondern der Leib vollzieht schlichtweg:

Ich muß nicht erst von meiner eigenen Bewegung ein objektives Bild gewinnen und diesem Rechnung tragen, um hinter den Erscheinungen die wahre Form des Gegenstandes zu rekonstruieren: die Rechnung ist schon fertig, je schon hat jede neue Erscheinung sich der erlebten Bewegung verbunden und als Erscheinung des Würfels [oder eines allgemeinen Gegenstandes] dargeboten. Ding und Welt sind mir gegeben mit den Teilen meines Leibes, nicht dank einer „natürlichen Geometrie“, sondern in lebendiger Verknüpfung, vergleichbar oder vielmehr identisch mit der, die zwischen den Teilen meines Leibes selbst herrscht.<sup>656</sup>

Damit erscheint der Leib als die zentrale Mitte eines jeden Weltzuganges, wobei er im Agieren beständig die *Welt* mit erzeugt und damit Situationen beständig neu schafft. Diese Situationen können vielschichtig sein: Dem Gehen entlang eines Weges liegt im Zusammenhang eine andere Situation zugrunde als das mühsame Hinaufsteigen einer Treppe. Das Ergreifen eines leichten Gegenstandes – etwa des Stiftes – ist im Hinblick auf die zugrunde liegende Kraftaufwendung eine unterscheidbare Situation als das Heben eines schweren Gegenstandes – der Einkaufstasche –. All diesen verschiedenen Situationen unterliegen andere Weisen von Verhältnissen räumlicher und zeitlicher Strukturen, welche damit Dynamiken der leiblichen Bewegungsvielfalt bestimmen. In jeder Situation kommt eine Angemessenheit zum Vorschein, wodurch sich der Leib als eine „Ausdruckseinheit“<sup>657</sup> manifestiert.

Ich möchte die Kommunikation der Sinne untereinander und mit der leiblichen Bewegung näher beleuchten. Durch diese Betrachtung werden einige Aspekte, die wir im vorherigen Abschnitt einer bloßen Wahrnehmung zugeordnet haben, unter einen neuen Blickwinkel betrachtet. Die meisten Analysen zu diesem Bereich finden sich im Abschnitt *I Das Empfinden*. Eine Vielzahl von Merleau-Pontys Analysen beziehen sich darauf, Gegenargumente zur Konstanzhypothese zu entwickeln, welche besagt, dass es für jede Reaktion genau einen ursprünglichen Reiz gäbe. Entscheidend ist am Anfang von Merleau-Pontys Betrachtungen zum Empfinden, dass

<sup>655</sup> In seinem Buch *Hand und Wort* geht der Paläontologe André Leroi-Gourhan an vielen Stellen auf diese evolutionäre Entwicklungsstufe des Greifens beim Menschen ein. Insgesamt spricht Leroi-Gourhan sich dabei gegen eine „zerebralistische Sicht der Evolution“ aus, denn es „scheinen genügend Belege dafür vorzuliegen, daß die Fortschritte in der Anpassung des Bewegungsapparates eher dem Gehirn genützt haben, als daß sie von diesem hervorgerufen worden wären.“, vgl. [HuWLeroi], S. 42. Leroi-Gourhan zeigt deutlich, dass erst die Loslösung der vorderen Gliedmaßen vom Boden eine Auswirkung auf die Physiognomie des Schädelbaus und dann auf das Gehirn hatte, vgl. S. [HuWLeroi], 42-83. Diese Befunde sind wichtig, um das Primat des Leibes als dynamischen Interaktionsapparat vor eine gehirnzentrierten Perspektive zu stellen: „Es läßt sich kein Lebewesen anführen, bei dem das Nervensystem der Entwicklung des Körpers vorangegangen wäre; dagegen können wir auf zahlreiche Fossilien verweisen, bei denen man die Entwicklung des Gehirns Schritt für Schritt in einem bereits lange vorhandenen Gehäuse verfolgen kann.“, vgl. [HuWLeroi], S. 68. Das Greifen als ein Konstitutivum für alle weiteren kulturellen Entfaltungen entwickelt Leroi-Gourhan an mehreren Stellen in seinem Buch und schreibt dies insbesondere als eine einzige Eigenschaft dem Menschen und seinen näheren Verwandten zu, vgl. [HuWLeroi], S. 72-79 und 109-119. Die ausgefeilte Produktion von Steinen als Werkzeuge ist nach Leroi-Gourhan nur durch zwei freie Gliedmaßen und dem Pinzettengriff zwischen Finger und Daumen möglich, vgl. [HuWLeroi], 120-134 und S. 173-182. Erst hierdurch wurde überhaupt eine Wohnstätte und letztlich die Schrift und die Sprache möglich, vgl. [HuWLeroi], S. 135-152 und 237-296.

<sup>656</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 241.

<sup>657</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 242.

es – Sehen, Hören, Riechen usw. – nicht bloße sinnliche Qualitäten nach sich zieht. Die Empfindungen stehen immer in Verbindung mit motorischer Veräußerlichung:

Die Empfindungen bzw. „Sinnesqualitäten“ reduzieren sich also keineswegs auf das Erlebnis gewisser unsagbarer Zustände oder eines bloßen quale, sie haben ihre motorische Physiognomie und eine sie umfassende lebensmäßige Bedeutung. Man weiß seit langem, daß Empfindungen ihr „motorischen Begleiterscheinungen“ haben, daß Reize „Bewegungsansätze“ auslösen, die sich den Empfindungen bzw. Qualitäten assoziieren und sie mit einem Hof umgeben, daß die perzeptive und die motorische „Seite“ des Verhaltens miteinander kommunizieren.<sup>658</sup>

Merleau-Ponty macht diese allgemeine Behauptung mit Beispielen aus Goldsteins und Rosenthals Untersuchungen<sup>659</sup> zu Farben deutlich. Rote und gelbe Farbtöne veranlassen eher öffnende Körperbewegungen in der Form, dass Arme vom Körper wegbewegt werden. Grüne und blaue Farbtöne hingegen schließende, indem Arme zum Körper hinbewegt werden.<sup>660</sup> Ohne auf alle Details dieser Bewegungsarten von Adduktion und Abduktion leiblicher Koordinierung aufgrund von Sehimpulsen einzugehen, entwickelt Merleau-Ponty eine eigene Weise des Zur-Welt-seins im Zuge dieser Einheit von Sensorik und Motorik, denn „ebenso hat das Sinnliche nicht allein motorische und lebensmäßige Bedeutung, sondern *ist es* [sic] nichts anderes als eine je bestimmte Weise des Zur-Welt-seins, die sich von einem Punkte des Raumes her sich [sic] anbietet und die unser Leib annimmt und übernimmt [...]“.<sup>661</sup> Dies führt dazu, dass wir die Reize nicht nur als sinnlich, individuelle Daten im Sinne eines bloßen Sensualismus verstehen können. Es kommt zu einer Einigung oder mit Merleau-Pontys Schlussfolgerung: „Empfindung ist buchstäblich Kommunion.“<sup>662</sup>

Das verstehende *Sehen von ...* – und in erweiterter Form kann dies auf andere Sinnesmodalitäten übertragen werden – ist nicht etwas, was einem reflektierenden Denkkakt geschuldet ist. Es handelt sich um ein passives Verstehen, welches sich ergibt, sofern wir etwas erkennen: „Sehen ist sonach *an ein bestimmtes Feld gebundenes Denken*, und dies ist es, was wir je einen Sinn nennen.“<sup>663</sup> Dieses Verstehen „vermenge ich nicht“ mit einem kausalen „Denken“.<sup>664</sup> In den meisten Fällen verstehen wir durch Wahrnehmungsakte implizit und benötigen kein reflektierendes, kausales Denken. Diese hier für das Sehen festgehaltene Eigenschaft muss auf alle Weisen des Wahrnehmens übertragen werden und stellt eine wesentliche Eigenschaft für die sich gegenseitig unterstützenden synergetischen Effekte dar: „Auf dem Grund einer Natur, die ich mit dem Sein gemein habe, bin ich fähig, in bestimmten Anblicken des Seins einen Sinn zu entdecken, ohne ihn ihnen selbst kraft einer konstituierenden Leistung erst verliehen zu haben.“<sup>665</sup> Insbesondere entwickelt Merleau-Ponty im Abschnitt *Das Empfinden* allmählich

<sup>658</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 247.

<sup>659</sup> Vgl. Goldstein und Rosenthal, *Zum Problem der Wirkung der Farbe auf den Organismus*.

<sup>660</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 246 und 248-249.

<sup>661</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 249.

<sup>662</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 249.

<sup>663</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 254.

<sup>664</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 254.

<sup>665</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 254.



die Verbindung von einzelnen Wahrnehmungsmodalitäten hin zu einer einheitlichen Weise des Wahrnehmens: „Doch ganz ebenso, wie es innerhalb eines jeden Sinnes seine eigene natürliche Einheit aufzudecken gilt, werden wir eine „Urschicht“ des Empfindens freizulegen haben, die der Teilung der Sinne vorgängig ist.“<sup>666</sup> Es ist hierbei festzuhalten, dass eine Phänomenologie der einzelnen Sinne daher Berechtigung hat. Am Hören und am Sehen lassen sich im Hinblick auf die Struktur der Intentionalität des Bewusstseins wesentliche Strukturgesetze festhalten. Aber in einem „letzten Stadium“ wird der gesamte Leib angesprochen, sodass beispielsweise eine Farbe „in meinem Auge“ „ein Vibrieren meines Blickes“ erzeugt oder „endlich meinen ganzen Leib in eine einzigartige Seinsweise“ „versetzt“.<sup>667</sup> Die Farbe „verdient“ nach Merleau-Pontys Auffassung nicht mehr den „Namen einer Farbe“<sup>668</sup>. Selbiges gilt dann auch für das Hören, das sich neben dem tonalen Moment zu einem „atmosphärischen Ton“ erweitern kann und somit zu einer „Erfahrung einer Modifikation meines ganzen Leibes wird“.<sup>669</sup> Interessanterweise sieht Merleau-Ponty nicht nur den Leib als den Brennpunkt dieses synergetischen Effektes, sondern das gerade ein auditiver „Rhythmus“ sich zu einer visuellen Bewegung verschmelzen kann.<sup>670</sup> Die Dynamik, die sich hinter diesem synergetischen Prozess des Verstehens vermöge des Leibes versteckt, ist im wesentlichen wieder ein rhythmisches Verhältnis.

Insgesamt erhalten wir mit dem Wissen aus dem vorherigen Kapitel über den dynamischen Zugang des Wahrnehmens, dass dies nur über einen Leib funktioniert. Dessen Eigenbeweglichkeit stellt eine eigene Sinnschicht dar, die aber nicht losgelöst von den verschiedenen Sinnesmodalitäten ist, sondern ein resonanzerzeugendes Medium für jedes Wahrnehmungsmoment. Dies muss als eine Weise des Verstehens anerkannt werden, die nicht auf ein intellektuelles Verstehen zurückzuführen ist:

Kein erkenntnistheoretisches Subjekt vollzieht die Synthese [um einen Gegenstand zu erfassen], sondern der Leib, der seiner Zerstreung sich entreißt, sich sammelt und mit allen Mitteln auf ein einziges Ziel seiner Bewegung verlegt, indem in ihm in Gestalt des Phänomens der Synergie eine einzige Intention sich durchsetzt. Wie sprechen den Vollzug der Synthese dem objektiven Leib nur ab, um ihn dem phänomenalen Leib zuzuschreiben, d.h. dem Leib, insofern dieser eine „Umweltintentionalität“ besitzt<sup>64</sup>, insofern seine „Teile“ einander dynamisch vertraut sind und seine Empfänger dergestalt sich einstellen, daß ihre Synergie die Wahrnehmung des Gegenstandes ermöglicht. Mit der Aussage, eine solche Intentionalität sei kein Denken, wollen wir sagen, daß sie sich auf den gesamten Erwerb meines Leibes an latenterm Wissen von sich selber stützt. Sich anlehnend an die vorlogische Einheit des Körperschemas, durchschaut die Wahrnehmungssynthese weder das Geheimnis des Gegenstandes noch das des Eigenleibes, [...] <sup>671</sup>

In diesem längeren Zitat wurden alle wichtigen Begriffe für das Phänomen des Empfindens und Wahrnehmens konzentriert zusammengetragen. Wir müssen von einer Weise des instantanen Verstehens sprechen, sofern wir uns auf den Leib als ein intentionales Bewusstsein beziehen.

<sup>666</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 266.

<sup>667</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 266.

<sup>668</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 266.

<sup>669</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 266.

<sup>670</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 266.

<sup>671</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 272, die im Text versehene Fußnote „64“ enthält folgenden Literaturhinweis: „Vgl. BUY-TENDIJK und PLESSNER, *Die Deutung des mimischen Ausdrucks*.“

Die passive Synthesis des Leibes ist zwar vorgängig und hat ihre eigene Dauer, aber sie braucht hierfür kein bewusst erdachtes Vorstellungsbild. Die zeitliche Genese und die Dynamik, die hierbei abläuft, ist durch die Freiheitsgrade des Bewegens von Torso, Armen und Beinen (bewegen, zittern, erstarren usw.) gegeben und ist durchdrungen durch die sensuellen Phänomene der Sinne, die sich selbst in einer Rückkopplung durch den Leib hindurch wiederum zu einer einheitlichen Gestaltwahrnehmung von Umweltintentionen gegenseitig verstärken, abschwächen oder ergänzen können. Einerseits ist es wichtig, diese Verschränkung – Motorik und Sensorik – explizit herauszuarbeiten, andererseits möchte ich die Unterschiede mittels des Begriffes der *Ständigkeit* des Leibes im kommenden Abschnitt deutlicher hervorheben. Selbst wenn wir mit Merleau-Ponty die zeitlich-räumliche Verschränkung hier erkennen, gibt es eine kohärente Beständigkeit des Leibes, die dem Empfinden abgeht.

### 5.3 Zeit und Leib

Im vorherigen Abschnitt haben wir gesehen, dass mit Merleau-Ponty der Leib eine eigenständige Weise des Verstehens ist. Im Weiteren möchte ich die zeitliche Strukturierung dieses Leibverstehens näher beleuchten. Die zeitempfindenden Eigenschaften des Bewusstseins – Protention, Urimpression und Retention – lassen sich bei einem erweiterten Blick auf leibliche Aktivitäten übertragen. Ein wichtiger Unterschied zur bloßen sinnlichen Wahrnehmung als Verstehensstruktur zum Leib ist eine kontinuierliche Gegenwärtigkeit des Leibes. Mit Husserl haben wir die attentionalen Wandlungen als eine Weise des Fokus des Bewusstseins erkannt, die beständig neue Prozesse des Bewusstseins etablieren. Diese Prozesse können sich überlagern, ablösen oder gegenseitig verstärken. Beispielsweise kann ich in einer Wahrnehmungssituation – einem Gespräch beim Essen im Restaurant – auf den Gesprächspartner konzentriert sein, werde dann von der Musik mehr abgelenkt oder betrachte Bilder an der Wand. Es können sich darüber hinaus Gefühle oder Erinnerungsbilder in diese Situation einschieben. All diese Sequenzen und partiellen Prozesse machen den Gesamteindruck aus, sind aber für sich genommen mehr oder weniger im Fokus der Aufmerksamkeit. Ebenso ist für Merleau-Ponty die Wahrnehmung in ihrem synergetischen und synästhetischen Resultat ein zeitlicher Prozess: „Doch ist uns die Wahrnehmungssynthese eine zeitliche Synthesis, Subjektivität auf der Wahrnehmungsebene nichts anderes als Zeitlichkeit.“<sup>672</sup> Die Zeitlichkeit des Leibes wird an vielen Stellen in der Phänomenologie der Wahrnehmung nur angerissen, und es soll die Dynamik anhand seiner eigenen zeitlichen Struktur zur Wahrnehmung kontrastiert werden.

Im Gegensatz zur Wahrnehmung, die den attentionalen Wandlungen unterliegt, ist der Leib beständig und ununterbrochen da. Der Leib erlaubt als solcher erst die Persistenz aller Wahrnehmung und Hantierung in der Welt. In der *Phänomenologie der Wahrnehmung* heißt es: „Die Ständigkeit des eigenen Leibes aber ist von ganz anderer Art: Er ist nicht Limes einer offen

---

<sup>672</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 279.

endlosen Erkundung, er entzieht sich vielmehr jeder Durchforschung und stellt sich mir stets unter demselben „Blickwinkel“ dar. Seine Ständigkeit ist keine solche der Welt, sondern Ständigkeit „meinerseits“.<sup>673</sup> Mit dieser Sprechweise wird nicht nur die Kohärenz des Leibes als ständig Vorhandenes im Raum angesprochen, sondern mit der Ständigkeit verliert jede Korrelation von Empfindung und Empfundenes, Wahrnehmung und Wahrgenommenes, Bewegendes und Bewegtes ihre Bedeutung, denn der Leib zerfällt in *eine ständige* Perspektivlosigkeit und Unfassbarkeit. Diese Ständigkeit ist zudem nicht passiv, da der Körper hantierend in der Welt ist und diese so erschließt, dass sich die Sinnzusammenhänge mittels dem ergeben, was Merleau-Ponty zunächst aus der Psychologie entlehrend „kinästhetische Empfindung“<sup>674</sup> und im Laufe seiner Darstellung Körperschema nennt:

Was im Begriff der „kinästhetischen Empfindung“ [...] zum Ausdruck kam, war die Ursprünglichkeit derjenigen Bewegungen, die ich mit meinem eigenen Leibe vollziehe: Eine solche Bewegung antizipiert unmittelbar ihre Endsituation, die Intention entwirft den räumlichen Gang nur, um ein vorweg schon gegebenes Ziel an seinem Ort zu erreichen, es liegt in ihr gleichsam ein Keim der Bewegung, der sich lediglich sekundär zum objektiven Durchgang durch den Raum entwickelt.<sup>675</sup>

Im letzten Abschnitt wurde bereits auf das Beispiel des Treppenlaufens hingewiesen. Ich möchte auf dieses Beispiel zurückkommen und den Inhalt aus Merleau-Pontys Gedanken erläutern. Die gesamte Situation des Treppenlaufens ist eine in sich geschlossenen Bewegungsform, die pro erklimmter Stufe eine Vordeutung auf die darauf folgende Treppenstufe ergibt. Diese Bewegungsform hat in ihrem Verlauf die ständig aktualisierte – mit Husserls Worten – protentional angereicherte, leibliche Bewusstseinsleistung, die nächste Treppenstufe zu erreichen. Als Gesamtform im Hinblick auf das Erreichen des nächsten Treppenabsatzes ist mit Anbeginn der ersten Stufe der Treppe auch protentional vorgedeutet, dass das Bewegungsmuster mit dem Erreichen des Treppenabsatzes beendet sein wird. Die antizipatorische Leistung des Leibes ist immer begleitet durch die jeweiligen Endsituationen der leiblichen Aktivität.

Die aus der husserlschen Zeitvorlesung stammenden Begriffe *Querintentionalität* und *Längsintentionalität* lassen sich auf die leibliche Aktivität übertragen und es gibt Indizien, dass Merleau-Ponty dies bereits in diese Richtung im Hinblick auf das leibliche Verstehen hin angedacht hat. Betrachtet man die Querintentionalität, so ist sie als eine Art der unmittelbaren Gegenwart zu verstehen, die aber nicht in Jetztpunkten aufgeht, sondern immer durch die Dreiteiligkeit der Protention, Urimpression und Retention gedacht ist. Die Querintentionalität des Leibes ist der unmittelbare Kontakt des Leibes mit der Welt. Sie ist die primordiale Raum-Zeitstrukturierung bzgl. des Leibes. Dahingegen muss die Längsintentionalität der leiblichen Struktur als eine habituelle Struktur verstanden werden. Sie orientiert sich an den Bewegungsgestalten, die zumeist einem rhythmischen Aktionsmuster unterliegen und auf den Endpunkt einer Bewegung hin orientiert sind. Merleau-Ponty sieht in seinen Analysen zum leiblichen „Zur-Welt-seins“ eine „Zweideutigkeit

<sup>673</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 115, i.e. [§ 7. Die „Ständigkeit“ des Eigenleibes].

<sup>674</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 118.

<sup>675</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 119.

des Wissens“, die darauf zurückgeht, „daß unser Leib in sich gleichsam zwei unterschiedliche Schichten trägt, die des habituellen und die des aktuellen Leibes.“<sup>676</sup> Dabei macht Merleau-Ponty dies an den Gesten deutlich, die ich benötige, um mit Gegenständen zu hantieren. Jeder Gegenstand fordert von meinem Leib eine andere Weise des Umgangs und damit auch eine andere räumlich-zeitliche Strukturierung. Das Schreiben mit der Schreibmaschine ist rhythmisch anders gestaltet als das Schreiben mit einem Stift. Dem Hämmern mit einem Hammer liegt eine andere Bewegungsgestalt zu Grunde als das Sägen mit einer Säge und das Fahrradfahren ist ebenfalls anderes strukturiert als das Gehen. Die räumlich-zeitliche Strukturierung orientiert sich daran, „wie der habituelle Leib den aktuellen Leib zu gewährleisten vermag“<sup>677</sup>, oder in der husserlschen Terminologie formuliert: Wie beziehen sich die leibliche Längsintentionalität des Leibes qua habitueller Leib auf die leibliche Querintentionalität qua aktueller Leib: „So können wir zusammenfassen: die [sic] Zweideutigkeit des Zur-Welt-seins selbst drückt sich in der des Leibes aus, die ihrerseits sich versteht aus der Zweideutigkeit der Zeit.“<sup>678</sup>

Um ein detaillierteres Beispiel zu geben, möchte ich mich zunächst auf das schlichte *Gehen* beschränken. Einerseits bleibt beim Gehen die Bewegungsform pro gelaufenem Schritt stabil entlang der Kurzstrecke, die wir bestreiten. Diese ist gleichsam der Zeithof des Leibes aufgrund der beständig aktualisierten Vordeutung und Nachdeutung, d.h. der protentional und retentional angereicherten Bewegungsausrichtung. Andererseits laufen wir nicht sinnlos durch die Gegend, um dieses Phänomen etwa bloß zu erleben. Wir haben Ziele. Es gibt keine Wege im faktischen Leben, die unendlich weit gelaufen würden. Hierbei hat jeder Weg, den wir bestreiten, ein Teilziel, wie etwa der Weg zum Bus oder zur Bahn, der ein Teilweg der Strecke zur Arbeit ist. Diese Strecken sind wiederum unterteilbar in Teilabschnitte, z.B. geht man das Treppenhaus hinunter, dann über die Straße und die Treppen zum Bahnsteig hinauf. All diese Teilwege sind hierbei im Wesentlichen als Bewegungsmuster so koordiniert, dass sie jeweils als Ausrichtung den Charakter des *zu überwindenden* erhalten. Mit anderen Worten, es gibt auch eine Längsintentionalität für diese leibliche Aktivität des Laufens und Gehens mit dem konkreten Ziel: die jeweilige Ausrichtung auf Teilstrecken, die es zu überwinden gilt. Diese Längsintentionalität ist vor allem durch das jeweilige sich ändernde Bewegungsmuster gegeben. Geht man die Straße entlang, so ändert sich die Haltung, z.B. beim Überqueren einer Seitenstraße. Die Schrittfolge wird erhöht und ist begleitet durch seitliche Bewegungen des Kopfes und der Veränderung der Blickrichtung auf ankommende Fahrzeuge. Dieses Bewegungsmuster wird instantan in einer völlig autarken und dem Körperschema übergebenen Weise wieder angepasst, sobald die Seitenstraße überwunden worden ist. In den seltensten Fällen analysieren wir dies phänomenologisch oder werden uns dieses Zusammenhanges bewusst. Wesentlich erscheint mir hier, dass die Längsintentionalität auch auf der Ebenen der leiblichen Aktivität zu finden ist.

---

<sup>676</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 107.

<sup>677</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 107.

<sup>678</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 110.

Das Wechselspiel zwischen einer dominierenden Längsintentionalität und einer dominierenden Querintentionalität ist noch deutlicher beim Erlernen von kinästhetischen Bewegungsformen wie dem Tanz oder der rhythmischer Sportgymnastik<sup>679</sup>. Merleau-Ponty spricht im in diesem Zusammenhang vom „*Leib als angeborenen Komplex*“ von „Erneuerungen“, die den „Erfahrungsinhalt“ wandeln, aber „nicht die Erfahrungsstruktur“, sodass „die unpersönliche Zeit“ „weiter fort“ „fließt“, aber „die persönliche Zeitlichkeit stockt.“<sup>680</sup> In der Phase, in der der Formensinn für die leibliche Abfolge noch nicht eingespielt ist, muss die Längsintentionalität als primäre Ausrichtung der leiblichen Aktivität dem Einstudieren zunächst weichen. Das Erhalten und Beibehalten einer nuancierten Bewegungsteilform, z.B. ein Teilschritt, der mit einer Handbewegung synchronisiert werden soll, muss mehrfach wiederholt und durch Konzentration überlegt werden. Die Querintentionalität bzw. das Erleben und gleichsam das leibliche Erzeugen auf einen gedehnten Zeithof (Protention, Urimpression und Retention) steht im Vordergrund der leiblichen Aktivität. Dabei ist die Längsintentionalität nicht völlig verloren, denn die Teilbewegung hat oft eine eigene charakteristische Teilform. Das Körperschema muss einstudiert werden und dort, wo das Körperbild dominiert, ist die leibliche Zeitlichkeit und damit die leibliche Dynamik viel eher durch die Ausrichtung auf diese Querintentionalität gegeben. Mit anderen Worten, die Dynamik des Leibes ist hier auf ein nahezu pures husserlsches Verständnis von bloßer Retention, Urimpression, i.e. die Initialzündung der Bewegung, und Protention ausgelegt. Ist die Bewegung einmal einstudiert, so bleibt die Querintentionalität vorhanden. Sie ist die beständige Echtzeitabgleichung der Bewegung. Die Längsintentionalität erlaubt somit, dann komplexe Figuren zu vollziehen.<sup>681</sup>

Da die Längsintentionalität der leiblichen Aktivität viel mehr in einer vorreflektierenden Weise durch eine Zweck-Mittel Relation geprägt ist, hat sie in der leiblichen Aktivität eine viel pragmatischere Orientierung und Prägung. Ich möchte diesen Punkt etwas deutlicher machen. Bei Husserl ist die Längsintentionalität vor allem im Hinblick der Wahrnehmung und der passiven Synthesis<sup>682</sup>

<sup>679</sup> Nähere Überlegungen zu einer Verbindung von Propriozeption und einem Sinn für Ästhetik findet man in B. Monteros Text *Proprioception as an Aesthetic Sense*, in: *The Journal of Aesthetics and Art Criticism*, S. 231-242, Spring, 2006. Ausführungen zu einer affektiven Befriedigung mittels des Körperschemas und der erlebten Propriozeption findet man in J. Cole und B. Monteros Text *Affective Proprioception*, in: *Janus Head*, 9(2), 2007, 299-317. Die beiden Autoren kommen im wesentlichen zu dem Schluss, dass das Erleben von körperlicher Betätigung bei kinästhetischen Bewegungen eine völlig andere Art der affektiven Befriedigung ist als etwa das Klavierspielen, vgl. S. 313, a.a.O. Der zeitliche Augenblick des Tanzes im Ballett wird in Gabriele Brandstetters Text *Elevation und Transparenz – Der Augenblick im Ballett und modernen Bühnentanz* näher untersucht, vgl. [AuZ], S. 475-492.

<sup>680</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 107f. Insgesamt enthält der Abschnitt [§ 6. *Die organische Verdrängung und der Leib als angeborener Komplex*] eine Reihe von Bemerkungen zur Zeitlichkeit des Leibes.

<sup>681</sup> Dass dieser Unterschied „Querintentionalität“ und „Längsintentionalität“ gerechtfertigt ist, sieht man beispielsweise daran, wenn man eine komplexere Figur etwa beim Paartanz vergessen hat. Man glaubt zu wissen, wie sie geht und versucht sie zu vollziehen. Gewisse Teilbewegungen der intendierten Figur – z.B. eine komplizierte Drehung der Tanzpartnerin – sind richtig vollzogen und man gerät in eine Figur, die ähnlich ist aber nicht die intendierte. In der zeitlichen Abfolge ist man also im Modus der Querintentionalität und probiert gleichsam die leibliche Dynamik mit den antizipatorischen Leistungen, die der Körper noch hergeben kann. Unter antizipatorischer Leistung des Leibes ist hier die protentionale Dimension des Körperschemas zu verstehen.

<sup>682</sup> Vgl. die *Cartesianischen Meditationen*, i.e. [Hua I], § 38. *Aktive und passive Genesis*, S. 111ff, § 39. *Assoziationen als Prinzip der passiven Genesis*, S. 113ff, *Ideen I*, i.e.[Hua III/1], § 122 *Vollzugsmodi der artikulierten Synthesen*. „Thema“, S. 281ff, *Phänomenologische Psychologie*, i.e. [Hua IX] § 12. *Notwendiger Ausgang von der Einzelerfahrung, in der die passive Synthesis die Einheit entstehen läßt*, S. 98ff, § 34. *Unterscheidung von immanent und transzendent, reell und irreell in der Wahrnehmung. Das Objekt als irreeller Pol*, S. 171ff. § 40.

der Wahrnehmung etabliert worden: Die Längsintentionalität erlaubt mir trotz aller Wechsel der Töne, die Melodie zu hören. Sie ermöglicht mir trotz aller wahrgenommenen Teilphasen des Fluges eines Vogels den gesamten Vogelflug als Erlebniseinheit zu perzipieren. Bei der leiblichen Aktivität kommt ein viel stärker gebundener existentieller Zug hinzu. Bei einer leiblichen Aktivität ist die Längsintentionalität daran gebunden, dass ich etwas mit dieser oder jenen leiblichen Handlung erfüllen möchte. So hebe ich die Hand, um die gegriffene Tasse an den Mund zu führen oder ich die ergriffene Türklinge, um die Tür zu öffnen und hindurchzugehen. Diese pragmatische Dimension einer Gerichtetheit der leiblichen Aktivität – die Längsintentionalität der leiblichen Aktivität – ist bei dem passiven Erleben der Wahrnehmung nicht immer gegeben. Nichtsdestoweniger hat aber auch die Bewegung eine *Form*, und damit ist die Längsintentionalität neben dieser pragmatischen Dimension genau wie bei dem passiven Hören oder Sehen durch das *Erfüllen dieser Form* gegeben. Dieses Erfüllen der Form geschieht im Horizont von kulturellen Sedimentierungen, wobei sie im Geschehen der unmittelbaren Gegenwart die zukünftige Endsituation mit antizipiert:

Die Verschmelzung von Leib und Seele im Akt, die Sublimierung des biologischen Daseins zur persönlichen Existenz und der natürlichen Welt zur Kulturwelt empfängt ihre Möglichkeit wie auch ihre Gebrechlichkeit aus der Zeitstruktur der Erfahrung. Jede Gegenwart erfaßt letztlich durch ihre Horizont unmittelbarer Vergangenheit und nächster Zukunft hindurch das Ganze aller möglichen Zeit; [...]<sup>683</sup>

Die Längsintentionalität hat in der leiblichen Aktivität daher beide Charaktere: Erfüllen der (Bewegungs-) Form und die pragmatische Dimension, dass die Handlung oftmals einen Teilzweck erfüllt.<sup>684</sup> Dieser Unterschied ist im Gegensatz zur passiven Wahrnehmungssituation zu berücksichtigen. Darüber hinaus sieht man, dass der Leib im Hinblick dieser Längsintentionalität nichts anderes ist als eine sedimentierte „spezifische Vergangenheit“<sup>685</sup>.

---

*Die Problematik der Zeitlichkeit: Gegenwärtigung - Retention und Protention positionalen und quasi-positionalen Abwandlungen der Wahrnehmung und ihre Bedeutung für das praktische Leben*, S. 200ff, § 41. *Reflexion auf den Gegenstandspol in der noematischen Einstellung und Reflexion auf den Ich-Pol als das ihm zugrundeliegende. Universale Synthesis des Ich-Pols. Das Ich als Pol der Aktivitäten und Habitualitäten*, S. 206ff. Neben diesen prägnanten Textstellen finden sich unzählige Bemerkungen in Beilagen und Ergänzungen in Husserls Denken zu diesem immer wieder auftauchenden Thema der passiven und aktiven Synthesis. Konzentriert findet man die Begriffe in den beiden Bänden [Hua XI] *Analysen zur passiven Synthesis* und [Hua XXXI] *Aktive Synthesen: Aus der Vorlesung „Transzendente Logik“*.

<sup>683</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 109.

<sup>684</sup> Mit Heidegger kann man diese Schattierung der leiblichen Aktivität und der darin liegenden Längsintentionalität auch das *Worum-willen* der Handlung nennen. In Heideggers Philosophie wird der Begriff der „Bewandtnis“ mit den alltäglichen Dingen (Zeug) in Verbindung gebracht, vgl. [SuZ], S. 84. Die Bewandtnis ist aber ausgezeichnet durch das „Wozu“, welches das Worum-Willen näher bestimmt, vgl. [SuZ], S. 84. Gerade später im § 31. *Das Da-sein als Verstehen* verknüpft Heidegger dieses Worum-willen explizit mit dem Verstehen: „Im Worum-willen ist das existierende In-der-Welt-sein als solches erschlossen, welche Erschlossenheit Verstehen genannt wurde. Im Verstehen des Worumwillen ist die darin gründende Bedeutsamkeit miterschlossen. Die Erschlossenheit des Verstehens betrifft als die von Worumwillen und Bedeutsamkeit gleichursprünglich das volle In-der-Welt-sein. Bedeutsamkeit ist das, woraufhin Welt als solche erschlossen ist.“, vgl. [SuZ], S. 143. Berücksichtigt man den § 18, in dem diese heideggerschen Termini – Worumwillen, Bewandtnis, Verstehen usw. – noch nicht den existenzphilosophischen Zug haben, sondern eher praktische Bezüge des alltäglichen Umgangs mit Gegenständen – Zuhandenheit und Zeug –, so machen diese Ausführungen nur Sinn, sofern sie in eine Philosophie des Prozesses eingegliedert werden: Im *Prozess* des Umgangs mittels des Leibes mit alltäglichen Gegenständen *verstehen wir*.

<sup>685</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 110. Man kann die Längsintentionalität als einen Spannungsbogen oder „intentionalen Bogen“ der Bewegung auffassen, vgl. S. 164. Diese kann durchaus gestört sein und hat dann zur Folge, dass

Wie im vorherigen Abschnitt bereits angesprochen, ist das Körperschema bei Merleau-Ponty die ständige Bestimmung aller Glieder im Raum: „Ich habe ihn [den Körper] in einem unmittelbaren Besitz, und die Lage eines jeden meiner Glieder weiß ich durch ein sie alle umfassendes *Körperschema*.“<sup>686</sup> Bei dieser Bestimmung des Körperschemas geht es insbesondere um ein räumlich-zeitliches Strukturierungsvermögen, welches erst zur senso-motorischen Fähigkeit führt. Von einem biologischen Standpunkt her gesehen, ist das Körperschema durch die Propriozeption gegeben und erlaubt nicht nur die ständige Echtzeitabgleichung aller möglichen Bewegungen, sondern koordiniert auch alle möglichen Assoziationen, die aus der Umwelt dem Leib entgegentreten. Merleau-Ponty bestimmt so das Körperschema genauer in der folgenden Weise:

Die Einführung dieses Ausdruckes entsprang dem Bedürfnis, die räumlich und zeitliche, die intersensorische oder sensorisch-motorische Einheit des Leibes als eine gleichsam *de jure* herrschende zu bezeichnen, als eine Einheit, die sich nicht auf die tatsächliche zufällig im Laufe unserer Erfahrung assoziierten Inhalte beschränkt, sondern diesem in gewissen Sinne vorgängig ist und ihre Assoziationen erst ermöglicht. So nähert man sich einer zweiten Definition des Körperschemas: nicht mehr als das bloße Ergebnis im Lauf der Erfahrung hergestellter Assoziationen, sondern als Gesamtbewusstsein meiner Stellung in der intersensorischen Welt, somit als eine „Gestalt“ im Sinne der Gestaltpsychologie.<sup>687</sup>

Zunächst ist diese Bestimmung des Körperschemas ausschließlich an die bloße Körperposition im Raum gebunden. Aber das Körperschema ist im Sinne, wie es Merleau-Ponty bestimmt, auch an die Situation gebunden und erschließt somit Sinnfelder, die sich aus der Bereitschaft ergeben, wirkliche und mögliche Aufgaben zu erledigen. In diesem Zusammenhang spricht Merleau-Ponty auch von der Situationsräumlichkeit und sagt, dass das Körperschema insofern dynamisch ist, als die Situation die Vordeutung der Bewegung antizipiert.

Ich möchte in Anlehnung an die ikonologischen Philosophie von Krois einige phänomenologische Betrachtungen anhand verschiedener *Typen* von Statuen anfertigen, um den Begriff der Dynamik des Leibes weiter zu schärfen. Bei diesen Überlegungen muss die angedeuteten Fähigkeiten des Leibes, Bewegungsstrukturen protentional vorzudeuten, berücksichtigt werden. Die dazu ausgewerteten Statuen stammen aus verschiedenen Epochen und dokumentieren die verschiedenen gestalterischen Entwicklungsstufen künstlerischer Fertigkeiten, einer statischen Figur einen *dynamischen* Charakter zu verleihen. Die Bewegung, die hierbei betrachtet wird, ist der *Ausfallschritt* oder die menschliche Schrittbewegung.

Im ersten Beispiel ist die Statue Ramses II (vgl. Abb. 5.1) in den Tempelanlagen von Karnak zu sehen, und es zeigt sich keine erkennbare Dynamik. Die Statue ist aufrecht und die Füße sind ohne einen Ausfallschritt geschlossen. Die Statue dokumentiert letztlich einen völlig bewe-

---

man nur in der unmittelbaren Gegenwart lebt. Merleau-Ponty macht dies in Anlehnung an Hochheimer und Fischer deutlich, die sich mit Schizophrenie auseinandergesetzt haben: „Er [der Kranke] erklärt, man sehe nur in der Richtung, in die man blicke, und nur die Gegenstände, die man fixiere [. . .]. Zukunft und Vergangenheit sind ihm nur „eingeschrumpfte“ Verlängerungen der Gegenwart. Er hat das Vermögen „unseres Hineinsehens in den Zeitvektor“ verloren.“, vgl. [PdWaMPonty], S. 165.

<sup>686</sup> Vgl. [PdWaMPonty] S. 123.

<sup>687</sup> Vgl. [PdWaMPonty] S. 125.

## 5 Dynamik – Verstehen des Leibes



Abb 5.1: Statue Ramses II. mit Tochter, Karnak-Tempel, 2100-1700 v.Chr.



Abb 5.2: Kleobis und Biton, 800 v.Chr.

gungslosen Ausdruck bzw. Gestalt.<sup>688</sup>

Die Abbildung 5.2 zeigt typische Beispiele des sogenannten *strengen Ausdrucks der Archaik*, die hier in zwei *Kouros* wiedergegeben wird. Bei einem *Kouros*<sup>689</sup> handelt sich zumeist um die Darstellung eines jungen Mannes, bei dem die Hüft- und Schulterpartien parallel und frontal ausgerichtet sind. Die Veränderung bzw. die Differenz, die sich zum ersten Bild ergibt, ist der Ausfallschritt.<sup>690</sup> Hierdurch kommt ein Bewegungsmuster in die Statue, gleichwohl dieses Bewegungsmuster wenig Variabilität in der Bewegung dokumentiert, sondern innegehaltene Spannung. Die parallelen Achsen und die Frontalität dieser Figuren sind kennzeichnend für das Kompositionsprinzip archaischer Plastiken: Es zeigt das Gesetz der strengen Form. Zwar ist eine Bewegungsassoziation gegeben, doch wirkt sie unnatürlich und daher auch nicht dynamisch.<sup>691</sup> Erst durch die Einführung des sogenannten Kontraposts in der klassischen Epoche<sup>692</sup> bei Polyklets *Doryphoros* (Abb. 5.3) zeigt sich in einer Figur Dynamik. Es liegt eine vermeintliche Ruhe der Bewegung vor, da sich im *Doryphoros* sowohl Anspannung als auch Entspannung in einer Statue finden. Zudem steht der Stabträger im Gegensatz zum *Kouros* nur auf einem Bein und hat

<sup>688</sup> Die ausgewählte Figur ist ein Wächter vor einer Tempelanlage. D. Arnold unterscheidet in *Die ägyptische Kunst* mehrere Funktionen: „Wächter- und Schutzstatuen bestanden gleichfalls meist aus Stein; neben Stand- und Sitzbildern vorwiegend des Königs übernahmen auch Sphingen, Osiriden und ähnliche Statuentypen Wach- und Schutzfunktionen.“, vgl. [DaeKArnold], S. 48. Arnold geht in [DaeKArnold] auf die verschiedenen ägyptischen Epochen und die Veränderung der Statuen detailliert ein vgl. [AKArn], S. 58-108. Zu den ersten Dynastien (3100-2020 v.Chr.) schreibt sie: „Formal sind die Sitz- und Standbilder der ersten Dynastien [...] durch eine eng zusammengenommene, im Fall von Standbilder geradezu pfahlartigen Grundstruktur gekennzeichnet.“, vgl. [DaeKArnold], S. 60.

<sup>689</sup> Auch: Kuros; Plural: Kouros.

<sup>690</sup> In den späteren ägyptischen Dynastien entwickelt sich ebenfalls ein Ausfallschritt, vgl. [AKArn], S. 60f, S.75.

<sup>691</sup> J. Boardman schreibt in *Griechische Plastik – Die archaische Zeit* zu der Stellung des Kouros: „Deutlich ist jedoch, daß der Typus [des Kouros] von Anfang an festliegt: eine aufrechte Haltung mit gerade oder leicht angewinkelt an den Seiten des Körpers liegenden Armen und geballten Fäusten. Ein Bein, gewöhnlich das linke, ist leicht vorgestellt; man stößt sich instinktmäßig mit dem linken Fuß ab; das heißt, die Stellung verstärkt den Eindruck von Energie und Bewegung; [...]“, vgl. [GPABoa], S. 30.

<sup>692</sup> In seinem zweiten Buch *Griechische Plastik – Die Klassische Zeit* erklärt Boardman die veränderte Arbeitsweise der griechischen Bildhauer durch ein noch stärkeres Bedürfnis reale Bilder wiederzugeben, vgl. [GPKBoa], S. 30-36. Eine genauere Beobachtung war daher nach Boardman notwendig: „Die genauere Beobachtung beschränkte sich nicht auf das Detail, vielmehr führten die Schwierigkeiten, die sich aus der richtigen Wiedergabe von Details an nicht gleichmäßig angespannten, sondern an entspannten oder bewegten Körpern ergaben, zu genaueren Beobachtung auch der Gesamtstruktur; damit kam es zu einem wachsenden Verständnis dafür, wie ein Körper sich bewegt, wie sein Gewicht getragen wird, wie eine Verschiebung in der Haltung die Platzierung von Gliedern, Rumpf und Kopf in Mitleidenschaft ziehen kann.“, vgl. [GPKBoa], S. 31.



## 5 Dynamik – Verstehen des Leibes



Abb. 5.3: Polykleits Doryphoros

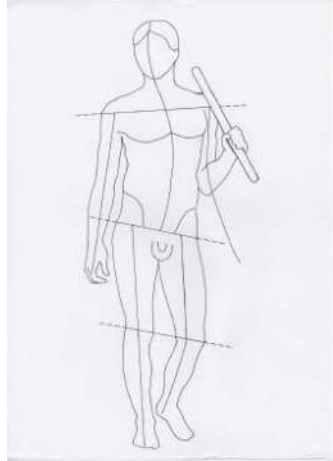


Abb. 5.4: Kontrapost



Abb. 5.5: Myrons Diskobolos

das andere Bein als Spielbein offen. Die Hüfte ist nicht parallel zu den Schulterpartien, sondern ist schräg zum Erdboden gestellt und kommt so ins Hängen (Abb. 5.4).

Diese Art der eingefangenen Dynamik ist oftmals als harmonisch und entspannt interpretiert worden. Sie wirkt weniger statisch als der bloße Ausfallschritt, wie sie in der Archaik bei den Kouroi zu sehen ist. Nichtsdestoweniger ist die Position am eigenen Leib, sobald man sich kontrapostisch hinstellt, wie es der Stabträger tut, kaum zu halten. Die Dynamik des Kontrapost ist also vor allem durch die sich vordeutende Bewegung des Spielbeins gegeben. Obwohl der Kontrapost Ruhe ausdrückt, ist es eine instabile Position. Niemand könnte diese länger innehalten. Sie verlangt hier also eine Fortbewegung. Dieser Fortbewegungsdrang ist letztlich das Prinzip, welches sich in allen angefangenen Bewegungsformen des aktiv lebendigen Leibes widerspiegelt. Die kontrapostische Position ist insofern instabil, als sie das Gewicht des Körpers nicht gleichmäßig auf zwei Beine verteilt. Stellt man sich selbst etwa in die Position, wie sie der Kouros aufweist, so ist diese Position stabiler und man kann diese Position länger innehalten. Damit ist eine Konstituente der Dynamik des Leibes, hier faktisch am Körperbild der verschiedenen Stauen, verdeutlicht worden: Dynamik des Leibes drückt sich durch eine Instabilität der Positionierung des Leibes aus, die aber zur Gesamtgestalt der Bewegung gehört. Instabilität bzgl. der Positionierung und die damit erzwungene erhöhte *Potentialität* die Bewegung fortsetzen zu müssen, ist damit eine Bedingung für die Dynamik. Dies gilt für Myrons Diskobolos nicht unbedingt (Abb. 5.5). Die Dynamik ist hier nahezu übersteigert, da sich der Diskuswerfer in einem Umkehrpunkt der Bewegung befindet, welcher kurz vor der Entfaltung der Drehung ein zu stabiler Ruhemoment ist. In der faktischen Bewegung ist somit der Leib an die ständigen Instabilitäten gebunden und erzeugt somit die protentional angedeutet Erschließung der Bewegung im Positionsraum. Dabei meint Instabilität nicht, dass wir instabil im Hinblick auf den Vollzug sind. Die *Querintentionalität* ist im hohen Masse für die Stabilität einer Bewegung verantwortlich, denn wir wanken im nüchternen Zustand nicht durch den Flur oder fallen nicht beim Treppenlaufen in uns zusammen. Dies ist letztlich dem Körperschema geschuldet, welches bei einer funktionierenden Propriozeption die

Querintentionalität als stabil erzeugt. Hingegen ist mit dem husserlschen Begriff der *Längsintentionalität* die Gesamtgestalt einer Bewegungsform oder eines Bewegungsmuster gemeint. Dieses Bewegungsmuster kann zwar bei einer objektivistischen Perspektive in Teile eingeteilt werden, aber im Erleben ergibt sich dies als einheitliche Gestalt. Oben im darstellenden Abschnitt wurde bereits darauf verwiesen, dass das Laufen entlang des Flures und das Treppenlaufen eine in sich geschlossenen Form ist, die weiter nicht im Erleben aufteilbar ist.

Dabei wird hier folglich die jeweilige Anpassungsfähigkeit an die Situation angesprochen, die nur gewisse bestimmte Bewegungsformen des Leibes gestattet, wie es etwa das Laufen entlang des Flures im Unterschied zum Hinauflaufen bzw. Treppenlaufen im Treppenhaus als Beispiel verdeutlicht. Die Welt konstituiert in den jeweiligen Situationen die Dynamik des Körperschemas mit, und somit verbleibt der Leib vermöge des Körperschemas nicht in einer bloßen Positionsräumlichkeit, sondern ist beständig in einer Situationsräumlichkeit.<sup>693</sup> Diese Situationsräumlichkeit zeigt sich gerade beim Unterschied zwischen dem wirklichen, faktischen Ergreifen eines Gegenstandes im Gegensatz zum Zeigen: „Es ist also festzuhalten, daß selbst bezüglich des Leibes „Fassen“ und „Berühren“ etwas anderes sind als „Zeigen“. Die Greifbewegung ist von Anfang an auf magische Weise an ihrem Ziel, sie beginnt nur mit der Antizipation ihres Endes, denn das Verbot des Anfassens genügt, um sie unmöglich zu machen.“<sup>694</sup> Die Dynamik dieser „Bewegungsintentionalität“, d.h. die Potentialität im Hinblick auf ein bereits gefasstes Ende ist hier viel eher gegeben. Wichtig ist, dass dieses gefasste Ende nicht in einem kognitiven Sinne in Form eines „Bewegungsentwurfes“<sup>695</sup> bereits als Programm gespeichert ist. Der Körper übernimmt vermöge des Körperschemas diese Intentionalität in Form von Trajektorien oder „Kraftlinien“, die „nach einem Augenblicksprinzip die Welt“ „organisieren“ und in einer persönlichen „geographischen Umgebung ein Milieu des Verhaltens“ etablieren.<sup>696</sup> Bei bloßen Gesten, die als Gebärden die Sprache begleiten, werden wir im kommenden Kapitel sehen, dass sie ihre eigenen rhythmischen Gestalten haben und sich eher als *Ausdruckesphänomene* in einem Positionsraum des Leibes bewegen.

Zusammenfassend ist der Leib also in seiner Bewusstseinsweise genauso mit protentionalen und retentionalen Strukturen gegeben, wie es das husserlsche Verständnis für das außerleibliche Bewusstsein vorgibt. Die ursprünglichen Begriffe, die für das passive Wahrnehmen galten und dort das Zeitbewusstsein im husserlschen Sinne konstituieren, gelten auch für den sich entfaltenden, lebendigen Leib. Merleau-Ponty schreibt in diesem Zusammenhang, ohne die Protention

<sup>693</sup> Vgl. [PdWaMPonty] S. 125. In der weiteren Ausführung vergleicht Merleau-Ponty diesen so entwickelten Begriff des Körperschemas auch mit Heideggers Verständnis des Zur-Welt-seins meines Leibes.

<sup>694</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 129. Der Unterschied rührt insbesondere daher, dass Goldstein am Fall Schneider feststellen konnte, dass dieser nicht in Lage ist gewisse Bewegungen – z.B. das Klopfen an einer Tür – zu simulieren. Schneider fehlt hier die antizipatorische Andockstelle – die Tür –, um die Bewegung auszuführen, vgl. [PdWaMPonty], S. 135-147.

<sup>695</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 136.

<sup>696</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 138. Die Begriffe Bewegungsentwurf und Bewegungsintentionalität gehen auf Goldstein zurück. Insgesamt geht es im Abschnitt [§ 14. *Bewegungsentwurf und Bewegungsintentionalität. Die „Projektionsfunktion“*] um das Verhältnis von konkreten zu vorgestellten Bewegungen insbesondere an dem Fall Schneider, vgl. [PdWaMPonty], S. 135-147.

und Retention auf das Körperschema direkt zu übertragen, dass die Leibbewegung den Raum und die Zeit „nicht einfach über sich ergehen läßt, sondern sie [den Raum und die Zeit] aktiv übernimmt und in ihrer ursprünglichen Bedeutung fasst.“<sup>697</sup> Entscheidender Unterschied zwischen den sich ergebenden attentionalen Wandlungen der bloßen sinnlichen Wahrnehmung ist die *Ständigkeit* des Leibes. Sie führt zu einer eigenen „natürlichen Zeit“<sup>698</sup>, die durch ein ständiges Leben und Erleben in Bewegungen gegeben ist. An späterer Stelle resümiert Merleau-Ponty bezüglich dieser „natürlichen Zeit“ im Zusammenhang mit sich ständig neu ergebenden „Intentionen“ der Wahrnehmung oder „Empfindungen“<sup>699</sup>: „Insofern sie [die beständig neuen Intentionen] „Sinnesorgane“ trägt, ruht die leibliche Existenz nie in sich selbst, ist sie von einem aktiven Nichts durchwirkt, fordert sie unaufhörlich mich zu leben auf, und in jedem neu ankommenden Augenblick zeichnet die natürliche Zeit von neuem die Leerform eines wirklichen Geschehnisses vor.“<sup>700</sup> Die Eigenbeweglichkeit in Verbindung mit der Ständigkeit führt daher im Hinblick auf die zeitliche Entwicklung zu einem *kohärenten Band einer natürlichen Zeit*. Da der Leib mal mehr und mal weniger bewegt wird, zeichnet sich Dynamik innerhalb dieses kohärenten Bandes ab. Mit einem speziellen Fokus auf bildschematische Strukturen gilt dies für alle Kraftaufwendungen, Pfade, die wir beschreiten, alle Erlebnisse von Begrenzungen und Hindernissen. Auf diesen Zusammenhang möchte ich nun im folgenden Abschnitt unter Berücksichtigung der räumlichen Genese der leiblichen Bewegungsprozesse kommen.

### 5.4 Räumlichkeit und Zeitlichkeit des Leibes

Die meisten räumlich-zeitlichen Erlebnisse, die zu den Organisationsmustern des Verstehens – namentliche den bildschematischen Strukturen – gehören, führen wir mittels des ständig vorhanden Leibes aus. Dass sie sich im Zuge der ontogenetischen Entwicklung – vom Säugling, zum Kleinkind, zum Jugendlichen bis hin zum Erwachsenen – als Gestalt im Rahmen des leiblichen Verstehens stabilisieren können, ist der Ständigkeit des Leibes geschuldet. Alle möglichen Teilschritte etwa des Gehens oder des Ergreifens mag es unter einer objektivistischen Perspektive geben, aber im Hinblick auf den erlebenden Leib sind sie nicht in einer additiven Struktur von Jetztmomenten gegeben, sondern als Gesamtgestalt:

Nicht also dürfen wir sagen, unsere Leib sei *im* Raume, wie übrigens ebensowenig, er sei *in* der Zeit. Er wohnt Raum und Zeit ein. Führt meine Hand in der Luft eine komplizierte Bewegung aus, so muß ich nicht, um ihr Endstellung zu kennen, ihre sämtliche Bewegungen in gleicher Richtung addieren und davon die Bewegungen in der entgegengesetzten Richtung abziehen.<sup>701</sup>

<sup>697</sup> Vgl. [PdWaMPonty], 128. Es ist naheliegend das Merleau-Ponty um die protentional-retentionale Strukturierung des Leibes wusste, da er sich selbst in [PdWaMPonty] auf die husserlsche Terminologie des Zeiterlebens bezieht, vgl. *II. Die Zeitlichkeit*, insbesondere [§ 17.], [§18] und [§19], vgl. [PdWaMPonty], S. 472- 478.

<sup>698</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 198.

<sup>699</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 197.

<sup>700</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 198.

<sup>701</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 169.

Ich möchte diese allgemeinen Gedanken zur räumlich-zeitlichen Struktur der leiblichen Interaktion in den Kontext der Dynamik bildschematischer Verstehensstrukturen stellen. Betrachtet man bildschematische Strukturen im Detail, so lassen sich die meisten schematischen Strukturen auf räumliche Bewegungsgestalten zurückführen. Balance erleben wir in den ersten Momenten unseres aufrechten Gehens, was im Alter vom 12 bis 15 Monaten geschieht und vor dem eigentlichen Spracherwerb leiblich erlebt wird.<sup>702</sup> Selbiges gilt für das Gehen, das Kraftaufwenden, um Gegenstände zu heben oder die Begrenzung des Kinderbettes zu erfahren.<sup>703</sup> Das Behälterschema ist sicherlich eine schematische Struktur, die von vornherein in unterschiedlichen Modalitäten erfahren wird. Zum einen kann es durch die jeweilige Begrenzung äußerer Gegenstände erlebt werden, zum anderen wird der eigene Körper als Behälter erlebt, da wir ihm Nahrung zuführen.<sup>704</sup> Einerseits fehlt beim Erleben des Behälterschemas die eigentliche Struktur einer leiblichen Aktivität im Sinne von ausgeführten Bewegungstrajektorien. Andererseits ist das Erleben des Leibes als bloßer Behälter in Form von Nahrungsaufnahme noch nicht der Kern des Behälterschemas *als* Verstehensstruktur; denn dies geschieht erst dann, wenn das Kind tatsächlich im Umgang mit Spielzeug den Behälter in einer funktionalen Weise verwendet.<sup>705</sup> Das Behälterschema drückt sich dann beispielsweise durch die Bewegung des Füllens des Sandkasteneimers mit Sand aus: Das *Schaufeln* ist dann hier die Bewegung, um den Eimer mit Sand zu füllen. All diese Bewegungen sind räumlich-zeitliche Bewegungen der Glieder des Leibes, die wir in einem vorsprachlichen Abschnitt in einer kontinuierlichen und kohärenten Weise vollziehen. Der Ausdruck vorsprachlich muss hier relativ gesehen werden, da das Kind zum einen gewisse sprachliche Elemente schon versteht, aber zum anderen nicht die vollständige Sprachfähigkeit eines erwachsenen Menschen besitzt.

Zunächst möchte ich die räumlich-zeitliche Strukturierung des Leibes deutlicher herausarbeiten. Um den Leib in diesem Zusammenhang zu erkennen, müssen zwei spezielle Perspektiven ausgeschlossen werden. Die erste spezielle Perspektive des Leibes ist das *Stillhalten* in medi-

<sup>702</sup> In A.J. Ayres Buch *Bausteine der kindlichen Entwicklung* wird beschrieben, dass der Gleichgewichtssinn sogar schon im 1. Lebensmonat vorhanden ist: „Das Neugeborene zeigt auch Reaktionen auf Schwerkraft- und Bewegungsempfindungen, die vom Gleichgewichtsorgan im Innenohr stammen.“, vgl. [BkEAyres], S. 22. Das Aufstehen und Gehen kann im 12. Monat geschehen und ist eine der wichtigsten Ereignisse in der Kindesentwicklung: „Eines der größten Ereignisse in der frühen Kindheit ist das selbstständige Aufstehen. [...] Aufstehen ist das Endprodukt der Integration von Informationen über Schwerkraft, Bewegung, Muskelspannung und Gelenkstellungen der vorhergegangenen Monate.“, vgl. [BkEAyres], S. 31.

<sup>703</sup> Ayres schreibt dem Kind die Fortbewegung dem 6. bis 8. Lebensmonat zu: „Einer der wichtigsten Entwicklungsschritte in dieser Zeit ist die Fortbewegung, d.h., von einem Ort zu einem anderen zu kommen. Durch die Fortbewegung erweitert das Kind seine Möglichkeiten, unterschiedliche Dinge und Orte zu erkunden. Robben und Krabbeln auf Händen und Knien liefern viele Sinnesempfindungen, die verarbeitet und integriert werden müssen. Sie geben dem Kind ein Bild von sich als einem unabhängigen Wesen.“, vgl. [BkEAyres], S.29. In dieser vorsprachlichen Entwicklungsphase wird das Pfadschema von einer leiblichen Seite her erlebt.

<sup>704</sup> Johnson schreibt hierzu: „Our encounter with containment and boundedness is one of the most pervasive features of our bodily experience. We are intimately aware of our bodies as three-dimensional containers into which we put certain things (food, water, air) and out of which other things emerge (food and water wastes, air, blood, etc.).“, vgl. [TBiMJoh], S. 21.

<sup>705</sup> Johnson beschreibt das Erleben von alltäglichen Behältern, um das Behälterschema zu verdeutlichen: „From beginning, we experience constant physical containment in our surroundings [...]. We move in and out of rooms, clothes, vehicles, and numerous kinds of bounded spaces. We manipulate objects, placing them in containers (cups, boxes, cans, bags, etc.).“, vgl. [TBiMJoh], S. 21.

tativen Situationen. In meditativen Situationen des Stillhaltens kommt der Leib nicht in seiner vollen sensorisch-motorischen Fähigkeit zum Tragen. Dabei ist klar, dass hier ein anderes, eben spezielles Raum-Zeit-Empfinden stattfindet. Diese meditativen Situationen möchte ich hier insofern nicht betrachten, als sie nicht mit den leiblichen Interaktionen zusammenfallen, die für bildschematische Organisationsmuster fundierend sind.<sup>706</sup> So wie die bildschematischen Strukturen von Johnson, Lakoff und anderen eingeführt worden sind, entstehen sie als Interaktionen des Leibes in der vorsprachlichen Situation. Daher wird diese spezielle Situation des Stillhaltens hier nicht weiter betrachtet. Ein zweite intentionale Perspektive auf den Leib sind biochemische Abläufe und Situationen wie etwa emotionale Regungen, Schmerzempfindungen, Atmen, Verdauen, Schwitzen, Frieren usw., die man durchaus bewusst erlebt und einen eigenen Horizont von intentionalen Verstehensstrukturen etabliert. Dieser Bereich hat zudem eine eigene räumlich-zeitliche Struktur, die hier ebenfalls in Anbetracht der speziellen Ausrichtung auf Organisationsmustern der leiblichen Interaktion nicht weiter verfolgt werden kann.

Geht man daher auf die Interaktionen, wie Greifen, Balancieren, Wege beschreiten und Kraftaufwenden zurück, so stehen diese Muster zumeist im Kontext des Leibes gegenüber einem *Gegenstand* oder gegenüber einer Situation, die eine Bewegung verlangt: „Worauf es für die Orientierung [. . .] ankommt, ist nicht mein Leib, so wie er faktisch ist, als Ding im objektiven Raum, sondern mein Leib als System möglicher Aktionen, ein virtueller Leib, dessen phänomenaler „Ort“ sich durch seine Aufgaben und Situationen bestimmt. Mein Leib ist da, wo er etwas zu tun hat.“<sup>707</sup> Dies zeigt, dass sich im Moment des meditativen Stillhaltens der Leib in eine explizite Vergessenheit gerät und hier das räumlich-zeitliche Moment möglicher Aktionen, die der Leib im Rahmen der mich umgebenden Situation vollziehen könnte, sich nicht ergeben kann. Das, was bisher für die *positionsabhängigen* leiblichen Dynamiken gesagt worden ist, gilt sicherlich auch für die *situationsabhängigen* Dynamiken der leiblichen Aktivität. Für die situationsabhängigen Weltzugänge passt sich der Leib beständig in einer vordeutenden Weise an die Situation an. Diese vordeutende Weise geschieht beständig pro ablaufende Zeiteinheit mittels der Bewegungsgestalten in der Querintentionalität (Zeithof: Protention, Urimpression, Retention) als leibliche Lebendigkeit. Mit anderen Worten das Körperschema bedarf, um als dynamisch charakterisiert zu werden, einer protentionalen Struktur. Diese protentionale Struktur ist eine intentionale Strukturierung des Leibes im Hinblick auf die kommenden Bewegungsphasen, die als solches aktuell noch nicht geschehen sind. Der Unterschied des Treppenlaufens und des Gehens kann hier wieder herangezogen werden. Das Treppenlaufen ist bei einer hohen Anzahl von Treppen mit einer höheren Anstrengung verbunden als das reine Laufen entlang eines Weges. Die Situation, also die Treppe im Gegensatz zum bloßen Weg, strukturiert hier das bewusste, leibliche Erschließen in verschiedenen Weisen von Dynamiken.

<sup>706</sup> Man muss im Hinblick auf meditative Situationen leiblicher Aktivitäten wie Yoga, Tai Chi, Eurythmie, usw. berücksichtigen, dass hier der Körper offensichtlich zum vollen Einsatz kommt, weshalb ich hier explizit das *Stillhalten* als Sonderfall betone.

<sup>707</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 291.

Wie wir gesehen haben, stehen leibliche Bewegungen immer im Zusammenhang mit der Wahrnehmung. Merleau-Ponty betont im Hinblick auf dasjenige Sehen, welches mit einer Bewegung des Leibes gekoppelt ist, das räumlich-zeitliche Erleben als eine fundierende Struktur des Zur-Welt-seins des Menschens: „Der Akt des Blickens ist in eins prospektiv, da der Gegenstand im Zielpunkt meiner Fixierungsbewegung steht, und retrospektiv, da er sich als seiner Erscheinung vorgängig geben wird, als der „Reiz“, das Motiv oder das erste Bewegende des ganzen Prozesses von seinem Anfange an.“<sup>708</sup> Mit dem Blicken, Hören, Tasten und Riechen beginnen *Fixierungen* des wahrnehmenden Leibes, die sich im Zusammenhang mit der leiblichen Bewegung zu einer Explikation des Raumempfindens verdichten, und dies führt letztlich zu einer eigenen Art, wie sich für den Leib die Zeit artikuliert:

Raumsynthese wie Gegenstandssynthese gründen in dieser [prospektiven und retrospektiven] Entfaltung der Zeit. In jeder Fixierungsbewegung verschlingt mein Leib Gegenwart, eine Vergangenheit und seine Zukunft zu einem einzigen Knoten, scheidet Zeit gleichsam aus, oder vielmehr wird zu dem Ort der Natur, an dem Geschehnisse erst, statt nur einander ins Sein zu stoßen, die Gegenwart mit dem doppelten Horizont von Vergangenheit und Zukunft umgeben [...] Mein Leib ergreift Besitz von der Zeit und läßt für eine Gegenwart Vergangenheit und Zukunft dasein; er ist kein Ding, denn er vollbringt die Zeit, statt ihr bloß zu unterliegen.<sup>709</sup>

Der Leib entwickelt somit beständig neue zeitliche Momente und Prozesse, die sich miteinander verschlingen können, sich ablösen können oder sich überlagern. Viele dieser einzelnen Wahrnehmungsprozesse ergeben sich mit dem ständig agierenden Leib in einem kontinuierlichen Band. Entscheidend ist mit dem letzten Zitat, dass hierbei der Raum als ein intentionaler Inhalt des Agierens erst durch dieses Agieren konstituiert wird. Dabei geht es nicht um den abstrakten, kartesischen Raum, sondern ein Raum der unmittelbaren Hantierungsgegenstände. Insbesondere sind all diese Orientierungsmöglichkeiten nicht „Ergebnis einer Denkoporation“, denn der „Besitz eines Leibes führt das Vermögen eines Niveauwechsels und eines Raum-„Verständnisses“ mit sich, [. . .].“<sup>710</sup> Diese hier öfters wiederholte Aussage sollte nicht unterschätzt werden, da es im Hinblick auf den ontologischen Status von bildschematischen Strukturen entscheidend ist zu betonen, dass Denken und leibliches Verstehen nicht dasselbe sind. Der Leib ist eher ein „System“ von „anonymen Funktionen“, der bei jeder „Sonderfixierung“ – das Ergreifen, das Gehen auf dem Weg, aber auch das Hören, das Sehen usw. – „schon eingefaßt ist in einem allgemeinen Entwurf.“<sup>711</sup> Der Leib hat im Ausführen von Körpergliedern schon einen

<sup>708</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 280.

<sup>709</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 280.

<sup>710</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 293. Im Abschnitt II. *Der Raum* werden eine ganze Reihe von Experimenten zur Raumorientierung von Merleau-Ponty durchleuchtet und im Hinblick auf unser leibliches Verstehen des Raumes hin untersucht. Dabei werden die Experimente von Stratton und Wertheimer herangezogen. Stratton experimentierte über die allmähliche Adaption der Raumorientierung, wenn man über mehrere Tage eine Brille trägt, die den Raum um 45 kippt. Allmählich passt sich der Körper an diese Situation an und nach ein bis zwei Tagen ist der Körper in der Lage mehr oder weniger alltägliche Handlungen durchzuführen. Auch wenn sich in den ersten Momenten des Umgangs mit Gegenständen das Körperbild mit dem Körperschema stärker gegenseitig beeinflussen, wird nach einigen Versuchen das Körperschema angepasst und man kann die Bewegungen adäquat durchführen, vgl. *Some Preliminary Experiments on Vision without Inversion of the Retinal Image* und *Vision without Inversion of the Retinal Image*.

<sup>711</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 296.

Entwurfscharakter durch diese Ausführung selbst: „Der Raum wie die Wahrnehmung überhaupt markieren im Innersten des Subjektes das Faktum seiner Geburt, den beständigen Beitrag seiner Leiblichkeit, einer Kommunikation mit der Welt, die älter ist als alles Denken. Eben daher füllen sie ganz das Bewußtsein und bleiben der Reflexion undurchsichtig.“<sup>712</sup> Wir haben es beim leiblichen Zur-Welt-sein daher mit einer eigenen räumlich-zeitlichen Verstehensweise zu tun, die vermöge der Ständigkeit des Leibes zu unterscheiden ist von der Verstehensweise eines reflektierenden Denkens. Auf letzteres werde ich im 7. Kapitel nochmals zurückkommen.

Das Hantieren des Leibes – zumeist sind es die Hände – etablieren leibliche Einsichten und *Verstehensmomente*. Sie sind mit den Sinnen aufs engste verbunden, erzeugen einen synästhetischen Hintergrund der Gestalten und unterscheidet sich von einer „intellektuellen Einsicht“<sup>713</sup>. Alle Gestalten, die sich im Verstehen vermöge der Sinne ergeben, sind nach Merleau-Pontys Ansicht immer zugleich auch räumlich: „Somit sind sämtliche Sinne, sofern sie irgendeine Gestalt des Seins uns sollen zugänglich machen können, d.h. sofern sie nur Sinne sind, räumlich.“<sup>714</sup> Was hier verhandelt wird, ist vor allem die *taktile* Erfahrung als eine primordiale Struktur, die noch vor der Bewegungsgestalt steht.<sup>715</sup> Das Tasten macht die doppeldeutige Struktur verständlich und zeigt am klarsten, dass der Leib nicht ein Gegenstand ist wie etwa andere Wahrnehmungsgegenstände; denn im Berühren ist die doppelte Empfindsamkeit von eigen gespürtem Leib und fremdem Gegenstand am deutlichsten zu erkennen. Darüber hinaus führt das Haptische zu einer Empfindungsweise, die für Merleau-Ponty primär räumlich ist:

Jede Empfindung ist räumlich: diese These haben wir uns nicht darum etwa zu eigen gemacht, weil die Qualität nur im Raume als Gegenstände gedacht zu werden vermögen, sondern weil die Empfindung als ursprüngliche Seinsberührung, als Übernahme einer vom Sinnlichen selbst angezeigten Weise des Existierens durch das empfindende Subjekt, als Koexistenz von Empfindendem und sinnlichen Empfundenen, selbst überhaupt ein Milieu der Koexistenz konstituiert, d.h. aber: einen Raum. [...] Doch diese Zugehörigkeit der Taktilperspektive zu einem universalem Sein ist nicht Ausdruck irgendeiner der Berührung selbst äußerlichen Notwendigkeit, sie vollzieht sich vielmehr spontan in der Tasterfahrung selbst und ihrer eigenen Weise.<sup>716</sup>

Diese primäre Schicht des unmittelbaren Berührens mit der Umwelt vermöge des Tastens muss in der gesamten Betrachtung zur Dynamik des Leibes mit berücksichtigt werden. Hier findet etwas statt, was in der husserlschen Lehre von der Protention, der Urimpression und der Retention schwer zu erfassen ist. Das Tasten kommt der Urimpression am nächsten, da hier der erste Kontakt nicht nur mit dem Gegenstand, sondern mit sich selbst unmittelbar gegeben ist. In seiner Einleitung zum Leib spricht Merleau-Ponty von einem „ekstatischem Wesen der Erfahrung“, die auf der Tatsache beruht, dass wir uns in der sensuellen oder haptischen Erfahrung von

<sup>712</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 296.

<sup>713</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 255.

<sup>714</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 255.

<sup>715</sup> Ayres weist darauf hin, dass das Kind bereits im Mutterleib den Tastsinn erlebt: „Ein Neugeborenes kann bereits einige Sinneseindrücke seines Körpers interpretieren und mit angeborenen Reflexen beantworten. Sein Tastsinn war schon im Mutterleib mehrere Monate lang aktiv.“, vgl. [BkEAyres], S. 21.

<sup>716</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 259

Gegenständen bewusst werden, dass die Gegenstände nicht unser Leib sind.<sup>717</sup> Dies ist eine Bedingung, „daß alle Wahrnehmung Wahrnehmung von etwas ist.“<sup>718</sup>

Wesentlich scheint das Haptische neben der Ständigkeit des Leibes ein faktischer Unterschied zu den anderen Verstehensweisen wie der Wahrnehmung, der Sprache und dem Denken zu sein. Was dabei ebenfalls auffällt, ist die Tatsache, dass das Berühren bei den meisten Ausführungen von Interaktionen unthematisch bleibt. Dies gilt im Wesentlichen für bildschematische Strukturen, wie Weg beschreiten, Balance halten, Kraftaufwenden usw., da wir in der Aktion selber die haptische Seite nicht für unsere Zwecke in den Fokus rücken. Wenn ich einen Weg entlang gehe, so bin mache ich mir in den wenigsten Fällen bewusst, dass der Fuß im Schuh den Boden berührt und ich im Gehen die Füße am Boden abrolle. Ähnliches gilt entsprechend bei allen Greifbewegungen. Das Körperschema verschränkt sich hier mit einer haptischen Tiefe, die nochmals speziell einen Beitrag zum Gesamtgeschehen der Dynamik der leiblichen Interaktion bereit stellt und eine besondere Stellung der Erfahrung des Raumes in einer Verbindung der zeitlichen Struktur des Hantierens und Bewegens erzeugt.

Die räumlich-zeitliche Verbindung des Leibes ist hier offengelegt worden und es zeigt sich, dass die Situationsräumlichkeit durch die Entwicklung der zeitlichen Bewegungstrajektorien gegeben ist. Eine tieferes Raumverständnis unterliegt dem haptischen Vermögen des Leibes. Letzteres etabliert jedoch für den dynamischen Aspekt der bildschematischer Strukturen nur einen marginalen Bezug.

### 5.5 Dynamik der leiblichen Aktivität und bildschematischer Strukturen

Ich möchte die Kerngedanken zu einer Analyse der *Dynamik des Leibes* zusammenfassen. Dynamik ist zum einen durch den ständigen Abgleich der Stabilität und Instabilität in der Bewegung gegeben, was auf das Körperschema als eine eigene Intentionalität zurückzuführen ist. Zum anderen ergeben sich verschiedenen Typen der Dynamik, die unterschiedliche Sinnfelder erzeugen können: Das normale Laufen hat eine andere Dynamik als das Treppenlaufen, das Klopfen an der Tür eine andere als das Hämmern mit dem Hammer, das Heben eines leichten Gegenstandes verlangt eine andere Kraftaufwendung als das Heben eines schweren, usw. Dynamik ist damit zunächst ein Sammelbegriff von verschiedenen *Ausführungsarten* des Leibes, was uns einerseits die Situation aufzwingt, oder der Leib von sich aus erzeugt, wenn es um die pure Positionsräumlichkeit des Leibes geht. Letzteres ergibt sich bei kinästhetischen Bewegungen wie etwa beim Tanz, aber auch bei bloßen affektiven Bewegungen oder kulturellen Gesten und Gebärden. Die potentielle, präreflektive Ausrichtung auf eine Bewegungsform, die einen Erwartungshorizont im aktuellen Erleben ergibt, *ist* die Dynamik des Leibes. Sie ist in den meisten Fällen dem Körperschema geschuldet. Diese potentielle Ausrichtung wird beständig und kontinuierlich aktualisiert und ergibt die Kohärenz im Erleben. Der Erwartungshorizont betrifft

---

<sup>717</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 94.

<sup>718</sup> Vgl. [PdWaMPonty], S. 94



sowohl das beständig aktualisierte Erleben als auch die komplexeren Bewegungsmuster, die durch die Situation gegeben sind (Quer- und Längsintentionalität). Dieser Erwartungshorizont hängt davon ab, wie gut Bewegungsformen bekannt sind. Anhand von Statuen aus verschiedenen Epochen habe ich versucht zu zeigen, wie *Erwartungshorizont* oder auch *protentionale Anreicherung* oder *potentielle Ausrichtung* als die Konstituenten der leiblichen Dynamik gesehen werden müssen. Man kann diese Arten der Dynamik daher im Körperbild der Statuen deutlich erkennen.

Der in der leiblichen Erfahrung gegebene Sinn der verschiedenen Dynamiken kann in den metaphorischen Sprechweisen vorkonzeptionell und vorreflektiv mit übertragen sein. Folgendes Beispiel möchte ich anführen: „Das Werk Kants ist im Gegensatz zu Hegels Phänomenologie des Geistes ein Spaziergang gewesen. Die Theorie Hegels musste ich stufenweise erklimmen, um sie zu verstehen.“<sup>719</sup> Die ursprüngliche Dynamik des leiblichen Zuganges kann folglich mit in diese Übertragung und somit die Dynamik der Bildschemata auf einer vorthematischen Ebene gesehen werden. Das bloße Laufen ist einfacher als das Treppenlaufen, da zum einen noch die Höhe überwunden werden muss und zudem das Treppenlaufen zum Ende hin immer mühsamer wird. Diese Erfahrung verschiedener Dynamiken, die zunächst leiblich erlebt werden müssen, erzeugen hier erst einen Sinn im Verstehen eines solchen Satzes. Ohne die Dynamik bildschematischer Strukturen im Bereich ihrer metaphorischen Erweiterung direkt angesprochen zu haben, lassen sich auf einer vorthematischen Weise die Dynamik leiblicher Strukturen auf verbale Äußerungen übertragen. Der metaphorische Sinn von „nach oben zu gehen“ (Oben-unten-Schema) besteht darin, dass es schwerer ist als „entlang eines Weges zu gehen“ (Pfadschema). Damit sind verschiedenen Dynamiken zunächst auf einer *metaphorischen* Weise zu sehen. Es ist wichtig zu betonen, dass dabei die Dynamik des Sprechens oder der Sprache und die Dynamik des Denkens noch nicht explizit angesprochen worden ist; *denn die metaphorische Tiefe einer verbalen Aussage ist noch nicht die zeitliche Entwicklung des jeweiligen Medium i.e. Sprache und Denken*. Folglich fehlt die Betrachtung der Dynamik der Sprache und des Verstehens im Denken als Prozess. Gerade hier muss die Dynamik bildschematischer Strukturen unter einem weiteren Gesichtspunkt entwickelt werden. Dieser neue Gesichtspunkt betrifft nicht ausschließlich die metaphorische Erweiterung. Es wird daher die Aufgabe sein, in den kommenden zwei Kapiteln die Dynamik von Sprache und Sprechen und die Dynamik von Denken zu klären.

---

<sup>719</sup> Dies ist eine Bemerkung eines Kommilitonen Ulrich Baare, der seine Abschlussarbeit zu Hegel geschrieben hat. Es handelt sich um die Metapher, dass *Theorien Gebäude sind*: „Theories (and arguments) buildings.“, vgl. [MwIB], S. 46. Lakoff und Johnson machen an der besagten Stelle darauf aufmerksam, dass man in der wissenschaftlichen Betriebsamkeit von Theorien spricht als wären es Gebäude: Theorien brauchen ein *Fundament*, Theorien benötigen *Unterstützung*, Theorien können *stehen*, *zu Fall gebracht werden* oder *in sich zusammen stürzen*, vgl. [MwIB], S. 46.

## 6 Dynamik – Verstehen der Sprache

### 6.1 Dynamik in der Sprache

Das 5. Kapitel hat sich mit Verstehensmustern bei leiblichen Aktivitäten beschäftigt. Hierbei sind verschiedene Modalitäten angesprochen. Zum einen lässt sich leibliche Bewegung visuell erkennen, und wir können einen Unterschied feststellen, sofern wir in Statuen spezifische Elemente (z.B. Kontrapost, Ausfallschritt, Spannungsverhältnisse für Bewegungstrajektorien) einbauen, die für Dynamik in leiblichen Bewegungen entscheidend sind. Zum anderen sind wir auch auf die gefühlte Leiblichkeit eingegangen. Dabei wurde deutlich, dass die leiblichen Interaktionsmuster in bestimmbareren Bewegungsformen – Trajektorien – ausgeführt werden müssen. Diese Bewegungsformen orientieren sich an den verwendeten Werkzeugen und an den situativen Zusammenhängen, bei denen die Bewegungsformen ausgeführt werden. Sie müssen explizit gefühlt werden, um als dynamisch im Rahmen eines *interaktiven Ereignisses* empfunden zu werden. Es geht um ständig erlebbare Kräfte, die in kleinsten Mikroereignissen stattfinden. Ich möchte mich im kommenden Kapitel der Sprache zuwenden und hier das Verstehen im Hinblick auf ihre dynamische Entfaltung betrachten. Dies ist dadurch motiviert, dass ich insgesamt verschiedene Beiträge entwickeln möchte, die zeigen, inwieweit bildschematische Strukturen als Organisationsstrukturen dynamisch sind. In der bisherigen Analyse habe ich mich dabei mit den leiblichen Strukturen beschäftigt. Im folgenden Abschnitt wird daher die Sprache, bei der bildschematische Strukturen als *metaphorische Erweiterungen* auftauchen, näher beleuchtet. Dieses Kapitel soll das bisher entwickelte Vokabular auf eine Auswahl von Beispielen in der Sprache anwenden, um hier die Dynamik des Verstehens zunächst allgemein zu entwickeln. Im Laufe der Analyse wird dies dann auf bildschematische Strukturen zugespitzt.

Das 6. Kapitel lässt sich in zwei größere Bereiche einteilen. Der erste Bereich (Abschnitte 6.1.1 und 6.1.2) beschäftigt sich mit dem wichtigen Verhältnis von Sprache und Denken, welches Oswald Schwemmer in seinem Buch *Das Ereignis der Form – Zur Analyse des sprachlichen Denkens* näher untersucht. Schwemmer macht darauf aufmerksam, dass die Binnenstrukturen der Sprache und des Denkens nicht unmittelbar aufeinander abbildbar sind. Diese Eigenschaft muss im Hinblick auf das 7. Kapitel, in dem es um das Denken geht, berücksichtigt werden. Die Abschnitte 6.1.1 und 6.1.2 stellen daher insgesamt eine Vorbemerkung zu den Bereichen Sprache und Denken dar. Der zweite Bereich Abschnitt 6.2 geht auf Merleau-Pontys Spätschrift *Die Prosa der Welt* näher ein. Das Werk stellt durch die Untersuchung der Sprache als Geschehen wichtige Konstituenten der Sprachdynamik bereit.

#### 6.1.1 Das Verhältnis von Sprachen und Denken

Bevor ich die Sprache in ihren Wirkverhältnissen näher beleuchten werden, möchte ich eine Beziehung ansprechen, welche unmittelbar mit den bildschematischen Verstehensstrukturen

verbunden ist: Wie ist das Verhältnis von Sprachen und Denken? Da es eine ganze Reihe von Beispielen gibt, bei denen schematische Strukturen mit denkerischen Prozessen zusammenhängen, wie z.B. Rotationsaufgaben (mental rotation)<sup>720</sup> oder die Fähigkeit Bewegungsprozesse zu imaginieren, ist dieses Verhältnis für die Kapitel 6 und 7 entscheidend. Um dieses Verhältnis zu bestimmen, stellt sich die Frage, ob wir in Worten denken. Schwemmer geht in *Das Ereignis der Form* genau diesem Verhältnis nach: Wie beziehen sich „Gedanken, Sätze und Sachverhalten“ zueinander?<sup>721</sup> Um diesen Bezug bestimmen zu können, müssen wir im Hinblick auf die Sprache ihre unmittelbaren Wirkverhältnisse untersuchen. Das bedeutet im Weiteren, dass wir Sprache anhand der Beispiele untersuchen müssen, bei denen die Sprache unmittelbar zum Zuge kommt. Dies geschieht zunächst beim Lesen, Schreiben und dem Sprechen in Kommunikationsereignissen. „Dabei stellt sich die grundlegende Frage: Ist Denken nicht etwas ganz anderes als Sprechen, auch wenn es sich mit ihm verbinden kann?“<sup>722</sup> Eine Weise dieser Verbindung wird in dieser Dissertation explizit den räumlichen Metaphern zugeschrieben, die uns die bildschematischen Strukturen als Organisationsmuster geben. Nichtsdestoweniger macht Schwemmer auf einen wichtigen Unterschied aufmerksam: Das Denken ist von einer anderen Qualität als das Sprechen. An späterer Stelle formuliert er dies deutlich: „Wenn wir auch unsere Gedanken und Sätze gewöhnlich in Sätzen artikulieren, so gehören Gedanken und Sätze doch verschiedenen Dimensionen unseres geistigen Lebens an.“<sup>723</sup> Selbst wenn man in einigen Situationen glaubt innerlich zu sich selbst zu sprechen, so ist diese Art der noetischen Vollzugsweise völlig verschieden von dem, was sich ergibt, wenn man tatsächlich spricht<sup>724</sup>. Das Sprechen muss oftmals in Form der verbalen Rede geübt werden, was man spätestens bei Vorträgen merkt, die gerade nur durch ein vermeintlich innerliches Sprechen ungenügend vorbereitet worden sind. Das laute Vor-Sich-hin-Sprechen ist eine andere Vollzugsweise als das nichtverbale *Vermeinen*, dass man in Worten denkt. Selbst im Dialog erscheinen oftmals Differenzen zwischen dem, was wir glauben sagen zu wollen und dem, wie es sich dann tatsächlich als verbalsprachliche Äußerung ergibt.

Diese ersten Erläuterungen über das Wesen der Sprache eröffnet einen speziellen Zugang zur Sprache. Im Weiteren soll Sprache in der Hinsicht betrachtet werden, wie sie im Sprechen als verbale Artikulationsform oder beim faktischen Schreiben zum Zuge kommt. Erst hier können wir erkennen, worin sich das *Wie* der Vollzugsweise der Sprache ergibt. Damit wird im Weiteren nicht auf die Sprache in Form einer sprachanalytischen Weise Bezug genommen. Schwemmer

<sup>720</sup>Die Forschung zum mentalen Rotation beginnt mit den Arbeiten von Shepard und Metzler in *Mental rotation of three-dimensional objects*. Hierbei geht es um die Fähigkeit, drei-dimensionale quadratische Blöcke zu drehen und in einander überzuführen. Im Kapitel 7 werde ich dies als Beispiel anführen.

<sup>721</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 9.

<sup>722</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 9.

<sup>723</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 54. Das Kapitel 3 *Was ist sprachliches Denken?* ist insgesamt von zentraler Bedeutung für das Verhältnis von Sprache und Denken, vgl. [EdSchwem], S. 54ff.

<sup>724</sup>Schwemmer gibt dieser Art des Denkens den Namen „sprachliches Denken“. Mit dem Bezug auf Platon, der unter Denken „stummes Reden mit sich selbst“ versteht, verweist Schwemmer auf eine philosophische Tradition, die unter Denken immer nur das vermeintliche Denken in Worten versteht. Vgl. [EdFSchwem], S. 9.

formuliert in *Das Ereignis der Form* die Perspektivierung auf die Sprache, die im Folgenden eingehalten werden soll:

Insgesamt ist aber zu sehen, dass wir Sprache in ihrer Tatsächlichkeit verfehlen, wenn wir sie als ein syntaktisches Regelsystem mit einem Lexikon und dessen phonetischer Realisierung sehen. Sprache befestigt und entwickelt sich im Gebrauch, der ein Gebrauch im Umgang miteinander ist. Sprachliche Formen werden gebildet und lösen sich wieder auf, um in neue Formbildungen überzugehen.<sup>725</sup>

Erst durch eine derartige Sicht auf die Sprache sind wir in der Lage, sie als dynamisch zu verstehen. Dadurch ist die Möglichkeit einer Erschließung der Dynamik der Sprache gegeben. Schwemmer spricht in diesem Zusammenhang auch von der „Dynamisierung der Sprache“<sup>726</sup>. Insbesondere heißt „Dynamisierung der Sprache“ nicht, dass wir sie selbst dynamisieren wollen, sondern dass wir durch eine neue Perspektive auf die Sprache ihren dynamischen Gehalt und ihren dynamischen Verlauf als Vitalitätsform zur Geltung bringen wollen. Diese andere Perspektive auf die Sprache ermöglicht dann „eine funktionale Definition von Sätzen“, die im „Umgang miteinander“ verstanden wird.<sup>727</sup> Dieses Verstehen selbst ist ein Aspekt der Dynamisierung der Sprache. Es muss dabei berücksichtigt werden, dass diese Perspektive auf die Sprache ein Kontinuum der Sprache zwischen „expliziter sprachlicher Äußerung“ bis hin zu „Nicht-Äußerung“<sup>728</sup> erläutern muss. Damit rücken die nonverbalen Aspekte der Sprache wie Gestik, Mimik und Intonation mit in das Zentrum der Betrachtung. Erst hierdurch kommt die „dialogische Funktion“ und damit die Sprache als eigentliches Ereignis zur Geltung.<sup>729</sup>

Diese andere Perspektive auf die Sprache soll eine repräsentationlose Beschreibung sein. Sprache soll nicht ausschließlich über einen sicherlich existierenden semantischen Gehalt erschlossen werden. Analytisches Denken schränkt sich auf diesen semantischen Gehalt insofern zu sehr ein, als Sprache als eine Sammlung von Wörtern verstanden wird, deren Bedeutungen sich ausschließlich durch nicht näher erklärte Bezüge auf wohldefinierte Gegenstände in einer wohldefinierten Welt beziehen. Die Sprache als Ereignis im Wechsel zwischen Akteuren ist nicht ausschließlich auf diesen Aspekt der Sprache beschränkt. Viel stärker wirken „rhythmische Muster“<sup>730</sup> einer tonalen Struktur sowie Gestik und Mimik auf uns, wobei das Thema der Rede damit nicht völlig ausgeblendet wird. Um die Sprache als dynamisches Geschehen zu erfassen, müssen die „Bewegungs- oder Äußerungsimpulse“ mit berücksichtigt werden. Diese Impulse sind zumeist „körperimmanente Impulse“ – „auch Bewegungs- und Äußerungsimpulse“<sup>731</sup> – die auf einer Mikroebene stattfinden. Kleinste Fingerbewegung der Hand und Bewegungen des Torsos unterstützen die verbal geäußerten Inhalte der gesprochenen Sprache. Dies ist kulturell unterschiedlich und kann daher auch die Schulterpartien oder den Torso mit einbeziehen. Darüber

<sup>725</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 12.

<sup>726</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 13.

<sup>727</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 13.

<sup>728</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 13.

<sup>729</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 14. Man vgl. aber auch den Abschnitt *Sprachentwicklung im Umgang miteinander*, S. 15ff.

<sup>730</sup> Vgl. [EdFSchwem], S. 20

<sup>731</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 20.

hinaus können diese gestischen und mimischen Aspekte als „körperimmanente Reaktionsformen eine kulturelle Umformung“<sup>732</sup> aufnehmen. Sie sind dann spezifisch für eine Gruppe und gelten als intersubjektive „Resonanzmuster“.<sup>733</sup>

Diese Resonanzmuster bezeichnet Schwemmer als „Schematisierungen“, die durch eine „Befestigung von Handlungs- und insbesondere Äußerungsformen“<sup>734</sup> gegeben sind. Sie sind modalübergreifend, da sie sowohl das Wahrnehmen, das Darstellen als auch das Handeln im Hinblick auf die Sprache betreffen. In dieser Hinsicht ermöglichen diese wiederkehrenden Muster als ein strukturelles Moment der Sprache die Bewältigung von Weltverhältnissen: „Die Prozesse solcher Schematisierungen in allen Feldern unseres Wahrnehmens, Darstellens und Handelns führen, was die Sprache angeht, zu einer immer stärkeren Herauslösung des Redens aus dessen Einbindung in konkrete Situationen und damit in die konkrete erfasste und im Umgang zu bewältigenden Weltverhältnissen.“<sup>735</sup> Sprache wird im Laufe der persönlichen Entwicklung allmählich zu einer selbständigen, kontextunabhängigen Äußerungsform. Sie besitzt mimische, gestische und phonetische ineinander verwobene Dynamiken, die sich gegenseitig beeinflussen, verstärken und abschwächen können. Wie im 4. Kapitel gezeigt worden ist, sind diese Dynamiken immer unterlegt bzw. begleitet von einem Intensitätsverlauf des Fühlens. Diese Strukturen sind im Laufe eines persönlichen Lebens im beständigen Wandel; und um uns tatsächlich verständlich machen zu können, müssen wir hieran immer wieder von Neuem arbeiten: „In jedem Falle aber existiert eine Sprache nur in ihrem Gebrauch, in dem ständig an ihren verschiedenen phonetischen, orthographischen, semantischen und syntaktischen Strukturen gearbeitet wird.“<sup>736</sup> Dies betrifft die Sprache sowohl als intersubjektive symbolische Form als auch im Hinblick auf eine individuell erlebte Äußerungsform.

An einfachen Situationen wie der Kommunikation unter Menschen wird deutlich, dass neben einer bezeichnenden Seite der Sprache – Schwemmer spricht auch von „designative Bedeutung“<sup>737</sup> – sich auch kontingente Sprachverständnisse ergeben, welche gerade auf den Aspekten der Gestik, der Mimik und der Intonation beruhen. Wichtig ist, dass wir all diese Bereiche wie Gestik, Mimik und Intonation nicht als „isoliertes Feld isolierter Ereignisse“ sehen können, sondern im Hinblick auf die Sprache ein „pulsierendes Ensemble von Lautäußerungen“ ergeben, die „mit anderen Geschehnis-Feldern vielfach verschränkt“ sind. Mit dieser kontingenten Bedeutungsebene wird ein wesentlicher Aspekt deutlich, der im Weiteren auch für die Dynamik der Sprache wichtig ist: „Aber im Unterschied zum designativen und repräsentativen Bedeutungsverständnis wird durch das Bezeichnen und Vergegenwärtigen in der Sicht der kontingenten Bedeutungstheorie ein Gegenstand oder ein Sachverhalt nicht *identifiziert*, sondern lediglich in seiner besonderen Mit-

---

<sup>732</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 20.

<sup>733</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 20.

<sup>734</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 21.

<sup>735</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 21.

<sup>736</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 22.

<sup>737</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 22, Abschnitt: *Designative und kontingente Bedeutung*.

Anwesenheit oder Vergegenwärtigung *akzentuiert*.<sup>738</sup> Dieser Aspekt legt eine Motivationsebene der Verwendung der Sprache mit frei; denn wir sprechen u.a. nicht, weil wir ausschließlich etwas bezeichnen wollen, sondern weil wir die Dynamik einer für uns zugänglichen Welterschließung in Form von Sprache erleben wollen: „Man könnte dies auch koloristisch nennen: Sie [die Sprache] färbt uns die Welt, in der wir leben, in ihrer, also der sprachlichen, Weise, ein.“<sup>739</sup>

Sprache hat in den Momenten, bei denen wir sie wirklich im Zuge von Kommunikation, beim Lesen oder Schreiben erleben, insgesamt die Möglichkeit, sich mit anderen Artikulationsformen wie motorischen Äußerungen zu verbinden. Mit „allerlei Gesten“ können wir „zusätzliche Akzente“ setzen und „die Bedeutung des Gesagten weiter modellieren“.<sup>740</sup> Folglich ist Sprache im Gegensatz zu der Vorstellung, dass sie sich rein auf einer verbalen Ebene oder syntaktischen Ebene mit einzelnen Worten befände, immer zugleich auch ein Handeln:

Der Grenzfall einer rein sprachlichen Kommunikation erscheint demgegenüber als ein reines Konstrukt einiger Linguisten und Philosophen. [...] Schon das Reden selbst ist ein nicht nur sprachliches Handeln. Die Körpersprache der Redenden gehört mit zum Reden und trägt in vielen Fällen sogar den „eigentlichen“ Sinn der sprachlich explizierten Botschaft. Darüber hinaus gibt es aber auch eine – noch eigens darzustellende – sprachimmanente – implizite Sinnebene, in der phonetische, semantische und sogar syntaktische Konfigurationen das Gesprochene, das auf den ersten Blick als bedeutungsgleich erscheint, gleichsam aus dem Hintergrund oder der Tiefe der mit anklingenden Assoziationen mit einem Hinter- oder Nebensinn versehen.<sup>741</sup>

Schwemmer eröffnet in dieser Bemerkung verschiedene Bereiche, die für die Dynamik des sprachlichen Verstehens entscheidend sind. Zum einen ist es der gesamte Bereich der Motorik, die sich in den zwei primären Artikulationsweisen Gestik und Mimik äußert. Zum anderen macht er auf sprachimmanente Strukturen aufmerksam, die für die weitere Untersuchung wichtig werden. Es gibt phonetische, semantische und syntaktische Konfigurationen, die beständig im Verstehensprozess ungesagte Nebenbedeutungen erzeugen. Diese Nebenbedeutungen sind oftmals wichtiger als das eigentlich Intendierte, was der Sprecher oder der Schriftsteller sagen möchte, da sie erst in ihrem Zustand des Nicht-gesagten die Assoziationen ermöglichen. Mit diesen Assoziationen, die nicht explizit ein mentales Bild oder ein Wort sein müssen, sondern auch eine Stimmigkeit des Hörenden oder Lesenden, wird Verstehen lebendig und erzeugt Dynamik des Verstehens. Ein wesentlicher Teil dieser essentiellen Nebenbedeutungen entsteht durch die bildschematischen Metaphern, da sie per definitionem eine Verschiebung ihrer ursprünglichen Bedeutung erfahren haben. Beispielsweise erleben wir das Behälterschema zunächst konkret am Leib; und in den ersten sprachlichen Äußerungen, in denen es explizit vorkommt, bezieht es sich zumeist auch auf konkrete Behälter: „Geh *in* dein Bett“, „Geh *in* dein Zimmer“, „Lass das Wasser *in* die Badewanne“ usw. Erst allmählich im Laufe der Entwicklung des Kindes und des Jugendlichen können auch abstrakte Bereiche mit diesem Konzept verstanden und ergriffen

---

<sup>738</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 24.

<sup>739</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 24.

<sup>740</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 25.

<sup>741</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 26.

werden: „Im Römischen Reich war Italia die *Kern*provinz“, „Das *Innere* der Erde ist flüssig.“ „Die Menge der Ganzen Zahlen liegt *in* der Menge der Rationalen Zahlen“. All diese abstrakten Bereiche, die wir nicht unmittelbar erleben, werden allmählich durch eine Metaphorik erschlossen, die sich zunächst aus konkreten leiblichen Interaktionsmustern ergibt. Beim Sprechen, Hören oder Lesen derartiger Konzepte etablieren sie eine bestimmte Schicht von Nebenbedeutungen oder „mehrdimensionaler Assoziationsfelder“<sup>742</sup>, die unerlässlich für die Erschließung des eigentlichen Sinnes einer Aussage sind. Daher gehören die metaphorischen Erweiterungen zu diesem Bereich der Nebenbedeutungen, die Dynamik im Verstehen erzeugen. Weiter unten werde ich versuchen Beispiele zu bringen, in denen sie mit bestimmten Gesten koinzidieren. Diese Nebenbedeutungen kommen gerade in der Sprache, wenn sie sich im Akt des Sprechens ergeben, zu einem besonderen Zusammenschluss verschiedener Modalitäten. Die Sinnesorgane haben im Hinblick auf ihre Vorstrukturierung einen erheblichen Anteil. Nicht so sehr die einzelnen Worte im Sinne einer singulären Bedeutungseinheit ergeben den treibenden Aspekt des Verstehens, sondern die Phrasen als Lautäußerungen und gesehene gestische Äußerungen. Dabei geben die Wahrnehmungsorgane als rationale Organe selbst die Nebenstrukturen vor. Schwemmer geht hier weiter und überführt diese Gedanken in Hinblick auf das Darstellungsmoment weiter aus. Dabei ist das Zur-Darstellung-kommen die Perspektive, die auf die Sprache eröffnet werden soll. Erinnern wir uns zunächst nochmals an die rationalen Prozesse, die die *Organe* uns selbst auferlegen:

So lernt unser Auge und unser Ohr in den Prozessen des Sehens und Hörens. Alles, was wir sehen, sehen wir durch die Bilder hindurch, die wir gesehen haben. Alles, was wir hören, hören wir durch die Töne, Laute und Geräusche hindurch, die wir gehört haben. Und dies können wir entsprechend von all unseren anderen Sinnesorganen auch sagen. Allgemein können wir feststellen, dass das Wahrgenommene sich in einem Wechselverhältnis seiner Präsenz und seiner Erfassung herausformt und über seine Darstellung – die z.B. dinglich, gestisch, bildlich oder sprachlich sein kann – und deren Wahrnehmung zu einem kollektiven Formenrepertoire sedimentiert.<sup>743</sup>

Die zitierte Stelle zeigt nochmals prägnant, wie wir im Weiteren Sprache unter der Berücksichtigung der verschiedenen Sinnesmodalitäten zu sehen haben. Einerseits gehen die Sinnesmodalitäten ihren eigenen Dynamiken in der Entwicklung ihrer jeweiligen Formen nach: das Sehen bzgl. des Gesehenen, das Gehörte bzgl. des Gehörten. Aber bei einem komplexen Verhältnis wie der Sprache im Akt des Sprechens gehen sie in ein Darstellungsgefüge über, bei dem es sich um ein „kollektives Formenrepertoire“ handelt. Wenn wir im Gespräch das Gegenüber verstehen, dann nicht ausschließlich, weil uns die einzelnen Wörter im Sinne eines Lexikons präsent wären. Die einzelnen Dynamiken erzeugen in einer schwer erklärbaren Weise die gesprochene Sprache. Diese Sprache ist wesentlich verschieden von der „Klarheit“ einer

<sup>742</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 63. An der besagten Stelle analysiert Schwemmer den „Vorsatz“ aus Thomas Manns Buch *Der Zauberberg*. Verbale und schriftliche Erläuterungen können unsere „Äußerungen und Gedanken vorantragen oder blockieren“, vgl. ebd. Entscheidend ist, dass dies „am Rande oder außerhalb unseres Bewusstseins“ geschieht, vgl. ebd. Daher sind es Nebenbedeutungen, die nicht unmittelbar intendiert sind aber unerlässlich für das Gesamtverständnis.

<sup>743</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 42.

„Traumsprache“, wie Schwemmer es in Abgrenzung zu Wittgensteins *Tractatus* nennt. In der letzteren Art von Sprache – die Wittgensteinsche Traumsprache – wird „nur noch [ge]zeigt und nicht mehr [ge]redet.“<sup>744</sup> Es kommt hierbei schlichtweg nicht mehr zum Moment des *Darstellen-Wollens*, sondern nur noch zum Zeigen. In manchen Situationen ist dies auch tatsächlich der Fall, dass die Sprache sich auf dieses bloße Zeigen reduziert. Beim Einkaufen vor der Theke machen wir dem Verkäufer durch wenige Worte darauf aufmerksam, was wir haben wollen. Es reicht tatsächlich der gezielte Verweis auf ein Objekt, welches ausschließlich in dieser Situation durch sein Namen erschlossen werden kann: „Ich nehme ein/eine . . . , bitte.“ In diesen wenigen Situationen, bei denen die Sprache auf das Zeigen reduziert wird, liegt eine ideale Sprache vor, wie sie Wittgenstein sich vorstellt. Aber jedes weiterführende Gespräch und jede umfangreichere Erklärung bedienen sich zusätzlicher Mitteln, als das bloße Verweisen auf den Zusammenhang von Bedeutung und Namen.<sup>745</sup>

Bisher ist die hohe Bedeutung der Gestiken und Mimiken während des Sprechens erläutert worden. Darüber hinaus haben wir auf die sprachimmanenten Dynamiken wie Rhythmik der Artikulation und Phonetik hingewiesen. Gerade das Zusammenkommen aller dieser verschiedenen Dynamiken erzeugt eine eigene Sinnwelt, die wir selbst gerne erleben wollen und die sich autopoietisch<sup>746</sup> ergibt. Obwohl wir glauben, im Gespräch, in den Erklärungen und den Beschreibungen etwas – beispielsweise eine Intention der Rede – zu verfolgen, steht das autopoietische Erleben der Sprache im Vordergrund für die Erzeugung selbst:

Tatsächlich haben wir aber zu bedenken, dass unser Reden – wie auch unser Schreiben – das Ergebnis eines Artikulationsprozesses ist, der nicht als bloße Wiedergabe eines Wahrnehmungs- oder Denkvorgangs verstanden werden kann. In ihm verschränken sich vielmehr verschiedene und verschiedenartige Dynamiken, die nur in dieser ihrer Verschränkung unser Denken und Reden sich entwickeln lassen.<sup>747</sup>

Zunächst müssen wir festhalten, dass Sprechen in den wenigsten Fällen, als der Versuch zu gelten hat, das Denken oder Wahrnehmen zum Sprechen zu bringen. Sicherlich kann man über Erlebnisse und über das aktuelle Erleben und Befinden berichten, aber in den meisten Fällen geht es im Sprechen über *etwas*, was nicht den Denk- oder den Wahrnehmungsvorgang selbst

<sup>744</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 52.

<sup>745</sup>Die Unzulänglichkeit die Sprache bloß durch Worte und ihre Bedeutung im Hinblick auf eine vorgefertigte Welt von Gegenständen zu reduzieren, wird noch deutlicher in der poetischen Sprache. Hier ist es nicht möglich diese Art des bloßen Zeigens der Sprache durch Übereinstimmung von Wort und Bedeutung zu erklären. Schwemmer macht deutlich, dass literarische „Kompositionen“ „die Wörter nicht nur als lexikalische notierbare Bedeutungsträger oder semantisch-syntaktische Brückenfunktionen in der Satz- und Textbildung“ „nehmen“, sondern literarische Kompositionen stellen das „sprachliche Eigensein“ der Worte heraus, vgl. [EdFSchwem], S. 67. Dieser Eigensinn ist in der gewöhnlichen Rede gerade nicht gegeben: „In der glatten Geläufigkeit eingängiger Formulierungen verschwindet der Eigen-Sinn der Wörter weitgehend: Als Faktoren des Fortschreitens der Sinnentwicklung werden die Wörter gewöhnlich nur am Fande oder auch überhaupt nicht als eigene Sinnereignisse wahrgenommen.“ Vgl. [EdFSchwem], S. 68.

<sup>746</sup>Autopoiesis: altgriech. *αὐτός* *autos* „selbst“ und *ποιεῖν* *poiein* „schaffen, bauen“. Ich möchte ausschließlich die wörtliche Bedeutung des Begriffes übernehmen. Der Begriff soll weder an Varelas bzw. Maturanas naturwissenschaftliche Konzept von Systemen noch an Luhmanns Konzept der sozialen Systeme angelehnt sein. Mir ist wichtig, dass sich Sprache ab einem gewissen Lebensalter nahezu von selbst sich beim Sprechen erschafft und sich im Sprechakt aufbaut. Dass dies bis zu einer gewissen Altersspanne noch nicht so gut funktioniert, hängt mit Entwicklungsstadien des Sprechvermögens zusammen.

<sup>747</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 55.



betrifft.

Für verschiedenen Dynamiken, die zusammen das Sprechen ergeben, die hier Schwemmer erwähnt, gilt grundsätzlich auch Husserls Lehre von der Protention und der Retention: Die Dynamiken haben in ihrem bewusstseinsmäßigen Verlauf – hier das Sprechen als eine von ineinander verwobenen Dynamiken – eine Vor- und Nachdeutung als Bewusstseinsstruktur. Im Sprechen sind die einzelnen Worte des Satzes nicht wie in einem Computer abrufbereit und müssten nur nach grammatikalischen Regeln richtig aneinandergesetzt werden. Das grammatikalische Metawissen müssen wir beim Sprechen nicht präsent haben. Vielmehr etabliert sich die Sprache als eine fließende Lautgestalt, die sich allmählich ergibt und die sich nach einer korrekten Form strebt. Schwemmer fasst diese Eigendynamik wie folgt zusammen:

Da ist zunächst die Eigendynamik der Sprache, in der wir reden. Wir müssen im allgemeinen nicht nach jedem Wort – und das auch noch in seiner grammatisch korrekten Form – suchen, wenn wir reden. Selbst im stockenden und immer wieder nach dem passenden Ausdruck suchenden Reden „fließt“ unsere Rede – wenn auch nicht gleichmäßig und ungehindert. Wir nutzen in unserem Reden die immanente Idiomatik der Sprache, in der sich die Wortfügung gleichsam anbietet und unser Reden als eine Verkettung dieser Wortfügungen sich voranbewegen lassen.<sup>748</sup>

Das Reden organisiert nahezu von selbst das allmähliche Zusammenfügen der Sprache. Dieser *protentionale* Fähigkeit werden wir uns beim Hören in den Momenten explizit bewusst, wenn wir den angefangenen Satz des Gegenübers für ihn beenden können. Obwohl der Satz noch nicht beendet worden ist, ist das rhythmische Sprachgefüge präsent und rollt von selbst ab: „So kann etwa die Rhythmik einer Wortfügung oder ihre charakteristische Lautung unsere Rede organisieren – und dies wiederum lediglich in der Kleinteiligkeit einer Wortfügung.“<sup>749</sup> Diese Aspekte erweitern neben der Idiomatik und der gesamten Metaphorik die Dynamik des Sprechens. Sie ermöglichen dadurch ein Spektrum von möglichen Impulsen:

Neben der Idiomatik haben wir damit eine zweite Dimension der Sprache zu berücksichtigen, die ihre eigene immanente Dynamik entfaltet – allerdings nicht im gerichteten Fortschritt der Idiomatik, sondern in einer Vielfalt sich ausdehnender Verweisungsimpulse wie z.B. über klangliche Assonanzen, lautliche Alliterationen, inhaltliche Assoziationen und Konnotationen, rhythmische Gliederungen und melodische Linien. Es sind dies Querverweise gegen die bloße Linearität der idiomatischen Wortfügungen, [...]<sup>750</sup>

Die Husserlsche Lehre von der Protention und der Retention stimmt hier sogar noch in einer weiteren Hinsicht mit Schwemmers Ausführungen überein. Wir haben gesehen, dass es eine Längsintentionalität und eine Querschnittsintentionalität gibt. Die Längsintentionalität organisiert die lineare Entwicklung der Rede. Sie ist im Wesentlichen durch das Thema, die Idiomatik und die Metaphorik und damit auch durch bildschematische Strukturen gegeben. Die Querschnittsintentionalität, die den Zeithof, bestehend aus retentionale und protentionale Gerichtetheit, mitgestaltet, ist hierbei durch die Aspekte der gesamten Phonetik, wie klangliche Assonanzen

---

<sup>748</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 56.

<sup>749</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 57.

<sup>750</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 59.

und Dissonanzen, lautliche Stilmittel und rhythmische Gliederung und die Satzmelodie gegeben. Die Satzmelodie ist hierbei insofern ein Sonderfall, als sie einerseits durch ihre Führung einen Anteil an der Längsintentionalität hat aber andererseits durch ihre momentane Formveränderung einen Anteil an der Querschnittsintentionalität. Ein typisches Beispiel ist die unterschiedliche Satzmelodie für Deklarativsätze und Interrogativsätze. Die Abbildung 6.1<sup>751</sup> zeigt hier aus einem Grammatikheft für die französische Sprache die unterschiedlichen Melodieformen. Das

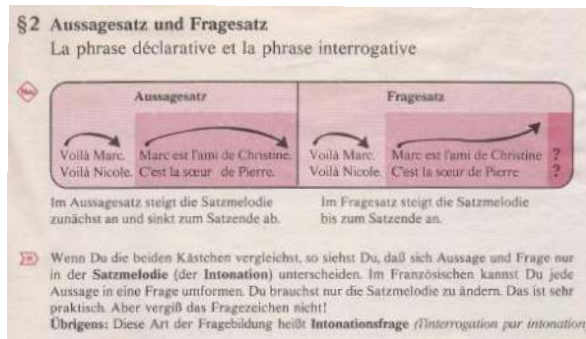


Abb. 6.1: Satzmelodie

Anheben der Stimme deutet hierbei die unterschiedliche Absicht des Sprechers an. Dieses Beispiel der Satzmelodie ist ein isolierter Ausschnitt aus der facettenreichen Verschränkungen der angedeuteten Dynamiken. Gerade im Zweitspracherwerb reicht oftmals das bloße Lernen von Vokabeln nicht aus, um in die Sprache als lebendiges Sinngefüge hineingelangen zu können. Damit haben wir die erste Analyse der ineinander verwobenen Aspekte der Dynamik der Sprache näher beleuchtet. Ich möchte auf das Verhältnis von Sprache und Denken zurück kommen. Wie wir gesehen haben, sind die noetischen Verläufe der Sprache und des Denkens nicht identisch, können sich aber aufeinander beziehen. Während das imaginative Denken ein purer Impuls von Stimmigkeit, Unstimmigkeit, mentalen Bildern, Affekten und Gefühlen ist, so sind das Sprechen, das Hören von Gesprochenem und das Lesen von Geschriebenem an die Linearität der Worte, der Wortführung des Satzes und die Idiomatik gewöhnt und geben dem Sprechenden, (Hörenden, Lesenden bzw. Schreibendem)<sup>752</sup> eine Orientierung. Zwischen Denken und Sprache gibt es, wie es Schwemmer mit Bezug auf Arnold Gehlen formuliert, Widerstände.<sup>753</sup> Das Denken, was hier im Speziellen angesprochen wird, ist dasjenige Denken, welches sich während des Sprechaktes ergibt oder sich in einer unmittelbaren zeitlichen Umgebung um den Sprechakt herum gruppiert. Schwemmer formuliert hierzu:

<sup>751</sup> Die Seite stammt aus Schulgrammatikbuch *Etudes Françaises Echanges* aus dem Klettverlag, Stuttgart, 1981. Auch der Duden gibt für die deutsche Sprache ähnliche Diagramme an, um die Sprachmelodie zu verdeutlichen. Insgesamt widmet sich Stefan Volke in seinem Buch *Sprachphysiognomik* dem gesamten Bereich des tonalen Erlebens der Sprache.

<sup>752</sup> In den weiteren Ausführungen werde ich zwischen den unterscheidbaren Modi des Sprechens, Hörens von Gesprochenem und Lesen von Geschriebenem wechseln. Gemeinsam ist diesen drei Modi die Linearität bzw. Diskursivität der Sprache. Bei einer genaueren Untersuchung diese Modi bzw. diesem Verhalten und Verwenden von Sprache würden sich in phänomenologischer Hinsicht noch weitere Erkenntnisse auf tun. Dies gilt im Übrigen noch verschärfter für den schöpferischen Akt des Schreibens.

<sup>753</sup> Schwemmer zitiert in [EdFSchwem] aus Arnold Gehlens *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*.

Der „Widerstand“, den das Denken dabei findet, ergibt sich zwangsläufig aus der strukturellen Differenz zwischen Sprache und Denken: Die idiomatische Organisation der Sprache liefert zwar einerseits Impulse dafür, dass das Denken überhaupt eine Richtung findet, erschwert dem Denken zugleich aber auch seine Eigenentwicklung. Denn Denken [...] kann sich nur als Selbst-Denken realisieren.<sup>754</sup>

Schwemmer bezieht sich hierbei auf das Denken, welches ein unmittelbarer und selbstbezogener Akt ist, der ausschließlich in einer Ich-Perspektive stattfindet. Beim Sprechen bedienen wir uns einer Sprache, die nicht unsere eigene persönliche Sprache ist, sondern wir sind jeher schon immer in eine Sprachgemeinschaft eingegliedert. Mit diesem Umstand erklärt sich dann auch der „Kampf mit den Worten“<sup>755</sup>, der sich autopoietisch im Akt des Sprechens ergibt. Gerade bei der poetischen Sprache ist dies insofern anders, als hier der Eigensinn der Wörter auf einmal zu Geltung kommen kann und der eigentliche Fluss des Sprechens gestört ist.<sup>756</sup> Aber auch in der alltäglichen Sprache werden gerade durch die bildschematischen Strukturen beständig neue „Sinnfelder“ und eine „Vielfalt von Verweisungen und Verweisungszusammenhängen“<sup>757</sup> aufgebaut, gebrochen und strukturiert. Ob die bildschematischen Strukturen in der Sprache als Organisationsmuster in Form von metaphorischen Erweiterungen die Sinnfelder erzeugen oder aufbrechen, hängt oftmals vom Verwendungszusammenhang und dem Entwicklungsstadium der individuell erlernten Sprache ab. Wird die Formulierung „Die Menge der rationalen Zahlen liegt in der Menge der reellen Zahlen.“ außerhalb eines mathematischen Zusammenhangs – Mathematikunterricht oder mathematische Universitätsveranstaltung – erwähnt, werden sich schwerlich überhaupt „Sinnfelder“ ergeben können. Legt man eine derartige Behauptung einem Schüler ohne eine Erklärung von Mengen, die wir als Behälter in der mathematischen und logischen Arbeitsweise einführen, vor, so kann das „Sinnfeld“ durchaus gestört sein oder sich überhaupt nicht ergeben. Der Schüler weiß dann nichts mit der Formulierung anzufangen, weil er sich an dem *liegt in* stört. Das *liegt in* wird dann einerseits für sich als Eigen-Sinn verstanden, wird aber andererseits nicht im Sinne einer verständlichen Erklärung als bloße Satzformulierung akzeptiert. Diese metaphorische Sinnverschiebung des Behälterschemas kann auf viele andere Beispiele übertragen werden, bei denen die metaphorische Erweiterung dieser Organisationsmuster – namentlich bildschematische Strukturen – allmählich in eine Weise überführt wird, wo sie als Formulierungsweise akzeptiert wird und die „Vielfalt von Verweisung“<sup>758</sup> begrenzt und sanktioniert wird. Die oben stehenden allgemeinen Erläuterungen zum Behälterschema zeigen zwei Dinge. Zum einen laufen die denkerische Ebene und die sprachliche Ebene oftmals entgegen und können sich nicht immer aufeinander beziehen. Die Dynamiken des Sprechens und des Denkens sind daher für sich selbst genommen von anderer Art. Zum anderen können sich die Dynamiken im Laufe der persönlichen Entwicklung verändern. Das einmal *Nichtverstehen*

---

<sup>754</sup> Vgl. [EdFSchwem], S. 58.

<sup>755</sup> Vgl. [EdFSchwem], S. 59.

<sup>756</sup> Vgl. [EdFSchwem], S. 64-68.

<sup>757</sup> Vgl. [EdFSchwem], S. 68.

<sup>758</sup> Vgl. [EdFSchwem], S. 68.

kann in ein Verstehen übergehen, sofern die metaphorische Übertragung sich tatsächlich als Wissensgehalt sedimentiert hat. In diesem Augenblick der Verstehenserweiterung kann der Eigen-Sinn der unverständlichen Formulierung in eine verständliche Formulierung übergehen. Wichtig scheint mir, dass die In-Formulierung des Behälterschemas immer eine Potentialität im Hinblick auf ein Verweisungsverhältnis hat. Schwemmer formuliert im Zusammenhang für den Eigen-Sinn in der poetischen Sprache einen Zusammenhang, der ebenfalls auf das Beispiel der Überführung bildschematischer Strukturen auf eine metaphorische Ebene passt: In dem Moment, bei denen die bildschematischen Strukturen noch nicht verstehbar sind, werden sie „aus ihrer Einbindung in die zweckmäßige Geläufigkeit der umgangssprachlichen Üblichkeiten“ „befreit“<sup>759</sup>. Die bildschematischen Strukturen geraten als Organisationsmuster in eine „fremde Nachbarschaft“<sup>760</sup> von Formulierungen und behalten trotzdem ihr Potentialität auf eine Verweisung bei, die auf eine *Relationsstruktur* hindeutet: „... liegt in. . .“ weist darauf, dass  $x$  in  $y$  liegt, und die Relata  $x$  und  $y$  spielen hierbei nicht die entscheidenden Korrelate für die Dynamik des Verstehens, wenn wir eine derartige Formulierung hören.<sup>761</sup> Analog gilt dies für die anderen bildschematischen Strukturen, sofern sie sich im Übergang von einer herkömmlichen, ursprünglichen Bedeutung auf eine neue, metaphorisch erweiterte Bedeutung beziehen. Sie setzen zunächst eine Potentialität im Hinblick einer Relation frei, die wir in einem Stimmigkeitsgefühl verstehen, und hemmen sich daran, dass sie im Zuge eines neuen Kontextes unverstanden bleiben. Dynamik des Verstehens und des Denkens besteht hier darin, dass sich das Denken – dem Stimmigkeits- oder Ablehnungsimpuls – mit dem Fluss des Sprechens, Lesens oder Hörens in die Quere kommt und sich daher für einen kurzen Moment hemmt.

Der spezielle Prozess des Denkens, welcher sich während des Sprechens zum Sprechen (Lesen zum Verstehen von Gelesenem, Hören zum Gehörtem) verhält, ist vielschichtig. Es gibt im Denken immer die ineinander verschlungenen und verwobenen noetischen Strukturen des Fühlens, mentaler Bilder, Stimmigkeit oder Ablehnung. Die noetischen Strukturen sind bei stabilen mentalen Bildern durch zeitliche Übergänge gegeben, welche sich eher als *Metamorphosen*, also tatsächliche Umformungen von Konturen, entwickeln. Es sind im Wesentlichen Assoziationen, die sich auf den Kontext des Geäußerten, Gehörten, Gelesenen und Geschriebenen beziehen. Vieles geschieht dabei in einem kontinuierlichen Spektrum von bewussten und unbewussten Prozessen des Denkens. Schwemmer spricht in diesem Zusammenhang von *Assoziationssplittern*, die sich im Kontinuum des Erlebens ergeben können:

Dabei scheint eine steigende Bindung von Splittern zu Assoziationen und zu komplex elaborierten Assoziationen mit einer Steigerung von unbewussten Prozessen des Denkens bis hinzu bewussten Überlegungen zu verbinden. Diese Steigerung ist allerdings nicht als eine Folge vom Unbewussten bis zum Bewussten und gesteuertem Bewussten zu verstehen.

<sup>759</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 68.

<sup>760</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 78.

<sup>761</sup>Dies ist ein wiederkehrendes Motiv in Schwemmers Philosophie, die er auf vielen Ebenen des menschlichen Daseins und der wissenschaftlichen Symbolisierung sieht: „Nicht die Relata definieren die Relation, sondern die Relation definieren die Relata.“, vgl. S. [EdFSchwem], S. 28.

Realistischer scheint es zu sein anzunehmen, dass immer alle „Ebenen“ zugleich aktiviert und mitaktiviert sind. Dies zeigt deutlich, dass und wie unser Denken zutiefst eingebunden ist in unsere sprachlichen – bewussten und unbewussten – Vollzüge.<sup>762</sup>

Das sprachliche Denken hat also einen Bezug auf die Sprache selbst und die Formulierungen wie „Man denkt in deutsch, französische, italienisch oder irgendeiner Sprache [...]“<sup>763</sup> hat seine Berechtigung, gleichwohl diese Weise des Sprechdenkens das faktische Sprechen oder tatsächliche Sprechen nicht ersetzt. Der Unterschied zwischen dem sprachlichen Denken und den Handhabungen der Sprache (Hören, Lesen, Schreiben, Sprechen) besteht in dem *Zur-Darstellung-Kommen* und damit in der faktischen Linearität bzw. Diskursivität der gesprochenen, gehörten und geschriebenen Sprache. Diese Linearität ist selbst beim sprachlichen Denken nicht gegeben, daher ist dies eher ein „Assoziations- und Interventionsphänomen“.<sup>764</sup> Damit ist herausgestellt, wie sich das sprachliche Denken zur Sprache verhält. Für das weitere Vorgehen, wenn wir die Dynamik des Verstehens im Hinblick auf bildschematische Strukturen untersuchen wollen, ist der folgende Hinweis von zentraler Bedeutung: „Es gibt aber nicht nur das sprachliche Denken.“<sup>765</sup> Das Denken soll im Weiteren als diejenigen noetisch-noematischen Vollzugsweisen verstanden werden, die „alle möglichen geistigen Konfigurationenleistungen“<sup>766</sup> umfasst. Hierzu gehören auch das Wahrnehmen, das Fühlen und bewusste Denken, im Sinne des geistigen Organisierens im Hinblick auf die Bewältigung von Aufgaben, wie z.B. das Rechnen, Schreiben, Zeichnen von Konstruktions- und Bauskizzen, dem Arbeiten mit Werkzeugen und Rechnern usw. Hierbei ist unter geistig für den weiteren Verlauf der Untersuchung folgende Eigenschaft und damit auch Differenz zu Tätigkeiten gemeint, die nicht ausschließlich geistiger Natur sind: „Geistig sind dies Konfigurationsleistungen, insofern sie ohne unser Ausdrucksverhalten, mit dem sie verbunden sein können, betrachtet werden: als Leistungen unseres Innenlebens.“<sup>767</sup> Dass dies Leistungen sind, ist insbesondere dadurch begründet, dass sie nicht wie organische Körperaktivität einfach ablaufen.<sup>768</sup>

Vieles, was zur Dynamik des Verstehens zu erklären ist, ist in dem hier verfassten Abschnitt bereits erläutert worden. Entscheidend wird für die weiteren Abschnitte, die Sprache in ihren dynamischen Weisen zu bestimmen, und dabei den Aspekt, inwiefern dabei die bildschematischen Strukturen dynamisch sein können, näher zu bestimmen. Bisher haben wir hierzu die langersche Unterscheidung zwischen präsentativen und diskursiven symbolischen Formen herangezogen. Im Fluss der Sätze und Wörter sind die schematischen Strukturen der diskursiven symbolischen Form eingeordnet, aber als Organisationsmuster des Verstehens sind sie hervorstechende, inselhafte präsentative Momente. Mit Schwemmers Hinweis eines Eigensinnes, der sich bei

---

<sup>762</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 78.

<sup>763</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 78.

<sup>764</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 78.

<sup>765</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 78.

<sup>766</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 78.

<sup>767</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 78.

<sup>768</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 78.

Unverständnis herauschälen kann, haben wir im Hinblick auf die metaphorische Erweiterung einen wichtigen Aspekt der Dynamik des Verstehens erkannt. In diesen Momenten, bei denen wir mehr den Eigensinn der metaphorischen Erweiterung im Prozess des Verstehens oder Missverstehens erleben, ist die bildschematische Struktur mehr präsentativ. Im Laufe der Gewöhnung an gewisse Formulierungen tritt das präsentative Moment zurück, und die Organisationsmuster qua bildschematischer Strukturen geht eher in den diskursiven, linearen Verlauf der Sprache über. Wichtig ist, dass wir hier, aber auch in dem vorhergehenden 5. Kapitel zum leiblichen Erleben dieser schematischen Strukturen, nur einen Aspekt der Gesamtbefindlichkeit verdeutlichen konnten. Ebenso gilt dies für die weitere Untersuchung. Schwemmer erläutert dies in *Das Ereignis der Form* mit dem folgenden Hinweis:

Das Ganze des Denkens und Sprechens ist nur ein Teil unseres Welt- und Selbstverhältnisses. Es ist unsere *Reaktion* auf das, was auf uns einwirkt und in uns vorgeht. Dabei ist zu sehen, dass mehr auf uns einwirkt als wir fühlen, dass wir mehr fühlen als wir wahrnehmen, dass wir mehr wahrnehmen als wir bemerken, dass wir wahrnehmen, dass wir mehr bemerken als wir uns eingens – z.B. im sprachlichen Denken – vergegenwärtigen können.<sup>769</sup>

Zwei Aspekte werden hierbei deutlich. Zum einen spricht Schwemmer die ineinander verwobenen dynamischen, symbolischen Formen an, die einen Beitrag zu einer dynamischen Gesamtbefindlichkeit ergeben. Zum anderen können sich diese einzelnen Dynamiken gegenseitig hemmen, fördern und verstärken, sich als Folgebeziehung aber auch als gleichzeitiges Resonanz- und Dissonanzphänomen ergeben, denn der „bloße Hinweis auf ein „Mehr“ und damit auch auf das entsprechende „Weniger“ [ist] nicht hinreichend.“<sup>770</sup> Dieser Komplexität kann nicht im Detail nachgegangen werden, muss hier aber zumindest erwähnt werden. Bei den „Anschlussformen“ wie etwa dem Fühlen und Bemerken handelt es sich nicht ausschließlich um „Folgeverhältnisse“, sondern auch um „Transformationen“ gemäß eines namenslosen Fühlens. Im Weiteren werden wir jeweils nur eine Perspektive auf diese Gesamtbefindlichkeit herauschälen können, um zu verdeutlichen, wie sich die einzelnen Dynamiken als Wirkverhältnisse entfalten.

### 6.1.2 Differenz von Wirk-, Erfassungs- und Darstellungsverhältnis

Was im Weiteren als ungesagter Hintergrund für die hier entwickelte Theorie zu einer Dynamik von Verstehensprozessen gesehen werden muss, sind die konzeptionellen Unterscheidungen von Wirk-, Erfassungs- und Darstellungsverhältnissen. Diese drei Verhältnisse sind ineinander verwoben und im anthropologischen Sinne als Wechselverhältnisse dem Menschen zuzuschreiben. Die Wirkverhältnisse geschehen in einer unmittelbaren Hinsicht und stellen den unmittelbaren Kontakt zwischen operierenden und hantierenden Menschen mit der Welt dar. Dabei ist zu sehen, dass wir mit unserem Leib immer auch schon Welt sind. Eine strikte Trennung im Hinblick auf *Welt* und *Mensch* als separate Entitäten kann nicht bezüglich jeder Situation durchgehalten werden.

---

<sup>769</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 81.

<sup>770</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 81.

Dabei kommt es jedoch zu einer je eigenen Erfassungsleistung, die oftmals passiv stattfindet. Schwemmer schreibt in *Ereignis der Form* zu dieser Differenz die folgende Bestimmung:

Das in seinem Vollzug sich selbst konfigurierende Erfassen ist in dieser seiner eigenen Konfigurierung zugleich eingebunden in die auf es einwirkenden Weltverhältnisse – von welcher Art und Dimension diese auch immer sein mögen. Diese Einbindung ist ein Geschehen, das das Eigene des konfigurierenden Gestaltens im inneren Verbund mit dem Fremden des erfassten Wirkverhältnisse bzw. der „Welt“ entwickelt oder auch sich entwickeln lässt. Durchdrungen von diesem Fremden der Welt gewinnt und erfasst es sein Eigensein. Umfasst vom Fremden erfasst es sich in seinem Eigenen.<sup>771</sup>

Diese Art des Erfassens von Wirkverhältnissen ist folglich selbst eine Strukturierung, die beispielsweise durch Stimmungen und Fühlen vorgegeben sein kann. Mit dem Erfassen kann ein unmittelbares Verstehen im Sinne eines innersprachlichen Denkens verbunden sein. Dies geschieht in den Momenten, bei denen wir *vermeinen* – ein Ausdruck von Husserl<sup>772</sup> –, etwas innersprachlich zu erfassen. Diese Vermeinungsstruktur ist von den tatsächlichen, verbalen Äußerungen zu unterscheiden. Was durch diese Vermeinungsstruktur beginnen kann, ist ein tastendes Moment zu einem *Darstellungsverhältnis*, da wir uns dann schon an der Schwelle zu einer verbalen Äußerung befinden, in der wir tatsächlich das Erfassen selbst wieder artikulieren. Wichtig ist, dass dieses Darstellen nicht ausschließlich durch die symbolische Form der bloßen verbalen Sprache geschehen muss. Darstellen kann durch leibliche stimmungs- und gefühlsbetonte Gesten und Mimiken geschehen. Insgesamt muss gesehen werden, dass diese Unterscheidungen von Wirk-, Erfassung- und Darstellungsverhältnissen im Hinblick auf die Gesamtheit des Menschen in allen Bereichen seiner unmittelbaren, aber auch losgelösten Teilhabe an der *Welt* und des *Weltgeschehens* vorkommen können. Bezüglich der *Welt* und des *Weltgeschehens* gilt, dass wir mit unserem Leib und unserer Fähigkeit, auf Andere, beispielsweise durch sprachliche aber auch gestische Mittel einzuwirken, immer *Welt* jeher schon sind.

## 6.2 Die Dynamik der Sprache Merleau-Ponty

Im folgenden Abschnitt werden einige zentrale Momente der Sprache aus der Phänomenologie im Hinblick auf die Dynamik bildschematischer Strukturen herausgearbeitet. Hierbei werde ich mich auf eine Analyse der Sprache und ihrer Dynamik aus Merleau-Pontys Texten *Phänomenologie der Wahrnehmung* und *Die Prosa der Welt* beschränken. Wichtig sind die bisher gesammelten Zusammenhänge, die in ihrer jeweiligen Perspektivierung auf die Sprache einen Aspekt der Dynamik und der Prozessualität der Sprache verdeutlichen. Im Wesentlichen sind dies die folgenden Punkte: 1. Im Hinblick auf die Sprache als bewusstseinsimmanente Erlebnisweise haben wir eine protentionale, urimpressionale und retentionale Intentionalität. Wir erleben sie als

<sup>771</sup> Vgl. [EdFSchwem], S. 91.

<sup>772</sup> Der Ausdruck des *Vermeinen*s als eine Eigenstruktur und Eigenstrukturierung des Bewusstseins zieht sich durch die gesamte husserlsche Phänomenologie. Sie bezieht sich auf eine Schicht des intentionalen Wahrnehmens, die beständig das Wahrnehmen begleitet, vgl. [Hua III/1], S. 202, 222, 337; [Hua III/2], S. 544; [Hua IV], S. 245; [Hua V], S. 85; [Hua IV], S. 32, 288, 422, 430 hier insbesondere die Beilage XVI *Wahres und intentionales Objekt*, S. 462; [Hua XI], S. 276.

lautliches oder typographisch festgehaltenes Geschehen in Form von Zeichen, in die wir nicht ausschließlich versunken sind, als kohärent und kontinuierlich. 2. Die Sprache hat zunächst eine diskursive Strukturierung, d.h. sie baut sich allmählich durch ihre Elemente auf. 3. Da wir nicht ausschließlich im Eigensinn der Wörter verhaftet bleiben und Sprache sich als eine eigene symbolische Form ergibt, leben wir in diesem autopoietischen, permanenten Sinnerzeugen der Sprache. 4. Sprache kann präsentative Spuren bei uns erzeugen und hat, sofern sie mit Gestik und Mimik zusammen kommt, ein eigenes präsentatives Moment der Verstehenserzeugung. Dies betrifft im Erleben unser Gefühlsleben oder auf einer basaleren Ebene ein Stimmigkeitsgefüge. Hier kommt das permanente namenlose Fühlen zum Zuge.

Im Hinblick auf die Verfassung der Sprache als symbolische Form müssen wir sehen, dass die Sprache als Darstellungsweise ein Artikulationsgeschehen unserer mentalen Vorgänge sein kann und dass umgedreht, die Sprache sich auch auf dieses mentale Leben auswirkt: „Eine besondere Rolle in diesem Verknüpfungsgeschehen spielen die Symbole. Sind sie doch die psychischen Dinge, die wir zur Artikulation unseres mentalen Lebens benutzen und die durch diese Artikulation wiederum unser mentales Leben prägen.“<sup>773</sup>

### 6.2.1 Die Eigendynamik der Sprache Merleau-Ponty

Um die Eigendynamik der Sprache zu erläutern, haben wir gesehen, dass wir Sprache in den Bereichen untersuchen müssen, in denen sie faktisch stattfindet. Sprache lebt und manifestiert sich im Gebrauch. Sie ausschließlich über ein linguistisches Verfahren im Hinblick auf das korrelative Verständnis von Wort und Bedeutung zu bestimmen, ergibt kein Verständnis über den dynamischen Aspekt der Sprache. Den dynamischen Aspekt im Wechsel von Wirk-, Erfassungs- und Darstellungsverhältnissen werden wir nur in den Weisen des sprachlichen Gebrauches finden. Im Folgenden möchte ich diesen Zusammenhang mit Merleau-Pontys Auseinandersetzungen zur Sprache ausweiten und stärker auf das hinarbeiten, wie Dynamik im Hinblick auf Sprache zu bestimmen und zu erklären ist. Dabei soll die Analyse zunächst von einer allgemeinen Bestandsaufnahme zum Aspekt der bildschematischen Strukturen hinführen. Die allgemeine Analyse soll zeigen, dass sich Dynamik nicht ausschließlich über den Prozess allein und seine Wandlungen zu erklären ist. Der prozessuale Charakter und die bewusstseinsmäßigen Wirkverhältnisse sind bisher schon einerseits mit Husserls Lehre der Protention, Retention und Urimpression und andererseits mit Langers Differenz zwischen präsentativen und diskursiven symbolischen Formen sowie ihrer Ausführungen zum *Fühlen* näher bestimmt. Hinzu kommen nun die sprachinternen Wirkverhältnisse und Darstellungsmodalitäten, die einen weiteren wichtigen Aspekt der Dynamik ausmachen. Im Einzelnen soll mit expliziten Beispielen die bildschematische Strukturierung als ein Skelett der Organisation von Gedanken in dem Darstellungsgefüge der Sprache erläutert werden.

---

<sup>773</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 86.



### 6.2.2 Abkehr von der reinen Sprache – Hinwendung zur lebendigen Sprache

Die wichtigsten Gedanken bei Merleau-Ponty zur Sprache finden sich in seinen Notizen, die in *Die Prosa der Welt*<sup>774</sup> veröffentlicht worden sind. Das Buch hat einen Werkstattcharakter und zeigt teilweise ausgeführte und teilweise sehr offene Beschreibungen zur Sprache. In dem dritten, dem größeren Abschnitt *Die indirekte Sprache* werden explizit Parallelen des sprachlichen Ausdrucksvermögens zur Malerei entwickelt. Ein treibendes Motiv in der gesamten Darstellung sind die Gesten und Gebärden, die sich, wie Schemmer es formuliert, als nicht-designative Bestandteile der gesprochenen Sprache ergeben. Nichtsdestoweniger geht Merleau-Ponty auch auf die Sprache als diejenigen Erfahrung ein, die wir als gelesene Sprache erleben und in einer schriftstellerischen Weise zum Erscheinen bringen. Einerseits steht hier also das Lesen als Erfahrung und andererseits der Akt der schriftstellerischen Tätigkeit als Weisen des sprachlichen Zur-Darstellung-kommens im Vordergrund. Da Merleau-Ponty selbst einen Unterschied zwischen der gesprochenen Sprache (*parole*) und dieser geschriebenen Sprache macht, wird meine Analyse diesen Unterschied nachvollziehen.

Insbesondere möchte sich Merleau-Ponty von einer Möglichkeit der Fixierung der Sprache trennen. Sprache ausschließlich über ein lexikalisches und grammatikalisches Ensemble zu erklären, greift zu kurz. Ein *reflektierendes* Denken, das einem exakten Denken gleichkommt, ist zu schwerfällig und unnatürlich, um die gesprochene Sprache zu erfassen:

Wir müssen die Erfahrung der lebendigen Rede erhellen oder rechtfertigen anhand der Bestände objektiven Wissens – der Psychologie, der Pathologie des Ausdrucks und der Linguistik. Auch müssen wir sie dann mit jenen Philosophien konfrontieren, die über sie hinweggehen und sie als Spielart reiner bedeutungsverleihender Akte behandeln, die durch die Reflexion restlos begriffen werden könnten.<sup>775</sup>

Gängige Beispiele für eine derartige Auffassung und Bearbeitung von Sprache sind der frühe Wittgenstein, Russell, Carnap, Quine oder Kripke und andere Autoren wie etwa Noam Chomskys transgenerative Grammatik, die als übergreifende Sprachstrukturierungsmöglichkeit für alle Sprachen gesehen wird. Merleau-Ponty wendet sich aber auch gegen die Möglichkeit, die die traditionelle Phänomenologie bereitstellen wollte. Es ist letztlich nur ein ideales Bild einer idealen Sprache oder „reinen Grammatik“, wie es Husserl etablieren wollte.<sup>776</sup> Die Abkehr von dieser Weise der Spracherschließung soll zu Gunsten der Gewinnung weiterer Ausdrucksebenen bewerkstelligt werden, die durch eine derartige, strenge Struktur eines objektivistischen Blicks auf die Sprache nicht erschlossen werden:

Die objektivistische Illusion hat sich gut in uns festgesetzt. Wir sind davon überzeugt, daß der Ausdrucksakt in seiner normalen oder grundlegenden Form darin besteht, bei gegebener Bedeutung ein Zeichensystem zu konstruieren, und zwar so, daß jedem Element des Signifikats

<sup>774</sup>Im Weiteren wird das Buch *Die Prosa der Welt* durch [PdWeMpony] abgekürzt. Viele Gedanken zur Sprache als ein lebendiges Ausdrucksgeschehen findet man auch in Merleau-Pontys Hauptwerk [PdWaMpony], vgl. hierzu den Abschnitt: *Der Leib als Ausdruck und die Sprache*, [PdWaMpony], S. 207-235.

<sup>775</sup>Vgl. [PdWeMpony], S. 38.

<sup>776</sup>Vgl. [PdWeMpony], S. 39. Merleau-Ponty bezieht sich hier auf die Eidetik der Sprache die Husserl an den Anfang der Phänomenologie setzen wollte.

ein Element des Signifikanten entspricht, das heißt, *darzustellen*. Ausgehend von diesem Postulat prüfen wir die weniger vollständigen Ausdrucksformen – die dadurch schlagartig entwertet sind –, zum Beispiel Beispiel des kindlichen Ausdrucks.<sup>777</sup>

An diesem Zitat greift Merleau-Ponty im speziellen den kindlichen Ausdruck heraus, den man z.B. in Zeichnungen von Kindern finden kann.<sup>778</sup> Im Allgemeinen ist dieses Versagen der objektivistischen Denkweise aber sehr viel allgemeiner. Durch die Beschränkung auf ein vermeintlich gegebenes Zeichensystem und eine Bewertung von Bedeutungen geht der Blick auf andere Weisen der Ausdruckserzeugung verloren. Nach Merleau-Pontys Auffassung sind all die objektivistischen Sichtweisen auf die Welterschließung oder die Welt Darstellung höchst spezielle Ausdrucksphänomene. Im Zusammenhang einer Gegenüberstellung von Kinderzeichnungen und realistischen Zeichnungen schreibt er: „Aber das, was vor der Objektivität liegt, symbolisiert genauso wie das, was über der Objektivität liegt; und die kindliche Zeichnung ordnet die objektive Zeichnung wieder in die Reihe jener Ausdruckstätigkeiten ein, die ohne jegliche Zusicherung nach dem Sein der Welt auslangen; und dadurch läßt sie uns die objektive Zeichnung als Spezialfall dieser allgemeinen Ausdruckstätigkeit auffassen.“<sup>779</sup> Was hier im einzelnen für den Vergleich der Zeichnungen ausgesagt wird, wird in seinem Buch *Die Prosa der Welt* für die Sprache selbst gezeigt. Der objektivistische Standpunkt einer exakten Sprache ist ein in mancherlei Hinsicht höchst effektiver, aber auch künstlicher Spezialfall eines Ausdrucksvermögens der Sprache. Daher versucht Merleau-Ponty eine Untersuchung des Ausdrucksvermögens, die allgemeiner ist und alle möglichen Weisen der Sprache und des Sprechaktes erfasst. Dabei werden wir sehen, dass die zeitliche Entwicklung und damit die Prozessualität der Sprache in den Vordergrund rückt. In einigen Passagen seiner Ausführungen versucht Merleau-Ponty den objektivistischen Standpunkt im Hinblick auf die Sprache nachzuvollziehen und die Beweggründe für eine solche Auffassung zu erläutern. Ein viel verwendetes Wort in diesen Ausführungen ist die Möglichkeit eines *Algorithmus*, der nahezu aus einer reinen Grammatik alles erzeugen könnte. Erst an einer späteren Stelle<sup>780</sup> gibt Merleau-Ponty eine Definition zum Algorithmus im Rahmen seiner Analyse zur Sprache und zur Malerei: „Dem Algorithmus ist es eigen, die alten Formulierungen aufzubewahren in dem Maße, wie er sie in sich selbst verwandelt und ihnen ihren legitimen Sinn gibt; es ist ihm eigen, sie zu bestätigen im Augenblick, wo er sie überschreitet, sie zu retten, indem er sie zerstört, und sie also als Teile einer Totalität im Aufbau oder als Entwürfe eines zukünftigen Ganzen zu erscheinen zulassen.“<sup>781</sup> Einerseits scheint Merleau-Ponty an der zitierten Stelle die positiven Eigenschaften solcher Algorithmen zu erkennen, da sie das Denken nahezu automatisch gestalten. Für die Logik und die Mathematik bestehen solche Weisen der Erschließung zur Genüge und Merleau-Ponty hebt die positiven Eigenschaft im Hinblick

---

<sup>777</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 164.

<sup>778</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 164ff.

<sup>779</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 167.

<sup>780</sup> Die besagte Stelle befindet sich im Textabschnitt *Die indirekte Sprache*.

<sup>781</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 119.

auf mathematisches Denken heraus<sup>782</sup>. In diesem Zusammenhang spricht Merleau-Ponty an späterer Stelle im Text *Der Algorithmus und das Geheimnis der Sprache* von der „Reinheit“ des Algorithmus, der die Nahtlosigkeit in der Prozesshaftigkeit des Verstehens faktisch geschriebener Zeichen (z.B. mathematischer Formeln) erzeugt: „In der Reinheit des Algorithmus befreit sich die Bedeutung von jeder Kompromittierung mit dem Ablauf der Zeichen, die sie selber anordnet und legitimiert, und gleichzeitig entsprechen die Zeichen der Bedeutung so exakt, daß der Ausdruck nichts zu wünschen übrigläßt und den Sinn selbst zu enthalten scheint; [. . .].“<sup>783</sup> Andererseits bezweifelt Merleau-Ponty diese Art der algorithmischen Spracherschließung im Hinblick auf die gesprochene Sprache: „Aber niemand träumt mehr davon, eine Erfindungslogik zu konstruieren, und sogar jene, die es für möglich halten, daß man die bestehenden Aussagen nachträglich, in einem ganz beliebigen Algorithmus ausdrückt, meinen dennoch nicht, diese reine Sprache erschöpfe die empirische Sprache und ihre Bedeutungen erschöpften die Bedeutungen solcher Aussagen.“<sup>784</sup> Diese Art der Spracherschließung deckt sich nicht mit dem, wie Sprache sich *in actu* ergibt. Es wäre all zu schwerfällig und unerklärlich, wenn wir eine derartige Überprüfungsinstanz beim Sprechen oder Lesen hätten; denn in phänomenologischer Hinsicht kommt es uns so vor, „als würde die Kommunikation von selbst ablaufen [...]“.<sup>785</sup> Daher sucht Merleau-Ponty eher eine Hinwendung zu einer Untersuchung der Sprache, die ihr faktisches Geschehen betrachtet, denn trotz der „endlichen Zahl von Zeichen, Wendungen und Wörtern“<sup>786</sup> sind wir doch jenseits dieser Beschränkung auf *ein Mehr* ausgerichtet. „[E]ben das ist das Wunderbare am Sprechen; und wer das Sprechen durch seinen »Anfang« oder sein »Ende« erklären wollte, der würde sein »Tun« aus den Augen verlieren.“<sup>787</sup> Zum Sprechen als eine Handlung, die ihren zeitlichen Verlauf hat, werden wir uns in diesem Abschnitt hinwenden, um die Sprache im Hinblick des Verstehens näher zu beleuchten. Dies ist ein erklärtes Programm, was Merleau-Ponty ansetzt und welches überhaupt dienlich ist, um Sprache in seiner Dynamik *und* als eine Dynamik des Verstehens zu erklären.

Die Darstellungs- und Erfassungsgegebenheiten sind bei der Sprache nahezu identisch. Der Fluss der Sprache ergibt sich ohne reflektierendes Bewusstsein und ohne einen Bewusstseinsakt, der sich pro diskursive Formulierungseinheit ergeben müsste, damit das Sprechen oder Lesen beginnen kann: „Wir müssen begreifen, daß die Sprache für das Bewußtsein kein Hindernis ist und daß es für diese keinen Unterschied gibt zwischen dem Akt des Zusich-Kommens und dem

<sup>782</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 118f. An der zitierten Stelle führt Merleau-Ponty Beispiele aus der Mathematik an, um zu zeigen, wie das unmittelbare Überschreiten des Denkens mittels fertiger Algorithmen geschehen kann. Quantifizierungen mittels Quantoren, Schlussweisen wie Modus ponens, aber auch das Prinzip der mathematischen Induktion sind typische Beispiele eines solchen algorithmischen Denkens. Bei all diesen Weisen des Denkens sind immer wieder klare Setzungen sogenannte Definitionen vorausgesetzt: „Der Algorithmus und die exakten Wissenschaften sprechen von Dingen, sie setzen bei ihrem idealen Gesprächspartner nur die Kenntnis von Definitionen voraus, [. . .].“, vgl. [PdWeMponty], S. 147.

<sup>783</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 138, an der zitierten Stelle beschäftigt sich Merleau-Ponty mit dem induktiven Schließen am Beispiel der arithmetischen Reihe und der Herstellung einer geschlossenen Formel für diese Reihe.

<sup>784</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 39.

<sup>785</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 135.

<sup>786</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 63.

<sup>787</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 63.

Akt des Ausdruckes; die werdende und lebendige Sprache verkörpert eine wiederaufnehmende und einholende Gebärde, die mich mit mir selbst und mit Anderen vereint.“<sup>788</sup> Das Motiv der Gebärde und der Geste als nichtdesignative und präreflexive Elemente der lebendigen Sprache werden wir in diesem Abschnitt immer wieder aufgreifen, um Dynamik des Verstehens bei der lebendigen, verbal veräußerlichten Sprache näher zu beschreiben.

Ein anderes treibendes Motiv, auf welches sich Merleau-Ponty fokussiert, ist der Vollzug des Dialogs mit dem Anderen. Bei den Ereignissen, bei denen gesprochene Sprache angewendet wird, sind wir zumeist nicht allein. Die gesprochene, aber letztlich auch die geschriebene Sprache ist in vielen Fällen ein *eigenes* Verhalten gegenüber *jemanden*. Zunächst mag dies trivial klingen, aber Merleau-Ponty macht hieraus einen programmatischen Ausgangspunkt seiner gesamten Überlegungen. In Abgrenzung zu den Psychologen und Linguisten formuliert er dies recht deutlich: „Die ehemalige Psychologie dachte sich die Sprache als einfaches Abrollen von Bildern, die sprachliche Halluzination als eine einfache Überfüllung der Bilderzentren, und jene, die sie bekämpften, konzipierten die Sprache als einfaches Produkt eines reinen Denkvermögens; für uns ist sie von nun an das Pulsieren meiner Beziehung zu mir selbst und zu Anderen.“<sup>789</sup> Die Kritik, die Merleau-Ponty hier anbringt, ist durchaus berechtigt, sofern man Sprache in ihrem Gebrauch verstehen möchte. Daher macht es Sinn, die lebendig gesprochene Sprache immer im Kontext des Dialogs zu verankern. Nichtsdestoweniger soll meine Analyse, insofern eine weitere Schicht der gesprochenen Sprache freilegen, als die ikonologischen und symbolischen Strukturelemente in ihrem *Werden* näher beleuchtet werden sollen. Diese erweiterte Schicht geht auf den ursprünglichen Sinn von Dialog zurück. Dialog stammt von dem altgriechischen Substantiv *διάλογος* *diálogos* ab und steht für Unterredung und Gespräch. Darüber hinaus geht dies auf die Wortwurzeln *diá* (hin-)durch und *λόγος* *lógos* Wort also *διάλογος* *diá-logos*, d.h. ‚Fließen von Worten‘ zurück. Daher geht diese Analyse auf unsere Darstellungsfähigkeit der Worte zurück, durch die *hindurch* wir uns zu verstehen geben und gleichzeitig in dem Prozess des Darstellens der Prozess des Verstehens abläuft. Das *Hindurch der Worte* und der damit einhergehende *Fluss der Worte* ist der Horizont des Verstehens.

Indem wir den Dialog im Sinne des *Hindurch der Worte* an den Anfang stellen, ergibt sich unter der Berücksichtigung der Ausdrucksfähigkeit des Menschen eine alternative Konzeption zur Semantik. Anstatt die Bedeutung im Hinblick auf die Korrespondenz von Gegenstand, Eigenschaft und Zeichen zu reduzieren, wird die Pluralität der Bedeutungsmöglichkeiten als konstitutives Moment der Sprache herausgestellt. Erst hierdurch ergibt sich im Prozess des Verstehens so etwas wie Wandlung im Zuge der Entfaltung von Gedanken in Form von Sprache. Wenn wir es mit Worten zu tun haben, müssen wir eine „Duldung des Nicht-Vollendens“ in Kauf nehmen, was nicht notwendigerweise besagt, dass wir dem „Bedeutenden“ einen Vorzug gegenüber dem

---

<sup>788</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 40.

<sup>789</sup>Vgl. [PdWeMponty]; S. 43.

„Nicht-Bedeutenden“ geben wollen.<sup>790</sup> Merleau-Ponty macht deutlich, dass wir in das Ausdrucksgeschehen in der lebendigen Sprache unabhängig von einer semantischen Bedeutungen, die auf ein lexikalisches Verständnis zurückgeht, involviert sind: Denn die Sprache „kann vielmehr auch die Anerkennung einer Kommunikationsweise besagen, die nicht über die objektive Evidenz verläuft, die Anerkennung einer Bedeutung, welche nicht ein schon gegebenes Objekt erfaßt, sondern es konstituiert und inauguriert, die nicht prosaisch ist aus dem Grunde, weil sie unser Ausdrucks- und unser Verständnisvermögen als ganzes weckt und beansprucht.“<sup>791</sup> Diese Verständnisvermögen instanziiert im Zuge ihres prozessualen Charakters erst die Bedeutung und ruft sie nicht aufgrund einer bloßen Korrespondenz von Lautzeichen und Gegenstand ab<sup>792</sup>: „Das Wunder [des Sprechaktes] besteht darin, daß die Rede, die die Bedeutungen lediglich zu differenzieren vermag, sie aber nicht jenen vermitteln kann, die noch nicht über sie verfügen, dennoch diese Bedeutungen zu enthalten und zu befördern scheint.“<sup>793</sup> Die Bedeutung liegt nicht unmittelbar vor und springt nicht auf einmal allein durch eine Konzeption von Zeichenkette und lexikalische Erklärung auf. Erst in einem Prozess von mehreren Worten, intergriert in eine Ganzheit des Sprachaktes, wird Bedeutung als „Bedeutungsdifferenzen“ befördert, „selbst wenn diese vage und unartikuliert sind“.<sup>794</sup>

Die klassische Verankerung der Bedeutung als eine Referenz eines Symbols zu einem Gegenstand lehnt Merleau-Ponty insgesamt ab. Daher gibt es keine stillschweigend akzeptierte Konvention der Sprache, sondern Sprache entwickelt sich im Gebrauch: „Wir haben wiederholt bestritten, daß die Sprache nur durch Gewohnheit und Konvention mit ihrer Bedeutung verbunden sei: sie steht ihr viel näher und ist viel weiter von ihr entfernt. Auf eine Weise kehrt sie der Bedeutung den Rücken zu und kümmert sich nicht um sie.“<sup>795</sup> Bedeutung entfaltet sich in einem Prozess der Differenzierung und liegt nicht unmittelbar *per se* in den Worten und Zeichen:

Die Phonologen haben auf bewundernswerte Weise dieses sublinguistische Leben erkannt, dessen ganzes Streben darin besteht, die Zeichen zu differenzieren und in ein System zu bringen; dabei trifft dies nicht nur auf die Phoneme vor den Wörtern zu, sondern auch auf die Wörter selbst und auf die ganze Sprache, die zunächst nicht Zeichen für bestimmte Bedeutungen ist, sondern vielmehr das geregelte Vermögen zur Differenzierung der Wortkette gemäß der charakteristischen Dimensionen einer jeden Sprache.<sup>796</sup>

Dieser Prozess der Differenzierung geschieht im Akt der gesprochenen Sprache in Form von Worten. Oftmals sind in längeren Ausführungen, in denen die Sprache als verbale Äußerung (*parole*) zum Zuge kommt, die verbalen Erklärungen notwendig, weil gerade die Worte nicht

---

<sup>790</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 77.

<sup>791</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 77.

<sup>792</sup>Diese fehlende Korrespondenz ist dem Prinzip der *Arbitrarität* der Zeichen geschuldet, die auf De Saussure zurückgeht. Die Freiheit des Zeichens besteht darin, dass das Zeichen nicht die Qualität der Bedeutung in sich trägt, vgl. *Cours de linguistique générale*, S. 97ff. Die Bedeutung entsteht im Gebrauch der Sprache. Einen Überblick über die Nachteile und Vorteile der saussureschen Semiotik findet man in Umberto Eco's *Einführung in die Semiotik*, S. 24-31.

<sup>793</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 121.

<sup>794</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 121.

<sup>795</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 133.

<sup>796</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 133.

Gedanken enthalten. Daher hat „die Sprache immer nur mit sich selbst zu tun: im inneren Monolog wie auch im Dialog gibt es keine »Gedanken«, sondern es sind Worte, die Worte hervorrufen.“<sup>797</sup> Die Worte geben uns daher beständig einen neuen Anlass, weitere Wörter zu verwenden, wodurch eine immanente Verweisungstruktur entsteht, die sich von einem „reinen Gedanken“ oder einer „reinen Bedeutung“ trennt.<sup>798</sup> Diese autopoetische Struktur ist gelegentlich derart stark, dass wir sie unmittelbar benutzen und wir sie präreflexiv verwenden. Wir denken nicht mehr an die Wörter und verwenden sie, wie wir etwa die Hände verwenden.<sup>799</sup> An diesen Ausführungen zeigt sich die Nähe Merleau-Pontys zu dem, was wir bereits bei Schwemmer gesehen haben: Die Sprache ist strukturell von den Gedanken zu unterscheiden, kann sich aber auf diese beziehen, ohne sie in einer isomorphen Weise auf sprachliche Einheiten abbilden zu müssen. Merleau-Ponty spricht in diesem Zusammenhang auch von Metamorphosen, wodurch sich „Sprache in Gedanken und die Gedanken in Sprache verwandelt.“<sup>800</sup>

Insbesondere ist dieses unmittelbare Verständnisvermögen eine Möglichkeit, Potentialität zu erklären, und schränkt sich nicht auf die diskursive Ebene der bloßen Worte ein; denn der Leib in Form von Gestik, Gebärde und Mimik hat einen koloristischen Beitrag, um Sprache und Verstehen im Ereignis der Sprache entfalten zu können: „Sie [die Sprache] ist weniger ein Verzeichnis befriedigender Aussagen für wohldurchdachte Gedanken als vielmehr das Gewimmel von Gesten, die ganz damit beschäftigt sind, sich voneinander zu unterscheiden und ineinander überzugehen.“<sup>801</sup> Die Sprache soll im Hinblick auf ihre Ereignishaftigkeit im Spannungsfeld zwischen der eigenen Schöpfertätigkeit und der fremden immanenten Strukturierung der Sprache untersucht werden. An Husserl anlehnd, verwendet Merleau-Ponty für das erstere den Begriff des *Stils*. „[S]eit Husserl zur Bezeichnung unseres ursprünglichen Weltbezuges den Begriff des Stiles eingeführt hat,<sup>802</sup> müssen wir die Nuancen in der Sprache wie in der Malerei nicht ausschließlich als eine Fixierung des „Empfindens“ formulieren, sondern wir müssen den „Stil“ als kulturelles Geschehen herausarbeiten. Das Kulturelle als die Pflege des Geistigen vermöge der lebendigen Sprache ist dann die Möglichkeit, die Bedeutung neu zu fassen:

Wollen wir den Ursprung der Bedeutung wirklich verstehen – andernfalls können wir keine Schöpfung, keine Kultur verstehen und werden auf die Annahme einer intelligiblen Welt zurückgeworfen, in der die Bedeutungen von vornherein schon festliegen –, so müssen wir uns hier jeder schon etablierten Bedeutung entledigen und auf die anfängliche Situation einer bedeutsamen Welt zurückkommen, die immer jene des Schöpfers ist, zumindest im Hinblick auf das, was er sagen wird. [...] es geht nicht darum zu verstehen, wie Bedeutungen, Ideen oder gegebene Vorgehensweisen auf ein bestimmtes Objekt angewandt werden oder welche unvorhergesehenen Gestalt das Wissen unter bestimmten Umständen annehmen wird. Sondern zunächst muß verstanden werden, wie dieser Gegenstand, dieser Umstand anfangen, etwas zu bedeuten und unter welchen Bedingungen dies geschieht.<sup>803</sup>

<sup>797</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 133.

<sup>798</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 133.

<sup>799</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 133.

<sup>800</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 134.

<sup>801</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 133.

<sup>802</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 78.

<sup>803</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 79.

Die Bedeutung der Sprache ist für Merleau-Ponty nicht *per se* durch eine Korrespondenz von Gegenstand, Eigenschaft und Symbol gegeben, sondern wird im Rahmen eines kulturellen Geschehens durch einen Schaffungsprozess erzeugt. Sie verwirklicht sich in einer aktivistischen, prozessualen und nicht reflexiven Rückbesinnung auf eine ursprüngliche Bedeutung.<sup>804</sup> Bedeutung etabliert sich selbst immer nur im Zuge eines Prozesses, denn „Bedeutung gibt es dort, wo wir die Gegebenheiten der Welt einer »kohärenten Verformung«\* unterziehen.“<sup>805</sup> Diese Verformung geschieht im Hinblick auf die Sprache zum einen innersprachlich, aber zum anderen speist sich die Weise einer innersprachlichen Verformung immer aus dem Kontext heraus, in der sich eine solche sprachliche Veränderung vollzieht. Insbesondere steht diese Verformung immer im Spannungsfeld zwischen der immanenten Struktur der intersubjektiven Sprache – gesprochene und geschriebene Sprache – und einer individuellen Haltung, die sich im Sprechakt durchschlägt: „Schließlich hat die Sprache, selbst wenn sie de facto den Unsicherheiten stummer Ausdrucksformen anheimfällt, doch grundsätzlich andere Intentionen als jene. Angesichts der Vergangenheit nimmt der Sprechende oder Schreibende Mensch eine Haltung ein, die nur ihm eigen ist.“<sup>806</sup> Das Individuelle schlägt sich demnach mittels der Worte in ein Darstellungsgefüge derart durch, dass sich individuelle Haltung mit einer tradierten Sprache kreuzen.

Der programmatische Versuch, vom Dialogischen der Sprache auszugehen, geht über die Etymologie und die Geschichte der Worte hinaus. Merleau-Ponty erkennt, dass die Probleme zwischen Denken und Sprache oftmals selbst durch die Sinnverschiebungen entstehen, die der Wandel der Sprache mit sich bringt.<sup>807</sup> Im Hinblick auf diese Feststellung ist Merleau-Ponty einerseits im Einklang mit Paul Valéry, dass die „Reflexion zunächst immer Reflexion auf Worte ist“<sup>808</sup>, sofern wir uns im Modus des Nachdenkens über Worte befinden. Andererseits geht es aber im gesprochenen Dialog gerade oftmals nicht um den Verständnisswandel und eine vermeintliche Reflexion auf die Worte und ihre Sinnverschiebungen. Hierbei spricht Merleau-Ponty nicht ausschließlich über den Verständnisswandel, den wir in einem individuellen Leben vollziehen. Merleau-Ponty schreibt ebenfalls über die Sinnverschiebungen, die über einen längeren Sprachgebrauch von zwei oder drei Menschengenerationen geschehen. Entscheidend ist

---

<sup>804</sup>Für bildschematische Strukturen sind dies leibliche Aktivitäten gewesen, die bedeutungsverleihend für die jeweilige schematische Struktur sind. Nichtsdestoweniger werden die bildschematischen Strukturen im Hinblick auf eine Metaphorik in sprachlichen Äußerungen verändert. Dabei muss der Kontext immer gegeben sein, damit sich die metaphorische Erweiterung als aktiver Wissensbestand stabilisieren kann. Der Kontext ist zumeist eine Begegnung mit einer Situation, in der das Schema neu angewendet wird. Ein Beispiel ist das Behälterschema. Zuerst sind es Anweisungen, die uns das Behälterschema verständlich machen: „geh in dein Bett“, „geh in dein Zimmer“, „du bist in der Wanne“ etc. Später erleben wir zumeist im vorschulischen und schulischen Ausbildung dieses Konzept des Behälters in andern Zusammenhängen: „wir gehören zu Deutschland“, „du gehörst in diese Gruppe“, „Peter ist in Sophie verknallt“, „die Menge der rationalen Zahlen liegt in der Menge der reellen Zahlen“, etc.

<sup>805</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 81. \*Merleau-Ponty zitiert hier Malraux *Psychologie de l'Art: La Creation artistique*, S. 152, dt., S. 86. Die Formulierung *kohärente Verformung* taucht insbesondere an späterer Stelle zu Ausführungen zur Bedeutungsveränderung durch die Erzählform des Romans nochmals auf, vgl. [PdWeMponty], S. 110.

<sup>806</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 116.

<sup>807</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 44.

<sup>808</sup>Vgl. [PdWeMponty], S. 44.

jedoch in beiden Fällen, dass Merleau-Ponty nicht an ein ehemals festgelegtes etymologisches Verständnis für den faktischen Gebrauch glaubt:

Denn das Paradoxe ist, daß die Geschichte der Sprache, wenn sie allzu viele Zufälligkeiten enthält, um eine logische Entwicklung zuzulassen, dennoch nichts hervorbringt, das nicht motiviert wäre, und daß wir, obwohl jedes Wort laut Wörterbuch eine große Sinnvielfalt anbietet, dennoch direkt das erfassen, was für den gegebenen Satz paßt [...], - und daß sich schließlich ein Sinn ergibt für uns, die wir Worte erben, die so sehr verbraucht und durch die Geschichte hindurch den unvorhersehbarsten semantischen Sinnverschiebungen ausgesetzt sind.<sup>809</sup>

Die Dynamik der Sprache im Sprechen bedarf hierbei gerade nicht einer Reflexion über diese Sinnverschiebungen, gleichwohl die Geschichte der Sprache in der Sprache als „Kraft“ spürbar wird, wenn wir sie verwenden: „Nun ist die Sprache aber im Augenblick ihres Funktionierens nicht das einfache Ergebnis einer Vergangenheit, die sie hinter sich herschleppt, sondern jene Geschichte ist die sichtbare Spur einer Kraft, die keine Geschichte auslöscht.“<sup>810</sup> Merleau-Ponty möchte mit dem Verzicht eines „Hirngespens einer reinen Sprache“ oder „eines Algorithmus“ die Sprache in ihrem Funktionieren beleuchten. Denn „[d]ie Mehrzahl der sprechenden Subjekte weiß nichts von der Etymologie“ und „es bleibt die Tatsache, daß wir sprechen und uns verständigen“.<sup>811</sup> Der faktische Gebrauch ist somit Ausgangspunkt und auch Problemstelle für Merleau-Ponty. Einerseits weiß er mittels dieser Bestandsaufnahme vom faktischen Funktionieren der Sprachen, andererseits sucht er nach dem Ursprung dieser Möglichkeit, wie Sprache selbst vonstatten gehen kann, ohne sämtliches sprachwissenschaftliche Metawissen um Sprache aktiv abrufen zu müssen. Merleau-Ponty möchte mit anderen Worten eine „Linguistik der *lebendigen Rede* [parole]“.<sup>812</sup>

Über diese Sinnverschiebungen der Sprache, die sich im Laufe eines individuellen Lebens ergeben, habe wir eingangs bereits mit Bezug auf bildschematische Strukturen gesprochen: Bildschematische Strukturen erfahren allmählich mit der Festigung der Sprache eine metaphorische Erweiterung. Dabei werden Konzepte, die irgendwann faktisch leiblich erlebt worden sind, auf andere Bereiche übertragen. Diese Übertragung ist keine isomorphe Abbildung (isomorphic mapping), da die Eigenstrukturierung der Sprache anerkannt werden muss. Sofern aber die gesprochene Sprache in einem erwachsenen Menschen nicht mehr hinterfragt wird, sondern im unmittelbaren Gebrauch vorkommt, ist sie trotz dieser metaphorischen Erweiterung intern auf spezifische Weise so strukturiert, dass die ursprünglichen Bedeutungen gar nicht erst zum Zuge kommen. Das Behälterschema, welches durch die Präposition „in“, aber auch im Deutschen durch das Substantiv „Kern“ gegeben ist, wird nicht mit ursprünglichen Bedeutungen assoziiert, wenn diese nicht in der verbalen Äußerung unmittelbar verhandelt werden. Spricht beispielsweise ein Politiker von seinen „Kernthesen“, so denken wir nicht an einen Kern, z.B. einen Pfirsichkern.

---

<sup>809</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 44, 45.

<sup>810</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 45.

<sup>811</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 45.

<sup>812</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 46.



Es sind Konzepte, die hier das Denken und Verstehen leiten, die (a) mit der gesamten Wortphrase des Redners zusammenhängen und die (b) durch Eigenschaften des Behälterkonzeptes gegeben sind. Gerade diesen Punkt finden wir bei Merleau-Ponty, wenn er davon spricht, dass ein ursprünglicher Sinn beim Verstehen ausscheiden muss:

Bevor die Sprache Bedeutungen an uns heran trägt, die uns ihre Wirkweise ebenso sehr verbergen, wie sie uns diese enthüllen, und die uns, einmal entstanden, einfachhin tragen Zeichen zugeordnet scheinen, muß die Sprache durch ihre innere Anordnung einen gewissen ursprünglichen Sinn ausscheiden, von dem sich die Bedeutungen abheben; es muß eine Sprachbetrachtung geben, die unterhalb der konstituierten Sprache ansetzt, die die Modulationen des Sprechens und die Wortketten als in sich selbst ausdruckschaft betrachtet und die jenseits aller etablierten Nomenklatur den »sprachlichen Wert« deutlich macht, der den Sprechakten innewohnt.<sup>813</sup>

Die Schwierigkeit, die im Sprechakt liegt, besteht unter anderem darin, dass wir mit den metaphorischen und abgewandelten Sprechweisen uns trotzdem verstehen. Im Hinblick auf dialogische Sprechaktsituationen kann Verstehen nicht absolut gesetzt werden, sondern muss hier auf eine Folgeleistung von Sprechenden und Hörenden bzw. Schreibenden und Lesenden gesehen werden. Verstehen bedeutet hier also *Mit-kommen* im Hören und Sprechen und nicht reflektierendes Verstehen, bei dem nochmals andere Prozesse stattfinden. Letzteres wird von mir im 7. Kapitel näher bestimmt. Diese Differenz zwischen diesem Mit-kommen und einem reflektierenden Verstehen hält sich bei Merleau-Ponty und wird in der weiteren detaillierten Darstellung von entscheidender Bedeutung sein. Verstehen in der gesprochenen Sprache ist zumeist präreflektiv, da wir ebenfalls auf unser eigenes Wissen präreflektiv zurückgreifen. Dieser Rückgriff läuft einfach ab und lässt sich als eine *passive Synthesis*<sup>814</sup> *im Akt des Verstehens* aufgrund von Resonanz mit dem Gegenüber bestimmen.

Geht man nochmals auf die Sinnverschiebungen der Worte in einem individuellen Leben zurück, so liegt die Kraft, die den Worten und der breiten Bedeutungsvielfalt inne wohnt, einer Vielzahl von faktischen *Kontexten* und *Ereignissen* zu Grunde, in denen diese Worte ihre Bedeutungen erlangten. Obwohl die Eigenstrukturierung der Worte und der Sprache in dem bisherigen Abschnitt ausdrücklich betont wird und bisher auch eingehend untersucht worden ist, ist lebendig gesprochene Sprache nie ein Geschehen, welches unabhängig von ihren Kontexten wäre, in denen gesprochen wird. Die Sinnvielfalt und Fülle der lebendigen Sprache entsteht insbesondere durch die Vielfalt der Erlebnissituationen, bei denen sie im Verbund mit anderen Menschen geschieht. Dabei ist die Wurzel des Sinnes der Wörter sicherlich in den ersten Verwendungen der Worte zu sehen:

Das erste Wort fand seinen Sinn im Kontext von Verhaltensweisen, die bereits gemeinsam waren, so wie die erste Verfassung einer spontanen Geschichte fortsetzte, indem sie diese überschritt. Da man ja im Geschehen der bestehenden Sprache von jener Bewegung nicht ab-

<sup>813</sup>Vgl. [PdWeMpony], S. 53.

<sup>814</sup>Der Begriff *passive Synthesis* geht auf Husserl zurück und wird in [Hua XI] *Analysen zur passiven Synthesis* explizit auf alle Bewusstseinsleistungen wie etwa der Wahrnehmung mit dem Begriff der Resonanz in Verbindung gebracht, vgl. [Hua XI], S. 405-411.

sehen kann, mit der ein Sprecher oder Leser die Sprachgesten zu ihrem Sinn hin überschreitet, ist das Geheimnis des ersten Wortes nicht größer als das eines gelungenen Ausdrucks.<sup>815</sup>

Dieses Ausdrucksgeschehen liegt nach Merleau-Pontys Erläuterungen in einem *Zwischen* oder einem *Inmitten* der Partizipanten eines Sprachereignisses. Daher ist der Ausgangspunkt für die Untersuchung der lebendigen Sprache einerseits im Dialogischen, aber andererseits im Kontext der jeweiligen Situation zu finden. Das Zeigen und Gestikulieren, um die gemeinsame Situation zu schaffen, war in den ersten Momenten einer individuellen Sprachentwicklung wichtiger als der *Lärm der Worte*<sup>816</sup>. Im Laufe eines individuellen Lebens treten Zeigen und Gestikulieren in den Hintergrund und der Vordergrund wird durch die verbal gesprochenen Worte gebildet. Dies heißt jedoch nicht, dass dieser Hintergrund unwichtiger ist als die gesprochenen Worte.

### 6.2.3 Langue und Parole

Die Sprache kann nicht mit dem Geschehen und den Wahrnehmungen von Geschehenem gleichgesetzt werden. Darüber hinaus kann das Darstellungsmoment der Sprache nicht mit der Realität, worunter man alle physikalischen und materiellen Geschehnisse auf allen möglichen Ebenen sehen kann, identifiziert werden. Dies gilt sowohl für die alltägliche Sprache, in der wir uns über alltägliche Inhalte verständigen, als auch für die komplexen Darstellungsweisen in der Wissenschaft, die immer Modelle<sup>817</sup> von Zusammenhängen der Welt sind. Damit ergibt sich eine Erklärung, warum die Sprache immer eine Verweisungsstruktur bleibt, die beständig auf *ein Mehr* gerichtet ist: „Im Augenblick, wo wir die Welt zu begreifen glauben, so wie sie ist ohne uns, ist es nicht mehr sie, die wir begreifen, da wir ja da sind, um sie zu begreifen. Desgleichen wird es hinter unseren Äußerungen über die Sprache immer ein Mehr an lebendiger Sprache geben, das sie nie endgültig unter unserem Blick gerinnen lassen werden.“<sup>818</sup> Sobald wir Verstehen wollen, ob mittels Gedanken oder der unmittelbaren Verwendung der Sprache, erklären wir nur soviel, wie die Worte an weiteren Verweisungen hergeben können.

Im Hinblick auf die Wahrnehmung formuliert Merleau-Ponty dieses Prinzip des *Verweisens auf Mehr* wie folgt: „Sich ausdrücken, das bedeutet [...] weiter nichts als den Ersatz einer Wahrnehmung oder einer Idee durch konventionelles Zeichen, das dies anzeigt, evoziert und abkürzt. [...] und eine Sprache kann auch nie Gesehenes darstellen.“<sup>819</sup> An dieser Textstelle gesteht einerseits Merleau-Ponty dem objektivistischen Standpunkt zu, dass Sprache in der Lage ist, etwas zu bezeichnen. Dies kommt bei banalen aber auch wissenschaftlichen Zusammenhängen zur Genüge vor. Andererseits deutet er bereits an, dass Sprache sich von dem, was erfasst wird, trennt. Dies geht über das Wahrnehmen hinaus, denn für das Denken gibt es keine

---

<sup>815</sup>Vgl. [PdWeMpony], S. 64.

<sup>816</sup>Vgl. [PdWaMPonty], S. 218.

<sup>817</sup>Schwemmer beschäftigt sich mit Prinzipien wissenschaftlicher Modelle, vgl. [EdFSchwem], S. 27ff.

<sup>818</sup>Vgl. [PdWeMpony], S. 134f.

<sup>819</sup>Vgl. [PdWeMpony], S. 27.

eineindeutige<sup>820</sup> Übereinstimmung: „[...] , weil kein Gedanke in den Worten und kein Wort im reinen Gedanken von einer Sprache zurückbleibt.“<sup>821</sup>

Merleau-Ponty unterscheidet insbesondere die Sprache – *langue* – von der lebendigen Rede, die er *parole* nennt.<sup>822</sup> Für Merleau-Ponty gibt es eine Fundierung der sprachlichen Kompetenz und sogar der Sprache selbst, die eindeutig in der gesprochenen Sprache liegt: „Unsere Sprache [*langue*] findet auf dem Grund der Dinge eine lebendigen Rede [*parole*] wieder, die diese erschaffen hat.“<sup>823</sup> Hier wird der „Keim aller möglichen Bedeutungen“ in die Sprache selbst als autonome Struktur ähnlich eines „göttlichen Verstandes“<sup>824</sup> gelegt. Die Sprache hat für sich die Möglichkeit zu strukturieren und zu beherrschen: „Der Mensch fühlt sich in der Sprache *zu Hause*, [...]. Die gewöhnliche Sprache oder die Gegebenheiten der Sprache vermitteln ihm die Illusion eines absolut transparenten Ausdrucks, der sein Ziel erreicht hat.“<sup>825</sup> Daher gibt uns die lebendige Sprache in Form der Rede eine Art Verfügungsgewalt, mittels der wir glauben unsere Anliegen zum Ausdruck bringen zu können. Diese Weise der Macht steht jedem zur Verfügung und gibt in den Redekontexten, in denen sich die Menschen am sichersten fühlen – z.B. im familiäre Bereich, in der eigenen wissenschaftlichen Disziplin, im Freundeskreis – einen Halt. Dieser Halt konstituiert ein wesentliches Moment der Motivation, sich der Sprache in Form der Rede zu bedienen. Da dieser Halt zumeist in den Anfängen unseres Spracherwerbs vorliegt, haben wir hier den Ursprung unserer Bedeutungen zu suchen.

Der Ursprung aller Bedeutungen liegt in der lebendigen Rede, i.e. *parole*. Dies muss für die weitere Untersuchung berücksichtigt werden, da in der *parole* die Anfänge der Sinnverschiebungen zu finden sind, die eine Erschließung von neu zu erfassenden Bereichen ermöglicht. Was Merleau-Ponty hierbei vermeiden will, ist ein Verständnis von Sprache, welches von einem festen Zeichenvorrat mit festgelegten Bedeutungen ausgeht. Dieser „Erwachsenensprache“ liegt ein „Algorithmus“ zugrunde, der in der Wissenschaft als „wohlgeformte Sprache“ durchaus funktioniert: „Denn dieser [der Algorithmus] verknüpft ausgewählte Zeichen zweckmäßig und nahtlos mit festgelegten Bedeutungen. Er legt eine gewisse Anzahl durchsichtiger Bezüge fest; und um diese darzustellen, setzt er Symbole ein, die für sich selbst nichts besagen und dementsprechend nie mehr besagen als das, was sie beschlossenermaßen sagen sollen.“<sup>826</sup> Zunächst ist klar, dass wir so nicht in der alltäglichen Sprache sprechen und kommunizieren, da wir schlichtweg nicht

<sup>820</sup> Der Begriff eineindeutig bzw. Eineindeutigkeit ist aus der Mathematik entlehnt und soll hier explizit darauf aufmerksam machen, dass es gerade keine Isomorphie, d.h. Eineindeutigkeit zwischen Denken und Sprache gibt.

<sup>821</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 27.

<sup>822</sup> Die Ausdrücke gehen auf Ferdinand de Saussure zurück, da sich Merleau-Ponty im Text *Die Prosa der Welt* auf ihn bezieht: „[...]“; und Saussure sieht neben der Linguistik der Sprache [*langue*], die im äußersten Falle ein Chaos von Ereignissen zurückließe, ein Linguistik der lebendigen Rede [*parole*] vor, die in sich selbst eine Ordnung, ein System, eine Totalität, ohne welche Kommunikation und Sprachgemeinschaft unmöglich wäre.“, vgl. [PdWeMponty], S. 45-46, aber auch S. 51, 53-54, 56-57, 59, 121.

<sup>823</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 28, die hier angefügten Bemerkungen in eckiger Klammer sind ausnahmslos aus der Ausgabe des Wilhelm Fink Verlages übernommen worden.

<sup>824</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 28.

<sup>825</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 128.

<sup>826</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 28.

die Bedeutungen unseres Sprechens wie in einem Computerprogramm untersuchen und diese in festgelegte Symbole mit festgelegter Syntax zusammenfügen. Dies ist eine offensichtliche Feststellung. Was hier aber ebenfalls deutlich wird, ist eine Differenz dieser „Erwachsenensprache“ und der lebendigen Rede *parole*, die darin besteht, dass in ihr – in der *parole* – eine Pluralität von Bedeutungen mit enthalten ist. Dies ist ein fundamentaler Aspekt der Dynamik der gesprochenen Sprache, da dadurch immer schon eine erweiterte Perspektivierung im Verstehen entstehen kann. Der festgelegte Algorithmus in den wissenschaftlichen Sprachen „entzieht sich“ den „Sinnverschiebungen“ und hat daher zwar die Möglichkeit, alle Aussagen „im Rückgriff auf anfängliche Bedeutungen“ „zu rechtfertigen“<sup>827</sup>. Aber es ist ein statisches Gefüge, welches die natürliche Möglichkeit von *Irrtümern*<sup>828</sup> von vornherein ausschließen möchte. Die Irrtümer in der Pluralität der Bedeutungen, die sich in der Sprache als ein Feld von Verweisungen ergeben, ist ein Gesichtspunkt der Dynamik der Sprache. Sie gibt beständig Richtungen des Verstehens. Dieses Feld kann mal relativ beschränkt sein, wenn wir etwa tatsächlich etwas bezeichnen wollen: Beim Einkaufen an der Theke wollen wir schnell dem Verkäufer deutlich machen, was wir haben wollen. Bei Konfliktbewältigungen zwischen Lebenspartnern ist die Sachlage im Gespräch bereits komplizierter und getätigte Aussagen eröffnen beim Hörenden eine weitaus umfangreichere Bedeutungsvielfalt und erzeugen einen größeren Interpretationsspielraum. An späterer Stelle im Textabschnitt *Die Wahrnehmung des Anderen und der Dialog* wird dies mittels einer expliziten Analyse des Anderen in der Begegnung deutlicher herausgestellt.<sup>829</sup>

Die Begegnung mit dem anderen spielt für die weitere Analyse mittels folgender Erklärung eine Rolle: Durch diese Begegnung wird eine Empfindungsstruktur mit bestimmt, die in der lebendigen Rede eine bestimmbare Auswirkung hat. Diese Empfindungsstruktur ist das Wissen darum, dass der Andere ein *Ich* ist, welches von mir verschieden ist. In der Begegnung mit dem anderen Leib-ich bemerkt Merleau-Ponty: „Nein, *es gibt ein Ich, das ein anderes ist*, das anderswo [nämlich nicht in meinem Leib] sitzt und mich von meiner zentralen Position absetzt, obwohl es seine Ich-Qualität augenscheinlich nur aus seiner Abstammung beziehen kann.“<sup>830</sup> Dieses Wissen als eine Empfindungsstruktur hat nun aber im Hinblick auf die Begegnung mit dem Anderen in der lebendigen Rede die Auswirkung, ein Erklärungsbedürfnis zu erzeugen: Ich kann mich vermöge der Sprache auf den Anderen „ausbreiten“: „Das, was meine Einzigartigkeit ausmacht, meine grundlegende Eigenheit, mich zu empfinden, tendiert paradoxerweise dazu, sich auszubreiten; weil ich eine Totalität bin, habe ich die Fähigkeit, den Anderen in die Welt zu setzen und mich durch ihn begrenzt zu sehen.“<sup>831</sup> Dieses existenziale Prinzip macht ein Begleitelement in der Sprache aus, gleichwohl es niemals explizites Thema der Unterredung mit dem Anderen sein muss. Einerseits trägt es wesentlich zur Stimmung bei, ist aber andererseits

---

<sup>827</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 28.

<sup>828</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 28.

<sup>829</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 147ff.

<sup>830</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 150.

<sup>831</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 151.

für die Formentwicklung der Sprache als Prozess im Weiteren von marginaler Bedeutung. Der Versuch der Wissenschaften eine universelle Sprache zu schaffen, ist nach Merleau-Ponty der Verlegenheit geschuldet, aus den Verwirrungen des Denkens bezüglich der Sprache zu entkommen. Dabei müssen „alte und neue Bezüge zusammen eine einzige Familie bilden“<sup>832</sup>, wenn der dann gefundene „Algorithmus“ seine Aufgaben erfüllen soll. Was in Abgrenzung zur gesprochenen Sprache geschehen müsste, ist, „daß es niemals einen Überschuß des zu Sagen- den über das Gesagte oder des Gesagten über das zu Sagende gibt“<sup>833</sup>. Demnach lässt sich dieser Algorithmus der Erwachsenensprache, „der Entwurf einer universellen Sprache,“<sup>834</sup> als einen „Aufstand gegen die gegebene Sprache“ bezeichnen. In Abgrenzung zu diesem Versuch, den Merleau-Ponty als unzureichend sieht, um die eigentliche gesprochene Sprache zu erfassen, lässt sich gerade diese in einem positiven Sinne bestimmen: Die gesprochene Sprache hat im Gegensatz zur „universellen Sprache“ immer einen Überschuss und damit einen nicht verbal ausgesprochenen Verweis als einen puren Hinweis auf etwas, was nicht explizit gesagt wird. Im Abschnitt *Die indirekte Sprache*, in der Merleau-Ponty eine Kontrastierung zwischen Sprache und Malerei ausarbeitet, macht er diesen Punkt deutlich. Schriftsteller, Sprecher und Maler können nur aus ihrer „selbstgeschaffenen Ausgangslage“ und innerhalb ihres Mediums – Malerei oder Sprache – einen Ausdruck schaffen, wenn sie „über ihre gewöhnlichen Kräfte hinaus den Über- schuß des noch *zu Sagenen* spüren“<sup>835</sup> lassen. Diese beständig sich im Sprechen ergebende Zusatzstruktur ist Kernaspekt für die Dynamik der Sprache. Sie ermöglicht immer ein Feld oder – wie es Merleau-Ponty oftmals benennt –, einen Horizont von Bedeutungsmöglichkeiten, die beständig in einem Spannungsgefüge nichtverbal anwesend sind. Das verstehende Bewusstsein hätte bei einer universellen Sprache nichts mehr zu tun, und „die undeutlichen Anspielungen, mit denen jeder unserer Gedanken sich auf alle anderen bezieht“<sup>836</sup>, wären abgeschafft. Aber positiv für die gesprochene Sprache formuliert, ist dies gerade der Fall. Es gibt zwar eine deut- liche Thematik einer Rede, aber immer eine Vielzahl von uneindeutigen Nebenschauplätzen der Bedeutungen in der Sprache. Die gesprochene Sprache zeichnet sich daher durch eine Unbestimmtheit aus, die hier nicht als Mangel der Sprache zu sehen ist. Sie erzeugt eine *Fülle in dem Spannungsgefüge der Unbestimmtheit* und damit pure Verweisungsmöglichkeiten, was die Dynamik der *parole* fundamental bestimmt.

Diese hier beschriebene Eigendynamik der Sprache, die durch eine Pluralität von Bedeutungen gegeben ist und die sich selbst wiederum autopoietisch ergibt, ist eine Dynamik, die sich mit dem Verstehen verbindet. Sie ist zu unterscheiden von der des Wortschwall – dem *Lärm der Worte*. Diese Dynamik wird immer instanziiert, nachdem wir schweigen:

---

<sup>832</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 28.

<sup>833</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 28.

<sup>834</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 28.

<sup>835</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 78.

<sup>836</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 28.

[...] wer spricht oder schreibt, ist zunächst stumm, ausgerichtet auf das, was er ausdrücken will, was er sagen wird, und diesem Schweigen kommt dann plötzlich ein Wortschwall zu Hilfe, der ein Äquivalent dafür liefert, das so zutreffend, so sehr fähig ist, dem Schriftsteller sogar seine vergessenen Gedanken zurückzuerstatten, daß man glauben muß, sie seien auf der Rückseite der Welt schon einmal ausgesprochen worden.<sup>837</sup>

Dieses partielle Schweigen ist demzufolge nicht etwas, beim dem überhaupt nichts in uns vorging. Hier finden Dinge statt, durch die wir eine Teilhabe am Sprechen und am Lesen haben, die unabhängig ist von dem Lärm der Worte oder den Zeichen. An anderer Stelle schreibt Merleau-Ponty, dass dieses „Quasi-Schweigen“<sup>838</sup> eine Weise des Ausdruckes ist. Dieser Impuls des Verstehens ist der Tatsache geschuldet, dass wir in uns das namenlose Gefühl des *schon mal gehörten* oder des *schon bekannten* haben. Der Querverweis dieser Intention, der mit einer nicht näher bestimmbaren Assoziationskette verbunden ist, ist die Möglichkeit zur Antizipation im hörenden oder lesenden Verstehen: „Denn schließlich verstehe ich, was man mir sagte, weil ich den Sinn der an mich gerichteten Worte im Voraus schon kenne, und letztlich verstehe ich ja nur das, was ich schon wußte; ich stelle mir nur Probleme, die ich lösen kann.“<sup>839</sup> Diese letzte Aussage ist natürlich nicht absolut zu sehen und der Kontext von Merleau-Pontys Äußerungen verbietet dies. Dies wäre offensichtlich in mancherlei Hinsicht falsch, da sowohl in den Wissenschaften als auch im politischen Leben nicht alle gestellten Probleme gelöst werden können. Bezieht man dies aber auf das Ereignis des Verstehens eines Gespräches und der begrenzten Sinnentfaltung der jeweils verhandelten Thematik, dann macht diese Bemerkung einen Sinn: Da wir nicht in einer individuellen Sprache leben, sind die Dynamiken des Verstehens vorgezeichnet. Sie müssen sich nicht mit dem decken, der spricht. Aber ein gewisser beschränkter Bereich an Verstehensmöglichkeiten ist durch den Umstand gegeben, dass wir im hörenden Verstehen und sprechenden Ausdrucksakt uns auf Dinge beziehen, die für uns präsent sind.

In dieser lebendigen Rede gibt es eine Art von *Fülle*, die durch ein grammatikalisches und lexikalisches Wissen nicht erreicht werden kann. Die *Fülle* der lebendigen Sprache ergibt eine Reichhaltigkeit gerade durch die Unbestimmtheit der sprachlichen Aussagen und muss einem exakten Denken oder einer exakten Sprache gegenübergestellt werden. Diese Fülle entsteht im lebendigen Gebrauch: „Zudem kann man selbst die Ausdrucksverfahren *einer* Sprache nicht auf ein System reduzieren, und gemessen an ihrem lebendigen Gebrauch sind die lexikalischen oder grammatikalischen Bedeutungen immer nur Annäherungen.“<sup>840</sup> Eine präsentative Struktur im Sprachereignis erzeugt diese Fülle, und daher ist diese Fülle nicht ausschließlich durch die Diskursivität, d.h. dem reinen Nacheinander der Sprache gegeben. Ohne die sehr detaillierte Analyse näher zu beleuchten, die Merleau-Ponty im Abschnitt *Die Wissenschaft und die Erfahrung des Ausdrucks* zu verschiedenen Sprachwendungen anfertigt, ist das einhellige Ergebnis für den

<sup>837</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 29.

<sup>838</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 60: „[...] sogar das Quasi-Schweigen [...] ist etwas, das ausdrücklich geworden ist.“ Man vergleiche aber auch die Abschnitte über das Verhältnis von Gesagtem und Unausgesprochenem davor.

<sup>839</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 31.

<sup>840</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 49.

Fluss der lebendigen Sprache das Folgende: „Das Ganze [des Satzes oder Sprechphrase] hat einen Sinn, nicht jeder Teil.“<sup>841</sup> Genauer besehen, beschreibt Merleau-Ponty an einer späteren Stelle die strukturelle Unterscheidung zwischen den Einzelwörtern und ihren lexikalischen Relationen und die Ganzheit von formulierten Sätzen in einem Sprechakt: „die globale Kraft“ in Form von einer lexikalischen Bedeutung ist nicht unbedingt die „bedeutungsverleihende Kraft einer jeden Rede“<sup>842</sup>. Mit anderen Worten erläutert er: „[E]in Ganzes mag andere Eigenschaften haben als seine Teile, [...]“.<sup>843</sup> Der Versuch, ausschließlich mittels eines globalen lexikalischen Verfahrens zu denken und hieraus das Lebendige der Sprache zu begreifen, ist unzureichend. Die Fülle und damit die „Klarheit“ der lebendigen Sprache im Gebrauch, ergeben sich nicht durch die Grammatik und ein Lexikon:

Die Klarheit der Sprache liegt nicht hinter ihr in einer universellen Grammatik, die wir mit uns herumtragen, sie liegt vor ihr in dem, was die winzigen Gesten eines jeden Gekritzels auf dem Papier, eines jeden Tonfalls am Horizont als Sinn aufscheinen lassen. Betrachtet man die lebendige Rede auf diese Weise, so wird schon die Idee eines *vollständigen* Ausdrucks zur Chimäre: war [sic] wir so nennen, ist nichts anderes als die gelungene Kommunikation. Aber sie gelingt nur, wo der Zuhörer nicht Glied für Glied der Wortkette folgt, sondern seinerseits die sprachliche Gestikulation des Anderen aufnimmt und sie überschreitet, indem er sie vervollständigt.<sup>844</sup>

Damit verneint Merleau-Ponty nicht ausschließlich die Existenz der lexikalischen Verweise der Wörter aufeinander. Die Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* soll aber darauf aufmerksam machen, dass in der gesprochenen Sprache das Lexikalische eine untergeordnete Rolle spielt, und im Akt des Verstehens gibt es zumeist ein unmittelbares Vollziehen von Verstehensleistung auf Grund der Verschränkung von Geste, Mimik, situativer Rahmen und geteilter Aufmerksamkeit des Sprechens. Die Wörter mögen Bezüge untereinander haben, die sich auslegen lassen, aber Verstehen der gesprochenen Sprache ist auf diese Bezüge nicht angewiesen: „Auch wenn jedes Sprechen auf alle anderen möglichen Worte verweist und daraus seinen Sinn bezieht, so ist im Augenblick, wo es stattfindet, die Ausdrucksleistung dennoch nicht mehr aufgeschoben und nicht mehr auf weitere Wörter angewiesen, sondern sie ist vollbracht, und wir verstehen etwas.“<sup>845</sup> Diese Unabhängigkeit des Verstehens von einem lexikalischen Index der Wörter, die nach einem analytischen Verständnis ihre Bedeutungen durch abstrakte Beziehungen untereinander erhalten sollen, ist der *Fülle durch Unbestimmtheit* im Sprechakt geschuldet.

Merleau-Ponty macht diese Fülle durch Unbestimmtheit durch seine Erläuterungen zur *Ausdrucksfähigkeit* deutlich. Die Ausdrucksfähigkeit oder Expressivität wird ähnlich wie bei Langer als die Fähigkeit des Zur-Darstellungs-Kommens bestimmt: „Sich ausdrücken, das ist also ein paradoxes Unterfangen, da es einerseits einen Hintergrund verwandter, schon festliegender und unbestrittener Ausdrücke voraussetzt und da sich andererseits die jeweils gebrauchte Figur

<sup>841</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 50.

<sup>842</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 121.

<sup>843</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 121. An späterer Stelle wiederholt Merleau-Ponty diesen Gedanken, dass die Sprache „aufs Ganze gesehen mehr zu sagen“ hat als die „Wort für Wort“ Struktur, vgl. [PdWeMponty], S. 147.

<sup>844</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 51.

<sup>845</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 121.

von diesem Grund abhebt und so neuartig bleibt, daß sie die Aufmerksamkeit weckt.<sup>846</sup> Dabei arbeitet im Hinblick auf den Sprechakt (*parole*) unser Gesamtwissen als Hintergrund immer mit, und als Vordergrund kommen die gewählten Wortphrasen zum Zuge, die wir dann tatsächlich verbal äußern. Zum Hintergrund gehören insbesondere alle Aspekte, die wir hierzu bereits erwähnt haben und die im kommenden Abschnitt näher bestimmt werden: Gestik, Mimik, Satzmelodie, Intonation und das namenlose Fühlen (Stimmigkeitsimpulse). Dies sind die den Hintergrund bildenden Konstituenten, um mittels Sprache *etwas* vorreflektiv zum Ausdruck zu bringen. Nichtsdestoweniger ist im Wechsel von Hören und Sprechen der Hintergrund ebenso durch die Vielfalt der Verweisungen gegeben, die die einzelnen Wörter durch ihre Pluralität der Bedeutungen erzeugen können. Der Hintergrund ist daher selbst vielschichtig. Der Vordergrund ergibt sich durch die getroffene Wortwahl, die sich mit dem, was man sagen möchte, queren können. Sofern wir etwas zum Ausdruck bringen, versteckt sich gleichsam das Intendierte zum Teil in diesem Hintergrund:

Es [das Verfahren des Ausdruckes] ist dies ein Vorgang, der zu seiner eigenen Zerstörung hintendiert, da er sich selbst aufhebt in dem Maße, wie er sich bewährt, und sich rückgängig macht, wenn er sich nicht bewährt. So kommt es, daß man sich keinen endgültigen Ausdruck denken kann, da ja gerade die Vorzüge, die ihn zu einem allgemeinen machen, ihn im selben Atemzug ungenügend erscheinen lassen.<sup>847</sup>

Diese Beschreibung des Artikulations- und Verstehensprozesses mittels des Ausdrucks und der Ausdrucksfähigkeit gibt einen Hinweis auf die Dynamik: Weil der Ausdruck nur dann Ausdruck ist, wenn er ebenfalls etwas nicht sagt oder ungenau sagt, bleiben wir im Verstehen lebendig. Sind die Stimmigkeitsimpulse, welche durch das Ungesagte, das nur Angedeutete und das Nicht-ganz-Getroffene gegeben sind, nicht anwesend, so flachen die Dynamik und somit das Verstehen ab. Insbesondere steht der echte Ausdruck zumeist für sich und hat nicht vollends eine denotative Aufgabe, d.h. Ausdruck wird „verliehen im Ausdruck seiner selbst.“<sup>848</sup> Es sind die Ungenauigkeiten in der Sprache und die Fähigkeit einer Expression für sich stehen zu können, die im Zuge einer echten Ausdruckssuche die Lebendigkeit ausmachen. Umgedreht gilt dann folgendes:

Sobald sich die Rede des Ausdrucks bemächtigt, sobald sie *lebendig* wird, wird die bestausgedachte künstliche Sprache unregelmäßig und füllt sich an mit Ausnahmen. Die Sprachen reagieren nur deshalb so empfindlich auf die allgemeine Geschichte und ihre eigene Abnutzung, weil sie heimlich auf solche Veränderungen hungrig sind, die ihnen die Mittel dazu geben, von neuem ausdrucksvoll zu werden. Gewiß, es gibt ein Inneres der Sprache, eine bedeutungsverleihende Intention, welche die linguistischen Zufälle beseelt und die Sprache jederzeit zu einem System macht, das sich selbst überprüfen und betätigen kann. Aber diese Intention erschöpft sich mit ihrer Vollendung; damit ihr Wunsch sich erfüllt, darf er sich nicht ganz erfüllen, und wenn etwas gesagt werden soll so darf es nie ganz gesagt sein.<sup>849</sup>

Mit diesem Zitat werden mehrere Motive deutlich. Einerseits lebt die Sprache davon, sich beständig neuer Ausnahmen zu bedienen, die gerade in der lebendigen Rede geschaffen

<sup>846</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 57.

<sup>847</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 57.

<sup>848</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 94.

<sup>849</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 57-58.



werden und damit eine vordergründige Ungenauigkeit ausmachen. Bei näherer Betrachtung ermöglicht diese Ungenauigkeit aber gerade die Lebendigkeit der Sprache und die Fülle der Verweisungsmöglichkeiten. Andererseits stellt Merleau-Ponty die Systemhaftigkeit der Sprache heraus. Verwenden wir die Sprache, so geschieht dies nicht in einer absoluten Beliebigkeit. Es bleibt ein System, welches seine immanente Gliederung aufrecht erhält. Nichtsdestoweniger ist der „Ausdruck niemals Ausdruck im absoluten Sinne,“ denn „das Ausgedrückte ist nie gänzlich ausgedrückt“.<sup>850</sup>

Wir bedienen uns insbesondere gerade wegen dieser Ungenauigkeit der Sprache, da dies die Möglichkeit der weiteren Erklärungen ergeben kann. Das Auslegen dessen, was wir zum Ausdruck bringen wollen, ist somit ein Antrieb und entspricht der Dynamik der Sprache. Alles direkt Gesagte, was es sicherlich gibt, weckt nicht unmittelbar die Vitalitätsform der Sprache und des Verstehens. Es zeigt sich unmittelbar und geht in einem routinierten Denken unter. Daher besteht die Dynamik der Sprache und des sprachlichen Verstehens darin, sich der Sprache als „Enthüllerin“ zu bedienen, um alle angedeuteten Stimmigkeitsimpulse zum Ausdruck zu bringen:

Was immer es jeweils in einer Sprache an Trübem gibt, das sie daran hindert, Reflex von irgendeiner universellen Sprache zu sein – wo Zeichen und Begriff sich genau decken würden –, das hindert sie nicht daran, im lebendigen Vollzug der Rede ihre Rolle als Enthüllerin zu spielen und ihre typischen Evidenzen, ihre Verständigungserfahrungen geltend zu machen.<sup>851</sup>

Dieses Spiel des Enthüllens von Bedeutungshorizonten ist eine weitere Beschreibungsmöglichkeit der Dynamik des Verstehens im Bereich der Sprache. Aufgrund der Tatsache, dass hier die innere Möglichkeit besteht, uns Geltung und Erklärungen gegenüber anderen Mitmenschen vermöge der Fülle der lebendigen Sprache (*parole*) zu schaffen, entfalten wir nahezu begierig die Sprache.

Dieses Verlangen *sich zum Ausdruck bringen* zu wollen, liegt in uns und wird zumeist in der Begegnung mit anderen im Gespräch deutlich. Man möchte sich einbringen und in diesem Wunsch liegt eine angereicherte Intention auf etwas, was nicht nur die Sprache und das Sprechen uns geben kann. Dabei geht es nicht immer um den Austausch von bloßen Tatsachen, sondern zumeist liegt ein Mitteilungsbedürfnis zugrunde, welches einerseits durch die angereicherte Intention gegeben ist und welches andererseits das Ausüben des Darstellungsgefüges – nämlich das Sprechen – vorlangt:

Eine Sprache nämlich, die nur versuchen würde, die Sachen selbst auszudrücken, würde ihr eigenes Mitteilungsvermögen in bloßen Tatsachenaussagen erschöpfen. Eine Sprache dagegen, die unsere perspektivische Sicht auf die Dinge vermittelt und ihnen Konturen verleiht, bringt eine Diskussion über Dinge zustande, die es nicht dabei bleiben läßt, sondern selbst zum Fragen anregt und eine Aneignung ermöglicht.<sup>852</sup>

Die Dynamik der Sprache liegt daher nicht ausschließlich in ihrer eigenen immanenten Struktur, so wie wir es bisher gesehen haben. Hinzukommt das Bedürfnis, Perspektive auszulegen und

---

<sup>850</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 58f.

<sup>851</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 60.

<sup>852</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 109.

mittels der Sprache zu gestalten. Die Gefühle und Empfindungen, die alle unsere Anliegen und unsere Wirk- und Erfassungsverhältnisse durchdringen, sind absolut und können mittels Perspektivierungen unter Zuhilfenahme der Sprache in ein Darstellungsgefüge überführt werden. Daher perspektivieren wir mit den sprachlichen Wendungen, denn wer alles auf einmal in einer absoluten Weise erklären wollte, erklärt letztlich nichts. Wir verleihen in einem *Nach und Nach allmählich* erst die Konturen in der Darstellung unserer Gedanken mittels der Sprache.

Ich möchte auf die immanente Struktur der Sprache zurückkommen. Alles was wir bisher hierzu gesagt haben, führt zu einer *antizipatorischen Fähigkeit* der Sprache. Da sie im Hinblick ihres Vorkommens als Sprechakt bzw. in der lebendigen Rede ein zeitlich extendiertes Geschehen ist, hat sie als Vitalitätsform und als symbolische Form einen internen Wandel. Gesprochene Sprache entfaltet sich nicht wie das Rauschen eines Wasserfalls oder das Rauschen eines gleichmäßigen Windzuges. Neben den Wortgestalten und der imaginativen Fähigkeit ist das Sprechereignis von verschiedenen Perspektiven her gesehen, zu einer antizipatorischen Fähigkeit in der Lage. Versteht man daher die lebendige Sprache in Form der Rede als Tätigkeit, haben wir es immer mit Überschreitungen dessen zu tun, was im momentanen Entfalten der Sprache als Lautgestalt geschieht. Dieses Entfalten ist immer verschränkt mit den Wissenshintergründen der jeweiligen Partizipanten einer Unterredung. Merleau-Ponty erläutert das Spannungsfeld zwischen Nichtwissen und Wissen als den Hintergrund, vor dem sich diese Antizipation vollzieht. Man soll „sich selbst zuvor“ kommen, „mag es nun darum gehen, den Anderen auf das zu stoßen, was ich weiß und er noch nicht verstanden hat, oder mich selbst auf das zu bringen, was ich noch zu verstehen habe.“<sup>853</sup> Dieses Spannungsfeld des faktischen Wissens in Form von gelernten Inhalten und imaginativen Bildern ist fester Bestandteil der antizipatorischen Fähigkeit des Menschen, die Spuren der Sprache weiter verfolgen zu können und vorwegzunehmen. Merleau-Ponty führt hierzu weiter aus:

Diese Antizipation, dieses Überschreiten, diese Übertretung, diese gewaltsame Tätigkeit [der Sprache im Spannungsfeld von Wissen und Nichtwissen], durch welche ich Gestalten bilde, Tätigkeiten umforme, sie zu dem mache, was sie sind, sie in sie selbst verwandle – in der Literatur und in der Philosophie ist es die lebendige Rede, die das bewirkt. [. . .] die Tätigkeit [in der die Hervorbringung eines Sinnes sich vollzieht] hat ihr Inneres, und die ganze Wortfolge bewegt sich nur in ihrer Spur und zeigt ihre Durchgangspunkte an.<sup>854</sup>

Es zeigt sich hier die repräsentationslose und immer im Prozess befindliche Weise der Sprache. Dabei offenbart sich insbesondere eine Bezogenheit zwischen Denken und Sprache, da Merleau-Ponty explizit vom *Umformen* spricht. Darüber hinaus bleiben bei einer aktiven reflektierenden Rückwendung nur die Durchgangspunkte zurück, und der Prozess sperrt sich insofern einer detaillierten Analyse, als diese innere Lebendigkeit nicht mit Worten wiedergegeben werden kann.

Die antizipatorische Fähigkeit betrifft den Dialog oder im Speziellen des Gespräch mit dem

---

<sup>853</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 147.

<sup>854</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 147.

Anderen bzgl. der beiden Verhaltensweisen Sprechen und Zuhören. Beides lässt sich in phänomenologischer Hinsicht nicht immer trennen, selbst wenn es von außen her betrachtet, bei einem Gespräch zweier Menschen den Anschein hat, dass es ein beständiger Wechsel zwischen Hören und Sprechen sei. Manchmal nimmt der eine die Rolle des Hörenden ein und dann den des Sprechenden, und für den Anderen gilt es immer umgekehrt. Diese vereinfachte Darstellung gilt nur beschränkt, da ich mich im Sprechen höre, gleichwohl ich mich anders höre als mein Gegenüber. Entscheidend ist für Merleau-Ponty das beständige aktive Vorwegnehmen in beiden Modi, d.h. sowohl im Hören als auch im Sprechen eile ich beständig voraus:

Zwischen mir als Rede und dem Anderen als Rede, oder allgemeiner, zwischen mir als Ausdruck und dem Anderen als Ausdruck gibt es nicht mehr die Alternative, die jene Beziehung zwischen Bewußtsein und Bewußtsein in eine Rivalität verwandelt. Ich bin nicht nur aktiv, wenn ich spreche, sondern ich eile meiner Rede im Zuhören des Anderen voraus; ich bin nicht passiv, wenn ich zuhöre, sondern ich spreche gemäß dem [...] was der Andere sagt. Sprechen, das ist nicht nur meine eigene Initiative; Zuhören, das heißt nicht nur, die Initiative des Anderen über sich ergehen lassen, da wir ja schließlich als sprechende Subjekte ein und dasselbe Bestreben, [...], *fortsetzen* und wieder aufnehmen.<sup>855</sup>

Diese „fortsetzen“ und „aufnehmen“ ist grundsätzlich in einem phänomenologischen Sinne gemeint. Im Sprechen antizipiere ich die Worte und setze sie, ohne ein mentales Bild von Wörtern und Sätzen zu haben, fort. Der sprachliche Fluss als eine hörende und sprechende Weise ist bzgl. ihrer Prozesshaftigkeit mit Husserls Lehre von der Zeit als eine protentionale Gerichtetheit zu verstehen. Merleau-Ponty macht dies im weiteren Verlauf des Texts deutlich: „Was wir Sprechen nennen, das ist nichts anderes als jene Antizipation und Wiederaufnahme, dieses Berühren auf Distanz, das sich selbst nicht in Begriffen der Kontemplation erfassen kann, jenes tiefe Einverständnis der Zeit mit sich selbst.“<sup>856</sup> Die Erlebniszeit kommt in einem unmittelbaren Verstehensprozess wie dem Sprechen und Hören in einer spezifischen Weise zur Deckung. Die Dynamik, die sich hier ergibt, ist durch eine antizipatorische Fähigkeit im verstehenden Sprechen und Hören zu sehen.

#### 6.2.4 Sprache und Gestiken

Im folgenden Abschnitt soll mittels der bisher erreichten Gesichtspunkte der lebendigen Sprache der Fokus auf die Gebärden und Gesten gesetzt werden. Hierbei zeigt sich, dass die strikte Gebundenheit der Sprache in Form von Zeichen – typographischen Zeichen und Lautgestalten – und eine Referenz auf Gegenstände nicht mehr gegeben ist, denn die meisten Gebärden und Gesten haben keine absolute, allgemeingültige Referenz. Daher entwickelt sich im Laufe der lebendigen Rede erst mittels dieser leiblichen Handlung, die zumeist durch die Hände und Arme entwickelt wird, der intendierte Sachverhalt des Redners und löst uns aus einer vermeintlichen Einengung der Sprache heraus:

---

<sup>855</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 158.

<sup>856</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 159.

Die Zeichen evozieren nicht nur endlos andere Zeichen in uns, die Sprache ist nicht wie ein Gefängnis, in dem wir eingeschlossen sind, sie ist kein Führer, dessen Anweisung wir blind zu befolgen hätten, denn in ihrem aktuellen Gebrauch, im Schnittpunkt jener tausend Gesten kommt schließlich das zum Vorschein, was sie besagen wollen, und dazu gewähren sie uns einen leichten Zugang, daß wir sie gar nicht mehr brauchen um uns darauf zu beziehen. Und selbst wenn wir in der Folge merken, daß wir die Sache selbst noch nicht getroffen haben, daß dieser Stillstand in der Beweglichkeit unseres Geistes nur einen Neuanfang vorbereitet, [...].<sup>857</sup>

Erst mit der Mimik, den Gebärden und den Gesten wird Sprache zu einem pulsierenden Geschehen. Insbesondere ist in diesem vitalen Geschehen der lebendigen Sprache in Form eines Zusammentretens von Gestikulierung und verbaler Erklärung die „Beweglichkeit“ des Geistes deutlich. Hier zeigt sich die Dynamik der Sprache am deutlichsten, weil jeder Moment im Zusammenhang des kontinuierlichen Ereignisses des Sprechaktes ein „Neuanfang“ für ein Folgendes ist. Insbesondere kann mit dem Zusammentreten von Geste und verbalen Worten erst der Anfang einer Philosophie der Rede – parole – gesetzt werden: „Sie [die Philosophie] kann bei der Sprache nur mit dem Finger darauf zeigen, wie durch die »kohärente Verformung« von Gesten und Tönen der Mensch zum Sprechen einer anonymen Sprache gelangt, und wie er durch die »kohärente Verformung« dieser Sprache ausdrücken kann, was nur für ihn da war.“<sup>858</sup> Die Philosophie kann nach Merleau-Ponty die sprachliche Vitalität im Akt des Sprechens und den Ursprung der Sprache nur im Rückgang auf das Zusammentreten von Sprechen und Geste bzw. Gebärde näher bestimmen.

In den Momenten, bei denen die verbale Sprache durch die Laute und die Gebärden erzeugt wird, steht sie in den meisten Fällen im Spannungsfeld zwischen dem Eigenen und dem Fremden, da wir Laute und Gebärden zumeist in der Begegnung und im Gespräch mit anderen Menschen verwenden. Das Eigene und das Fremde bzw. das, was das Leib-Ich und der Andere jeweils für sich sind, ist wesentlich durch Sprache in Form der verbalen Äußerungen und der Gestik aneinander *gewöhnt*. Gewohnheit und damit keine Fragmentierung des Bewusstseinsflusses ist eine genuine Eigenschaft der Sprache mit dem Anderen im Dialog. Merleau-Ponty arbeitet diesen Tatbestand in verschiedenen Varianten heraus. Dies bedeutet nicht, dass es kein Unverständnis gäbe und damit fragende Blicke beim Hören des Anderen völlig ausgeschlossen seien. Aber der Fluss der Sprache ist uns, für sich genommen, nicht fremd. Dieser Kerngedanke liegt nicht offensichtlich in seinen Texten dar, ist aber nichtsdestoweniger ein treibendes Motiv. Für die Dynamik der Verstehensprozesse ist dies insofern von Bedeutung, als wir im Wechselspiel des Dialogs eine geteilte Aufmerksamkeit gegenüber dem Mitmenschen haben. Spricht mein Gegenüber, so nehme ich an seinem Redefluss teil. Wichtig ist wiederum, dass der Leib in Form von Gestik eine immanente Schicht der Sprache ist und nicht nur nebenbei abläuft. Merleau-Ponty stellt die Dürftigkeit des Eindruckes bei einer bloßen Tonaufnahme eines Gespräches deutlich heraus:

Man sagt, daß die genaue Aufzeichnung des brilliantesten Gesprächs später einen dürftigen Eindruck erweckt. Hier lügt die Wahrheit. Das genau reproduzierte Gespräch ist nicht mehr

<sup>857</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 121f.

<sup>858</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 131.

## 6 Dynamik – Verstehen der Sprache

das, was es war im Augenblick, als wir es erlebten: es fehlt die Gegenwart derer, die sprachen, dieser ganze Sinnüberschuß, den die Gesten, die Physiognomien, vor allem aber die Evidenz eines abrollenden Ereignisses, einer fortlaufenden Erfindung und Improvisation dem Gespräch verleihen. Das Gespräch existiert nicht mehr, es treibt keine Verzweigungen mehr nach allen Seiten, es *ist*, verflacht zur einzigen Dimension des Klanglichen. Statt zu fesseln, berührt es uns nur noch leicht durch das Ohr.<sup>859</sup>

Gerade durch Gestik und Mimik wird eine Reihe von Sinnüberschüssen erzeugt, die der bloßen Diskursivität der Sprache abgeht. Damit hat die lebendige Sprache einen leiblichen Index. Dabei können die Gebärden mit den Händen und Armen sowohl (i) bezeichnend sein, indem wir tatsächlich auf etwas zeigen, sie können (ii) rhythmisches Beiwerk sein, indem sie ausschließlich als Akzentuierungsbewegung den Fluss der Worte und die Betonungen unterstützen und sie können (iii) durch spezifische Gesten und Trajektorien der Finger und Handbewegungen das Gesagte auf einer inhaltlichen Ebene unterstützen. Auf all diese drei Möglichkeiten werden wir genauer zurückkommen. Entscheidend ist, dass die lebendige Sprache in Form von Gestik, Mimik und Gebärde eine Schicht der Sprache freilegt, die eher die Aufgabe hat, den Gesprächspartner zu *umgarnen*, als tatsächlich etwas in einer denotativen und referenzerzeugenden Weise zu bezeichnen. Das Umgarnen des Gegenübers ist der lebendigen Sprache immanent und spiegelt das Bedürfnis wider, die eigen erzeugte Dynamik vermöge dieses Spiels von Worten und Gebärden auf die Dynamik des Anderen in einer solchen Weise wirken zu lassen, dass es für ihn ein eigenes dynamisches Erfassen wird. Darüber hinaus kommen durch die Gesten und Gebärden ikonologische Element der Sprache hinzu, die dazu dienen, durch sie hindurch etwas zur Geltung zu bringen.

Das Erlernen der Gebärden und Gesten als eine Schicht der lebendigen Sprache lässt sich als *passive Tradition* charakterisieren. Im Gegensatz zum Sprechen und Schreiben fehlt eine schulische Ausbildung der Gebärden und Gesten. Zwar gibt es immer mehr Rhetorikkurse, die gezielt auf diese Schicht der Sprache eingehen, und schon die Antike wusste um die Wichtigkeit der Gebärden und Gesten für die rhetorischen Belange.<sup>860</sup> Nichtsdestoweniger übernehmen wir zumeist diese Aspekte der leiblichen Kommunikation aus der Familie und den Ausbildungsstätten von den Lehrern und Dozenten in einer passiven Weise. Merleau-Ponty macht dies an der Beziehung zwischen Eltern und Kindern deutlich, bei der Kinder auf eine „passive Tradition“ reagieren, sofern sie die „Gesten, deren Zeuge“ sie im Sehen der Sprachsituation sind, unreflektiert übernehmen: „Aber auf jeden Fall vollziehen sich diese Veränderungen [, die die Gesten und die Sprache im Allgemeinen betreffen,] im Verborgenen; selten begreift das Kind seine Herkunft, die tiefen Emotionen, mit denen sein Leben begonnen hat, und selten zieht es daraus eine Lehre, eher läßt es sie in sich wirken.“<sup>861</sup> Die emotionalen Schichten sind in dieser passiven Übernahme mit den Gestiken zunächst noch ungeteilt und zählen hier noch zur

---

<sup>859</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 86.

<sup>860</sup> Man vergleiche hierzu Manfred Fuhrmanns Einführung *Die Antike Rhetorik*.

<sup>861</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 117.

„Tiefe“ der „Tradition der Kultur“, die sich zumeist als „Tumult und Chaos“ veräußerlicht.<sup>862</sup> Erst durch einen koordinierten Abgleich mit dem Sprechen werden die Geste und die Gebärde in eine Harmonie übergeführt, die dann eine „Tradition einer Kultur als Monotonie und Ordnung“<sup>863</sup> zeigen kann. Sofern sich die Gebärden und die Gesten dann in einem individuellen Leben stabilisieren, fallen sie nicht mehr auf und geraten daher eher in eine „Oberfläche“<sup>864</sup> einer kulturellen Gemeinschaft, wo sie sich als Gewöhnung durchsetzt.

Um weitere Schichten der Sprache freizulegen, analysiert Merleau-Ponty Sprachstörungen, bei denen Menschen nicht mehr die Differenz zu einem gegenüberstehenden Menschen erleben, und stellt gerade fest, dass hier diese Verflochtenheit zwischen dem Leib-Ich und der Sprache gestört ist: „Diese Störungen der lebendigen Rede sind demnach verflochten mit einer Störung des Eigenleibes und der Beziehung zu Anderen.“<sup>865</sup> Als Differenz zu Menschen, bei denen diese Störung nicht vorliegt, ermöglicht diese Analysen der Störungen uns aber einen Zugang, wie wir Sprache in der intakten Variante bei uns selbst beschreiben können:

Aber wie wird diese Verflochtenheit [Leib und Sprache] verständlich? Durch Folgendes: Sprechen und Verstehen sind Bestandteile eines einzigen Systems Ich-Anderer, und der Träger dieses Systems ist kein reines »Ich« [...]; es ist das mit einem Leib ausgestattete Ich, das beständig von diesem Leib überschritten wird, der es manchmal seiner Gedanken beraubt, um sich diese selbst zuzuteilen oder sich einem Anderen zuzuschreiben. Durch meine Sprache und durch meinen Leib bin ich an Andere gewöhnt. Sogar die Distanz, die das normale Subjekt zwischen sich und Andere schiebt, die klare Unterscheidung von Sprechen und Zuhören, ist eine der Modalitäten des Systems inkarnierter Subjekte.<sup>866</sup>

Der Modus, aus dem heraus Merleau-Ponty diese Tatsache beschreibt, ist die lebendige Rede und das lebendige Zuhören. Bei einem solchen Ereignis ist neben den Möglichkeiten, dass ich mein Gegenüber inhaltlich verstehe oder nicht, immer die Schicht des direkt verstehenden Zuganges da. Unter der Voraussetzung der gleichen Muttersprache ist mir ein mich ansprechender Mensch durch diese Sprache nicht fremd.

Um dies etwas genauer zu fassen, müssen wir nochmals betonen, dass Sprache sich nicht ausschließlich durch die Worte bzw. den „Lärm der Worte“ erschließt: „Sprechen und Zuhören, Handlungen und Wahrnehmung sind für mich völlig verschiedene Tätigkeiten nur dann, wenn ich über sie nachdenke, wenn ich die ausgesprochenen Worte zerlege in »motorische Einwirkungen« oder in »Bestandteile der Artikulation«, – oder die gehörten Worte in auditive »Sensationen und Perzeptionen«.“<sup>867</sup> Hierbei muss die Differenz zwischen dem, was sich im Akt des Erlebens und Vollziehens als Wirkverhältnis ergibt, unterschieden werden von einer reflektierenden Betrachtung dieses Geschehens. Letzteres ist immer notwendig, wenn wir etwas wissenschaftlich oder

---

<sup>862</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 117.

<sup>863</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 117.

<sup>864</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 117.

<sup>865</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 41. Merleau-Ponty analysiert hier u.a. Störungen der Kōnästhesie und zitiert aus Henri Wallons Werk *Les Origines du caractère chez l'enfant*. Wallon ist Psychologe, der sich unter anderem mit Störungen in der Kommunikation beschäftigt hat.

<sup>866</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 41.

<sup>867</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 41,42.

phänomenologisch deskriptiv erfassen wollen. Aber im Hinblick auf die Erlebnisverfassung gibt es keine Reflexionen, um sich mit Gebärden und Sprechen zum Ausdruck zu bringen:

Beim Sprechen *stelle* ich mir nicht ausführende *Bewegungen vor*, sondern meine ganze körperliche Ausrüstung sammelt sich, um zu Wort zu kommen und es auszusprechen, genauso wie meine Hand sich von selbst in Bewegung setzt, um zu ergreifen, was man ihr hinhält. Mehr noch: es ist nicht einmal das betreffende Wort oder der Satz, den ich anpeile, sondern es ist die Person; diese spreche ich manchmal mit einer unglaublichen Sicherheit an, je nachdem was sie für mich ist; ich benutze Worte, Wendungen, die sie verstehen kann oder auf die sie anspricht; und zumindest dann, wenn ich Taktgefühl habe, ist meine Rede zugleich Organ meiner Tätigkeit und meiner Sensibilität; diese Hand hat Augen an ihren Fingerspitzen.<sup>868</sup>

Genau was hier für das Sprechen gilt, veranschlagt Merleau-Ponty auch für das Hören. Beim Hören findet nicht bloße „*auditive Perzeption* von artikulierten Tönen“<sup>869</sup> statt. Die Worte tönen in mir wider und der „Diskurs spricht sich in mir aus“.<sup>870</sup> An anderer Stelle spricht Merleau-Ponty bezüglich des Ausdrucksphänomens sogar von einem imaginierten Wechsel der Position, wenn ich einem gegenüberstehenden Menschen zuhöre.<sup>871</sup> Wichtig ist, dass eine eingeflochtene Ebene des fühlenden Verstehens das Hören begleitet: „Ich werde angesprochen und ich verstehe. Wenn ich das Gefühl habe, ich hätte es dabei nur mit Wörtern zu tun, dann ist der Ausdruck verfehlt; und wenn er gelungen ist, dann kommt es mir so vor als ob ich da drüben denken würde, mit lauter Stimme, in diesen Worten, die ich nicht gesagt habe.“<sup>872</sup> Dies erzeugt zunächst durch ein rein auditives Signal bereits eine Spiegelung des *Hindurchs der Worte* des Anderen in mir. Der Leib kommt in der Kommunikation mit dem Anderen als gesehenes Phänomen hinzu. Da der Leib mit aktiv ist, wird dieses Tönen durch die Aktivität des Leibes des Anderen verstärkt. Das Leib-Ich hilft dem anderen Leib-Ich durch Gestik, Gebärde und Mimik das Intendierte zu vermitteln: „Das sprechende »Ich« ist in seinem Leib und in seiner Sprache eingebettet, nicht wie in einem Gefängnis, sondern im Gegenteil wie in einem Gerät, durch das es auf magische Weise in die Perspektive des anderen befördert wird.“<sup>873</sup> Dieses Phänomen der wechselseitigen Einflussnahme ist eine Art „Spiegelphänomen“, bei der „leibliche Generalität“ in der Weise „Gleichem auf Gleiches“ aufeinander einwirken.<sup>874</sup> Die Bestärkung in der Verstehensleistung des Andern geht insbesondere durch nichtdesignative Element der Gestikulierung vonstatten. Die Gebärde wird von Merleau-Ponty als ein kulturelles Geschehen gesehen und ist somit als eine Weise des Darstellens zu sehen, in der, ohne etwas zwangsweise zu bezeichnen, ein symbolischer Charakter entfaltet wird. Nicht alle Gebärden ergeben sich als ein Symbol, da sie viel eher die Tendenz haben, an das jeweilige Geschehen gebunden zu sein. Nichtsdestoweniger wiederholen sich einige Gebärden und erscheinen unabhängig vom Kontext und verweisen auf

<sup>868</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 42.

<sup>869</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 42.

<sup>870</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 42.

<sup>871</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 157: „[...] desgleichen schiebt sich, wenn ich mit einem Anderen spreche und ihm zuhöre, das, was ich höre, in die Intervalle meiner Rede ein, und meine Rede überschneidet sich seitwärts mit der des Anderen, ich höre mich in ihm, und er spricht in mir, [...]“

<sup>872</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 135.

<sup>873</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 42.

<sup>874</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 43, in der Fußnote, die sich auf einen Abschnitt auf Seite 42 bezieht.

etwas, was nicht anwesend ist – in einem Wort: Sie erscheinen als Symbol.<sup>875</sup> Für diese symbolische Eigenschaft als kulturelles Geschehen sind zwei Motive für Merleau-Ponty entscheidend. Zum einen wird durch die Gebärde ein Ausdruck mit Sinnüberschuss erzeugt, wodurch sie von Reflexen und wahllosen Bewegungen unterschieden wird. Zum anderen ist ihre immanente Strukturierung anders als die der Zeichen. Da sie nichts zwangsweise etwas bezeichnen müssen, sind sie aufgrund ihrer Vielfalt der Finger-, Arm-, Hand- und Torsobewegungen und ihrer Übereinstimmung als einheitliches Geschehen nicht durch etwas wie einem Alphabet gegeben. Ein erklärter Sachverhalt kann durch dieselbe Person mittels unterschiedlicher Gebärden analog beschrieben werden, und verschiedene Personen können für einen gleichen Sachverhalt unterschiedliche, aber doch treffende Gesten benutzen. An Merleau-Pontys Äußerungen werden diese beiden Punkte deutlicher. Zunächst bestimmt er Kultur und Sinn als Prozess, da Sinn als *Aufkommen von Sinn* in der Abfolge der sprachlichen Geschehnisse zu sehen ist:

Wir dagegen schlagen vor, die Ordnung der Kultur oder des Sinnes als originäre Ordnung des Aufkommens [avènement]+ von Sinn zu verstehen, die nicht von der Ordnung der reinen Vorkommnisse [événements] – sofern es diese überhaupt gibt – abgeleitet und auch nicht als einfache Wirkung bestimmter wenig wahrscheinlicher Begegnungen behandelt werden darf.<sup>876</sup>

Dieses *Aufkommen* unterscheidet sich wesentlich durch seinen prozessualen Charakter von einem bloßen Vorkommnis, wie es etwa bei einem faktischen, typographischen Zeichen der Fall ist. Dieser Unterschied motiviert eine andere Art von Syntax oder immanente Gliederung der Gebärde einzuführen. Dabei muss das Erzeugen von Sinn und Sinnüberschuß bei der Gebärde vorausgesetzt werden:

Gibt man zu, daß die Eigenart der menschlichen Gebärde darin besteht, über ihre einfache faktische Existenz hinaus etwas zu bedeuten und einen Sinn zu eröffnen, so ergibt sich daraus, daß jede Gebärde mit jeder anderen *vergleichbar* ist, daß sie alle auf eine einzige Syntax zurückgehen, daß eine jede einen Anfang darstellt, eine jede eine Fortsetzung oder Neuanfänge mit sich bringt, weil sie nicht, wie ein Vorkommnis, undurchsichtig, in sich geschlossen und ein für allemal abgelaufen ist; sie gilt über ihre einfache faktische Gegenwart hinaus und steht dadurch von vornherein mit allen anderen Ausdrucksversuchen im Bunde oder ist ihr Komplize.<sup>877</sup>

Die Vergleichbarkeit der Gebärden wird zu einer weiteren wichtigen Eigenschaft in der folgenden Darstellung, weil wir einzelne Gebärden mit den bildschematischen Strukturen in Zusammenhang bringen werden.

Merleau-Ponty spricht an den zitierten Stellen einerseits von Gesten und Gebärden der faktisch gesprochenen Sprache und andererseits von den Gesten, die man benötigt um in Bildern

<sup>875</sup> Man vergleiche hierzu auch David McNeills *Hand and Mind: What Gestures Reveal about Thought*. Insbesondere im Kapitel 4 *Gesture of the Concrete* widmet McNeill einen längeren Abschnitt *Gestures Are Symbols* über die symbolische Tiefe von Gesten: „Gesture are not just movements and can never be fully explained in purely kinesthetic terms. They are not just the arms waving in the air, but symbols that exhibit meanings in their own right.“, vgl. [HaMMcN], S. 105.

<sup>876</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 99. In der Fußnote: „+ Den Ausdruck übernahm Merleau-Ponty von Ricoeur. Vgl. *Signes*, Paris 1960, p.85.“

<sup>877</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 99.



tatsächlich Spuren zu hinterlassen, wodurch sie zu einer „bildnerischen Geste“ werden.<sup>878</sup> Eine „bildnerische Geste“ ist im Wesentlichen durch das Abarbeiten an Werkzeugen und handgreiflichen Materialien gebunden, wie z.B. dem Pinsel, der Farbe und der Leinwand. Wichtig für beide Weisen der Ausführungen leiblicher Bewegungen ist ihre Bereicherung als kulturelles Geschehen, da damit ein „Untersuchungsfeld“ eröffnet wird: „Zwischen allen Gebärden, die die Kultur am Leben erhalten, besteht also nicht nur eine prinzipielle *Affinität*, die sie zu Momenten einer einzigen Aufgabe macht, sondern außerdem braucht eine jede die andere in ihrer Unterschiedlichkeit, denn zwei von ihnen können nur identisch sein, wenn sie sich gegenseitig ignorieren.“<sup>879</sup> Der Nachsatz über die Identität der Gebärde erscheint ein wenig befremdlich. Insbesondere wird dieser Satz im Laufe von Merleau-Pontys Darstellungen wiederholt: „Zwei kulturelle Gebärden können also nur identisch sein, wenn sie sich gegenseitig nicht beachten.“<sup>880</sup> Man kann hier nicht von einer strengen Identität wie in der Logik oder der Mathematik sprechen, die zumeist axiomatisch eingeführt wird. Die Gebärden sind individuelle Geschehnisse, die aber im Zusammenhang mit anderen Gebärden stehen, die einem kulturellen Habitus und einer kulturellen Gemeinschaft angehören. Geht man von der Umkehrung der merkwürdigen Aussage über die Identität aus, so erschließt sich das, was Merleau-Ponty sagen will: Bemerkensich die Gebärden, so sind sie nicht identisch, da in einem solchen Moment der Eigen-Sinn der Gebärde heraustritt. In diesen Momenten erscheinen sie nicht einem gewohnten, kulturellen Kontext anzugehören. Dies geschieht dann, wenn verschiedene kulturelle Gepflogenheiten und damit Gesten der Sprache aufeinandertreffen. Kommt beispielsweise ein westlicher Sprachforscher zu einem Naturvolk, so ist nicht nur die Sprache fremd, sondern einzelne Gebärden können mitunter nicht erschlossen werden. Selbst die europäischen Länder weisen hierin unterschiedliche Arten der Führung von Armen und Händen auf. Während bei den Nordeuropäern mehr die Hände aktiv werden, sind bei Südeuropäern der gesamte Torso und die Armbewegungen aktiv und es werden weit aus größere Radien mit den Armen beschrieben. Darüber hinaus ist auch die Vielzahl der Gebärden in einigen kulturellen Räumen weitaus höher als in anderen.<sup>881</sup>

Ein prägnantes Beispiel ist das OK-Zeichen (Abb. 6.2). In einigen westeuropäischen Ländern werden hierfür der Zeigefinger und der Daumen zu einem Kreis geformt, und alle anderen Finger sind zumeist abgespreizt. In Japan bedeutet es soviel wie „Geld“, in Mexiko „Sex“ und in Äthiopien „Homosexualität“.<sup>882</sup> Die kulturellen Differenzen im Hinblick der nonverbalen Kommunikation ist weniger auf eine isolierte Sprache fixiert, sondern mehr auf die jeweilige kulturelle Gemeinschaft.

<sup>878</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 99, insbesondere erschließt sich hierdurch erst das Werk und „formt erneut Zeichen zu Zeichen, es macht neue Bedeutungen verfügbar.“ vgl. ebd, S. 99f.

<sup>879</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 100.

<sup>880</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 102.

<sup>881</sup> Man vergleiche hierzu auch Ulrich Sollmanns Vortrag am Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig, Februar 2013: *Sieh mal, wie der spricht – Körpersprache und nonverbale Kommunikation im Alltag*.

<sup>882</sup> Vgl. E. Aronson, T.D. Wilson, R.M. Akert, *Sozialpsychologie*, S. 104. Die Autoren geben über das OK-Zeichen hinaus noch andere Gesten an, die in verschiedenen Ländern und kulturellen Kreisen unterschiedlich verstanden werden, vgl. S. 104ff. Das Bild stammt als frei verfügbare Version von der Internetseite *fotosearch.com*: <http://sr.photos3.fotosearch.com/bthumb/CSP/CSP058/k22354851.jpg>.

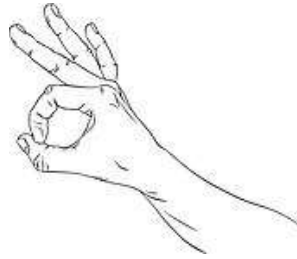


Abb. 6.2: Ok-Zeichen

Nichtsdestoweniger muss hervorgehoben werden, dass die nonverbale Kommunikation in Form von Gestik, Mimik und Gebärden eine zentrale Rolle im Hinblick auf den Prozess des Verstehens von Sprachen spielen.

Wie wir in der Einleitung zu diesem Abschnitt bereits gesehen haben, ist das pulsierende Miteinander im Dialog mit einem anderen Menschen der Ausgangspunkt der Erschließung der Sprache als vitales Geschehen. Dies trifft umso mehr auf die gesonderte Stellung der Gebärden und Gesten im Verbund mit sprachlichen Äußerungen zu. Das heißt, die Gebärde als eine leibliche Aktivität ist zumeist für jemanden anderen als stützende Erklärung notwendig. Merleau-Ponty sieht gerade in der Begegnung mit dem Anderen vermöge der Gesten einen leiblichen „Zugriff“ zur Welt. Hierbei verwendet Merleau-Ponty den Begriff „Welt“ in einem allgemeinen und in einem speziellen Sinne. Zum einen bezeichnet Welt eine imaginierte Welt, die wir im Akt der Gebärde greifen, sortieren oder ordnen wollen, oder zum anderen bezieht er sich auf die Welt des Anderen. Diese Erschließung des „Zugriffs“ der „Welt“ ergibt sich primär durch eine präreflexive Empfindungsebene, welche sich als ein immanentes, nicht repräsentatives Wissen um die leiblichen Verhältnisse des Anderen charakterisieren lässt. Dies macht Merleau-Ponty zunächst nur für isolierte Gesten und Gebärden deutlich, die nicht im Kontext einer verbalen Rede stehen, sondern die zunächst beobachtet werden. Merleau-Ponty führt hier Bemerkungen zu einem schlafenden Menschen aus – dem „Schläfer“ –, der plötzlich durch die Sonne geweckt wird und unmittelbar mit einer Geste einen Hut sucht, um sich vor der Sonneneinstrahlung zu schützen:

Es gibt eine Allgemeinheit des Empfindens – und auf dieser beruht unsere Identifikation, die Verallgemeinerung meines Leibes und die Wahrnehmung des Anderen. Ich nehme Verhaltensweisen wahr, die in dieselbe Welt eingetaucht sind wie ich, weil die Welt, die ich wahrnehme, auch noch meine Leiblichkeit mit sich zieht, weil meine Wahrnehmung so etwas ist wie der Aufprall der Welt auf mich und der Zugriff meiner Geste auf sie, so daß es zwischen den Dingen, auf die des Schläfers [bzw. des Anderen] Gesten abzielen, und diese Gesten – sofern die einen wie die anderen teilhaben an meinem Gesichtsfeld – nicht nur den äußerlichen Bezug von Gegenstand zu Gegenstand gibt, sondern wie von der Welt zu mir: einem Aufprall, und wie von mir auf die Welt: einen Zugriff.<sup>883</sup>

Der Textausschnitt bezieht sich hierbei vordergründig auf eine Geste, die nicht in einem verbal dialogischen Kontext steht: der Griff nach einem Hut zum Schutz vor der Sonne. Insbesondere geht es weniger um diese natürliche Bewegung für sich, sondern mehr um das verstehende

<sup>883</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 152.

Wahrnehmen einer solchen Geste durch eine andere Person. Nehme ich eine solche Verhaltensweise wahr, ist sie für mich nicht befremdlich und sie erschließt sich instantan, ohne dass ich hierbei einen verbale Äußerung konstruieren müsste, um dieses Verstehen zu erläutern. Dies ist zunächst das Verhältnis zwischen der Wahrnehmung einer Geste und dem unmittelbaren Verstehen dieser Geste. Doch Merleau-Ponty möchte weitergehen, denn der Text *Die Wahrnehmung des Anderen und der Dialog* behandelt im Allgemeinen<sup>884</sup> die Geste nicht ausschließlich isoliert, sondern als Begleitung einer verbalsprachlichen Äußerung. Im weiteren Verlauf des Textes führt er beides wieder zusammen, indem er nach der „Leistung“ der lebendigen Sprache fragt:

In gewissem Sinne durchbrechen die Worte des Anderen unser Schweigen nicht, sie können uns nicht mehr geben als seine Gesten; die Schwierigkeit ist dieselbe: wie können Wörter, die zu Sätzen geordnet sind, uns etwas anderes vermitteln als unser eigenes Denken; und wie können Bewegungen eines Leibes, die zu Gesten oder Verhaltensweisen geordnet sind, uns jemand anderen präsentieren als uns selbst – wie können wir in diesen Szenarien etwas anderes finden als das, was wir in sie hineingelegt haben?<sup>885</sup>

Um eine Lösung für dieses Problem zu finden, beschreibt Merleau-Ponty ein Verhältnis zwischen (a) dem eigenen Leib, (b) den gesehenen leiblichen Aktivitäten des Anderen und (c) einem Stimmigkeitsgefühl, dass dem sehenden Ich die Gesten nicht fremd erscheinen, sondern einen unmittelbaren Verstehenshorizont eröffnen. Dies gilt insbesondere auch für all jene Gebärden und Gesten, die im Verbund mit einer sprachlichen Erklärung stehen. Was hierbei zu sehen ist, lässt sich als „Aufprall“ der Welt und einen „Zugriff“ zur Welt vermöge der Geste beschreiben. Die rein sprachlichen Geschehnisse ohne jegliche Geste werden für uns als ungenügend empfunden; denn wenn wir etwas erklären, wollen wir haptisch und leiblich eingreifen. Dies geschieht ausschließlich durch die Möglichkeit der Geste als eine Konfiguration der leiblichen Aktivität, um „Welt“ im Fluss der Worte unterstützend zu ergreifen. Die vermeintlichen „Objekte“, die wir bei Gesten im Fluss der Rede ergreifen wollen, sind „von Anfang an Spielarten“ eines „fundamentalen Bezuges“ zu dem Verständnis meines Leibgegenübers – dem Anderen – und der Welt.<sup>886</sup>

Ich möchte auf das letzte Zitat und das darin enthaltene Problem des Verstehens der lebendigen Sprache weiter eingehen. Merleau-Ponty entwickelt eine kulturtheoretische Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit des bedeutsamen Verstehens mittels Gesten und Gebärden:

Desgleichen besteht die Lösung in bezug auf die besondere Geste des Sprechens darin, daß in der Erfahrung des Dialogs die Rede des Anderen bei uns unsere Bedeutungen trifft, und

<sup>884</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 147ff. Merleau-Ponty isoliert zunächst in seiner Untersuchung den Leib von der Sprache und untersucht *Verstehen* im Hinblick auf das Wahrnehmen von Gesten. Viele Gesten verstehen wir aus dem Kontext, in dem sie erscheinen. Hier macht er dies am Beispiel des Griffs nach dem Hut, zum Schutz vor der Sonneneinstrahlung deutlich. Wenn wir eine derartige Situation sehen, verstehen wir instantan, ohne eine verbale Begründungsinstanz in einem repräsentativen Sinne vor uns zu haben, was die Situation bedeutet.

<sup>885</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 154.

<sup>886</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 153. Merleau-Ponty spricht an späterer Stelle explizit von einem Verstehen des Weltbezuges einer anderen Person, wenn ich diese andere Person bei einer Geste beobachte, die sich z.B. auf einen konkreten Gegenstand bezieht; „weil aus ihnen [den Gesten des Anderen] mein eigener Weltbezug spricht.“, vgl. [PdWeMponty], S. 157. In der *Phänomenologie der Wahrnehmung* deutet Merleau-Ponty diesen Komplex des Verstehens der Gebärden und Gesten bereits an: „Der Sinn der Gebärde ist nicht einfach gegeben, er will verstanden, aktiv erfaßt werden. [...] Die Kommunikation, das Verstehen von Gesten, gründet sich auf die wechselseitige Entsprechung meiner Intention und der Gebärden des Anderen, meiner Gebärden und der im Verhalten des Anderen sich bekundenden Intentionen.“, vgl. [PdWaMponty], S. 219.

unsere Worte, wie es seine Antworten bezeugen, in ihm seine Bedeutungen treffen; wir gehen ineinander über, einer in den anderen, sofern wir zu selben Kulturwelt, und zwar zunächst zur selben Sprachgemeinschaft gehören und meine Ausdrucksakte und die des Andern derselben Institution entstammen.<sup>887</sup>

Dieselbe „Kulturwelt“ ist nicht ausschließlich durch die Worte die Phoneme, die Satzmelodie oder gar durch den Frequenzbereich einer Sprache gegeben, in dem sich die Gesamtheit des Lärms der Worte mit all ihren Verweisen aufhält. Das kulturelle Geschehen ist ebenfalls tief in den leiblichen Aktivitäten der Gesten und Gebärden eingefleischt, die nicht als willkürliche Trajektorien des Leibes, sondern als Ausdrucksakte zu verstehen sind: „Die gemeinsame Sprache, die wir sprechen, ist so etwas wie die anonyme Leiblichkeit, die ich mit den anderen Organismen teile.“<sup>888</sup> Explizit stellt Merleau-Ponty dies als eine Ausdrucksweise heraus, die nicht nur durch eine „Gemeinschaft des *Seins*“ sondern eine „Gemeinschaft des *Tuns*“<sup>889</sup> gegeben ist. Dadurch wird Sprache nicht auf die Zeichen der Worte und der verbalen Äußerungen reduziert, sondern ergibt sich als ein Geschehen zwischen und durch die Partizipanten einer Sprache:

Hier findet das Unternehmen der Kommunikation wirklich statt, und hier scheint das Schweigen gebrochen. Zwischen der »natürlichen« Gebärde (sollte man je eine einzige finden, die nicht ein Gebäude von Bedeutungen voraussetzt oder schafft) und der Sprache liegt der Unterschied darin, daß erstere gegebene Objekte aufzeigt, die unseren Sinnen ohnehin gegeben sind, wohingegen die Ausdrucksgebärde und speziell das Sprechen nicht nur Bezüge zwischen anderweitig gegebenen Begriffen aufzudecken hat, sondern darüber hinaus die Begriffe dieser Bezüge selbst. Die Sedimentierung der Kultur, die unseren Gesten und selbst zuerst von jenen Gebärden und Reden einen gemeinsamen und selbstverständlichen Boden verleiht, mußte selbst zuerst von jenen Gebärden und Reden zustandegebracht werden; und schon das geringste Nachlassen der Kräfte genügt, um diese tiefere Kommunikation zu unterbrechen.<sup>890</sup>

Dieses letzte Zitat zeigt deutlich, dass Rede und Geste zu einem „gemeinsamen und selbstverständlichen Boden“ des kulturellen Selbstverständnisses gehören. Wichtig ist zudem die Unterscheidung, auf die Merleau-Ponty aufmerksam macht. Zwischen den Gesten und Gebärden, die nicht im Verbund der Sprache stehen, und denen, die in die Rede eingeflochten werden, gibt es den Unterschied, dass die Letztgenannten zumeist einen Bezug zu den verwendeten Begriffen und deren Referenzen herstellen. Erstere – wie etwa das Verneigen beim Grüßen oder das Abheben des Hutes – sind weniger an solche Begriffe gebunden. In dieser Gebundenheit an die Sprache haben die Gesten in den meisten Fällen die Aufgabe, den intendierten „Sinn“ zu „überschreiten“, ohne dabei eine exakte Referenz zu einer lexikalischen Bedeutung der faktischen Worte zu bestimmen.<sup>891</sup> In dieser Hinsicht sind die Gebärden weniger exakte Verweisungen, wie

<sup>887</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 154.

<sup>888</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 155.

<sup>889</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 155. Mit dem Zeichen „\*“ verweisen die Herausgeber des Buches *Prosa der Welt* auf eine beigefügte Randbemerkung des Textes. In dieser Randbemerkung kann man die Unterscheidung von „Individualität“ und „Generalität“ im Hinblick auf die Sprache nachlesen. Dabei stellt Merleau-Ponty fest, dass wir in einer gemeinsamen Sprache – und dies gilt auch für die parole – ein Spannungsverhältnis zwischen individueller Ausdrucksweisen und ihrer Generalität haben: „Diese Sprache ist, wie der Andere im allgemeinen, unfaßlich, nicht thematisiert, und in dieser Hinsicht ist sie Generalität, nicht Individualität. Aber es ist so, als ob die Individualität des Empfindens bis in die Kommunikation hinein sublimiert wäre. Diese Sprache ist es, die wir im Blick haben und die also nicht auf Generalität allein beruht.“, vgl. [PdWeMponty], S. 155 in der dort aufgeführten Fußnote.

<sup>890</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 155, 156.

<sup>891</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 156.

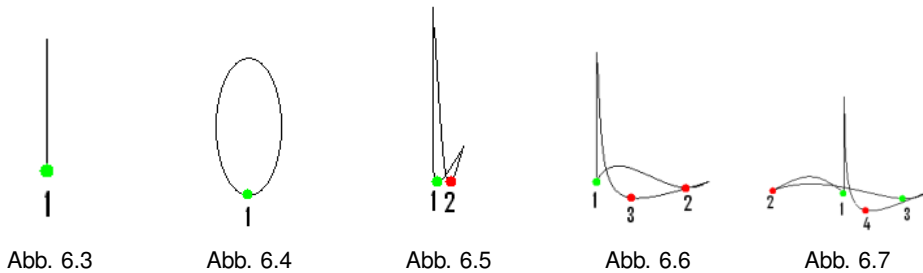
man es mit einer analytischen Perspektive auf die Worte als solches fordern kann. Es zeigt sich ebenfalls die permanente Erzeugung einer *Fülle der Sprache*, indem beständig gleichzeitig ein Sinnüberschuss vermöge der Gebärden und Gesten erzeugt wird.

### 6.2.5 Bildschematische Strukturen und Gesten

Im folgenden Abschnitt möchte ich einige Beispiele von Gesten und Gebärden anfügen, um die teilweise theoretischen Darstellungen von Merlau-Ponty anschaulich zu erläutern. Dabei kann hier nicht eine tiefe analytische Darstellung zu allen möglichen Gebärden vollzogen werden, die sich im Fluss der lebendigen Rede ergeben können. Daniel McNeills Arbeiten zu Gesten und Sprachen haben eine umfangreiche Erläuterung zu verschiedensten Gesten und Sprechsituationen erörtert und zudem eine theoretische Fundierung bzgl. der Sprache entwickelt. Positiv hervorzuheben ist auch Silva Ladewigs Text *Putting the cyclic gesture on a cognitive base*<sup>892</sup>, da hier bildschematische Strukturen in verbal geäußerten, metaphorischen Worten in einen expliziten Zusammenhang zu Gesten gestellt werden. Ladewig macht dies an dem Beispiel einer zirkulierenden Hand- bzw. Fingerbewegung deutlich, die bei prägnanten Sprachäußerungen zum Vorschein tritt. Ihre detaillierte Darstellungsweise ist sicherlich ein notwendiges Paradigma, um allen Aspekten von Gesten gerecht zu werden. Im Folgenden wird eine basalere mikroanalytische Darstellungsweise gewählt, um einige Beispiele für die leibliche Zugangsweise zur Sprache in Form von Gesten zu veranschaulichen.

Es wurde bereits angesprochen, dass Gesten und Gebärden als ein Teil der nonverbalen Sprache sich in unterschiedlichen Funktionen in die gesprochene Sprache einordnen. Sie können (i) etwas unmittelbar Anwesendes anzeigen und näher durch bloßes Zeigen erläutern, (ii) sie können als Taktgeber die Worte und damit die gesprochene Sprache in einer explizit rhythmischen Weise unterstützen, und sie können (iii) als eigene Konfigurationen in einer symbolischen Weise den Inhalt der verbalen Äußerung näher bestimmen. Diese Einteilung kann anders gewählt werden. Die letzte Kategorie lässt sich in zwei Untertypen einteilen. Einerseits (iii.a) gibt es Gesten mit einer eigenen symbolischen Konfiguration, die sich auf konkrete Begebenheiten beziehen und daher die Narration unterstützen. Andererseits (iii.b) unterstützen konkret geformte Gesten teilweise abstrakte Sachverhalte, wodurch sie nicht nur einen symbolischen Charakter erhalten, sondern eine metaphorische Dimension etablieren. Wie wir im Detail näher sehen werden, stimmen gerade diese letzten in großen Teilen mit den bildschematischen Strukturen überein. Die erste Variante von Gesten hat eine geringe metaphorische Tiefe, sondern entwickelt sich aus der jeweiligen Situation und bezieht sich dabei auf einen anwesenden Sachverhalt oder Gegenstand. Verkäufer, die ein Gerät (z.B. ein Mobiltelefon, ein Auto, eine Stereoanlage etc.) näher erklären, bedienen sich, um eine bestimmte Funktionalität näher zu erklären, zeigender Gesten. Diese sind unerlässlich, um das Gemeinte unmittelbar zum Verständnis zu bringen.

<sup>892</sup> Vgl. *CogniTextes – Revue de l'Association française de linguistique cognitive* Volume 6, 2011.



Auch in wissenschaftlichen Vorträgen oder öffentlichen Reden, bei denen ein Gegenstand oder ein Sachverhalt auf dem Bildschirm oder einer Tafel unmittelbar anwesend ist, werden ähnliche, zeigende Gesten benutzt, um den Hörenden auf das, was der Redner gerade bespricht, hinzuweisen. Wird man beispielsweise in einem Gebäude nach einem Raum gefragt, so zeigen die Befragten bei einer Kenntnis des Weges die Richtung durch Gesten an. Die Geste besteht meist in einem gestreckten Arm und wahlweise dem ausgestreckten Zeigefinger oder der flachen Hand, die unmittelbar auf das Angesprochene (die Bedienungsknöpfe, Diagramme, Bilder, Formeln, Zahlen in einer dargestellten Tabelle usw.) hinweist.

Der zweite Typ von Gebärde (ii) verhält sich anders im Verbund des Geschehens der lebendigen Rede zur Bedeutung des Gesprochenen. Sie läuft vermeintlich beiläufig ab und setzt die Akzente in der Sprachmelodie. Diese Gebärde hat die Funktion, die einem Taktgeber wie dem Dirigenten eines Orchesters gleichkommt. Damit verleiht man seiner Aussage einen Nachdruck ohne direkt eine Verbindung zum Inhalt der Aussage herzustellen. Beim Dirigenten sind diese Zeichen im Gegensatz zur parole sanktioniert und vorgeschrieben. Nichtsdestoweniger lässt sich an seinen Taktfiguren der Charakter der Bewegung und die Trajektorien, die die Hand dabei vollzieht, veranschaulichen. Die Abbildungen 6.3 bis 6.7 zeigen vier Schlagfiguren vom einteiligen bis zum vierteiligen Takt. In der Sprache kommt als Untermalung des Gesagten im Wesentlichen nur ähnliche Figurationen vor, wie sie beim einteiligen (Abb. 6.3 und 6.4) und beim zweiteiligen Takt (Abb. 6.5) zu erkennen sind. Die Gesten gehen auf eine unmittelbare zeitliche Betonungsstruktur ein und ergeben sich als ein rhythmisches Gefüge von Hand-, Arm- oder Torsobewegungen.

Gehen die Gesten nicht ausschließlich auf die zeitliche Akzentuierung ein, so können sie sich auf verschiedene Weisen auf den Inhalt der Rede beziehen. Einerseits können gleiche Handbewegungen mehrere Bedeutungen haben und andererseits kann umgekehrt ein Sachverhalt durch verschiedenen Körper- und Handbewegungen zum Ausdruck gebracht werden: „Wir bestreiten nicht das Eigentliche der sprachlichen Sedimentierung: wenn das den kritischen Sprachformen eigene Vermögen nicht darin besteht, die Bedeutungen von den Zeichen, den Begriff von der sprachlichen Geste loszulösen, so besteht es doch zumindest darin für dieselbe Bedeutungen mehrere Ausdruckskörper bereitzustellen, [...]“<sup>893</sup> An dieser Stelle des Textes spricht Merleau-Ponty von Körperbewegungen, die sich „überschneiden“ und „wiederaufnehmen“ um „eine einzige Anordnung“ zu gestalten. Ich möchte versuchen einige Beispiele zu bringen, um diesen letzten

<sup>893</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 128.

Sachverhalt aus Merleau-Pontys Erläuterungen zu veranschaulichen.

Der metaphorische Begriff der *Ebene* ist in den Geisteswissenschaften, aber auch in der alltäglichen Sprache ein viel verwendeter Ausdruck um verschiedenen Sachverhalte zu erklären, die zu einer Thematik gehört: „Der Konflikt beider Ehepartner wurde zum Ende hin auf unterschiedlichen, zwischenmenschlichen Ebenen ausgefochten.“ „Der Psychologe schaute sich seine Befindlichkeit auf verschiedenen Ebenen genauer an.“ „Der Philosoph beleuchtet viele Ebenen des kulturellen Verstehens des Menschen.“ Bedient man sich dieser räumlichen Metapher, so kann sie in einer gehaltenen Rede mit verschiedenen Handformen untermalt werden. Zum einen kann die Metapher „Ebene“ mit der flachen Hand begleitet sein, bei der der Handrücken nach unten oder nach oben zeigt (Abb.6.8, Abb.6.9). Andere Redner bedienen sich einer Handform, bei der die Finger in einem Winkel von etwa 90 abgeklappt sind (Abb.6.10). Dies zeigt, dass hier *keine* Eindeutigkeit der Verwendung der Geste vorliegt: Mehrere Ausdruckskörper werden demnach für denselben metaphorischen Sachverhalt verwendet.



Abb. 6.8



Abb. 6.9



Abb. 6.10

Ein Beispiel für den Typ (iii.a) (Geste und Narration) ist durch folgende Beschreibung gegeben. Der Redner erzählt im Zusammenhang seiner Geschichte – einem Erlebnis –, dass er die „Straße entlang gelaufen ist“ und macht im Moment des Ausspruches dieses Satzes eine Gebärde mit beiden Händen. Dabei ist die linke Hand etwa auf Bauchhöhe gebeugt, die Finger sind bis auf den Zeigefinger eingeklappt. Die rechte Hand ist etwas oberhalb der linken Hand und der



Abb. 6.11



Abb. 6.12

Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand bewegen sich hin und her, während die rechte Hand entlang des linken Zeigefingers geführt wird. Offensichtlich symbolisiert die linke Hand in der Verlängerung des linken Zeigefingers eine Straße und die rechte Hand mit der Wechselbewegung des Zeige- und des Mittelfingers die Bewegung der Beine beim Laufen (Abb. 6.11, Abb. 6.12). Diese Geste orientiert sich an einer narrativen Erzählstruktur und hat in dem Sinne ikonologische

Elemente, als die Form der Straße und die Form der laufenden Beine mittels eines Spiels der Finger nachgebildet werden. Die Bewegung ist kurz und gliedert sich nahezu beiläufig in die Erzählung ein.

Eine weiteres typisches Beispiel für eine Gebärde ist durch die Metapher des „Teilens“ gegeben. Folgende Beispielsätze gehören hierzu: „Der Arbeitsablauf muss in wohlüberlegte Arbeitsschritte eingeteilt werden.“ „Der Markt muss zwecks Wettbewerbsfähigkeit aufgeteilt werden.“ „Die geistige Kapazität des Menschen kann in unterschiedliche Fähigkeiten eingeteilt werden.“ Eine viel verwendete Geste zu solchen Sätzen, in denen diese Metapher des Teilens und Separierens verwendet wird, besteht in einem Ablauf von mehreren Gebärden. Oftmals gibt man durch beide Hände eine Distanz an, der den Bereich symbolisiert, der zu unterteilen ist (Abb.6.13). Direkt anschließend macht die eine Hand, zumeist als flache Hand geformt, eine schneidende Auf- und Abbewegung (Abb.6.13-6.17). Diese Abfolge geschieht schnell innerhalb weniger Sekunden und kann auch durch Variationen abgeändert sein. Der Bereich, der geteilt wird, kann auch durch eine kreisziehende Bewegung mit einem Zeigefinger symbolisiert werden. Die Gebärde der Unterteilung kann optional selbst durch einen bloßen Finger vollzogen werden.



Abb. 6.13



Abb. 6.14



Abb. 6.15



Abb. 6.16



Abb. 6.17

Eine weitere räumliche Metapher ist das Abfallen und Ansteigen: „Die Kurse am DAX sind angestiegen“, „Die Spannung im Film hat zum Ende hin abgenommen.“, „Sein Erregungszustand ist angestiegen.“ Es gibt unterschiedliche Varianten, diese Sätze bei Erklärungen in einer Rede mit Gebärden zu untermalen. Aus der Sicht des Redners beginnt die dazugehörige Geste im ansteigenden Fall typischerweise mit einer ziehenden Bewegung der flachen Hand oder des Zeigefingers von links unten nach rechts oben (Abb.6.18, Abb.6.19) und im abfallenden Fall von links oben nach rechts unten (Abb.6.19, Abb.6.20). Man imitiert eine schiefe Ebene, die man zumeist aus dem Bestreiten von Wegen kennt. Eine andere Variante einer Geste, die das Abfallen und Ansteigen symbolisiert, ist das bloße Anheben der einen Hand von unten nach oben, bzw. im abfallenden Fall von oben nach unten. Hier liegt dann eher die Analogie zu Wassersäulen vor, die bei einer Veränderung der Wassermenge in Gefäßen ansteigend oder abfallend sind. Die zugrundeliegenden Konzepte verschränken sich und müssen nicht einheitlich in allen Sprachen so konzeptionalisiert sein.



Abb. 6.18



Abb. 6.19



Abb. 6.20



Abb. 6.21



Verbale Beschreibungen von Emotionen werden in verschiedensten Metaphern beschrieben.<sup>894</sup> Offensichtlich ersetzen diese verbalen Beschreibungen nicht die Empfindungstiefe und das eigentliche emotionale Erleben. Nichtsdestoweniger sprechen wir in der verbalen Sprache über Emotionen zumeist in einer metaphorischen Weise, wobei wesentlich wieder räumliche Metaphern verwendet werden. Ein Beispiel ist das *Ergriffen sein von etwas*, z.B. „Die Liebesszene im gestrigen Film hat mich ergriffen.“ Diese zunächst unbestimmte Haltung zu einem Erlebnis kann in einer verbalen Erklärung durch die folgende Gebärde begleitet sein: Der Sprecher hält eine offene, krallenförmige Hand zu sich und schließt sie in einer Bewegung auf seinen Körper hin (Abb.6.22, Abb.6.23). Der Sprecher scheint in einer simulierenden Weise seine Aussage zu stützen. Er imitiert im Wesentlichen den Akt des Greifens, in dem er die Hand schließt, während er sie an sich heranführt.



Abb. 6.22



Abb. 6.23

Die Unsicherheit eines Sachverhaltes wird von vielen Rednern mit einer rotierenden Hin- und Herbewegung der flachen Hand dargestellt (Abb.6.24, Abb.6.25). Die Drehachse liegt dabei meist um die Längsachse der Handfläche und wird in einem schnellen Zyklus nahezu wackelnd hin und her bewegt. Instabilität und Schwankungen werden hiermit figurativ nachgezeichnet. Sätze wie „Dies führt zu einer Unsicherheit.“, „Die Befindlichkeit der Person ist instabil.“, „Seine Bereitschaft ist nicht gesichert.“ können hiermit untermalt sein.



Abb. 6.24



Abb. 6.25

Eine weiteres immer wieder auftretendes Mittel in öffentlichen Reden ist das Fixieren und Erläutern verschiedener Standpunkte. Die einfachste Variante ist durch „pro und contra“ oder durch Sätze ausgedrückt, die mit „einerseits ... und andererseits ...“ oder „zum einen ... und zum anderen ...“ beginnen. Es geht bei solchen Ausführungen um verschiedene und teilweise entgegengesetzte Standpunkte. Interessanterweise können hierbei unterschiedliche Weisen für

<sup>894</sup> Einen detaillierten Überblick über Emotionen und Metaphern findet man in Zoltán Kövecses Buch *Emotions and Metaphors*.

Ausdrucksgesten vorkommen. Eine Möglichkeit ist, abwechselnd beide Hände nacheinander in jeweils eine Richtung vom Körper, mit der Handrückenseite nach unten zeigend, zu öffnen (Abb.6.26-Abb.6.28). Es gibt aber auch Redner, die beide Hände jeweils in eine Richtung vom Körper weg bewegen und dabei im Wechsel einmal die eine Hand nach oben und die andere nach unten geöffnet haben (Abb.6.29, Abb.6.30). Hier zeigt sich, dass für ein Sachverhalt – hier am Beispiels „pro contra“ bzw. „einerseits andererseits“ – unterschiedliche, aber doch treffende Gesten verwendet werden.



Abb. 6.26



Abb. 6.27



Abb. 6.28



Abb. 6.29



Abb. 6.30

Zwei letzte Beispiel möchte ich hier anführen, um zu zeigen, dass auch bei abstrakten Beschreibungen komplexe Gesten entstehen können. Eine Abfolge von Gesten bezieht sich auf eine Beschreibungsweise, die ein Redner unter der Verwendung des Begriffes „Metaebene“ verwendet. „Wenn wir dies auf der grundlegenden Ebene verstanden haben, können wir eine Metaebene einführen und so tun, als könnten wir die Entitäten auf der grundlegenden Ebene einzeln entheben und für sich betrachten.“ Offensichtlich ist dieser Satz aus einem abstrakten Erklärungszusammenhang entlehnt. Bei dieser Erklärung hat der Redner die eine Hand waagerecht mit der offenen Hand nach oben geformt und mit der anderen Hand macht er mittels dreier Finger – Zeigefinger, Mittelfinger und Daumen – eine greifende Bewegung, als hebe er tatsächlich etwas von der flachen Hand hoch (Abb.6.31, Abb.6.32). Diese Bewegung umschreibt für einen sehr kurzen Moment innerhalb eines längeren Erklärungszusammenhanges eine kurze Sequenz. Es zeigt sich hier der imaginierte Aspekt, der immer wieder bei der lebendigen Rede zutage tritt. Man will die Welt tatsächlich ergreifen und behilft sich bei abstrakten Erklärungen mit konkret anmutenden Handbewegungen.



Abb. 6.31



Abb. 6.32

Eine andere komplexe Geste gehört zu der folgenden verbalen Erklärung: „Sofern man beginnt eine längere philosophische Arbeit zu schreiben, muss man einen Pflock im philosophischen Gelände einschlagen, um sein Gebiet abzustecken, von dem aus man seine Problemstellung bearbeiten möchte.“ Dieser Hinweis ist offensichtlich voller räumlicher Metaphern und bildschematischer Strukturen. Die Geste, die hierzu gehört, besteht darin, dass der Redner im Moment der

Worte „Pflock . . . einschlagen“ mit der rechten Hand eine lockere Faust auf Schulterhöhe bildet und dabei eine leichte und zügige Schlagbewegung von sich weg vollzieht. Mit dem Nachsatz „... von dem aus man seine Problemstellung bearbeiten möchte.“ wird im Anschluss eine kreisende Bewegung mit dem Zeigefinger um die Stelle vollzogen, in der zuvor die Faust in der schlagenden Bewegung hingeführt worden ist (Abb.6.33-Abb.6.40). Diese komplexe Bewegungsfolge verläuft nahezu beiläufig, aber untermalt die Aussage in einer imitierenden Weise. Der Leib durchführt fast selbständig in einer phantasierenden Vollzugsweise einen „Zugriff“ zu einer vermeintlich vorliegenden „Welt“. Der Redner hat sich diese Bewegung nicht vorher überlegt, sondern der Leib übernimmt autonom eine immanente Strukturierungsschicht der lebendigen Rede.



Abb. 6.33



Abb. 6.34



Abb. 6.35



Abb. 6.36



Abb. 6.37



Abb. 6.38



Abb. 6.39



Abb. 6.40

Fassen wir die wichtigsten Aspekte dieses Abschnittes zu den Gesten und Gebärden zusammen: Betrachtet man die lebendige Rede – parole – näher, so zeigt sich neben den Worten und den verbalen Äußerungen der Leib als herausragender und gleichzeitig sich im Hintergrund vollziehender Prozess der Sprache. Da wir selbst mit unserem Leib ein immanentes, präreflexives Wissen um diesen Leib haben, können wir durch die visuelle Wahrnehmung von Gesten und Gebärden dieser Schicht der parole ohne weiteres folgen und gelangen hierdurch zu einem vollständigen Bild der Fülle der Sprache. Diese Fülle der Sprache ergibt sich einerseits durch die Vielschichtigkeit der Gesten und Gebärden, die sich nicht auf ein lexikalisches Wissen reduzieren lässt, sondern durch Ungenauigkeit und Vieldeutigkeit ausgezeichnet ist. Die Dynamik des Verstehens von Sprache besteht hier also explizit in einer bloßen *Verweisung* durch die Gesten. Andererseits können Gebärden eine explizite symbolische Kraft entfalten und orientieren sich an erläuterbaren Konfigurationen, die unmittelbar zur verbalen Aussage passen.

### 6.2.6 Die Melodie der Rede

Eine weitere Ebene, die sich neben den Gebärden, der Mimik und der Gesten ergeben, ist alles, was neben den bloßen Worten als Lautgestalt in eine nichtbezeichnende Weise mit einght. Die Hebung und Senkung der Melodieführung des Satzes, die Beschleunigung und Verlangsamung der Wortführung und die Rhythmik sind ebenso wichtig wie die beabsichtigte Thematik der Worte. Man könnte hier das umfangreiche Vokabular der Zeitmaße bzw. Tempi der Musik heranziehen. In einem wütenden Zustand und in einem Streitgespräch zwischen Lebenspartnern ist ein *Allegro* oder *Vivace* der Worte eher zu finden. Wenn ein Kind zögerlich vor sich hin stottert, weil es vor den Eltern ein Vergehen gestehen muss, ergeben sich die Worte im Gegensatz

zu einem Streitgespräch eher als ein *Largo*. Besser für solche Beschreibungen wären dann die Tempiänderungen. Das letztere Beispiel mit dem Kind entspräche dann einem *ritardando*, wohingegen das Streitgespräch einem *affrettando* nahe käme. Diese melodischen Aspekte der *parole* sind ebenfalls leiblich verankert, gleichwohl sie als zeitliche Lautgestalten und -wandlungen zu auditiven Entsprechungen werden und eine Eigenstrukturierung verfolgen, deren immanente Gliederung anders ist als leibliches Gebärden. Wichtig ist, dass eine weitere Schicht der *parole* vorliegt, die unabhängig ist von der lexikalischen und der grammatikalischen Ebene der Worte:

Nicht indem ich mein ganzes Denken in Worte deponiere, aus denen die Anderen es dann entnehmen, verständige ich mich mit ihnen, sondern mit meiner Kehle, meiner Stimme, meiner Betonung und natürlich auch mit den Worten, den bevorzugten Satzkonstruktionen und mit dem eigenen Zeitmaß, die ich jedem Satzteil zugestehe, komponiere ich ein Rätsel von der Art, daß es nur eine einzige Lösung zuläßt, bis der Andere, der diese mit Schlüsseländerungen, mit Punktierungen und Kadenzen gespickte Melodie stillschweigend begleitet, sie auf seine Rechnung nimmt und mit mir aufsagt was dann Verstehen heißt.<sup>895</sup>

Merleau-Ponty zieht hier die Parallele zur Melodie. Der Nachsatz pointiert zudem, was beim Hören geschieht: Wie immer dies im Detail aussehen mag, der andere spricht zu uns, indem wir ihn einerseits stillschweigend begleiten und es in uns innerlich spricht. Andererseits aber nehmen wir im Hören bereits dabei etwas auf unsere Rechnung, d.h. wir lassen nicht nur die bloßen Wörter und Sätze auf uns wirken, sondern wir erfassen etwas und bringen es eigens unmittelbar zur Darstellung. Zunächst bezieht sich dies auf das bloße Hören und ließe sich auf das Hören einer Radiosendung oder eines Hörbuches anwenden. Ist der Andere gegenwärtig, so geschieht mehr, denn die ineinander verflochtenen Elemente der Semantik, der Melodieführung und die oben angegebenen Gebärden konstituieren das Gesamtgeschehen der Sprache.

### 6.2.7 Das Ereignis des Lesens und der schriftstellerischen Tätigkeit

Im folgenden Abschnitt wende ich mich einer phänomenologischen Analyse der schriftlichen Sprache zu. Ausgangspunkt bildet das Ereignis des Lesens und der schriftstellerischen Tätigkeit, die ebenfalls in Merleau-Pontys *Die Prosa der Welt*, vor allem im Abschnitt *Die indirekte Sprache*, behandelt werden. Die nachstehende Darstellung hat das Ziel eine Phänomenologie des Lesens und der schriftstellerischen Tätigkeit vor dem Hintergrund der bisher erreichten Ziele anzufertigen. Bisher haben wir neben den Punkten aus der Einleitung zu diesem Abschnitt die Fülle der Sprache durch semantische Ungenauigkeit herausgestellt und hierin einen Aspekt der Pluralität der Verweisungsmöglichkeiten in Sprechakten gesehen. Die Worte in ihren Phrasen und Satzkonstruktionen sind nicht immer eindeutig, und das Verstehen hängt unter anderem von der Ausdrucksfähigkeit ab. Ein gelungener Ausdruck im Sinne einer lebendigen Sprache ist immer dann gegeben, wenn der Ausdruck etwas nicht explizit Gesagtes hat, i.e. eine bloße Verweisungsstruktur muss gegeben sein, anderenfalls zeigt die sprachliche Äußerung nur. Zudem haben wir gesehen, dass die Sprache im Hinblick auf ihre einzelnen Einheiten wie Lexeme,

<sup>895</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 52.

Flexionen, Grammatik und lexikalischen Bedeutungen unbemerkt bleiben. Wir benötigen kein Metawissen über Sprache, um uns zu verstehen. Dieses *Unbemerkt-Bleiben* der Sprache, gleichwohl die Sprache angewendet wird, wird uns im folgenden Abschnitt wieder begegnen. Weiterhin sollen die Unterschiede zur parole der gesprochenen Sprache herausgestellt werden. Sie bestehen im Wesentlichen in einer Differenz der leiblichen Abwesenheit eines Anderen, i.e. eines anderen Menschen.

Viele der Darstellungen im Abschnitt *Die Indirekte Sprache* beziehen sich auf einen Vergleich der schriftstellerischen Tätigkeit und des Malens. Nicht alle Ausführungen, die Merleau-Ponty in diesem Abschnitt angefertigt hat, sind für die vorliegenden Thematik – das Lesen und das Schreiben – von entscheidender Bedeutung. Nichtsdestoweniger gelten alle Bemerkungen, die Merleau-Ponty in dem Abschnitt *Die indirekte Sprache* für die Malerei angefertigt hat, mit notwendigen Einschränkungen auch für die Sprache: „Alles dies, was auf die Malerei zutrifft, trifft auch auf die Sprache zu.“<sup>896</sup> Diese einleitenden Bemerkung müssen wir im Weiteren berücksichtigen, sofern wir Merleau-Pontys Ergebnisse für eine Erklärung des Lesens und der schriftstellerischen Tätigkeit heranziehen wollen.

Die Analyse zu einer Phänomenologie des Lesens vollzieht Merleau-Ponty nicht explizit, sondern die Analyse zur Sprache geschieht einheitlich einmal mit dem Bezug zur *parole* und einmal mehr mit einer Vertiefung zum Erleben von geschriebener Literatur. Insofern sind alle bisherigen Ergebnisse mit den notwendigen Einschränkungen und Abwandlungen für eine Analyse des Ereignisses des Lesens verwertbar. Die notwendigen Einschränkungen und Abwandlungen bestehen in der Tatsache, dass wir keinen leibhaftigen Menschen als den *Anderen uns* gegenüber haben, der in einer Situation der geteilten Aufmerksamkeit im Fluss der Worte, i.e. im Dialog mit mir steht. Aufgrund von Gestik und Mimik ist dies eine wesentliche Strukturveränderung. Darüber hinaus werden die Struktureigenschaften wie (a) *Fülle* durch semantische Ungenauigkeit und (b) die Ganzheit der Sprachphrasen als Hintergrund des Spracherlebnisses auch für die gelesene Sprache gelten. Daher gilt folgende Aussage für beide Weisen der Sprache:

Wenn wir sagen, daß ein isoliertes Zeichen nichts bedeutet und daß die Sprache immer auf Sprache verweist, da ja jederzeit immer nur einige Zeichen aufgenommen werden, dann behaupten wir zugleich, daß sie ebenso sehr ausdrückt durch das, was *zwischen* den Worten liegt, wie durch die Worte selbst und ebenso sehr durch das, was sie nicht sagt, wie durch das, was sie sagt; [...].<sup>897</sup>

Hier zeigt sich bereits mit der Bemerkung auf die isolierten Zeichen ein erster Hinweis darauf, dass die Diskursivität, i.e. das Nacheinander der Wörter, nicht alles ist beim Lesen. Das *Zwischen den Worten* wird sich als das *Verweisungspotentialität* der einzelnen Worte erweisen müssen, die in einer imaginativen Weise sowohl beim lesenden und hörenden Verstehen aktiv sind.

Beim Lesen ist etwas Analoges wie beim hörenden Verstehen zu erkennen, gleichwohl beide benennbare Differenzen aufweisen. Die Differenz besteht im Wesentlichen darin, dass die oben

<sup>896</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 89, notiert am Rande der ursprünglichen Schrift.

<sup>897</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 65.

beschriebenen nichtdesignativen Elemente, wie etwa Mimik und Gestik, überhaupt nicht vorkommen. Die Sprache wird in ihrer vordergründigen Erlebnisweise auf die diskursive Eigenschaft – die Nach-und-nach-Strukturierung der Buchstaben, Sätze, Gedankenbeschreibungen, Seiten usw. – vermeintlich beschränkt. Das Analoge zum Sprechen und zum hörenden Verstehen besteht darin, dass das Medium der Sprache in gewisser Hinsicht durch ihre Ereignishaftigkeit in den Hintergrund gerät, aber dabei nicht verschwindet. Der ursprüngliche Eigen-Sinn der Wörter geht einerseits verloren und spielt insofern keine Rolle, als wir im Fluss der Satzführung die lexikalische Bedeutung nicht präsent haben. Andererseits ergibt sich durch diese Verschiebung im Hintergrund ein nichtspezifischer Bedeutungshorizont, der an die Gesamthematik des Textes oder – im Fall des hörenden Verstehens – an der Thematik der Rede orientiert ist. Die Sprache bleibt in gewisser Hinsicht beim Lesen unbemerkt:

Nun ist es wohl ein Ergebnis der Sprache, selbst unbemerkt zu bleiben in dem Maße, wie es ihr gelingt, etwas auszudrücken. Je nachdem, wie sehr ein Buch mich fesselt, sehe ich die Buchstaben auf der Seite nicht mehr, ich weiß nicht mehr, wann ich die Seite umgeblättert habe; durch all diese Zeichen, all diese Blätter hindurch meine und erreiche ich immer dasselbe Ereignis, dasselbe Abenteuer, bis ich sogar nicht mehr weiß, unter welchem Blickwinkel, in welcher Perspektive sie sich mir darboten; [...]<sup>898</sup>

Man muss natürlich sehen, dass sich dieses *allmähliche Ergeben* beim Lesen zu einem Verständnis der Ganzheit entwickelt. Diese Ganzheit ist insofern partiell erweiterbar, als sie sich auf Satzgefüge, Absätze, Kapitel und ganze Bücher beziehen kann. Beim Lesen vergisst man die einzelnen Einheiten, wie immer diese selbst zu charakterisieren sind. Insofern tritt Sprache beim Verstehen in den Hintergrund, wobei dies keine Herabsetzung der einzelnen Worte oder Sätze bedeutet. Ohne Hintergrund gibt es keinen Vordergrund. Das Lesen selbst im Sinne der Satz-für-Satz-Durcharbeitung – oder mindestens Absatz-für-Absatz-Durcharbeitung – bleibt bestehen und muss auch durchgeführt werden. Nur macht dies nicht das Erlebnis des Lesens aus. Im Nachhinein bleibt nur die Ganzheit: „Genauso ruht ein großes Buch, ein großes Theaterstück oder ein Gedicht in meiner Erinnerung als Ganzes.“<sup>899</sup>

Dieser Aspekt des *Unbemerkt-Bleibens* ist uns schon bei den Gesten aufgefallen. Gesten dürfen sich nicht allzu sehr in den Vordergrund des Gesamtgeschehens drängen, denn erst so unterstützen sie die Fülle der Sprache. Sie ergeben sich als nicht-designative Elemente, die trotzdem den Gesamtzusammenhang der Rede etablieren können. Diese Eigenschaft des *Unbemerkt-Bleibens* setzt sich in der gelesenen Sprache fort und ist eine Konstituente für die Eigenschaft der Sprache, als *im Fluss* bzw. dynamisch zu gelten. Der Unterschied besteht darin, dass beim Lesen der Eigensinn der Zeichen unbemerkt bleibt, wohingegen bei der gesprochenen Sprache die Gesten und der Redefluss der Worte zwar anwesend sind, aber ihre Eigenstrukturierung unbemerkt bleibt. Nichtsdestoweniger geht Merleau-Ponty im Hinblick auf das Lesen noch weiter: „Wenn jemand [. . .] es verstanden hat sich auszudrücken, dann geraten die Zeichen sogleich

---

<sup>898</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 33.

<sup>899</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 34.

in Vergessenheit, und zurück bleibt allein der Sinn; die Vollkommenheit der Sprache besteht offensichtlich darin, unbemerkt zu bleiben.<sup>900</sup> Für die gelesene Sprache heißt dies, dass wir in uns eine Sinnverfestigung durch einen dynamisch gefühlten Impuls von Stimmigkeit haben, der unabhängig von den typographisch festgehaltenen Zeichen ist: „Die einmal erkalteten Worte fallen zurück auf die Buchseite in ihrer Eigenschaft als einfache Zeichen, und gerade weil sie uns weit über sich selbst hinausgeführt haben, kommt es uns unglaublich vor, daß wir durch sie auf so viele Gedanken gekommen sind.“<sup>901</sup>

Was neben dieser bisher erläuterten Pluralität der Bedeutungen während des Verstehens der parole wichtig ist, kommt von dem, was wir für die Sprache selbst schon mitbringen. Dies ist ein immanentes Verständnis von syntaktischen und konventionellen Gegebenheiten der internen Struktur der Sprache. Wir wissen, auch ohne ein Germanistik-, Romanistik-, Anglizistikstudium usw. genau, wann etwas grammtikalisch oder idiomatisch, wortsprachlich falsch verwendet worden ist, sofern wir unsere Muttersprache sprechen. Dies kommt durch ein präreflexives direktes Verstehen der Muttersprache.<sup>902</sup> Wenn sich der Verstehenshorizont während des Lesens ergibt, damit mich die Worte „plötzlich wecken“ und „das Feuer“ um sich „greift“ und meine Gedanken „entflammt“, geschehen zwei Dinge.<sup>903</sup> Zum einen entfaltet sich Folgendes: „Ich habe meine Sprachkenntnisse beigesteuert; alles was ich vom Sinn dieser Worte, dieser Formen, dieser Syntax schon wußte, habe ich mit eingebracht.“<sup>904</sup> Dieses Wissen ist prozessual und ergibt sich nicht vermöge einer internen Abfrage der grammtikalischen Regeln oder der lexikalischen Bedeutungen. Das Lesen ergibt sich als eine eigen gelernte Strukturierung. Zum anderen findet aber noch das Folgende statt: „Ebenfalls beigesteuert habe ich meine ganze Erfahrung von Anderen und von Ereignissen, alle Fragen, die sie in mir zurückgelassen hat, jene noch offenen, unerledigten Situationen und auch solche, deren gewöhnliche Lösungswege ich nur zu gut kenne.“<sup>905</sup> Geht man auf die oben eingeführte Triade Wirken, Erfassen und Darstellen beim Lesen zurück, so bringt man beim Lesen neben dem immanenten Wissen um die Sprache, die Syntax und die Bedeutung auch das des Eigenen und die eigenen Erfahrung in den Darstellungsprozess mit ein. Dieses Darstellen ist durch das Leben im Fingieren und Phantasieren gegeben. Das Buch hat sich daher „all dessen bedient, was ich beigesteuert habe, um mich darüber hinaus zu locken [...]“.<sup>906</sup> Erst so kann ein lebendiges Interesse an Literatur entstehen, wobei die erzählerische Literatur sich im Spannungsverhältnis zwischen dem dargestellten erzählten Erfahrungshorizont und dem eigenen Erfahrungshorizont bewegt. Denn der „Roman“ etwa, der mit einem „uner-

<sup>900</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 34. Diese Aussage gilt a.a.O. sowohl für das Sprechen als auch für die geschriebene Sprache.

<sup>901</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 34.

<sup>902</sup> Man unterscheidet Muttersprache von Erstsprache. Was im Einzelnen dazu führt, dass wir so etwas wie eine Muttersprache besitzen und sich beim Zweitspracherwerb eine derartige Perfektion in der Beherrschung der Sprache nicht ergibt, ist umstritten und Forschung. Man vergleiche hierzu die einführenden Bemerkungen in Hilke Elsens Buch *Erstspracherwerb: Der Erwerb des deutschen Lautsystems*, insbesondere, S. 20ff.

<sup>903</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 35.

<sup>904</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 35.

<sup>905</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 35.

<sup>906</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 35.

schöpflichen Bedeutungsschatz“ ausgestattet ist, beginnt „unsere *Imago* von der Welt und die Dimensionen unserer Erfahrung zu dezentrieren, aufzulockern und auf einen neuen Sinn hin auszuweiten.“<sup>907</sup> Mit anderen Worten tritt der „Roman“ „in unsere Erfahrung ein, wandelt sie um, noch vor jeder expliziten Bedeutung“.<sup>908</sup> Merleau-Ponty betont hier die Fähigkeit der erzählenden Literatur nicht nur einen Handlungsstrang zu erläutern, der mit expliziten partiellen Bedeutungen gefüllt ist. Dies trifft sicherlich zu, damit überhaupt literarisches Material vorliegt. Aber vor jeder expliziten Bedeutung (partielle Szenen, Begegnungen der Protagonisten, Dialoge usw.), wandeln sich in einer unbestimmten Weise die eigenen Erfahrungen mit den dargestellten, um eine neue Verweisung prozessual zu erzeugen, was letztlich das Erlebnis des Lesens konstituiert.

Eingangs haben wir die klare Differenz zwischen dem Lesen und der gesprochenen Sprache betont: Beim Sprechen kommen weitaus mehr präsentative Momente wie Gestik und Mimik und oftmals ein breitgefächertes Bedeutungs- und Verweisungshorizont des Gesagten zum Zuge als in der geschriebenen Sprache. Wenn wir mit Merleau-Ponty feststellen, dass die gesamte Eigenerfahrung beim Lesen zum Zuge kommt, müssen wir anerkennen, dass hierbei Bewegungstrajektorien ebenfalls mit einbezogen werden. Das Gestische und emotional angereicherte Gebärden kann gerade in Literatur, in der das Leben und zwischenmenschliche Beziehungen verhandelt werden, zur Geltung kommen. Wir fingieren diese erzählten Lebensweisen oder Beziehungsgeflechte der dargestellten Personen. Hier tritt bereits erlebte, gesprochene Sprache in das Lesen ein, da anderenfalls die beschriebenen menschlichen Situationen in Romanen und Erzählungen uns überhaupt nicht ergreifen könnten:

Der Augenblick des Ausdrucks ist genau der, wo die Beziehung sich umkehrt, wo das Buch vom Leser Besitz ergreift. Die gesprochene Sprache, das ist jene, die der Leser mitbrachte, es ist die Menge der Bezüge zwischen etablierten Zeichen und verfügbaren Bedeutungen, ohne die er seine Lektüre erst gar nicht hätte anfangen können und die das Sprachsystem und das Insgesamt der Texte dieser Sprache konstituiert, [. . .], Ist die Sprache einmal erworben, so kann ich leicht zur Illusion gelangen, ich hätte sie aus eigener Kraft verstanden: sie aber ist es, die mich umgestaltet und befähigt hat, sie zu verstehen. Nachträglich sieht so aus, als ob sich alles ohne Sprache abgespielt hätte, [...] <sup>909</sup>

Zunächst sehen wir wieder, wie Sprache unbemerkt bleibt. Darüber hinaus spielt sich bei uns etwas im Lesen ab, was insbesondere durch die erlebten Situationen, die wir aus unserer eigenen Lebensgeschichte kennen, einbringen. Die Sprache ist demnach nur eine „Aufforderung, in ihm [dem Leser oder Hörer] selbst schon bereitliegende Bedeutungen zu entdecken.“<sup>910</sup> Es ist eine „List“ des Schriftstellers, in uns gemeinsame Bedeutungen „anklingen“ zu lassen.<sup>911</sup> Neben diesem bewusst breit angelegten Bedeutungshorizont kommt aber gerade auch der Leib mit seinen Potentialitäten beim Lesen zum Tragen: „Aber eben dieses Vermögen, mich durch die Lektüre selbst zu überschreiten, verdanke ich der Tatsache, daß ich sprechendes Subjekt,

---

<sup>907</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 110.

<sup>908</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 110.

<sup>909</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 36.

<sup>910</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 37.

<sup>911</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 37.



sprachliches Gestikulieren bin, genauso wie meine Wahrnehmung nur möglich ist durch meinen Leib.“<sup>912</sup>

Die Gestikulierungsfähigkeit und der Leib werden selbst beim Lesen erfordert. Dies kann auf zwei Weisen geschehen. Zum einen in der Möglichkeit, geistig das Beschriebene nachzufingieren: Schlachten, Kampfsituationen, erotische Beschreibungen, Konflikte. Hier verschränken sich imaginierte Bilder mit Gefühlsimpulsen. Zum anderen bleiben wir im Allgemeinen nicht ausschließlich ruhig beim Lesen. Wir lächeln, wenn uns etwas Heiteres beim Lesen begegnet, sind angespannt, wenn eine sich anbahnende Konfliktsituation gut beschrieben ist, und sind erregt, wenn erotische Liebesbeschreibungen dargelegt werden.

Bei allen individuellen Verstehensweisen der geschriebenen Sprache ergeben sich im Fluss des Lesens – des Romans, der Anekdote, des Kapitels, der Erzählung usw. – immer wieder Brüche und Neuorientierungen. Sie sind gleichbleibende Phänomene im Lesen und sind genreübergreifend, d.h. derartige Brüche und Neuorientierungen finden in Erzählungen, im Comic und im Roman gleichermaßen statt. Es sind Überraschungsmomente, die eine vermeintlich sich aufbauende Erwartungshaltung mehr oder weniger stören. Man spricht im allgemeinen vom Spannungsbogen in der gelesenen Literatur. Merleau-Ponty spricht in diesem Zusammenhang von einer Überraschung, die sich ergeben muss. Dabei legt er die Voraussetzung zu Grunde, dass die Lektüre eines Buches im Wechselverhältnis zu einem Anderen – dem Autor – steht:

Aber wenn das Buch mich wirklich etwas lehren, wenn der Andere wirklich ein Anderer sein soll, dann muß es dahin kommen, daß ich in einem bestimmten Augenblick überrascht, desorientiert werde und wir uns nicht mehr in dem treffen, was wir an Ähnlichem, sondern in dem was, wir an Verschiedenen haben; und dies setzt eine Umformung meiner selbst voraus wie die des Anderen: es ist unumgänglich, daß unsere Verschiedenheiten nicht mehr so etwas wie dunkle Qualitäten sind, sondern Sinn annehmen.<sup>913</sup>

Das oben bereits angesprochenen Motiv der Begegnung mit dem Anderen bleibt beim Lesen bestehen. An der zitierten Stelle sehen wir, dass diese Begegnung des Anderen beim Lesen durch die Weise des Umformens ausgezeichnet ist. Dieses Umformen speist sich durch eine Spannung zwischen der vermeintlich herausgelesenen Intention des Autors und des eigenen Erfahrungshorizontes:

Desgleichen [wie beim visuellen Sehen eines Anderen] muß mir beim Lesen die Intention des Autors für einen gewissen Augenblick entgehen, er muß sich entziehen; dann trete ich zurück, nehme einen neuen Anlauf, oder setze mich darüber hinweg, und erst später läßt mich eine glückliche Wendung darauf zurückkommen und führt mich zum Zentrum der neuen Bedeutung; ich gelange dann zu ihr auf derjenigen ihrer Seiten, die bereits zu meiner Erfahrung gehörten.<sup>914</sup>

Das Wechselspiel zwischen dem Eigenen und dem Fremden beim Lesen und dem Verstehen von Gelesenem findet gerade in der Literatur und bei philosophischen Texten immer wieder statt. Wir stocken, wenn wir etwas nicht verstehen, und lesen dann weiter, um den Fluss des Lesens nicht

<sup>912</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 37.

<sup>913</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 157.

<sup>914</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 157.

zu behindern. Sofern sich eine Bedeutung auftut, passiert es, dass wir die Seiten zurückblättern und der Sinn sich erst beim wiederholten Lesen ergibt. Dann verstehen wir insofern die ersten Seiten, als wir bereits auf das hinkommen, was der Autor uns verständlich machen wollte.

Die imaginative Tiefe beim Lesen, aber auch bei der schriftstellerischen Tätigkeit ist wesentlich, um hier die Dynamik des Verstehens von Sprache zu erklären. Ohne diese Eigenschaft könnte weder ein Moment der Unterhaltung oder des Nachvollziehens stattfinden. Gleichwohl wir uns durch die Diskursivität der symbolischen Form der Sprache durcharbeiten müssen – wir müssen die Bücher lesen, indem wir sie Satz für Satz durchgehen – findet mehr statt. Dieses Mehr ist eine Mischung aus Stimmigkeitsimpulsen – das namenlose Fühlen –, mentalen Bildern und einer Vermeinungsstruktur, die sich auf Wortfetzen richtet und sich als Assoziationssplitter ergeben. Diese drei Aspekte müssen zusammentreten, sofern wir uns schriftstellerisch betätigen oder uns im Modus des Lesens befinden. Merleau-Ponty sieht hier Ähnlichkeit zur Arbeit eines Malers:

Die Arbeit der Sprache ist ähnlich [zu der eines Malers]: gegeben ist eine Erfahrung, die banal sein kann, die sich aber für den Schriftsteller zu einer gewissen, äußerst präzisen Lebenswürze verdichtet; gegeben sind im übrigen Worte, Formen, Wendungen, eine [sic] Syntax und sogar literarische Gattungen, Erzählweisen, die durch ihren Gebrauch schon mit einer allgemeinen Bedeutung versehen sind und jedem zur Verfügung stehen, und jetzt muß die Sprache diese Instrumente auswählen, anordnen, handhaben und auf eine solche Weise traktieren, daß sie dasselbe Lebensgefühl vermitteln, das dem Schriftsteller jederzeit innewohnt, das sich aber in einer imaginären Welt und im transparenten Leib der Sprach entfaltet.<sup>915</sup>

Es scheint hier die Sprache nahezu selbständig und von sich aus nach dem richtigen Ausdruck zu suchen. Sie benutzt die Worte und Wendungen nur, um eine Erinnerung oder eine Erfahrung zur Darstellung vermöge einer sprachlichen Struktur zu wecken. Der „Akt des Malers und der des Schreibens“ beginnen „autonom“ zu werden.<sup>916</sup> Dies trifft auf einen erwachsenen Menschen zu, der die Sprache beherrscht. Interessant ist in dem obigen Zitat die Umkehrung. Nicht ein Mensch bedient sich der Sprache, sondern die Sprache als ein *Mehr der bloßen Worte* bedient sich der Worte, um etwas zum Ausdruck zu bringen. Im Darstellungsmoment der schriftstellerischen Tätigkeit liegt letztlich wie in der Malerei eine Perspektivierung zu Grunde. Es werden Perspektiven gebildet, die „selber die Verwirklichung und die Erfindung einer beherrschten Welt, die ganz und gar in unserem Besitz ist, in einem momentanen System, von dem der spontane Blick uns höchstens Umriss darbietet.“<sup>917</sup> Diese Einschränkungen erzeugen in uns die Entwicklungsmöglichkeit des Verstehens im Schreiben oder mit anderen Worten: Hier wird Sprache in ihrer zeitlichen Formentwicklung dynamisch, da sie zum Zuge kommt und *etwas* in einer Ausdruckssuche zur Darstellung bringt.

Diese Ausdruckssuche in der schriftstellerischen Tätigkeiten verläuft mit *notwendigen Abänderungen* so wie das faktische Lesen; denn die Imagination spielt in diesem Geschehen im Kampf mit den Worten eine erhebliche Rolle. Die notwendigen Abänderungen und damit der Unterschied

<sup>915</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 69.

<sup>916</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 71.

<sup>917</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 75.

zur schriftstellerischen Tätigkeit besteht darin, dass wir erst zur Darstellung der Worte kommen müssen:

Wenn er [der Schriftsteller] die Sprache, in der er schreiben wird, angenommen hat, so liegt alles noch vor ihm, er muß seine Sprache im Inneren dieser Sprache neu gestalten, sie liefert ihm nur eine äußere Kennzeichnung der Dinge der ersehnte Kontakt zu ihnen steht nicht am Anfang der Sprache, sondern am Ende seiner Bemühungen; und in diesem Sinne maskiert die Existenz einer gegebenen Sprache die wahre Funktion der Rede eher, als sie uns diese zeigt.<sup>918</sup>

Dabei sind wir einerseits schöpferisch tätig, andererseits ist dies selbst immer ein Verhalten zur persönlichen Vergangenheit und die Tradition der Kultur. Ähnlich wie ein Maler muss der Schriftsteller sich in einem Spannungsfeld von dem, was (i) von „den Dingen“, (ii) von den „Vorgängern“ – also andern Schriftstellern – und (iii) „was sein Eigenes ist“<sup>919</sup> bewegen. Hierbei muss er einen „Akzent“ wieder aufgreifen: „In dieser dreifachen Wiederaufnahme [(i)-(iii)] setzt er fort, indem er überschreitet, bewahrt er, indem er zerstört, und deutet, indem er verformt; [...]“<sup>920</sup> Das *Hindurch der Worte* ist für die schriftstellerische Tätigkeit immanent und eine wesentliche Weise, die Dynamik zu beschreiben. Die Ausdruckssuche, die Merleau-Ponty in Anlehnung an Husserl als „Stiftung“<sup>921</sup> bezeichnet, geht davon aus, dass wir einen Moment der „Fruchtbarkeit“ erzeugen. Dieser ist zwar vorübergehend, aber „gerade weil er einzigartig ist und vorübergeht,“ kann er „niemals aufhören, gewesen zu sein oder universell zu sein.“<sup>922</sup> Dabei spricht Merleau-Ponty im Akt des Schöpfens von „kulturellen Tätigkeiten“, „die eine Tradition eröffnen“ und weiterhin als kulturelle Veräußerlichung Geltung erhalten will. Im Schreiben sind wir von diesem kulturellen Hintergrund geleitet, und dies macht Dynamik des Schreibens aus. Wir bewegen uns im Spannungsfeld zwischen Schöpfen und Tradition: „[...] das *Vergessen der Ursprünge*, die Pflicht, auf andere Weise neu zu beginnen, der Vergangenheit nicht ein Über-leben [sic] zu verleihen, das nichts als eine heuchlerische Form des Vergessens ist, sondern die Wirksamkeit einer Wiederaufnahme oder einer Wiederholung, welche die edle Form des Gedächtnisses ist.“<sup>923</sup> Wir erzeugen Sprache durch das Hindurch, was uns bekannt ist, und erzeugen hieraus den Ansatz, etwas zu Papier zu bringen. Die schriftstellerische Tätigkeit ist daher im Vollzug geleitet durch Bekanntes. Dieses Bekannte liegt nicht diskursiv – also in einem hintereinander – vor, sondern in einem bekannten, präsenten Stimmigkeitsimpuls, der zu einer Darstellung in Form von Worten drängt. Diese Weise des *gerichtet auf* . . . ist präsent und gespeist von dem, was uns bekannt ist. Daher macht es Sinn, mit Merleau-Pontys Worten von einer edlen Form des Gedächtnisses zu sprechen.

Eine wesentliche Modalität des Verstehens bei der schriftstellerischen Tätigkeit ist insbesondere

<sup>918</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 88.

<sup>919</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 88.

<sup>920</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 88.

<sup>921</sup> [PdWeMponty], S. 88, insbesondere verwendet Merleau-Ponty das deutsch Wort *Stiftung* auch in der französischen Ausgabe.

<sup>922</sup> [PdWeMponty], S. 88.

<sup>923</sup> [PdWeMponty], S. 88.

durch das Medium gegeben, mit dem wir schreiben. Beim Sprechen haben wir bereits die Analogie der Melodieführung zur Erzeugung der Laute vermöge der Kehle, des Mundes und der Stimmbänder gesehen, die einen nichtdesignativen Gesichtspunkt der gesprochenen und lebendigen Sprache konstituieren. Im Hinblick des Schreibens sind wir auf die Hände angewiesen, die für sich in unterschiedlicher Weise Sprache zur Darstellung bringen: Das Tippen auf einer Tastatur und das Schreiben mit einem Schreibgeräte, wie Bleistift oder Füllfederhalte. Bereits Heidegger erwähnt in seiner Parmenidesvorlesung den Unterschied zwischen dem Schreiben mit dem Stift und dem Tippen mit der Schreibmaschine, worin er nicht nur Weisen der Darstellung sieht, sondern explizit eine Veränderung eines Verhältnisse des Menschen zum Wort. Das Tippen auf der Maschine zerstört nach Heidegger das Wort:

Der moderne Mensch schreibt nicht zufällig mit der Schreibmaschine und diktiert (dasselbe Wort wie Dichten) in die Maschine. Die Geschichte der Art des Schreibens ist mit ein Hauptgrund für die zunehmende Zerstörung des Wortes. Dieses kommt und geht nicht mehr durch die schreibende und eigentliche handelnde Hand, sondern durch deren mechanischen Druck. Die Schreibmaschine entreißt die Schrift dem Wesensbereich der Hand, und d.h. des Wortes. Dieses selbst zu etwas Getipptem.<sup>924</sup>

Das Medium, mittels welchem bei der schriftstellerischen Tätigkeit etwas zu Darstellung kommt, ist wesentlicher Aspekt der Dynamik des Verstehens. Wohingegen beim Schreiben aufgrund der längeren Gewohnheit und insbesondere durch die kontinuierliche Führung des Schreibgerätes eine geringere Hemmung des Schreibens mit einer leichteren Führung des Wortes und des Satzes einhergeht, ist man beim Tippen weitaus mehr an den typographischen Druck der Buchstaben gewöhnt. Nichtsdestoweniger verkennt Heidegger die Tatsache, dass auch das Schreiben im Zuge des Erlernens in den ersten Schuljahren schwerfällig ist und mit einer ähnlichen Hemmung im Fluss der Federführung einhergeht wie das Tippen an der Schreibmaschine. Merleau-Ponty hat seinen eigenen Zugang und erkennt hier, dass das Ausführen der Worte und das damit einhergehende Verstehen im Akt des Schreibens wesentlich durch die Hände und Finger bestimmt sind. Die Hand ist autonom und nicht durch eine intendierte reflektierte Weise am Schreiben beteiligt: „Und die Hand, mit der wir schreiben, ist eine Geisterhand, die in der Bewegungsformel so etwas wie einen natürlichen Begriff aller besonderen Fälle besitzt, in denen sie sich gegebenenfalls realisieren muß.“<sup>925</sup> Hierbei denkt nicht etwa die Hand selbst, aber sie ist in der Lage, in allen Situationen unsere einheitliche und persönliche *Schrift* auszuführen, ohne dass die Buchstaben, Wörter und Sätze im Leib enthalten wären:

Unsere Schrift ist stets wiederzuerkennen, ob wir nun die Buchstaben mit den Fingern der Hand auf ein Papier zeichnen oder sie unter zuhilfenahme des ganzen Armes mit Kreide auf die Tafel zeichnen, denn unsere Schrift ist in unserem Leib nicht enthalten als da Vermögen einen gewissen absoluten Raum zu umschreiben unter ein für allemal von anderen, sondern sie ist in ihm enthalten als allgemeines Vermögen, das in der Lage ist einen beständigen [von Gesten ?] zu formulieren, der alle erforderlichen Transpositionen zuläßt.<sup>926</sup>

<sup>924</sup> Vgl. [ParHej], (Gesamtausgabe Bd. 54), S. 119.

<sup>925</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 96.

<sup>926</sup> Vgl. [PdWeMpony], S. 96.

Von der typographischen Seite der Schrift her geht Merleau-Ponty noch weiter und sagt, dass dieser Typus der Schriftführung wesentlich getragen ist durch die Form; denn wir „schreiben im wahrgenommenen Raum, in dem Ergebnisse gleicher Form auf Antrieb analog sind und in dem die Unterschiede des Maßstabes sofort behoben sind.“<sup>927</sup> Bei all diesen Erläuterungen hat Merleau-Ponty mehr die Ausführung der Schriftzeichen vor Augen als die Zeichen selbst oder die Bedeutung dieser Zeichen. Das Schreiben ist eine Weise des Beherrschens, in der unser Verhältnis der Imagination, der Handfertigkeit der Schriftführung und die Worte in eine einheitliche Aktion gebracht werden. Was beherrscht wird, ist diese Aktion selbst und das Verhältnis zu diesem Ausdruckswunsch. Selbst dies ist wiederum ein Aspekt, der den gesamten Hintergrund des Schreibgeschehens ausmacht. Wir dürfen nicht vergessen, dass es immer eine Thematik des Schreibens gibt, die überhaupt der Anlass ist, etwas zu Papier zu bringen. Die Geburtstagsgrüße, die Urlaubskarte, das Meldeformular und der literarische Text fordern von uns verschiedene Weisen im Umgang mit den Worten, was sich im Prozess des Schreibens niederschlägt.

### 6.3 Dynamik des sprachlichen Verstehens

Die Sprache und das sprachliche Verstehen sind in der Philosophiegeschichte auf unterschiedlichste Weisen behandelt worden. Es reicht von der exakten logizistischen Ansätzen<sup>928</sup> über strukturalistischen<sup>929</sup> bis hin zur Sprechakttheorie<sup>930</sup>. Viele dieser Theorien suchen nach Regeln der Sprache – eine Grammatik der Sprache – und versuchen sie entweder durch ein Erlernen als gemeinschaftliche Praxis zu erklären oder sogar als angeboren zu postulieren. Der vorliegende Abschnitt hat sich bewusst dieser umfangreichen Diskussion entzogen und geht auf eine deskriptive und weniger postulierende Perspektive der Sprache zurück. Die Idee ist, das Ereignis der Sprache herauszuarbeiten und dabei die vielen Momente der Sprache zur Geltung zu bringen, die sich nicht in eine Regel zwängen lassen, sondern als prozessuales Ausdrucksgeschehen verstanden werden können. Im Rahmen des gesamten 5. Kapitels haben ich dabei drei Gesichtspunkte entwickelt:

- (i) Sprache liegt als Verstehensweise in der Zeit und ist ein Geschehen. Dieses Geschehen baut sich entweder als verbale Struktur durch Töne und Laute auf und ist zumeist durch Geste und Gebärden begleitet; oder Sprache kommt als tatsächlich typographisch festgehaltenen Zeichen vor und ist dann durch den Akt des Lesens oder die schriftstellerischen Tätigkeit gegeben. Beide Akte sind zu unterscheiden und weisen strukturelle Unterschiede auf. Wohingegen die verbale Sprechaktsituation zumeist eine Weise gegenüber einem Anderen ist, erleben wir Lesen und schriftstellerische Tätigkeit nicht gegenüber jemanden, der leiblich anwesend ist. Zwar hat die Sprache als zeitliches Nacheinander immer

---

<sup>927</sup> Vgl. [PdWeMponty], S. 96.

<sup>928</sup> Gottlob Frege, *Begriffsschrift. Eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens*.

<sup>929</sup> Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*.

<sup>930</sup> John Searle, *Sprechakte: Ein sprachphilosophischer Essay*.

eine diskursive Struktur aber in den drei Weisen – Sprechen, Lesen, Schreiben – gibt es präsentative Momente, wodurch die eigentliche diskursive Struktur in den Hintergrund gerät.

- (ii) Neben diesen allgemeinen Beschreibungen zur Dynamik des Verstehens in Form von Sprechen und Lesen habe ich an exemplarischen Stellen bildschematische Strukturen berücksichtigt. Einerseits gibt es eine ganze Reihe von metaphorischen Beispielen, die zeigen, dass die Theorie, wie sie von Johnson vorgestellt wird, plausibel erscheint. Es gibt räumliche Metaphern in der Sprache, die wir in der Strukturierung der Sprache nur verstehen, wenn zuvor die zu Grunde liegenden Bewegungen leiblich erlebt worden sind. Andererseits ist die Rede von einem *Mapping*, einem reinen Abbilden, von bildschematischen Strukturen aus rein leiblichen Bewegungen auf sprachliche Strukturen unplausibel. Es kann nichts bloß abgebildet (mapieren) werden, da dieser Vorgang unklar ist. Wenn wir metaphorisch von Kräften, Behältern, Balance usw. sprechen, führen wir die ursprünglich zu Grunde liegenden Bewegungen nicht aus. Sprechen und damit Sprache ist offensichtlich eine andere Weise des Verhaltens als leibliche Bewegungen. In Anschluss an Schwemmer möchte ich daher von einer basaleren *Bezogenheit* sprechen als von einem Mapping. Diese Bezogenheit akzeptiert die Tatsache, dass wir Leiber haben und vor jedem Spracherwerb mit dem Leib verstehend die Welt erschließen. Darüber hinaus ist die Bezogenheit dadurch ausgezeichnet, dass dieses leibliche Verstehen vor dem sprachlichen Verstehen liegen muss. Damit ist jedoch kein monokausaler Zusammenhang zwischen leiblichem Verstehen und sprachlichem Verstehen gegeben. Was ein Kind im einzelnen Fall dazu bewegt, eine räumliche Metapher oder räumliche Konzepte in seine Verstehensweisen zu integrieren, ist unterschiedlich. Die Bezogenheit kann in Form eines Ausdrucksaktes partiell in Form von Gesten oder Gebärden zum Vorschein kommen, was ich im Anschluss an die Analyse zu Merleau-Pontys Sprachtheorie entwickelt habe: Es gibt verbale Äußerungen, die mit spezifischen herausstechenden Gebärden übereinstimmen. In diesen wenigen Momenten können sich sprachliche und leibliche Verstehensweisen aufeinander beziehen, und in diesem Sinne treten bildschematische Strukturen als dynamische Verstehensweisen aus den zwei Sphären – leibliches und sprachliches Verstehen – tatsächlich zusammen. Mit Merleau-Ponty können wir sehen, dass dieses Zusammentreten einen spezifischen Sinnhorizont erzeugt.
- (iii) Es ist mir wichtig zu zeigen, dass Lesen, Sprechen und Schreiben im Hinblick auf die Sprache verschiedene zeitliche Strukturierungen haben und somit eine andere Dynamik aufweisen. Sie alle teilen den diskursiven Gesichtspunkt der Sprache; denn sie sind *mehr oder weniger* durch ein Nacheinander gekennzeichnet. Beim Sprechen kommen saliente Gesten und Gebärden hinzu, die ein präsentatives Moment im Verstehenszyklus der diskursiv sich ergebenden Sprachstruktur erzeugen. Lesen und Schreiben hängen stark vom Kontext ab, in dem geschrieben und gelesen wird. Füllt man ein Formular aus, so ist dieser

## 6 Dynamik – Verstehen der Sprache

Akt im Wesentlichen durch die pure Diskursivität der Sprache ausgezeichnet. Schreibt man einen literarischen Text, so kommen im Hinblick auf den sich ergebenden Text präsentative Strukturen der Imagination hinzu, die aus Gefühlsimpulsen und mentalen Bildern bestehen können. Diese Unterscheidung zwischen dem Formular und dem literarischen Text sind nur extreme Weisen auf einer Skala von möglichen Arten der Texterzeugung. Ähnliches gilt für das Lesen. Beim Lesen sind wir weitaus mehr an einen fremden Text gebunden, so dass hier implizit ein Verhältnis zu einem anderen – dem Autor – entsteht. Zudem entwickelt man beim Lesen keinen Text und meine intentionale Gerichtetheit im Fluss der sich ergebenden Sprache ergibt sich passiv.

Im folgenden und letzten Kapitel wende ich mich der letzten Sphäre der Dynamik von Verstehensprozessen zu, dem Denken selbst. Mit Schwemmer haben wir die Unterschiedlichkeit, aber bereits auch eine mögliche Bezogenheit im Hinblick auf sprachliches Denken gesehen. Vieles von dem, was wir im letzten Kapitel gesehen haben, werden wir wieder aufgreifen.

## 7 Dynamik – Verstehen und Denken

### 7.1 Dynamik des Denkprozesses

In diesem Kapitel wende ich mich dem Denken selbst zu. Im Rahmen der Fragestellung nach der Dynamik von Verstehensprozessen könnte man zum Schluss kommen, dass das Denken am prädestinierten für das Verstehen vorgesehen ist. Philosophiegeschichtlich ist Verstehen<sup>931</sup> nichts anderes als Denken im Sinne des cogito bzw. im Sinne der rationalen Schlüsse, d.h. dem inneren sprachlichen Sprechens.<sup>932</sup> Die Reflexion über irgendeinen Gegenstand wird als Denken bezeichnet. Wie wir gesehen haben, gibt es jedoch Weisen des Verstehens, die nicht der Reflexion geschuldet sind. Die Vielzahl der leiblichen Aktivitäten, die Verstehen im Sinne einer adäquaten Handlungs- und Bewegungsäußerung etablieren, sind präreflexive Arten des Verstehens. Gestaltpsychologische, präreflexive Mustererkennung ist ebenfalls eine Weise des Verstehens und im Wesentlichen nicht mit den reflexiven Denkweisen identisch. Insgesamt ist im Zuge der Ausrichtung der vorliegenden Arbeit das Denken nicht identisch mit dem Verstehen. Das Problem entfacht sich an einer exakten Definition des Denkens selbst: Was ist Denken?<sup>933</sup> Reduziert man es auf rationale Schlüsse, so ist es eine Weise des Verstehens. Ist Denken

<sup>931</sup>Eine genauere Analyse des Begriffs des Verstehens geht auf Wilhelm Dilthey zurück. In *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* wird zwar primär eine Unterscheidung zwischen dem Erklären und dem Verstehen gesucht, um eine Unterscheidung der Natur- und Geisteswissenschaften zu formulieren. Nichtsdestoweniger entwickelt Dilthey eine Theorie des Verstehens. Es ist geht ihm um einen „Rückgang auf ein geistiges Gebilde“, denn beim „Verstehen“ entstehen geistige Objekte, vgl. [GSDilBd7], S. 14ff. Mit dem Begriff des Erlebens und des Ausdruckes geht Dilthey über diese zunächst geistige Sphäre hinaus; denn auch Gestik und Mimik sind für Dilthey Weisen des Verstehens, vgl. [GSDilBd7], S. 18ff. Enge Bezüge zu der in dieser Arbeit behandelten Thematik findet man in Diltheys Ästhetik *Die geistige Welt Einleitung in die Philosophie des Lebens*. Gerade in Diltheys Analyse zum Schaffungsprozess beim Dichten in der Poetik findet man Ideen zu einer Prozessphilosophie des Verstehens: „Bildungsprozesse sind also alle die zusammengesetzteren Vorgänge in der Seele, sofern sie vom Zusammenhang des Seelenlebens aus erwirkt werden und nicht nur feste Vorstellungen unterscheiden, ineinssetzen, beziehen, in das Bewußtsein heben oder aus ihm verdrängen, sondern Veränderungen in diesen Wahrnehmungen oder Vorstellungen zur Folge haben. Und zwar besteht eine solche Veränderung nie in der Neuschöpfung von Inhalten, die nirgend erfahren wurden, sondern nur im Ausfallen einzelner Inhalte oder Verbindungen, in der Verstärkung oder Verminderung, welche nun aus dem Material der Erfahrung zu einer Wahrnehmung oder Vorstellung hinzutreten.“, Vgl. [GSDilBd6], S. 142. Ergänzend muss natürlich auch Max Webers Unterscheidung von *aktuellen* Verstehen und *erklärenden* Verstehen gesehen werden, vgl. [WuGWeber], S. 2ff und Webers Aufsatz *Über einige Kategorien der Verstehenden Soziologie*. in [GAzWWeber], besonders S. 408ff. Die Begriffe sind bei Weber eher operativ für die soziologische Forschung gedacht, sodass Alfred Schütz Überlegungen zur zeitlichen Entfaltung von Verstehen in Anlehnung an Husserl und Bergson eher zu den hier dargestellten Überlegungen passen. Man vgl. dazu Schütz Werk *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt.*, besonders S. 62-197.

<sup>932</sup>Man vergleiche etwa Bertrand Russells *The Philosophy of logical Atomism*: „The process of sound philosophizing, to my mind, consists mainly in passing from those obvious, vague, ambiguous things, that we feel quite sure of, to something precise, clear, definite, which by reflection and analysis we find is involved in the vague thing that we start from, and is, so to speak, the real truth of which that vague thing is a sort of shadow.“, S. 4. Mit seiner Theorie von atomistischen Propositionen ([TPoLARus], S. 47ff) entwickelt Russell ein Methode, wie über abstrakte Verhältnisse – wie etwa die Mathematik – gedacht werden soll. Man kommt hierbei nach Russells Vorstellung schwer um das Denken über Wort herum: „In thinking about abstract matters, the fact that the words for abstractions are no more abstract than ordinary words always makes it easier to think about the words than about what they stand for, and it is almost impossible to resist consistently the temptation to think about the words.“, vgl. [TPoLARus], S. 136.

<sup>933</sup>Heidegger hat in seiner kleinen Schrift *Was heißt Denken?* seine eigene Antwort auf diese Frage gegeben. Er sieht hier einen unaufhörlichen Prozess, der zu erlernen und zu wiederholen ist; denn das „zu-Denkende wendet sich vom Menschen ab“, vgl. S. 5. Er sieht hierin einen ständigen „Entzug“ als ein „Ereignis“, dem man sich immer wieder von neuem zuwenden kann, S. 5f. Heidegger steht daher in völligem Kontrast zu Russells logischen Atomismus, der von einer wirklichen Verfügbarkeit des zu denkenden spricht. Nichtsdestoweniger entwickelt



wirklich alles, was dem Bewusstsein zugrunde liegt, also auch Wahrnehmung und leibliche Interaktion, so wäre alles Verstehen Denken. Letzteres widerspricht aber der Auffassung, dass Sinnliches nicht Begriffliches ist. Ausgangspunkt für die weitere Untersuchung ist daher eine konzeptionelle Unterscheidung zwischen Verstehen und Denken.

In dieser Arbeit kann nicht die Philosophiegeschichte im Hinblick des Denkens aufgerollt werden. Für die Frage nach der Dynamik des Denkens werde ich mich daher auf die phänomenologischen Ergebnisse beschränken, die wir bisher angereichert haben. Hierzu zählt die Lehre der Intentionalität, auch die Lehre von der Protention und der Retention. Zudem möchte ich weiterhin die konzeptionelle Unterscheidung zwischen den *noetischen Wandlungen* und der *Noema* als Gedankeninhalte aufrecht erhalten. Alles haben wir bisher in der Auseinandersetzung mit der husserlschen Phänomenologie bereits gesehen. An konkreten Beispielen werde ich versuchen zunächst einen Umriss zu erstellen, um die aus der bildschematischen Theorie entstammenden Beispiele für kognitive Prozesse anzuschauen. Schließlich werde ich mittels Husserls Ergebnissen aus dem Buch *Phantasie und Bildbewusstsein* und mit Paul Valéry's *Leonardotexten* deutlich machen, dass das Denken als „inneres Drama“ ein vielschichtiges Phänomen ist. Es lässt sich weder auf bloße mentale Bilder, noch auf logische atomare Schlüsse noch auf bloße Begriffe reduzieren.

## 7.2 Bildschematische Strukturen und der denkerische Prozess

Verfolgt man die psycholinguistische und philosophische Debatte über die bildschematischen Strukturen – image schemas –, so wird im Zusammenhang des kognitiven Vermögens zumeist auf die Fähigkeit der mentalen Rotation – mental rotation – verwiesen.<sup>934</sup> In diesem Abschnitt möchte ich auf diese Fähigkeit und auf die Weise, wie es in der philosophischen Debatte dargestellt wird, kritisch Bezug nehmen. Mein Ziel ist es, aus einer phänomenologischen Perspektive heraus zu fragen, was genau im Einzelnen passiert, wenn wir derartige Aufgaben lösen. Das Ergebnis dieser Analyse soll einerseits bereits eine Antwort darauf geben, wie die Dynamik dieses Vorganges beschrieben werden kann. Damit gebe ich also implizit eine deskriptive Antwort auf die Frage nach der Dynamik des Denkens. Das Ergebnis soll andererseits zeigen, dass es nicht eindeutig ist, was die meisten Autoren mittels des Hinweises auf Rotationsaufgaben eigentlich zeigen wollen. Damit soll die Fähigkeit an sich nicht in Frage gestellt werden, was falsch wäre, weil die experimentellen Ergebnisse schlichtweg die Fähigkeit zeigen. Was ich mit diesem Abschnitt in Frage stelle ist vielmehr, ob wir tatsächlich eine piktorale Rotation eines mentalen Bildes vollziehen oder nicht auch andere Weisen zum gleichen Ergebnis führen können. Um dieser Frage genau zu verstehen und ihren Gehalt zu erfassen, werde ich zunächst das

---

Heidegger auch ein Verhältnis von Denken, Gedanke und Gedächtnis, vgl. S. 98ff. Ergänzend ist auch Heideggers Auseinandersetzung mit dem Menschen qua Dasein als Verstehen zusehen, vgl. §§ 31. und 32., i.e. *Das Da-sein als Verstehen* und *Verstehen und Auslegung*, vgl. [SuZHei], S. 142-153.

<sup>934</sup>Man vergleiche Raymond W. Gibbs Jr. und Herbert L. Colston: in *Cognitiv Linguistics: Basic Readings*, hrsg. Dirk Geeraerts, S. 247-248.

Experiment erläutern, sodann die Diskussion darstellen und durch eine phänomenologische Betrachtung des Prozesses selber zeigen, dass mehrere mentale Weisen zu einem richtigen Ergebnis führen können.

Bei mentalen Rotationsaufgaben müssen die Probanden versuchen dreidimensionale Stränge,

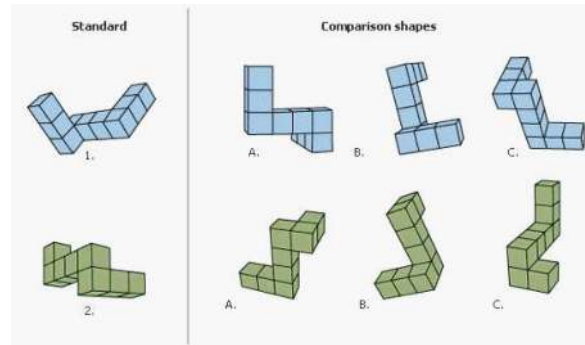


Abb. 7.1: Mentale Rotation

die aus aneinandergesetzten Würfeln bestehen, im Geiste zu drehen. Zumeist werden drei Auswahlmöglichkeiten, also drei Stränge einem ursprünglichen Würfelstrang gegenüber gestellt. Die Probanden müssen aus den drei möglichen Würfelsträngen herausfinden, welcher sich durch Drehung in den ursprünglichen Würfelstrang überführen lässt. Oder umgekehrt: In welcher der drei Möglichkeiten lässt sich der ursprüngliche Würfelstrang durch Drehung abbilden (Abb. 7.1)<sup>935</sup>.

Behauptet wird dabei, dass die Probanden tatsächlich die jeweiligen Stränge durch mentales Drehen erkennen können. Ich möchte an dieser Stelle nicht auf die immense Bedeutung für die Psychologie und die Kognitionswissenschaften eingehen, die durch die Entdeckung von R. Shepard und J. Metzler 1971 geleistet worden ist.<sup>936</sup> Es ist zunächst eine fundamentale Feststellung, dass Menschen dazu in der Lage sind, tatsächlich die richtigen Würfelstränge zu erkennen, die zueinander gehören. Shepard und Metzler haben somit eine Forschungsrichtung in den Kognitionswissenschaften angestoßen, die für die bildhafte Imaginationsfähigkeit des Menschen spricht, da sie nachgewiesen haben, dass überhaupt eine Musterwiedererkennung vollzogen wird.

Schwieriger ist die Frage, wie die einzelnen Probanden dies wirklich machen. Die Frage zielt hierbei darauf ab, ob tatsächlich eine Art mentales Drehen stattfindet. Was wirklich passiert, ist in der jeweiligen Ich-Perspektive verankert, und es ist nicht zwingend notwendig, dass man tatsächlich eine Art mentale, kontinuierliche Überführung vollzieht. Es gibt bei Shepard und Metzler keine Untersuchung über diese Ich-Perspektive und die dazugehörige Verfahrensweise der einzelnen Probanden, da diese nicht gefragt wurden, wie sie im Einzelnen die richtige Würfelstränge zueinander zuordnen. Was im Einzelnen bewusstseinsimmanent vollzogen wird, kann

<sup>935</sup>Das Bild stammt aus dem Artikel zur Mentalen Rotation der Internetseite *psychlopedia*.

<sup>936</sup>R. Shepard, J. Metzler, *Mental Rotation of Three-dimensional Objects*, in *Science* 171, S. 701-703.

daher von Proband zu Proband unterschiedlich sein. Der Blick wird bei den meisten Probanden hin und her springen, d.h. mal schaut man sich die ursprüngliche Figur an und im Wechsel die zu vergleichenden Figuren. Dabei werden eher prägnante Teilblöcke als Indikatoren für die richtige Figur herausgesucht. Optional kann man hierbei ein Ausschlussverfahren vollziehen und sortiert im Geiste die Figuren aus, die auf keinen Fall passen. All diese Varianten des Entdeckens der richtigen Figuren geschehen im Bereich von Millisekunden und hängen von der Fähigkeit des Probanden und der Komplexität der Figur ab. Dass es Probanden gibt, die tatsächlich ein mentales Drehen vollziehen, soll hier nicht ausgeschlossen werden. Entscheidend ist, dass es mehr als eine Möglichkeit gibt, um zur passenden Figur zu gelangen. Daher ist in gewisser Hinsicht der Name für diese Entdeckung irreführend, da bereits davon ausgegangen wird, dass es hier nur einen Weg gäbe, um zur Lösung zu gelangen – namentlich ein kontinuierliches Rotieren von mentalen Objekten.

Diese Experimente (mentales Drehen von dreidimensionalen oder zweidimensionalen Objekten) werden oftmals zitiert, um eine Verbindung zwischen leiblichen Interaktionen und mentalen Prozessen zu postulieren. Wichtig ist dabei, dass die Fähigkeit selbst – das angebliche mentale Rotieren – herangezogen wird, um eine Evidenz der bildschematischen Strukturen zu postulieren. Bildschematische Strukturen operieren eher und sind weniger an konkrete Bilder gebunden: „[...] image schemata are not propositional [...] They exists, rather, in a continuous, analog fashion in our understanding.“<sup>937</sup> Johnson verweist weiterhin auf experimentelle Grundlagen, um die Realität bildschematischer Strukturen zu stützen:

There is a growing body of experimental evidence in support of the thesis that there is a distinctive image-schematic level of cognitive processing that must be distinguished from rich images or mental picturing [...] Lakoff cites more recent research with blind subjects that indicates the kinesthetic nature of these mental transformations. When congenitally blind people are asked to perform various operations on mental images, but to do so via touch, they perform these task with success similar to that of sighted persons, only with slower performance times. It would seem that image schemata transcend any specific sense modality, thought they involve operations that are analogous to spatial manipulation, orientation, and movement. It is no surprise, therefore, that we can perform mental operations on image schemata that are analogs of spatial operations. Shepard and Metzler, for example, studied our ability to rotate mental images.<sup>938</sup>

Die Verbindung von solchen Experimenten zu bildschematischen Strukturen wird oftmals durch die Abfolge gegeben, dass wir zunächst vorsprachlich, interaktionistisch mit unserem Leib zur Welt sind. Sodann greifen in einer *analogen Weise* diese konkreten Fähigkeiten in die

<sup>937</sup>Vgl. [TbiTMJohn], S. 23. Im Übrigen verweist Johnson auf weitere Beispiele aus den Kognitionswissenschaften, auf die ich hier nicht weiter eingehen möchte. Im Wesentlichen sind es die folgenden Beispiele: 1.) Lee R. Brooks zeigt in Experimenten eine Verbindung zwischen taktilen und visuellen Eindrücken von bestimmten Figuren. Die Ergebnisse dieser Experimente findet man in *Spatial and verbal components of the act of recall*. Johnson schließt hieraus, dass bildschematische Strukturen einen kinästhetischen Charakter haben. [TbiTMJohn], S. 24f 2.) Lakoffs beschreibt eine ganze Reihe von bildschematischen Transformation, die keine konkreten Bilder sind und einen nichtpropositionalen Charakter haben, [TbiTMJohn], S. 25f. 3) Die Linguisten Carmichael, Hogan und Walter beschäftigen sich mit dem Bezug von sprachlichen Äußerungen, die eine räumliche Metapher besitzen, und visuellen Eindrücken, [TbiTMJohn], S. 26. In *An experimental study of the effect of language on the reproduction of visually perceived form* erläutern die Autoren diese Verbindung zwischen der Sprache und der Wahrnehmung.

<sup>938</sup>Vgl. [TbiTMJohn], S. 24f.

Wahrnehmung, die Sprache und das Denken in ihrer jeweiligen Art ein. Problematisch ist das Wort „analog“, da es die Verschiedenartigkeit von Denken, Wahrnehmung und Sprache verwischt. Auf dieses Problem habe ich bereits im vorherigen Kapitel hingewiesen, indem ich die Verschiedenartigkeit von sprachlichem Denken und Sprache erläutert habe. An dieser Stelle möchte ich auf zwei weitere kritische Punkte aufmerksam machen. Der erste Punkt betrifft die mentalen Prozesse selbst und die Kritik ergibt sich aus den Beobachtungen, die ich zur mentalen Rotation bereits angedeutet habe: Die Weise des Denkens in seinem Prozess ist nicht einheitlich, und der Prozess als solcher kann nicht in allen Details nachvollzogen werden. Das, was wir an den Rotationsaufgaben erkannt haben, sind individuelle Verschiedenheiten des Prozesses, um zur Lösung der richtigen Figur zu kommen. Es gibt keine einheitliche Weise des Prozess des Denkens, sondern die Verfahrensweisen bei einer Lösung von derartigen Figuren können unterschiedlich sein. Das heißt nicht, dass ich die Fähigkeit *des Herausfindens der richtigen Figur* bei den Rotationsaufgaben in Frage stelle. Es ist aber nicht evident, davon auszugehen, dass alle Probanden notwendigerweise mentales Rotieren vollziehen.

Der zweite Punkt, der hier noch angesprochen werden soll, betrifft die *analoge Weise* (analogous) der Prozessualität selbst. (a) Einerseits erscheint es evident, den Prozess des mentalen Drehens, des Vorstellens der Balance, des Vorstellens von Kraftaufwendung usw. mit dem faktischen Hantieren in einer übertragbaren, eben analogen Weise zu identifizieren. Bei einer Erklärung solcher Phänomene ist der Rückgriff auf die räumlichen Beschreibungen plausibel. Die Figuren, die man phantasiert, können in ihrer Lage so geändert werden, dass sie sich vor einem phantasierten Hintergrund verschieben, drehen oder amorph z.B. gedehnt verändern lassen. Dass dies möglich ist, hat die Phänomenologie in ihren Anfängen zur Phantasie nicht ausgeschlossen. Husserl schreibt im Hinblick auf die Intentionalität in den Phantasien: „Leben wir in freien Phantasien oder in der Erinnerung, so geht das Meinen, die vorstellende Intention auf das Bildsujet. Wir können aber auch auf das Bildobjekt achten und wieder auf die Weise seiner Erscheinung achten, auf die konstitutiven Bestandstücke der Erscheinung, auf die sinnlichen Phantasmen usw.“<sup>939</sup> Insbesondere sind in allen Phantasmen und Vorstellungsweisen die Zeitcharaktere erhalten:

In der Phantasie, das Wort im weitesten Sinn genommen, finden wir auch die Wiedererinnerung. In der Phantasie im engeren Sinn fehlt der Glaubenscharakter, sei es ganz, sei es für das phantasierte Ganze. Ein Zeitbewusstsein ist überall mit beschlossen. Auch wenn ich einen geharnischten Ritter, mit einem Drachen im Kampf, oder einen Wagenkampf auf dem Meer phantasie, habe ich Zeitvorstellung.<sup>940</sup>

Diese Zeitvorstellung ist der Hinweis auf das *Vorgängig* im Phantasieren. Dies geschieht zumeist durch vorgestellte räumlich-phantasierte Veränderungsweisen, wie z.B. das Schlagen mit einem Schwert in Husserls phantasiertem Ritterbeispiel. Es lassen sich daher im Hinblick auf die Phantasien Ordnungsmuster wiederfinden, die den bildschematischen Strukturen gemäß den

---

<sup>939</sup>[Hua XXIII], S. 38.

<sup>940</sup>[Hua XXIII], S. 178.

Überlegungen von Lakoff und Johnson entsprechen.

(b) Andererseits müssen wir festhalten, dass phantasiertes Drehen, phantasierte Kraftaufwendung, phantasiertes Balancieren, phantasiertes Wegebeschreiten für sich nicht die Qualität des faktischen Erlebens hat. Was beim faktischen Erleben aufgrund der Ständigkeit des Leibes gegeben ist – nämlich dass der Leib schlichtweg ständig ist –, liegt bei der phantasierten Organisation der Entitäten (mentale Bilder und Gestalten) nicht vor. Daher sind dort das zeitliche Geschehen und damit die Dynamik der Vollzugsweisen anders. Das Rotieren kann fragmentarisch und diskontinuierlich vollzogen werden. Man vollzieht nur bestimmte Positionen in der Phantasie, sodass die Erlebniszeit von anderer Qualität ist. Neben dieser für die einzelnen Figuren vorliegenden Diskontinuität im Phantasieren können auch noch andere Gedanken überhaupt in das Geschehen des Phantasierens eintreten. Gerade die Pluralität der Erscheinungsweisen muss berücksichtigt werden.

Ich möchte auf ein weiteres Beispiel eingehen. Das Behälterschema wird in Lakoffs und Núñezs Buch *Where mathematics comes from*<sup>941</sup> für logische Operationen aus der Mathematik herangezogen. Führe ich einen mathematischen Schluss bei einfachen Mengen gedanklich durch, so liegt nach Lakoffs und Núñezs Vorstellung das Behälterschema zu Grunde.<sup>942</sup> Nehmen wir etwa einfache Mengen wie die folgenden  $A=\{2, 4, 6, 8, 10\}$  und  $B=\{1,2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10\}$ , so ist mengentheoretisch  $A$  in  $B$  vollständig enthalten:  $A \subseteq B$ . Für einfache Mengen lässt sich dies sicherlich übersichtlich und typographisch aufzeigen. Tatsächlich ergibt sich durch einfaches Abzählen und Sichten der einzelnen Elemente ein sofortiges Verständnis für das Enthaltensein. Man kann von einer analogen Erscheinungsweise wie beim faktischen räumlichen Erleben sprechen. Ein Beispiel für das faktische räumliche Verstehen ist z.B. die Geldbörse, in der sowohl die Scheine als auch die Münzen als *Varianten* des Geldes enthalten sind. Noch grundlegender sind die Beispiele, bei denen der eigene Leib in einem Behälter erlebt wird: im Raum, in den Kleidungsstücken, in der Badewanne etc. Schwieriger ist diese Analogisierung des Behälterschemas für abstrakte Theoreme der Mathematik. Der Aufwand, der betrieben werden muss, um zu zeigen, dass die *Menge der Polynome dicht in der Menge der stetigen Funktionen auf einem kompakten Intervall*<sup>943</sup> liegt, ist weitaus umfangreicher und ergibt sich nicht durch ein bloßes Sichten. Sämtliche Teilschritte des Beweises können zwar auf räumliche Operationen (größer als, kleiner als, enthalten in, gleich wie, usw.) oder auf bildschematische Strukturen – wie die Autoren Johnson, Lakoff und Núñez es behaupten –, zurückgeführt werden. Aber das abstraktere Verhältnis der Aussage für sich genommen ist nicht unmittelbar evident. Das Wissen

<sup>941</sup> Im weiteren wird das Buch *Where mathematics comes from* mit [WmcFLakNue] abgekürzt.

<sup>942</sup> Vgl. [WmcFLakNue], S. 30f.

<sup>943</sup> Man findet diesen abstrakten, mathematischen Satz z.B. in Königsberger *Analysis 1*, vgl. S. 313. Er geht auf Karl Weierstraß zurück und wird auch Approximationssatz genannt, da sich die stetigen Funktion durch Polynome beliebig dicht annähern können. Selbst die Metapher *liegt dicht* ist sicherlich eine bildschematische Struktur, aber der Beweis dieses Verhältnisses „Polynome liegen dicht bzgl. stetiger Funktionen“ ist sehr technisch, sodass es eine direkte Übereinstimmung einer dichten Nähe wie etwa bei zwei gegenständlichen Objekten (z.B. Stuhl und Tisch) nicht unmittelbar evident ist.

um den Zusammenhang hat sich bei erfahrenen Mathematikern bereits derart verdichtet, dass hier das Behälterschema nicht unmittelbar gegeben ist. Zudem kommen beim mathematischen Denken bloße Rechenregeln hinzu, die bei hinlänglicher Übung automatisiert sind und nicht mehr ein Verfahren durch bildschematische Strukturen darstellen. Mir ist es hier an der Stelle wichtig zu betonen, dass die bildschematischen Strukturen, wie sie in Lakoffs Buch *Where mathematics comes from* vorgestellt werden, nicht auf alle erwähnten Beispiele bezogen werden können. Die hier genannten Beispiele – mentales Rotieren und mathematisches Enthalten-Sein – sollen exemplarisch herangezogen werden, um die Probleme mit dem Begriff des Bildschemas (imageschemas) anzudeuten. Auf der einen Seite gibt es im Hinblick auf die denkerische Prozessualität eine Realität des mentalen Rotierens, des mentalen Hineinlegens (in-schema), des mentalen Bewegens. Diese prozessualen Geschehnisse können hierbei bzgl. des Verstehens eine unterstützende Funktion haben und sind zur Organisation unserer Gedanken notwendig. Auf der anderen Seite habe ich versucht, hier Gegenargumente aufzuzeigen, um gegen eine Allgegenwärtigkeit bildschematischer Strukturen im Hinblick der Organisation unserer Gedanken zu sprechen. Es kommen weitaus komplexere Eigenschaften und Prozesse hinzu, deren eigentlicher Ablauf in vielen Fällen nicht wiedergegeben werden kann. Geht man immer vom Resultat eines gedanklichen Prozesses aus, so kann man schnell dazu kommen, zu behaupten bildschematische Strukturen würden die gesamte Organisation des Denkens bewerkstelligen. Im Weiteren möchte ich daher versuchen, die Komplexität des denkerischen Verstehens einer philosophischen Untersuchung zu widmen. Dabei beschränke ich mich auf Paul Valéry's Arbeiten zum Prozess des Denkens, die sich vor allem in seinen Leonardotexten *Leonardo Drei Essays* wiederfinden.

### 7.3 Das Drama des Denkens – Paul Valéry's Leonardotexte

Paul Valéry's Leonardotexte, die im Deutschen unter dem Titel *Leonardo Drei Essays* veröffentlicht worden sind, bestehen aus drei Texten, die sich explizit mit dem schöpferischen und verstehenden Denkakten beschäftigen. Die drei Texte sind zu unterschiedlichen Zeitpunkten geschrieben worden und spiegeln Paul Valéry's eigene schriftstellerische Tätigkeit über diesen Zeitraum wieder: 1. Essay *Einführung in die Methode des Leonardo Da Vinci*, 2. Essay *Anmerkungen und Abschweifungen*, 3. Essay *Leonardo und die Philosophen*. Der erste Text ist ursprünglich als Zeitungsartikel 1894 veröffentlicht worden, der zweite Text 1919 ist in eine Kritik und Korrektur des ersten Textes, und der dritte Text 1930 stellt einen Brief an einen befreundeten Schriftsteller dar.<sup>944</sup> Die im Text beigefügten Marginalien sind von Valéry zwischen 1929 und 1930 ergänzt

<sup>944</sup>Die historische Aufarbeitung und Einflechtung in das gesamte philosophische Denken Valéry's findet man bei Karl Löwith *Paul Valéry Grundzüge seines philosophischen Denkens*, weshalb ich auf diese hier nicht vertieft eingehen möchte, insbesondere in *II. Gedanken zur Sprache*, S. 26-56 und *V. Menschenwerk und Naturgebilde*, S. 114-134. Kurz zusammengefasst findet man dies auch in der Suhrkampausgabe, die von Karl August Horst und Jürgen Schmidt Radefeldt herausgegeben worden ist. Hier findet man die historische Aufarbeitung in den *Anmerkungen*, S. 155.

worden. Im Folgenden versuchen ich in drei Abschnitten die wesentlichen Ergebnisse aus diesen drei Essays im Hinblick auf die Vielfältigkeit und den Prozess des Denkens zusammenzutragen. Im Abschnitt 7.3.1 werden ich kurz auf den Aufbau der Texte eingehen, dann im Abschnitt 7.3.2 das Denken und seine Prozessualität näher beleuchten und schließlich in Abschnitt 7.3.3 einen Bezug zu bildschematischen Strukturen herstellen.

### 7.3.1 Valéry's Leonardotexte

In den Leonardotexten geht es nicht um die historische Person Leonardo Da Vinci, obwohl einige Beispiele explizit auf die historische Person und seine Werke bezogen werden. Im Vordergrund der drei Abhandlungen steht eine Untersuchung des Schaffensprozesses und damit des verstehenden Denkprozesses selbst. Dies wird explizit am Beispiel Leonardo Da Vincis von Valéry durchdacht, wobei Valéry sich auch auf andere Persönlichkeiten wie Pascal, Faraday und Napoléon und ihre jeweiligen Denkweisen bezieht. Den jungen Valéry haben insbesondere weniger die Werke der großen Persönlichkeiten interessiert, als vielmehr die jeweiligen Schaffungsprozesse, die hinter diesen Werken stehen. Er will das „Stillschweigen“, welches mit den „Ursprüngen“ der Werke zusammenhängt, durchbrechen und sich dem kreativen Akt des Denkens nähern.<sup>945</sup> Der Ruhm und die Persönlichkeit müssen dabei in den Hintergrund geschoben werden:

Eine solche Untersuchung [die den Schaffungsprozess des Künstlers betrifft] fängt mit dem peinlichen Verzicht auf den Gedanken an Ruhm und an lobende Beiwörter an; sie verträgt sich durchaus nicht mit der Vorstellung von Überlegenheit, mit keiner Sucht nach Größe. Sie führt dazu, unter dem Anschein der Vollkommenheit die Relativität zu erklären. Sie ist notwendig, um von dem Glauben zu heilen, daß die Geister so verschieden geartet seien, wie es ihre Schöpfungen erscheinen lassen.<sup>946</sup>

Valéry begründet diese Vorgehensweise damit, dass er nach dem Gemeinsamen im Prozess des Schaffens in den Wissenschaften und den Künsten sucht und dieses auch herausarbeiten möchte. Geht man ausschließlich vom Werk – dem Gemälde, dem mathematischen Satz, der Taktik in einer Schlacht<sup>947</sup> – aus, so werden „Wissenschaften und Künste“ „auseinandergerissen“.<sup>948</sup> Es gibt etwas Gemeinsames bei den Wissenschaftlern und Künstlern. Die Unterschiede manifestieren sich für Valéry letztlich nur im Symbolgebrauch einer gemeinsamen „geistigen Habe“: „Dabei besteht ihr Unterschied [der der Wissenschaftler und der Künstler] in Wahrheit nur in der andersartigen Verfügung über eine gemeinsame geistige Habe, und zwar von dieser Habe behalten und was übergangen wird und wonach sich die Ausbildung ihrer Sprechweisen und ihrer Symbole richtet.“<sup>949</sup> Es wird hier am Anfang des Textes bereits deutlich, dass Valéry von geistigen

<sup>945</sup>Vgl. [LeoVal], S. 14.

<sup>946</sup>Vgl. [LeoVal], S. 14f.

<sup>947</sup>An späterer Stelle erwähnt Valéry neben Wissenschaftlern und Künstlern auch den Feldherren und späteren Kaiser Napoleon Bonaparte.

<sup>948</sup>Vgl. [LeoVal], S. 15.

<sup>949</sup>Vgl. [LeoVal], S. 15.

Prozessen ausgeht. Dabei handelt es sich um den Prozess des Grübelns, des Imaginierens, des Phantasierens und des Überlegens. Vor jeder Veräußerlichung von symbolischen Formen, die eine neue kreative Idee beinhalten, haben wir einen Prozess der geistigen Tätigkeit und geistigen Formung. Dieses innere „Drama“ stellt den Hauptgegenstand des ersten Essays dar: „Im Inneren spielt sich ein Drama ab. Drama, Abenteuer, Erregungszustände: alle [sic] dergleichen Worte sind am Platze, sofern es nur mehrere sind, die sich berechtigt die Waage halten. Dieses Drama geht in den meisten Fällen verloren, genau so [sic] wie die Stücke Menanders.“<sup>950</sup> Es wird sich im Laufe der weiteren Analyse zeigen, dass es insbesondere um die Weise des Denkens geht, in der jemand konstruierend ein Problem löst oder tatsächlich bestrebt ist, etwas zur Darstellung zu bringen. Es geht bei dem denkerischen Prozess, den Valéry beschreiben möchte, nicht um passives oder meditatives Dahin-Sinnen, selbst wenn uns in einer solchen Situation Einfälle kommen können. Das Denken, von dem hier die Rede ist, steht immer im Wechselspiel mit dem Abarbeiten an Symbolen, Werkzeugen, Entwürfen oder tatsächlichen Materialien.

Mit dieser Fokussierung auf das Denken als ein aktives Geschehen eröffnet Valéry eine Analyse eines Prozesses, der sich von den Vorgängen der Natur unterscheidet. Daher ist einerseits Valérys Philosophie keine Naturphilosophie oder eine Philosophie der „Welt“ und ihrer Beschaffenheit: „Dieses Bild – Dramen, Strudel, klare Schau – tritt unwillkürlich in Gegensatz zu anderen Bewegungen, anderen Szenen, die von uns die Namen Natur oder Welt beziehen und mit denen wir nichts weiter anzufangen wissen als uns von ihnen abzusetzen, um uns sogleich wieder in sie hineinzubegeben.“<sup>951</sup> Andererseits zeigen sich an dieser Textstelle ebenfalls die interaktionistischen Tendenzen, da wir den Prozess des Denkens immer im Hinblick auf eine zu bewältigende Welt gestalten. Wir verfolgen Ziele und müssen diese immer durch den Kontakt mit der Welt – beim Künstler etwa in Form der Materialien – verwirklichen. Wenn Valéry im Weiteren von Welt spricht, so eröffnet er damit nicht ein bloßes philosophisches Begriffspaar *Welt* und *Denken*, da die Philosophen mit diesem Begriffspaar dabei „stehengeblieben“ sind, „unser Dasein in diesem Begriff ›Welt‹ und diesen Begriff wiederum in unserem Dasein aufgehen zu lassen [...]“<sup>952</sup>. Im Vordergrund stehen anthropologische Fragen nach der Beschaffenheit des Denkprozesses in Bezug auf Aufgaben, die sich ein Künstler oder ein Wissenschaftler stellt, um in Symbolen oder Veräußerlichungen zu einer möglichen – Vollendung zu kommen. Die Aufgaben werden in den allermeisten Fällen ungeschlossen bleiben, da es immer eine Diskrepanz zwischen den intendierten Vorstellungen und den eigentlichen Verwirklichungen gibt. In der Detailanalyse werden wir zudem sehen, dass Valérys Feststellungen zu diesem Prozess mit ästhetischen Aspekten der Sinne gekoppelt sind.

Valérys erstes Essay orientiert sich insgesamt an einer abstrakten Beschreibung des Denkprozesses, wobei die Faszination für diesen Prozess von den Werken und Resultaten der jeweiligen Denker

<sup>950</sup> Vgl. [LeoVal], S. 16f. Menander war ein griechischer Komödiendichter, dessen Werk nur unvollständig erhalten geblieben ist.

<sup>951</sup> Vgl. [LeoVal], S. 26.

<sup>952</sup> Vgl. [LeoVal], S. 26f.



ausgeht: „Welche Reihenfolge verborgener Analysen führt zur Schöpfung eines Werkes?“<sup>953</sup> Der junge Valéry verfolgt im ersten Essay eine Analyse des Denkens, was demzufolge der Gegenstand seiner Überlegungen ist. Dabei ist es Valérys Absicht, seine Einsichten in die Vielfältigkeit des Denkens des Leonardo Da Vinci als eine Methode einzuführen. Es gibt kaum einen Bezug zu seiner eigenen – also Valérys eigenen – schriftstellerischen Tätigkeit. Dieser Bezug wird gerade zwei Jahrzehnte später in seinem zweiten Essay thematisiert. Bereits zu Beginn kritisiert er seine eigenen ursprünglichen Ergebnisse: „Was den Text [Leonardo – Einführung in seine Methode] angeht, – nicht im Traum würde ich mir einfallen lassen, ihn niederzuschreiben. *Unmöglich!* würde heute die Vernunft sagen.“<sup>954</sup> Insbesondere wird der Anspruch, die ursprünglichen Ergebnisse zum Denkprozess als Methode zu entwickeln, von Valéry zurückgenommen: „Die Bezeichnung Methode war in der Tat ziemlich stark. Unter Methode versteht man eine wohldefinierte Ordnung gedanklichen Vorgehens, während ich nur an die sonderbare Gewohnheit dachte, alle Gedanken, die in meinem Geist auftauchen, umzuformen.“<sup>955</sup> Valéry nimmt in dieser Marginalie aber nicht nur den Begriff Methode zurück, er spricht hier bereits explizit von seinem eigenen Bewusstsein und dessen Umformungen. Dieses reflexive Element, mittels dessen sich Valéry auch als Autor seiner philosophischen Gedanken sieht, tritt in dem zweiten Essay viel stärker hervor.

Da im zweiten Essay der Versuch einer Einführung in eine Methode nicht mehr verfolgt wird, wendet sich Valéry ausschließlich einer Untersuchung des Denkens zu. Die „glückliche Wechselwirkung zwischen Analyse und dem Schaffungsvorgang“<sup>956</sup> als Weisen der Erkenntnis tritt mehr in den Vordergrund. Der Charakter des Denkens wird daher eher deskriptiv beschrieben, und wenn Valéry von einer Methode des Leonardo spricht, dann nur insofern, als Leonardo im Zuge seiner Produktivität einen bestimmten individuellen Denkstil für sich geübt und angestrebt hat: „[. . .]; er [Leonardo] trainiert unablässig, übt seinen Blick, wechselt je nach Ansicht aufs plansvollste von der einen auf die andere Hand über, er lockert und versammelt sich, er strafft das Band zwischen Willens- und Tatkräften, treibt seinen Gedankengang in die Künste vor und bewahrt ihm die Anmut.“<sup>957</sup> Das Aktive im Denken wird zum Gegenstand erhoben.

Am Ende des zweiten Essays wiederholt Valéry nochmals den reflektierenden Gesichtspunkt seiner Arbeit. Das Denken, welches er versucht anhand von Leonardos Schaffungsvorgang zu erläutern, kontrastiert er mit seiner eigenen Schaffungstätigkeit als Schriftsteller:

Schließlich, das gebe ich zu, wußte ich mir keinen besseren Rat, als dem unseligen Leonardo meine eigene geistig Unrast zuzuschreiben, die Verworrenheit meiner Gedanken auf die Vielseitigkeit seiner eigenen zu übertragen. Ich lehnte ihn mit allen meinen Wünschen, indem ich bei meinem Eigenkapital Kredit aufnahm. Ich versetzte ihn in Schwierigkeiten, die mir damals zu schaffen machten, als wäre er auf sie gestoßen und hätte sie überwunden. Ich versetzte ihn in Schwierigkeiten, die mir damals zu schaffen machten, als wäre er auf sie gestoßen und hätte sie überwunden. Ich verwandelte meine Verlegenheit in Stärke, die ich

---

<sup>953</sup> Vgl. [LeoVal], S. 61.

<sup>954</sup> Vgl. [LeoVal], S. 93.

<sup>955</sup> Vgl. [LeoVal], S. 93.

<sup>956</sup> Vgl. [LeoVal], S. 96.

<sup>957</sup> Vgl. [LeoVal], S. 114.

bei ihm voraussetzte. Ich wagte es, mich in seinem Namen anzuschauen und meine Person in Dienst zu nehmen.<sup>958</sup>

Wenn Valéry im Allgemeinen über das Denken schreibt, so sieht er in seiner Arbeit auch immer eine Reflexion über sein eigenes Denken. Im Jahr 1919 steht Valéry als „junger Mensch“ seinen Äußerungen über Leonardo kritisch gegenüber, denn das obere Zitat setzt mit den Worten fort: „Das war falsch, aber es steckt Leben darin.“<sup>959</sup> Die Lebendigkeit des Denkens soll in allen Essays hervorgehoben werden. Sobald sich jemand die Aufgabe stellt, den denkerischen Prozess zu analysieren, kommt er nicht um Beispiele herum, um den noetischen Aspekt des Denkens plastisch zu machen. Dabei können Rückgriffe auf bekannte Personen und die eigenen Erlebnisse sich mischen, um das Phänomen des Denkens zu beschreiben. Dass man dabei selbst wieder im Akt dieser Darstellung schöpferisch tätig ist, beschäftigt Valéry gerade im zweiten Essay: „Ich [Valéry] gleiche ihm [Leonardo] Bein für Bein, Fiber für Fiber, Tat für Tat, und unsere Gleichheit erlaubt mir, seine Leistungen in der Phantasie zu erfinden. [. . .] Man muß sich bewußt an die Stelle des Menschen, der uns beschäftigt, setzen – und wer als wir selber kann Antwort geben, wenn wir einen *Geist* rufen?“<sup>960</sup> Was hier mit „Geist rufen“ gesagt werden soll, ist nicht etwa ein spiritueller Akt, bei dem man einen verstorbenen Geist herbeiholt. Es geht um das Nachvollziehen von Denkweisen, die nicht die eigenen sind. In diesem Prozess kann man sich selbst nicht seiner je eigenen Denkweise entziehen. Daher sind wir im Prozess des Denkens immer auf uns selbst zurückgeworfen und dies betrifft explizit auch diejenigen Gedanken, die man erstellt, wenn man versucht, den Gedankengang einer anderen Person nachzuvollziehen und wiederzugeben:

Wer X auch sein mag: sobald ich meinem Denken über ihn auf den Grund gehe, weist es in meine Richtung, wer ich auch sein mag. Man kann das nicht wissen oder wissen, kann darunter leiden oder danach verlangen: jedenfalls gibt es kein Ausweichen keinen anderen Ausweg. Die Intention allen Denkens liegt in uns. [. . .] Was den echten Leonardo betrifft, so war er, der er war . . .<sup>961</sup>

Hier im letzten Abschnitt des 2. Essays wird zudem nochmals die Distanz zur historischen Person Leonardo Da Vinci deutlich hervorgehoben.

Das letzte Essay mit dem Titel *Leonardo und die Philosophen – Brief an Leo Ferrero* ist eine sachliche Auseinandersetzung mit der Fragestellung, ob Leonardo als Philosoph gesehen werden kann. Hierbei arbeitet Valéry die Sprache als das wesentliche Medium der Philosophen heraus: „Der Philosoph ist, im ganzen gesehen, eine Art Spezialist des Universalen, eine Veranlagung, die sich auf widersprechende Art äußert. Zudem erscheint dieses Universale nur in Wortgestalt.“<sup>962</sup> Der Philosoph will im Wesentlichen ein Gebäude von Gedanken im Hinblick auf eine von ihm gewählte Fragestellung – moralisches Handeln, Erkenntnistheorie, Willensfreiheit – aufbauen.

<sup>958</sup> Vgl. [LeoVal], S. 150

<sup>959</sup> Vgl. [LeoVal], S. 150.

<sup>960</sup> Vgl. [LeoVal], S. 151.

<sup>961</sup> Vgl. [LeoVal], S. 151f.

<sup>962</sup> Vgl. [LeoVal], S. 159, Marginalie.

Dieses Gedankengebäude ist durch eine innere und mitunter individuelle Ordnung charakterisiert. Valéry hat im dritten Essay einen bestimmten Typus von Philosophen vor Augen, den er erst allmählich entwickelt und später auch durch den Philosophen Immanuel Kant näher spezifiziert. Er spricht von Philosophen, die tatsächlich monumentale Gesamtwerke geschaffen haben, wie man sie bei Philosophen der Aufklärung und dem deutschen Idealismus vorfindet:

Er [der Philosoph] will begreifen; er will sie [die Wirklichkeit] im vollsten Sinne begreifen. Also wird er in Gedanken daran gehen, sich eine Wissenschaft von den Werten des Handelns und einer Wissenschaft von den Werten des Ausdrucks sowie denen, Gemütsbewegungen hervorzurufen, aufzubauen – eine Ethik und eine Ästhetik – als müßte ihn den Palast des Denkens ohne diese beiden Flügel unvollendet dünken, in deren symmetrischer Ordnung sein allmächtiges und abstraktes Ich die Leidenschaft, die Tätigkeit, die Gemütsbewegung und die Erfindung gefangen halten soll. Jeder Philosoph wendet sich, wenn er mit Gott, mit dem Ich, mit Zeit, Raum, Stoff, den Kategorien und Essenzen fertig geworden ist, den Menschen und ihren Werken zu.<sup>963</sup>

Diese Beschreibung der Arbeit der Philosophen trifft nicht auf alle Philosophen zu, da etwa Sokrates selbst nie jemand gewesen ist, der Schriften verfasst hat und seine Gedanken in einem Werk publizierte. Es zeigt sich hier bereits eine Spezifizierung von Philosophen, die sich vor allem durch ihre schriftstellerische Tätigkeit auszeichnen. Später im Verlauf des Textes wird deutlich, dass Valéry einen Vertreter dieses Typus von Philosophen exemplarisch herausgreift: „Was tat denn Immanuel Kant, als seine Ethik und seine Ästhetik auf einen Mythos von der Universalität gründete, auf die Anwesenheit eines unfehlbaren und einmütigen Weltgefühls, auf die Macht in der Seele jedes Menschen hienieden? Und was haben alle Philosophen des Guten und Schönen getan?“<sup>964</sup> Valéry stellt hier heraus, dass diejenigen Philosophen wie Künstler schöpferischer tätig sind, die sich weder bloß essayistisch noch im Gespräch – wie etwa Sokrates – zur Darstellung bringen, sondern im Wesentlichen monumentale Werke verfassen.

Wie ich weiter unten herausstellen werde, geht es bei solchen schöpferischen oder kreativen Akten nicht um *object trouvé* oder *readymade*<sup>965</sup>, sondern um Kompositionen, bei denen tatsächlich zuvor ein denkerischer Akt stattgefunden hat. Valéry schließt daher, dass beide – Philosophen und Leonardo – letztlich einen analogen Prozess des Denkens vollziehen, bevor sie in ihren jeweiligen Medien zur Darstellung kommen: „Der Philosoph *beschreibt*, was er gedacht hat. Ein philosophisches System ist im wesentlichen [sic] eine Klassifizierung von Worten oder eine Aufstellung von Definitionen.“<sup>966</sup> Für Leonardo hält er hingegen fest, dass die Sprache für ihn nur eines von vielen Medien ist, Gedanken zu einem Ausdruck zu bringen: „Das Wort: Mittel und Zweck des Philosophen; das Wort, sein gemeiner Stoff auf den er [der Philosoph] bläst und

---

<sup>963</sup>Vgl. [LeoVal], S. 164.

<sup>964</sup>Vgl. [LeoVal], S. 177f.

<sup>965</sup>Ich möchte nicht behaupten, dass sich Duchamp oder Beuys gar nichts bei ihrer Kunst *gedacht* haben. Aber es steht außer Frage, dass ein wesentliches konstruierendes und planendes Moment im Schöpfungsakt bei solchen Werken fehlt. Valéry möchte sich explizit mit solchen Schöpfungsakten beschäftigen, in denen ein Problem mit den Materialien und der Umsetzbarkeit entsteht. Dies ist bei der Architektur, der Malerei und der Literatur viel eher gegeben als bei einem *objet trouvé*.

<sup>966</sup>Vgl. [LeoVal], S. 206.

den er in seiner Tiefe aufwühlt: für Leonardo war es nur das geringste unter seinen Mitteln.“<sup>967</sup> Wesentlich gemeinsam ist beiden ein Prozess des Schaffens, der vor jeder Veräußerlichung steht.

Ich möchte die zentralen Aspekte dieses einführenden Abschnittes zusammenfassen. In diesem Abschnitt wollte ich einige allgemeine Aspekte von Valéry's Leonardotexten zusammenstellen, um dieses Buch als philosophisches Werk beurteilen zu können. Bei Valéry's Leonardotexten handelt es sich um eine Zusammenstellung von drei Essays, die zu unterschiedlichen Zeiten geschrieben worden sind. Mit mehr oder weniger verschobenen thematischen Schwerpunkten beschäftigen sich alle Essays mit dem Prozess des Denkens und der denkerischen und kreativen Vorbereitung auf einen Schöpfungsakt oder Darstellungsakt. Leonardo fungiert in allen Texten als eine exemplarische Denkfigur, an der der Prozess des Denkens überlegt werden soll. Mit der historischen Person soll nach Valéry's Anliegen diese imaginierte Textperson nur insofern etwas gemeinsam haben, als es um eine Testperson geht, die sich nicht ausschließlich den Worten zuwendet, um seine Gedanken zur Darstellung zu bringen. Das Figurale des Denkens und das faktische und leibliche Abarbeiten an äußerlichen Materialien ist für Valéry eine Weise der philosophischen Veräußerlichung. Das erste Essay bezieht sich fast ausschließlich auf die Erarbeitung des Schaffungs- und Denkprozess, die vor den großen Werken eines Künstlers oder Philosophen stehen. Das zweite Essay wiederholt diese Analyse und bestimmt das Denken näher, wobei Valéry seine eigene schriftstellerische Tätigkeit mit einbezieht. Insbesondere berücksichtigt Valéry die Tatsache, dass jede Analyse über den Prozess des Denkens einer anderen Person die eigene denkerische und schaffende Perspektive in das Resultat dieser Analyse mit einflechtet; d.h. die je eigene Perspektivierung können wir nicht umgehen. Im letzten Essay kontrastiert Valéry das Denken der Künstler – wieder exemplarisch an der Figur des Leonardos – mit den denkerischen Prozessen von Philosophen. Valéry stellt hier insbesondere heraus, dass Leonardo im Gegensatz zu Philosophen sich nicht nur auf die Sprache beschränkt, sondern auch andere Mittel wie etwa die Leinwand nutzt, um seinem Denken Ausdruck zu geben. Im Weiteren möchte ich vertieft auf das Denken als Prozess eingehen, um die von mir aufgeworfene Frage nach der Dynamik der Verstehensprozesse näher zu umreißen und zu beantworten. Dabei werde ich die in diesem Abschnitt herausgearbeiteten allgemeinen Bestimmungen zum Aufbau der Leonardotexte als Hintergrund voraussetzen, ohne sie beständig zu wiederholen. Mir kommt es in der folgenden Ausarbeitung vor allem um eine nähere Bestimmung des denkerischen Verstehensprozesses an.

### 7.3.2 Das Drama des Denkens

Valéry benutzt vielfach in seinem ersten Essay den Ausdruck des *Dramas des Denkens*, um den Prozess des Denkens zu bezeichnen: „Im Inneren spielt sich ein Drama ab. Drama, Abenteuer, Erregungszustände [...]“<sup>968</sup> Zum einen geht es bei dieser Bezeichnung darum, deutlich zu

<sup>967</sup>Vgl. [LeoVal], S. 198.

<sup>968</sup>Vgl. [LeoVal], S. 16.

machen, dass es überhaupt einen zeitlichen Prozess gibt, den das Denken in Anspruch nimmt. Da Valéry nicht von den Werken sprechen will, orientiert er sich an diesen zeitlichen Verläufen des Grübelns, Konstruierens und Phantasierens. Der Ausdruck Drama verweist jedoch nicht nur auf die Dauer eines Prozesses. Er verweist auch auf die innere Spannung zwischen noch nicht artikulierten undeutlichen und noch nicht dargestellten *Intensitäten* des Denkens, die durch einen Erregungszustand gegeben sind. Das Drama hat immer den Verweis auf sentimental angereicherte Drängungen. Dabei gehen diese Weisen des Grübelns – ich werde den Begriff *Intensität* weiter benutzen – nicht ausschließlich in Emotionen auf. Dafür sind diese Intensitäten des Denkens oder noetischen Verläufe zu unkonkret und unspezifisch, um mit Trauer, Freude, Scham oder anderen emotionalen Regungen identifiziert werden zu können. Es geht viel eher um das, was im 4. Kapitel in Anlehnung an Susanne Langer als *namenloses Fühlen* im Sinne eines basalen Stimmigkeitsgefühls zu sehen ist.

Im zweiten Essay wird die Metapher des Dramas in abgewandelter Form durch den Begriff des *Theaters* neu aufgegriffen. Valéry hat jedoch hierbei nicht das Bild von unabhängigen Akteuren im Sinne, die wie Schauspieler in einem Theaterstück miteinander ringen, damit der Denkende mittels dieser Auseinandersetzung der Gedanken zu einer Vollendung seiner Phantasien und kognitiven Vorgänge kommt. Es gibt nicht ein Theater, wie wir es im realen Schauspiel sehen, wo die Gedanken sich gegenseitig ansprächen oder miteinander agierten. Es wird eher das Bild von Valéry entworfen, dass diese Gedanken in ihren jeweiligen Verläufen selbst das Denken des Denkers ausmachen:

Einfach ausgedrückt, läßt es [das schöpferische Bewusstsein bzw. das Denken] an einem unsichtbaren Zuschauer in einem dunklen Theater denken. Anwesend ohne sich selbst anschauen zu können, verurteilt zu einem widerwärtigen Schauspiel, und dennoch mit dem Gefühl, daß es diese ganze keuchende Nacht und ihren unbeugsamen gerichteten Lauf selber erschafft.<sup>969</sup>

Diese Theater oder Drama muss zunächst durch das Prozessuale also das Geschehen selber erklärt werden. Es gibt nicht *etwas* – z.B. ein autonomes Ich – in uns, was die Gedanken, Gefühle oder Phantasiegestalten beobachtet und dann in einer ungeklärten Weise verarbeitet. Dieses Theater ist das Denken selbst und erschafft diesen „unbeugsamen gerichteten Lauf“<sup>970</sup> in der Weise einer zeitlichen Entwicklung.

Das dieses Drama eine subjektive Realität hat, ergibt sich aus der Tatsache, dass wir in solch einem Zustand etwas erleben. Man sagt dann: „Dem Denker beschäftigt etwas“ oder „Beim Künstler geht etwas innerlich vor.“ Valéry macht zudem auf kleine faktische Schriften, Notizen oder Skizzen der jeweiligen Künstler, Philosophen und Denker aufmerksam, die eine Spur von diesem Drama wiedergeben:

Doch besitzen wir die handschriftlichen Aufzeichnungen Leonardos und Pascals berühmte Merktzettel. Diese Bruchstücke wollen uns befragt sein. Sie vermitteln uns eine Ahnung, mit

<sup>969</sup>Vgl. [LeoVal], S. 136f.

<sup>970</sup>Vgl. [LeoVal], S. 137.

welch blitzhaften Gedankensprüngen, wie seltsam in menschliche Widerfahrnisse geläufige Sinneseindrücke verkleidet, nach wieviel endlosen Minuten des Harrens Menschen die Schatten ihrer künftigen Werke erschienen sind, ihr vorauseilenden Schatten.<sup>971</sup>

Man könnte hier ergänzend Husserls stenographische Notizen erwähnen, die zu einer ganzen Fülle von philosophischen und phänomenologischen Gedankenübungen führten. Sicherlich gibt auch der Zettelkasten von Nicolas Luhmann einen Einblick über das umfangreich Beziehungsgeflecht, welches er entwickelt hat, bevor er seine systemtheoretischen Schriften veröffentlichte. In diesen Spuren der Gedanken zeigt sich die Weise des Prozesses des Denkens: mal „packt“ man den einen Gedanken beim „Schopf“ oder muss „vor einem Gedanken zurückweich[en]“<sup>972</sup>. Das Drama besteht daher in diesem ambivalenten Verlauf von Intensitäten, die im Wesentlichen unartikuliert sind und noch nicht zum Ausdruck gekommen sind. Im zweiten Essay dokumentiert Valéry explizit, dass er von Leonarods „Zeichnungen, seinen Handschriften wie geblendet“ gewesen ist: „Diese Tausende [sic] von Bemerkungen und Skizzen hinterließen bei mir den überwältigenden Eindruck von einem berückenden Funkenkosmos.“<sup>973</sup> Gerade in diesen Schriften und Randnotizen findet man die „Versuche eines Nachdenkens, das immer von neuem ansetzt; manchmal eine vollendete Beschreibung; manchmal wendet er sich an sich selber und spricht sich mit Du an ...“<sup>974</sup>. Neben der hier schon erkennbaren Vielseitigkeit des Denkens möchte Valéry das ständige Wechseln von einem Gedanken zum nächsten als eine wichtige Eigenschaft im Hinblick auf den Prozess des Denkens herausstellen.

Ich möchte auf die *Blitzartigkeit der Gedanken* aus dem oberen längeren Zitat zurückkommen. Dies ist eine Weise des Prozesses des Denkens. Ohne nähere monokausale Struktur können uns Gedanken überkommen, die zu einer Lösung beispielsweise eines Problems, weiterführen. Im zweiten Essay schreibt Valéry, dass diese „Blitze des Absurden“ eine „schöpferische Zusammenhangslosigkeit“<sup>975</sup> besitzen: „Unser persönlicher Verdienst [als kreative Menschen] besteht nicht darin, sie [die geistigen Blitze] über uns ergehen zu lassen, als sie zu ergreifen und nicht nur zu ergreifen, sondern zur Rede zu stellen ...“<sup>976</sup>. Diese Gedanken können z.B. „geistige Bildvorstellungen die Akteure“<sup>977</sup> sein. Entscheidend ist, dass jedoch weniger die noematische Struktur, also das *Was* des Gedankens, für Valéry das Verstehen manifestiert, sondern das *Wie* der Zirkulationen der Gedanken:

[...] und es ist unschwer zu verstehen, daß man, sofern man die Besonderheit dieser Bilder zum verschwinden bringt, um lediglich ihre Abfolge, ihre Häufigkeit, ihre Periodizität, ihre Assoziationsfähigkeit abzulesen, alsbald geneigt ist, nach Analogien in der sogenannten stofflichen Welt anzuschauen, daß man die wissenschaftlichen Analysen mit ihnen zusammenbringt, ihnen einen Ort, einen stetigen Zusammenhang, gewisse Eigenheiten der Fortbewegung, Geschwindigkeit und demzufolge Masse und Energie ansinnt.<sup>978</sup>

<sup>971</sup> Vgl. [LeoVal], S. 17.

<sup>972</sup> Vgl. [LeoVal], S. 17.

<sup>973</sup> Vgl. [LeoVal], S. 98.

<sup>974</sup> Vgl. [LeoVal], S. 98.

<sup>975</sup> Vgl. [LeoVal], S. 107.

<sup>976</sup> Vgl. [LeoVal], S. 108.

<sup>977</sup> Vgl. [LeoVal], S. 18.

<sup>978</sup> Vgl. [LeoVal], S. 18.

In diesem letzten Zitat finden wir implizit den Übergang zwischen den zwei konzeptionellen Unterscheidungen des *Was* des Gedankens und des *Wie* des Gedankens. Die pure Prozessualität des Denkens können wir nicht aushalten, sodass wir beispielsweise dann in der wissenschaftlichen Arbeit dazu übergehen, die variierenden Gedanken in Form von Bildern, Stimmungen, Worten und Zahlen tatsächlich in einen Zusammenhang zu bringen, der – wie Valéry es nennt – aus der „stofflichen Welt“ entstammt. Nichtsdestoweniger ist für Valéry der Prozess das Primat: „Denn genau genommen besteht die Analogie in nichts anderem als in der Fähigkeit, die Bilder zu variieren, sie zu kombinieren, einen Teil des einen mit einem Teil des anderen zusammen bestehen zu lassen und – bewußt oder unbewußt – das Verbindende in ihren Struktur zu bewahren.“<sup>979</sup> Valéry berücksichtigt hier in seiner Darstellung zudem auch die aktivische und passive Seite des Denkens. Zwar bezieht Valéry seine Überlegungen immer auf den Prozess des Denkens, sofern das Denken sich auf das Lösen einer gestellten Aufgabe – die mathematische Aufgabe, das Malen, das Konstruieren eines Gebäudes usw. – bezieht. Aber in diesen Weisen des Denkens passieren im Vollzug des Denkens immer beide Arten des Prozesses: Bewusste und unbewusste Gesichtspunkte durchdringen sich.

Wir können uns kaum zu diesem Prozess sprachlich verhalten und Valéry betont mehrfach, dass sowohl die Sprache nicht völlig in diesem denkerischen Prozess aufgeht als auch der Prozess nicht durch eine sprachliche Erklärung ersetzt werden kann: „Und insofern entzieht sich der Geist, [...], der Beschreibung. Die Worte büßen an ihm [dem Prozess des Denkens] ihre Kraft ein.“<sup>980</sup> Das Problem der sprachlichen Beziehung zum Prozess des Denkens ist mehrfach angesprochen worden. Es gibt eine wesentliche Differenz, die zum einen das *Wie* des Verlaufes betrifft. Zum anderen gibt es eine Spontaneität des Denkens, die der Sprache abgeht. Würde man in der Lage sein, dass Denken aufzuzeichnen – wie immer dies im Detail aussehen würde<sup>981</sup> –, so könnten wir keine gesetzmäßige Kontinuität im Sinne der wechselseitigen Bezogenheit des *Wie* und des *Was* der Gedanken wiedergeben: „Das Geheimnis Leonardos wie des Bonapartes wie überhaupt der Menschen, die je auf den Gipfel der Intelligenz gelangt sind, besteht in den Beziehungen, die sie fanden – finden mußten – *zwischen Dingen, deren Zusammenhang uns nicht auf Grund gesetzmäßiger Kontinuität gegeben ist.*“<sup>982</sup> Sobald man als Vortragender einer Person oder einer Gruppe etwas erklärt, gibt es eine sich selbst ergebende Kontinuität der Worte, die sich im Sprechen ergibt. Beispielsweise sind in einem wissenschaftlichen Vortrag die Worte und die dazugehörigen Gedanken bereits von *geordneter* Natur, sodass wir in den meisten Fällen eine Rechenschaft über den entwickelten Gedankengang geben können. Bei schöpferischen

---

<sup>979</sup> Vgl. [LeoVal], S. 18f.

<sup>980</sup> Vgl. [LeoVal], S. 19.

<sup>981</sup> Man vergleiche hier auch Valérys eigene Gedankenexperiment zum „Mechanismus“ des Denkens bei einem „Dummkopf“ und einem „geistreichen Menschen“, [LeoVal], S. 136. Im Laufe meiner Analysen gehe ich hierauf näher ein.

<sup>982</sup> Vgl. [LeoVal], S. 20. Hier finden wir im Übrigen einen fundamentalen Unterschied zum Verstehen vermöge des Leibes: das leibliche Verstehen ist durch die *Ständigkeit des Leibes* von kontinuierlicher Qualität, wohingegen das Denken sich nicht immer in eine derartigen Kontinuität gibt.

Prozessen ist das Denken noch gegenstandslos. Was sich in diesem Moment inhaltlich ergibt, hat keine einzelnen Gedankenetappen mit entsprechenden Überleitungen, wie es bereits ein fertiges sprachliches Werk mit sich bringt.

Um auf diesen schöpferischen Akt näher eingehen zu können, möchte ich mir die verschiedenen Weisen des beständigen Wechsels zwischen den gedanklichen Erscheinungen näher anschauen. Diese Wechsel sind nach Valéry's Beschreibungen zum Denkprozess durch teilweise zielloses *Herumirren* gekennzeichnet. Es gibt hierbei viele „Irrwege“ und die „Arbeitsweise des Geistes“, die vermeintlich aus „Logik“ besteht, findet „nur höchst selten“ statt.<sup>983</sup> An späterer Stelle spricht Valéry das Herumirren explizit an: „Man sieht, daß wir hier auf die eigentliche Praxis des Denkens stoßen. Denken besteht fast in der gesamten Zeit, die wir ihm widmen, in einem Herumirren zwischen Motiven, von denen wir in erster Linie wissen, daß sie uns mehr oder weniger bekannt sind.“<sup>984</sup> Dieses Herumirren ist eine weitere Weise der Dynamik und des Prozesse des Denkens, da hier nicht nur das Herumirren im Sinne des völligen Nichtwissens gemeint ist. Das Herumirren ist nicht absolut, da es für dieses Herumirren *Motive* gibt, die uns bekannt aber noch nicht vollends artikuliert sind. Oftmals ist dieses Herumirren durch die Persönlichkeit des Denkers oder des Schaffenden gekennzeichnet und vorgezeichnet. An späterer Stelle spricht Valéry davon, dass wir aus diesen „Zwischenpausen“ und „persönlichen Abwegen“<sup>985</sup> her austreten können, um dann verschiedene Weisen des Denkens zu aktivieren, die beispielsweise durch „verfeinertes Aufmerken“, „erlesenste Logik“ oder auch „ausgebildete Mystik“<sup>986</sup> geleitet sind. Wie wir aus diesem Herumirren herausgeraten, hängt wesentlich von einem Denkhabitus ab, der durch unsere persönliche Ausbildung<sup>987</sup> vorgegeben ist. Valéry scheint sogar soweit zu gehen, dass diese Wechsel bzw. dieses Herumirren eine genuine Eigenschaft beim Denkprozess des Menschen seien. Dieses lässt sich an seinem Gedankenexperiment zum „Mechanismus“ des Denkens bei einem „Dummkopf“ und einem „geistreichen Menschen“ im folgenden Zitat nachlesen:

Könnten wir den Mechanismus des Dummkopfs und den des geistreichen Menschen erennend durchschauen, würde sich der Unterschied zwischen beiden, der uns zuweilen ungeheuer erscheint, vielleicht nur in unbedeutenden Abweichungen der Struktur und Wirkungsweise an sich zeigen, gemessen an denen die großen Unterschiede nur Zufälligkeiten wären.<sup>988</sup>

In dieser Marginalie wird deutlich, dass im Hinblick auf den Prozess, die gleichen Weisen der

---

<sup>983</sup>Vgl. [LeoVal], S. 21.

<sup>984</sup>Vgl. [LeoVal], S. 40.

<sup>985</sup>Vgl. [LeoVal], S. 132.

<sup>986</sup>Vgl. [LeoVal], S. 132.

<sup>987</sup>Man vergleiche hierzu eine Definition der Persönlichkeit im zweiten Essay. In einer Marginalie schreibt Valéry hierzu: „Die Persönlichkeit ist aus Erinnerungen, Gewohnheiten, Neigungen, Reaktionen zusammengesetzt.“, vgl. [LeoVal], S. 141. Im Text selbst analysiert Valéry an der besagten Stelle den Begriff der Persönlichkeit im Hinblick auf den Prozess des Denkens. Die Person ist nach Valéry höchst individuell und ein „Spiel der Natur“, vgl. [LeoVal], S.142. Dies hat nach Valéry zur Konsequenz, dass alles Denken auf „seinem Ursprung“ zurück geht, vgl. [LeoVal], S. 142. Valéry übersteigert hier einen solipsistische Perspektive auf den Menschen. In den vorherigen Kapiteln habe ich bereits erläutert, dass die symbolischen Strukturen wie die Sprache keine individuellen Ergebnisse sind, gleichwohl wir als Individuen Einfluss auf die Sprache haben können.

<sup>988</sup>Vgl. [LeoVal], S. 136, Marginalie.



Wechsel zwischen den Denk- oder Vorstellungsinhalten stattfinden. Das *Wie* des denkerischen Prozesses und damit der Verlauf der zeitlichen Selbststrukturierung allen Denkens ist bei allen Menschen analog.

Das Denken, von dem hier Valéry spricht, ist nicht völlig ziellos, auch wenn es unartikulierte und undeutlich ist. Beim Lösen von Aufgaben, produktivem Imaginieren oder dem Sich-Vorstellen, gibt es eine Dimension von „Bewußtsein von Gedanken“.<sup>989</sup> Man steht dem nicht völlig passiv gegenüber und wird völlig von den Gedanken überrannt, selbst wenn sich passiv, unwillkürlich und diskontinuierlich Gedankenimpulse oder *Intensitäten* dazu drängen:

Das Bewußtsein von den Gedanken, die man hat – insofern es Gedanken sind –, bedeutet soviel wie diese Art von Gleichheit oder Gleichartigkeit anerkennen; heißt soviel wie spüren, daß alle derartigen Fügungen rechtmäßig und natürlich sind und daß die Methode darin besteht, sie anzureizen, sie mit voller Schärfe zu sehen und dann nachzugehen, was sie jeweils implizieren.<sup>990</sup>

Valéry scheint hier in gewisser Hinsicht einen Übergang zwischen den bloßen Gedankenimpulsen zu einem analytischen Verstehensvorgang mit einzuschließen, da er explizit davon spricht, dass man im Anschluss an einem Moment des *Spürens* von rechtmäßigen „Fügungen“ die verschiedenen Implikationen durchgehen muss. Im Wesentlichen lassen sich die verschiedenen Weisen des Bewusstseins von *Wirken*, *Erfassen* und *Darstellen* an Valérys Text wiederfinden. Im Laufe des ersten Essays schreibt Valéry im Zusammenhang des Konstruierens von Gebäuden in Anlehnung an Leonardo als Architekt, dass verschiedene methodische Schritte des Bewusstseins erst zu einer gelungenen Konstruktion führen, denn beispielsweise steht „vor dem Abstrahieren und Bauen“ „das Beobachten.“<sup>991</sup> Sobald wir etwas bewusst imaginieren, greift das figurative und strukturierte Wahrnehmen im Sinne der Gestaltpsychologie in das Denken ab einer nicht näher bestimmbar zeitlichen Stelle ein. Dies ist der Übergang von bloßem Wirken auf ein Erfassen bis zum Darstellen. Bei Valéry finden wir hierzu folgende Ausführungen:

Zunächst erfolgt die Feststellung passiv, nahezu gedankenlos, mit einem Gefühl des Sicherfühlenslassens und dem einer langsamen und gleichsam geglückten Kreisläufigkeit; dann kann es geschehen, daß man auf den Geschmack kommt und den Dingen, die verschlossen und unableitbar waren, andere Wertakzente gibt; man tut ein übriges, findet besonderes Gefallen an bestimmten Punkten, läßt sie bei sich zu Worte kommen, und vollzieht sich eine Art Rückerstattung der durch die Sinne empfangenen Energie; bald wird sie auch die Lagerung umgestalten, wobei sie sich des reflektierenden Denkens einer Person bedient.<sup>992</sup>

Hier handelt es sich um ein umfangreiches Wechselspiel zwischen sinnlichem und figurativem Wahrnehmen, den bloßen Gedankenimpulsen und einer sich allmählich aufbauenden analytischen Verfahrensweise. Dieses Zusammenspiel durchdringt sich und ist eine genuine Eigenschaft des denkerischen Erlebens. Insbesondere ist diese analytische Verfahrensweise das, was man für gewöhnlich eine Reflexion nennt. An späterer Stelle im zweiten Essay bestimmt Valéry diese

---

<sup>989</sup> Vgl. [LeoVal], S. 23.

<sup>990</sup> Vgl. [LeoVal], S. 23.

<sup>991</sup> Vgl. [LeoVal], S. 27.

<sup>992</sup> Vgl. [LeoVal], S. 27f.

Phase des gesamten Denkprozesses als eine „reine Beharrungskraft der Aufmerksamkeit“.<sup>993</sup> An dieser Stelle der Analyse des Denkens und seines Prozesses möchte ich festhalten, dass es insgesamt unterschiedliche Weisen von Intensitäten und Gedankenverläufen gibt: Es gibt gestaltpsychologische Phantasien, also konkrete Konfigurationen, konkretes Vermeinen auf Worte, gefühlsmäßige Stimmungen und symbolisches Denken. All diese Weisen können sich gegenseitig bestärken oder abschwächen. Insbesondere stellen die gefühlsmäßigen Stimmungen eine kontinuierliche Grundlage allen Denkens dar, der durch Abneigung und Zustimmung auf *etwas* – dies ist dann zumeist das Noema – ausgezeichnet ist. Es manifestiert sich als ein kontinuierliches Band, welches bei analytisch-reflektierenden Denkweisen fast unmerklich in den Hintergrund des gesamten Verlaufs eines Denkereignisses verschwindet. Bei allen lösungsorientierten Denkprozessen kommt es in den letzten Momenten des Prozesses selbst immer zu elementaren Gedankeneinheiten. An dieser Stelle gibt es eine Parallelität zwischen Valéry und Russells Theorie zu einem atomistischen und exakten Denken<sup>994</sup>. Nach einer längeren Überlegung dazu, wie das Bewusstsein sich als ein „fortwährendes Ausschöpfen“ charakterisieren lässt, schreibt Valéry im Hinblick auf die letzte Phase eines Denkprozesses zusammenfassend:

Unumgänglich muß sich der tätige Geist am Ende zu dieser äußersten elementaren Erwägung [einer Definition der individuellen Dinge] bequemen. Seine vielfältigen Regungen, sein inneres Bestreiten, seine Verstörungen, seine analytischen Umkehrungen; was lassen sie unverändert? Was hält den Sog der Sinne, der Zerpflückung der Ideen, dem Schwächerwerden der Erinnerungen, der langsamen Verwandlung des Organismus, der unablässigen und vielgestaltigen Einwirkung des Universums Widerpart? - Es ist allein dieses Bewußtsein, in seinem abgelöstesten Zustand.<sup>995</sup>

In diesem Zitat aus dem zweiten Essay lassen sich mehrere Momente von Valérys Vorstellung des Denkprozesses ablesen. Zum einen können verschiedene Modi des Denkens wie unbestimmte „vielfältige Regungen“, „inneres Bestreiten“, „analytisches Umkehren“, „Zerpflückung der Ideen“ und „Schwächerwerden der Erinnerung“ einen wechselseitigen Einfluss auf eine resultierende „elementaren Erwägung“ einer „Definition der Dinge“<sup>996</sup> nehmen. Was hier mit Definition der Dinge gemeint ist, hängt letztlich von der Art des Denkens ab. Der Maler kommt im Prozess des Malens immer wieder zu elementaren Figuren zurück, der Schriftsteller muss sich im Prozess des Schreibens auf einen Satz im Fluss des Schreibens festlegen, und der Mathematiker muss sich auf elementare Aussagen, z.B. aus der Geometrie reduzieren, um einen Sachverhalt zu erfassen. Zum anderen wird an diesem Zitat ein Residuum des Bewusstseins – Valéry spricht im Wechsel vom Denken, Bewusstsein oder tätigen Geist – verdeutlicht, welches sich nur auf einen

<sup>993</sup> Vgl. [LeoVal], S. 126.

<sup>994</sup> Russell beginnt in *The Philosophy of logical Atomism* ebenfalls mit der Fülle der Gedanken, lenkt aber direkt am Anfang seiner Analysen auf die Reflexion ein und beschäftigt sich überwiegend mit partikularen und elementaren Aussagen: „The reason that I call my doctrine *logical* atomism is because the atoms that I wish to arrive at as the sort of last residue in analysis are logical atoms and not physical atoms. Some of them will be what I call „particulars“ – such things as little patches of colour or sounds, momentary things – and some of them will be predicates or relations and so on. The point is that the atom I wish to arrive at is the atom of logical analysis, not the atom of physical analysis.“, vgl. [TpoLARussell], S 3.

<sup>995</sup> Vgl. [LeoVal], S. 140.

<sup>996</sup> Vgl. [LeoVal], S. 140.

„abgelösten Zustand“ reduzieren ließe, sofern wir alle Weisen des Denkens abziehen würden. Es bleibt nichts als ein *stetiges kontinuierliches Werden des Denkens*.

Aufgrund des ständigen Wandels allen Denkens dauern reflektierende Momente nicht ewig an. Sie vergehen in dem Modus, wie die Gesamtheit aller möglichen Denkweisen – Phantasiegestalten, gedachte Worte, gedachte Melodien etc. – vergehen. In einer Marginalie im zweiten Essay schreibt Valéry folgende Bestimmung für das Begreifen: „Begreifen kann das Bewußtsein nur, was es tun kann, und es kann nichts anderes tun, als von neuem zu werden.“<sup>997</sup> Auch wenn ich eine gewisse partielle Parallelität zwischen Valéry und Russells logischem Atomismus eingeräumt habe, muss das *beständige neu Werden des Bewusstsein* der Vorstellung von einem fixierbaren Gedankenatomismus entgegengesetzt werden. Letzterer geht davon aus, dass es ein Endgültigkeit des Denkens gäbe. Valéry würde hier aber entgegnen: „Es gibt keinen Gedanken, der das Denkvermögen austilgt und abschließt – keine Schlüsselstellung, die das Schloß endgültig abriegelt.“<sup>998</sup> Selbst in die analytischen Denkweisen kommt immer noch ein *Mehr*, welches im Prozess des Denkens auf eine Fortsetzung drängt. Hierbei stellt Valéry die permanente Kontinuität und den Fortführungsdrang des Denken heraus, da es „*keinen letzten Gedanken an sich und durch sich*“<sup>999</sup> gibt. Selbst im Moment des Konzentrierens gerät man immer wieder in den Fortgang des Denkens, den wir passiv oder aktiv aufgreifen. Selbst wenn wir uns gemäß eines logischen Atomismus analytisch – in der Logik, der Mathematik oder der Philosophie – auf einen Gedankenschluss konzentrieren, verweilen wir hier nicht, sondern werden durch unser individuelles Assoziationsvermögen zu neuen Gedanken geführt.

Das figurative und bildliche Bewusstsein der künstlerisch und wissenschaftlich Schaffenden ist eine zentrale Eigenschaft des Denkens, die Valéry näher beleuchtet und an vielen Beispielen plastisch macht. Ein Beispiel besteht etwa in der Ausführungen zu Flugtrajektorien von Vögeln, die Leonardo gesehen zu haben scheint, da er viele bekannte Zeichnungen zu Flugkurven von Vögeln hinterlassen hat (Abb. 7.2, Abb.7.3).<sup>1000</sup> Entscheidend ist aber, dass diese gedachten



Abb. 7.2

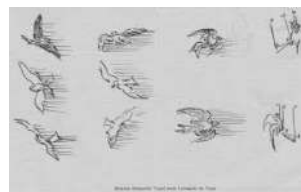


Abb. 7.3

Konfigurationen und Gestalten nicht ausschließlich als vorgefertigte, präsentative Formen vorliegen. Die Vorstellung kann zudem selbst einen zeitlichen Lauf vollziehen. Darüber hinaus ist

<sup>997</sup>Vgl. [LeoVal], S. 127.

<sup>998</sup>Vgl. [LeoVal], S. 129. Man vergleiche auch die am Text angefügte Marginalie: „Doch es gibt keinen Gedanken, der die Fähigkeit des Geistes ausschöpft. [...] Es gibt die Unersättlichkeit des Verstehens und des Konstruktionsvermögen ...“

<sup>999</sup>Vgl. [LeoVal], S. 129, Marginalie.

<sup>1000</sup>Vgl. [LeoVal], S. 36.

das zeitliche Moment des Denkens nicht nur durch die sukzessive Füllung und Erfüllung von Kurven oder imaginierten Bewegungen gegeben. Hinzu kommen die oben bereits eingeflochtenen Wechsel der anderen Noema oder Gedankenfiguren wie etwa Zahlen, Worte, sprachliche Sätze und fühlende Stimmungen des Bejahens und Ablehnens. Erst hierdurch entsteht ein „Tamel von Analogien“, die durch die „Logik der Kontinuität“ eine „Bewegungstendenz“ des Denkens „bis an die äußerten Grenzen“ führt.<sup>1001</sup> Valéry spricht in diesem Zusammenhang von einer Kombinationsfähigkeit von „unvereinbaren Größen- und Eigenschaftsordnungen“<sup>1002</sup>, die das Denken konstituieren. Der Prozess hat also beim verstehenden Denken *zum einen* die sich ergebenden Konfigurationen im Einzelnen und *zum anderen* die facettenreichen Kombinationen von nicht zwangsweise aufeinander bezogenen noematischen Strukturen wie Bilder, Zahlen, Worte, sprachlichen Sätzen und fühlenden Stimmungen des Bejahens und Ablehnens. All dies ist zumeist unartikuliert, aber bereits mehr als ein bloßes Wirken, da hier die immanenten Strukturen der Wahrnehmungen und des verstehenden Denkens ineinandergreifen. Dieses Ineinandergreifen verschiedener Modi des Denkens ist bereits ein Erfassen. Bezüglich Schwemmers Triade vom *Wirken, Erfassen* und *Zur-Darstellung-Bringen*, fehlt letztlich nur das letzte Glied des *Zur-Darstellung-Bringens*, was durch eine gewählte Aussonderung und Ordnung geschieht. Valéry weiß um diesen notwendigen Schritt und schreibt im Hinblick auf das konfigurative Denken Leonardos:

[...] um in all der Bewegung der Körper, dem Kreisen der Umrisse, dem verknoteten Ineinander, den Bahnen, den Gefällen, den Wirbeln, dem Netz aus Geschwindigkeiten wieder zu uns kommen, müssen wir uns an unser großes Talent geregelten Vergessens wenden – das heißt: wir müssen, ohne das erworbene Wissen auszumerzen, einen abstrakten Begriff aufstellen: den der Größenordnungen. Hiermit erlischt im erweiterten Bereich dessen, ›was gegeben ist‹, der Überschwang dieser Einzeldinge, von denen es keine Wissenschaft gibt.<sup>1003</sup>

Dieses *Zur-Darstellung-Bringen* ist bereits mit symbolischen Formen verbunden, die aber als symbolische Form nicht unveränderlich bleiben müssen, sondern gerade durch den Schaffungsprozess eine Neuinstanzierung erleben können. Diese Neuinstanzierung der symbolischen Formen, aber auch der sinnlichen Formen ist eine Schaffung von „Wesenheiten“; denn „vom reinen Anschauen der Dinge bis zu diesen Zuständen“, die bereits ein Moment des Darstellens manifestieren, „hat der Geist nichts anderes getan, als seine Funktionen erweitert und sich Wesenheiten geschaffen“.<sup>1004</sup> Das Wechselspiel zwischen bereits sedimentierten Formen, Gefühlen und Verstehensweisen mit neu sich ergebenden Formen und Verstehensweisen ist ein wesentliches Moment der Dynamik des Verstehens, welches als Denkprozess abläuft:

In einem sehr hellen Bewußtsein herrscht zwischen dem Erinnern und den Erscheinungen eine derart innige Verknüpfung, Erwartungs- und Erwidernsbereitschaft, wird die Vergangenheit so gut in Dienst genommen, das Neue so rasch kompensiert, die Gesamtbezüglichkeit so

---

<sup>1001</sup> Vgl. [LeoVal], S. 37.

<sup>1002</sup> Vgl. [LeoVal], S. 37, Marginalie.

<sup>1003</sup> Vgl. [LeoVal], S. 38.

<sup>1004</sup> Vgl. [LeoVal], S. 40.

## 7 Dynamik – Verstehen und Denken

prompt wiederhergestellt, daß im Schoße dieser nahezu reinen Tätigkeit nichts anheben, nichts enden zu können scheint.<sup>1005</sup>

Dieses aus dem zweiten Essay stammende Zitat beschreibt deutlich die Umstände des verstehenden Denkens als Prozess über ein Erinnerungsphänomen. Jedes neue Wahrnehmen, aber auch jedes neue Denken ist eine Wiederholung bzw. ein Sich-Verhalten zu bereits Wahrgenommenem oder Gedachtem. Der Prozess selbst ist nahezu eine „Erwartungs- und Erwidlungsbereitschaft“<sup>1006</sup>, womit klar wird, dass das Denken durchdrungen ist von unbewusst sich entfaltenden Erinnerungen. Diese Erinnerungen als Denkprozess können einerseits durch die sinnlichen Konfigurationen gegeben sein, die wir phantasieren. Andererseits kann sich das Denken in einer Steigerungsreihe auch zu einem Symbol durchdrängen: Ein vielseitiger Gedanke kann sich „in kleinen Gruppen von Zeichen und Symbolen“ zusammenballen.<sup>1007</sup> Das Besondere bei Valéry's exemplarischer Gedankenfigur Leonardo ist die Vielseitigkeit, da er sich sowohl symbolischer als auch sinnlich-figurativer Mittel bedient.

Macht man sich bewusst, dass Valéry seine Ausführungen vom Architekten, Ingenieur und Maler Leonardo Da Vinci entlehnt, so spielt das *konfigurative Konstruieren* und *Kombinieren* eine zentrale Rolle in seiner Analyse des Denkprozesses. Explizit unterscheidet Valéry seinen Begriff der Kombination von der Sprechweise, die man aus der Mathematik und den Naturwissenschaften kennt, denn „[d]ie Erkenntnis der regelmäßigen Kombinationen fällt in den Bereich der einzelnen Wissenschaften und [...] in den der Wahrscheinlichkeitsrechnung.“<sup>1008</sup> Durch den Hinweis auf die anderen „einzelnen Wissenschaften“ zeigt sich, dass selbst der Begriff der *Kombination* ein ambivalenter Begriff ist, da es nicht nur um die bloßen Zahlen und zählbaren Entitäten der Wahrscheinlichkeitsrechnung geht. Insgesamt ist nicht der Begriff der Mathematik einer ungeordneten Stichprobe gemeint, bei der die Reihenfolge der gewählten Objekte unberücksichtigt bleibt.<sup>1009</sup>

Entscheidend für die weitere Betrachtung ist daher der Zusammenhang von Valéry's eigenem Kombinationsbegriff und seiner Beziehung zum Denken. Zunächst betont Valéry etwas undeutlich seinen eigenen Kombinationsbegriff: „Für unsere Absicht genügt, was wir eingangs gesagt haben: die regelmäßigen Kombinationen, ob zeitlicher oder räumlicher Art, sind im Feld unserer Forschung unregelmäßig verteilt. Geistig gesehen scheinen sie einer Vielzahl formloser Dinge gegenüberzustehen.“<sup>1010</sup> Entscheidend ist der Hinweis auf die geistige Natur, in denen sich die Kombinationen vollziehen, die insbesondere nicht ausschließlich räumliche Gestalten sind, sondern auch zeitliche Weisen des Denkmodus selbst. Das Valéry hierbei auch

---

<sup>1005</sup>Vgl. [LeoVal], S. 128.

<sup>1006</sup>Vgl. [LeoVal], ebd.

<sup>1007</sup>Vgl. [LeoVal], S. 135.

<sup>1008</sup>Vgl. [LeoVal], S. 42f.

<sup>1009</sup>Valéry scheint zumindest den mathematischen Begriff Kombination aus der Kombinatorik zu berücksichtigen. Wie erwähnt, handelt es sich dabei um eine k-elementige Teilmenge einer Gesamtmenge von n Objekten. Man unterscheidet hierbei noch die beiden Fälle Kombination mit und ohne Wiederholung, vgl. dtv-Atlas zur Mathematik, Band 2, S. 464f.

<sup>1010</sup>Vgl. [LeoVal], S. 43.

das Denken als Prozess vor Augen hat, haben wir in der bisherigen Analyse bereits gesehen. Explizit bezieht er die Kombinationsfähigkeit auf den Gedanken: „Ein Gedanke bewirkt eine Veränderung oder Verlagerung (beispielsweise der Aufmerksamkeit) unter Elemente, die man zu den regelmäßigen Kombinationen in ein festes Verhältnis bringt und die der Erinnerung oder augenblicklichen Wahrnehmung entnommen werden.“<sup>1011</sup> Gemäß der weiteren Erklärung geht es bei diesen Kombinationen einerseits um kleinste sinnliche Formen, wie etwa Linien oder Figuren, und andererseits wird im Hinblick auf die zeitliche Dimension die Fähigkeit des gegeneinander Abhebens und Gegenüberstellens dieser kleinsten Formen als Kombinationen des Denkens aufgefasst. Das schöpferische und verstehende Denken ist durch einen ausgeprägten Sinn für *Symmetrien* und das Lösen dieser vielen Symmetrien gegeben: „Er [Leonardo] hat einen stark ausgeprägten Sinn für Symmetrien, der ihm alles zum Problem werden lässt. In jede Verstehenslücke dringt sein erfinderischer Geist ein.“<sup>1012</sup> Im weiteren Verlauf des Textes gibt Valéry viele anschauliche Beispiele aus dem Bereich dieser Kombinationsfähigkeit des sinnlichen Wahrnehmens in Verbindung mit der Kombinationsfähigkeit des Denkens anhand seines Beispiels Leonardo<sup>1013</sup>. Ausgehend von einem „symbolischen Geist“, der „in sich eine überaus reichhaltige Sammlung von Formen“ birgt, geht diese Auflistung von Beispielen auf das Sinnliche im Denken zurück.<sup>1014</sup> Genauer besehen, ist das Denken im Sinne eines „Zustands der Verbohrtheit“ eine Fortsetzung eines ursprünglichen „sinnlichen Eindrucks“.<sup>1015</sup>

Neben der Kombination, die sowohl ein passives als auch ein aktives Geschehen sein kann, kommt in diesem Geflecht des Prozesses des Denkens die Fähigkeit zur *Konstruktion*: „Damit kommen wir zu den Freuden der Konstruktion.“<sup>1016</sup> Die Konstruktion im Sinne des Denkens ist von einer anderen Art als die des faktischen leiblichen Hantierens mit Werkzeugen, mittels derer man Materialien in eine Konstruktion überführt. Valéry spricht im Text zwar von beiden Arten des Konstruierens, doch im Hinblick auf das Denken kommt das Konstruieren einem *Phantasieren* von Gestalten und Figuren gleich, die bereits eine phantasierte Gegenständlichkeit aufweisen. Diese Weise des Denkens ist aktiv und gezielt initiiert. Valéry entwickelt im Rahmen seiner Ausführungen zum Begriff der *Konstruktion* eine allgemeine Eigenschaft des Denkens als Prozess und eine spezielle anhand des Beispiels des Architekten:

Das Wort Konstruktion, das ich mit Absicht gewählt habe, um das Problem menschlicher Einmischung in die Bewandnisse der Welt noch stärker zu betonen und um den Leser auf die Logik des Themas hinzuführen, ihm einen stofflichen Anhalt zu bieten – dieses Wort soll jetzt in eingeschränkter Bedeutung verwendet werden. Die Architektur liefert uns das Beispiel.<sup>1017</sup>

An dieser späten Stelle schränkt er die allgemeine Verwendungsweise bewusst ein. Die allgemeine Verwendungsweise ist dadurch ausgezeichnet, dass wir im Denken in verschiedenen

<sup>1011</sup> Vgl. [LeoVal], S. 43f.

<sup>1012</sup> Vgl. [LeoVal], S. 46.

<sup>1013</sup> Vgl. [LeoVal], S. 47-55.

<sup>1014</sup> Vgl. [LeoVal], S. 47.

<sup>1015</sup> Vgl. [LeoVal], S. 56.

<sup>1016</sup> Vgl. [LeoVal], S. 57.

<sup>1017</sup> Vgl. [LeoVal], S. 71.

Weisen Konstruktionen erstellen: Der Schriftsteller baut beispielsweise seinen Text auf, der Mathematiker konstruiert mittels erläuterbarer Regeln mathematische Entitäten und bringt diese in einen Zusammenhang, und der Komponist baut allmählich seine zu komponierende Sonate auf. Zunächst könnte es sich um eine bloße metaphorische Verwendungsweise des Begriffes *Konstruktion* handeln. Dies liegt in gewisser Hinsicht auch vor, da der eigentliche Gebrauch sich auf die Konstruktion eines Technikers bezieht, der einen Entwurf eines Produktes anfertigt, welches sich umsetzen lässt. Nichtsdestoweniger spricht aber Valéry vom denkerischen und kreativen Schöpfungsakt. Dieser Schöpfungsakt ist für Valéry insofern gleichbleibend, als all diese verschiedenen Menschen – Architekt, Techniker, Maler, Komponist, Schriftsteller, Philosophen – eine gleiche Tätigkeit des *vorläufigen Denkens* vollziehen.

Ich möchte näher auf Valérys konkretes Beispiel der Konstruktion beim Architekten eingehen. Im Verlaufe des ersten Essays wendet sich Valéry explizit dem Architekten und dem Bauwerk als Beispiel zu.<sup>1018</sup> Im Hinblick auf den denkerischen Vorgang, konstruiert man als Architekt im Geist beispielsweise eine Brücke, die noch nicht als Skizze entworfen worden ist. Nichtsdestoweniger ist dies bereits eine Weise, in der etwas zur Darstellung gekommen ist. Das „Abenteuer einer Konstruktion“ ist aber nicht bloß durch diese phantasierten Gegenständlichkeiten in einem „Lufttraum“ gegeben.<sup>1019</sup> Aspekte, die nicht auf visueller Anschaulichkeit beruhen, wie Schwere, können ein zentrales Thema dieser Phantasien im Denken werden.<sup>1020</sup> Auch die „Sorge um die Mittel“ zur „Verwirklichung“ der Konstruktion und die zeitlichen Phasensprünge, die zur Planung der Konstruktion selbst gehören, konstituieren hier das phantasierte Konstruieren.<sup>1021</sup> Dieses vorläufige phantasierte Konstruieren wird spätestens dann, wenn es zum Prozess des Abarbeitens an den Materialien kommt, entweder schlagartig oder sukzessiv im Zuge des allmählichen Abarbeitens abgeändert. Schlagartig kann sich das phantasierte Konstrukt ändern, wenn es sich mit physikalischen Gegebenheiten nicht verwirklichen lässt. Bei allen Fällen der Veränderung des Prozess des Denkens beim Konstruieren ergibt sich nach Valéry folgender Tatbestand: „Konstruieren spielt sich zwischen einem Vorsatz oder einer eindeutig bestimmten Schau und den zu ihrer Verwirklichung gewählten Materialien ab.“<sup>1022</sup> Was hier von Valéry als *Konstruieren* verhandelt wird, muss als ein Prozess gesehen werden, der durchaus über einen längeren Zeitraum geschieht. Betrachtet man etwa die Art und Weise, wie ein Architekt ein größeres Projekt plant und baut, so ist dieser Architekt in Gedanken über einen längeren Zeitraum bei diesem Projekt. Sein alltäglicher Ablauf – d.h. alles was der Architekt sonst noch tut –, wird dieses *Denken an das Bauprojekt* unterbrechen. Aber er kommt immer wieder in Gedanken an dieses Projekt zurück. Valéry schreibt hierzu:

Im Medium des Bauwerks, oder vielmehr in jenem imaginären Bauelementen, die in der

<sup>1018</sup> Vgl. [LeoVal], Die Ausführungen zum Architekten sind auf den folgenden Seiten zu finden: S. 70-75.

<sup>1019</sup> Vgl. [LeoVal], S. 58, 59.

<sup>1020</sup> Vgl. [LeoVal], S. 75.

<sup>1021</sup> Vgl. [LeoVal], S. 58.

<sup>1022</sup> Vgl. [LeoVal], S. 70.

## 7 Dynamik – Verstehen und Denken

Phantasie geschaffen und deren verschiedene Bedingungen aufeinander abgestimmt werden: die Zweckmäßigkeit des Baus auf seine Standfestigkeit, seine Verhältnisse auf den Standort, seine Form auf den Stoff, wobei jede dieser Bedingungen mit sich selber in Einklang gebracht wird: seine Millionen wechselnder Ansichten, seine Gewichtsverteilung, das Verhältnis seiner drei Dimensionen, [. . .] Dieser Geist [des Leonardos als Architekt] kann sich die Sinneseindrücke des Menschen versetzen, der um das Bauwerk herumgeht, darauf zutritt, an einem Fenster erscheint, sowie in das, was er von dort aus wahrnimmt, [...] <sup>1023</sup>

Valéry spricht explizit hier von den phantasierten Objekten, in denen man die phantasierte Örtlichkeit wechseln kann. Dieser Wechsel muss nicht in der kontinuierlichen Weise geschehen, wie es beim faktischen leiblichen Laufen in einem Gebäude stattfindet. Hier zeigt sich ein immanenter Unterschied zwischen der leiblichen Dynamik und der Dynamik des Denkens, sofern es um phantasierte Gegenständlichkeiten geht. Aufgrund der leiblich gefühlten Ständigkeit haben wir eine Kontinuität des verstehenden Erlebens, die so nicht zwangsweise im phantasierten Erleben gegeben sein muss. Diese fragmentarische Überführung des eigenen phantasierten Blickes durch ein imaginiertes Gebäude ist von ähnlicher Natur wie das Vorstellen von rotierenden Gegenständen: Es muss nicht zwangsweise eine stetig kontinuierliche Überführung sein. Obwohl die philosophische Tradition <sup>1024</sup> eine Unterscheidung von Geist und Raum aufgegriffen hat, finden wir hier bei Valéry einen Bezug des Denkens auf den Raum: „[...] was wir Raum nennen, steht in Zusammenhang mit jeder Art von Baugedanken; der architektonische Bau interpretiert den Raum und gibt Anlaß zu Hypothesen über seine Wesensart, [. . .].“ <sup>1025</sup> Diese Hypothesen sind nach Valérys Ausführungen die geschaffenen Gebäude selbst, die den Raum strukturieren. Valéry spricht demzufolge auch nicht vom Raum der Physik <sup>1026</sup> sondern von einem Raum, der von uns Menschen bewohnbar ist. Diesen Raum können wir uns in geschulter Weise als Architekt und als gewöhnlicher Mensch phantasiemäßig vorstellen. Die Einbildungskraft ergibt hier die Möglichkeit, räumliche Strukturen mit geistigen Strukturen in einen verweisenden Einklang zu bekommen:

Die Einbildungskraft ist so gelehrig, daß die Eigenschaften eines Gebäudes und die innere Struktur irgendwelcher Stoffe sich gegenseitig erhellen. Sobald wir daran gehen, uns den Raum vorzustellen, begibt er sich im Nu seiner Leere, bevölkert er sich mit einer Fülle absichtsvoller Konstruktionen, kann in jedem Falle an seine Stelle eine Verschränkung von Figuren treten. <sup>1027</sup>

Bei Valéry gibt es daher eine Bezogenheit des Denkens auf den Raum mittels der Einbildungskraft. Sobald die Einbildungskraft effektiv genutzt wird und man den Schritt vom bloßen Erfassen in eine reflektierte Darstellung vollzieht, ist man an der Schwelle zu einer Theorie oder zu einem wissenschaftlichen Modell. Valéry verweist in diesem Zusammenhang auf die ersten Ansätze von

<sup>1023</sup> Vgl. [LeoVal], S. 71f.

<sup>1024</sup> Am prominentesten ist dies bei Descartes in seinen *Mediationen über die erste Philosophie* zu finden, in der er eine „klar und deutliche“ Unterscheidung von ausgedehnten und denkenden Sachen (*res extensa*, *res cogitans*) als unüberbrückbare Wesenheiten herausarbeitet. Man findet dies in der 6. Mediation, Absatz 10ff, vgl. 189ff, bzw. AT VII 77ff.

<sup>1025</sup> Vgl. [LeoVal], S. 75.

<sup>1026</sup> Vgl. [LeoVal], S. 77, Marginalie: „Der Raum, mit dem wir gewöhnlich umgehen, gleicht nicht in jeder Hinsicht dem Raum des Physikers, der seinerseits nicht ganz der Raum der Geometrie ist.“

<sup>1027</sup> Vgl. [LeoVal], S. 76.



Modellentwicklung zur „Lichtwellentheorie“<sup>1028</sup>, die man bei Leonardo finden kann. Insbesondere beschreibt Valéry im Text Leonardos intuitive Vorüberlegungen zu einer bloßen Beschreibung des Lichts im Gegensatz zu einer wissenschaftlichen Theorie des Lichts; denn „Überdies bewährt sich eine Theorie erst in der logischen und experimentellen Entfaltung“<sup>1029</sup>, wovon Leonardo in mancherlei Hinsicht bei seinen bloßen Behauptungen zur Analogie zwischen Licht und Wasserwelle noch weit entfernt war: „Was hier vorliegt, sind nur ein paar Behauptungen, die intuitiv aus der Beobachtung der Strahlen, der Wellen im Wasser und der Klangwellen gewonnen sind.“<sup>1030</sup> All das hat nach Valéry noch nicht den „Charakter einer wissenschaftlichen Maßnahme“, sondern „besteht lediglich im Herausstellen eines geistigen Bezuges zwischen Erscheinungen oder – genauer besagt – Bildererscheinungen“<sup>1031</sup>.

Es zeigt sich hier, dass die Einbildungskraft nicht nur die bloßen Konfigurationen vorstellen kann, sondern sich in einer eigenen „Phantasielogik“<sup>1032</sup> produktiv fortsetzt und dadurch eine eigene Weise des Zur-Darstellung-Kommens entwickelt. Valéry versucht hier den Punkt deutlich zu machen, dass für die Modelle und Theorienentwicklung vor jeder logisch-deduktiven Verfahrensweise eine vorläufige Phantasie der möglichen Konfigurationen durch räumliche Bilder gegeben sein muss. Im Text macht er dies deutlich, indem er seine ursprüngliche Gedankenfigur Leonardo durch Faraday ersetzt. Letzterer – Michael Faraday – war in der Lage, aus den experimentellen Beobachtungen zum Magnetismus ein anschauliches Feldlinienmodell zu entwickeln:

Die regelmäßigen Kombinationen, wie sie der Staub von Eisenfeilspänen um die Pole eines Magneten bildet, waren in seiner geistigen Vorstellung die Übertragungsmodelle der ehemaligen Wirkungen in die Ferne. Auch er sah Liniensysteme aller Körper miteinander verbinden und den Raum erfüllen, zur Erklärung der Phänomene der Elektrizität, [. . .] Faraday war kein Mathematiker, doch unterschied er sich von den Mathematikern lediglich durch die Art, wie er seine Gedanken ausdrückte: durch das Fehlen analytischer Symbole.<sup>1033</sup>

Es zeigt sich hier eine wesentliche Eigenschaft des Denkens: Die Konfiguration von phantasierten Linien ist eine eigene Weise des Verstehens. Valéry erläutert hier eine immanente Selbststrukturierung der produktiven Einbildungskraft, die in eigener Weise, unabhängig von unmittelbaren sinnlichen Daten, in der Lage ist, Konfigurationen aus einem Phänomenbereich – konkrete Linien durch die Eisenfeilspänen – weiter fortzuentwickeln und in einen abstrakteren Zusammenhang – Feldlinienmodell – einzubetten.

An späterer Stelle wird neben dem Sinn für geometrische Figuren in der wissenschaftlichen Arbeit, aber auch dem bloßen architektonischen Werken noch der Sinn für das *Schöne* hinzugeführt. Valéry möchte anhand seiner Überlegungen zu Leonardo den Unterschied zwischen einem bloßen Gefühlsdenken und einem abstrakten geometrischen Denken lockern und Übergänge

<sup>1028</sup>Vgl. [LeoVal], S. 79.

<sup>1029</sup>Vgl. [LeoVal], S. 80.

<sup>1030</sup>Vgl. [LeoVal], S. 80.

<sup>1031</sup>Vgl. [LeoVal], S. 80.

<sup>1032</sup>Vgl. [LeoVal], S. 81.

<sup>1033</sup>Vgl. [LeoVal], S. 83.

zwischen beiden herstellen. Explizit möchte er sich gegen Blaise Pascals Unterschied des *esprit de finesse* und dem *esprit de géometrie*<sup>1034</sup> stellen:

Er [Leonardo als Schaffender] kennt überhaupt nicht jenen so groben und so schlechten definierten Gegensatz zwischen dem ›esprit de finesse‹ und dem ›esprit de géometrie‹, den etwa hundertundfünzig Jahre nach ihm ein Mann aufstellen sollte, der in den Künsten mit Blindheit geschlagen war, der sich nicht vorstellen konnte, daß zwischen Schönheitssinn und geometrischer Anschauung, diese wenn auch unterschiedlichen Vermögen, ein feiner, und zwar naturgegebener, Zusammenhang besteht; [...]<sup>1035</sup>

Dieser naturgegebene Zusammenhang ist dem Denken immanent, muss aber wie Valéry es anhand seiner Denkfigur Leonardo näher ausführt, geübt und „trainiert“ werden.<sup>1036</sup> Darüber hinaus ist diese Empfindsamkeit wesentlich für das schöpferische Denken und ermöglicht, dass „Feingefühl und Geometrieverstand“ „miteinander vermählt und wieder gesondert“<sup>1037</sup> werden. Einerseits zeigt sich hier die Möglichkeit, dass diese beiden Qualitäten des Denkens – Feingefühl und Geometrieverstand – getrennt aktiviert werden können, wenn man beispielsweise im Prozess der Ausarbeitung zu einer Konstruktion oder eines Modells bereits in der Endphase der Darstellung ist. Andererseits ist aber gerade im Beginn einer ersten intuitiven Idee das Figurativ-Geometrische mit einer gefühlten Stimmigkeit für das Schöne ungeteilt. Diese gefühlte Stimmigkeit entspricht im Wesentlichen dem namenlosen Fühlen, welches ich bereits mit Hilfe von Susanne Langers *Feeling and Form* herausgearbeitet habe. Auch hier bei Valéry gibt es eine Übereinstimmung zwischen figurativ-geometrischen und intuitiven Verstehensweisen. An dem ausgeprägten Sinn für Symmetrien in verschiedenen figurativen Kontexten erläutert Valéry diesen Übergang an einem konkreten Beispiel.

Im dritten Essay *Leonardo und die Philosophen* greift Valéry den Begriff der Konstruktion nochmals in abgewandelter und erweiterter Form auf. Insbesondere spricht er hier von Komposition, da er eine Erweiterung auf die bildenden Künste wie der Malerei sucht. Für die Komposition und für die Konstruktion gilt, dass sie durch eine Zusammenfügung von elementaren Grundeinheiten – wie etwa Pinselstrichen beim Maler, Noten beim Musiker, Worte und Laute beim Schriftsteller – gegeben sind. Im Hinblick auf die Malerei sind es bei Valéry die *Ornamente*, die neben den darstellenden Konfigurationen hinzugefügt werden. Für Valéry sind die Strukturen bzgl. des denkerischen Prozesses für die Schaffung eines Werkes austauschbar, da es bei einer Komposition zunächst um „die Relationen zwischen dem Ganzen und den Teilen innerhalb verschiedener Ordnungen“<sup>1038</sup> geht. Im obigen Abschnitt haben wir bereits vom Herumirren im schöpferischen Denken gesprochen. Gerade im dritten Essay kommt Valéry auf diese Problematik mittels einer Unterstellung des Begriffes der Komposition nochmals zurück. Das Herumirren ist vor allem durch die Frage geleitet, „die sich aus der Pluralität der Funktionen jeden Elements

<sup>1034</sup> Diese Unterscheidung finden sich in der Série XXII, 512-1 der *Les Pensées* von Pascale.

<sup>1035</sup> Vgl. [LeoVal], S. 112.

<sup>1036</sup> Vgl. [LeoVal], S. 115: „[...] er trainiert unablässig sein Denken, [...]“.

<sup>1037</sup> Vgl. [LeoVal], S. 113.

<sup>1038</sup> Vgl. [LeoVal], S. 170.

in einem Werk<sup>1039</sup> ergibt. Der Begriff des Ornamentes hilft hier Valéry von Konfigurationen zu sprechen, die im Denken durch Relationalität gegeben sind. Ornamente als kleinste figurale Entitäten, „die sich sowohl mit der Geometrie als auch mit der Physik und der Morphologie berühren“, haben „nirgends einen Ort“ und zeichnen sich durch „eine unbestimmte Verwandtschaft zwischen Formen des Gleichgewichts von Körpern, zwischen den Harmoniefiguren“ und „den Schmuckformen von Lebewesen“<sup>1040</sup> aus. Sie sind in der Lage sowohl „einen freien Raum-“ als auch einen „Zeitausschnitt aus einer Art ›horror vacui‹ systematisch auszufüllen“.<sup>1041</sup> In seinem Buch *Tanz, Zeichnungen und Degas* bezieht Valéry die kleinsten Konfigurationen, die er mit den Namen Ornament versieht, auch auf die zeitlichen Strukturen wie etwa die Melodie oder den Tanz:

Zwischen der Welt des Tanzes und der Welt Musik bestehen innige Zusammenhänge, [...] Nun, dem Tanz entspringt eine ganze Welt der Plastik: Die Tanzlust erweckt in ihrem Umkreis die Lust, tanzen zu sehen. Indem die gleichen Glieder sich verschränken, entfalten und wieder verschränken oder Bewegungen in gleichen oder harmonischen Zeitabständen einander antworten, entsteht ein Ornament im Bereich der Dauer, gleicherweise wie durch die Wiederholung von Figuren im Raum, oder aber ihrer Symmetrie, das räumliche Ornament entsteht.<sup>1042</sup>

Entscheidend ist, dass hier im Schaffungsprozess die oben beschriebenen Ornamente dem Denker in seinen Vorstellungen eine Art Orientierung für das Werk geben, wie die zeitlichen Ornamente dies für den Tänzer zur Vollführung seiner Choreografie ermöglichen.

Die wesentlichen Momente, die ich bisher mittels Valérys Darstellung zum konstruierenden Denken anhand des Architekten und des Wissenschaftlers herausgearbeitet habe, lassen sich bei der schriftstellerischen Tätigkeit wiederfinden. Der Autor – Literat, Poet, Dichter oder Philosoph – steht am Anfang seiner Tätigkeit zumeist vor noch unzusammenhängenden Gedankenketten, die sich erst allmählich im Prozess des Schreibens konkretisieren. Wie in der Einleitung zu diesem Abschnitt erwähnt, beschäftigt sich Valéry näher mit diesem Phänomen im zweiten Essay *Anmerkung und Abschweifung*. Eine Dimension scheint hier neu aufgegriffen zu werden: Als Schriftsteller literarischer Texte ist das Moment, sich mit seiner eigenen Person auseinanderzusetzen, ausgeprägter als bei einem Architekten, Techniker oder Naturwissenschaftler. Nichtsdestoweniger finden wir selbst in dieser Weise der Auseinandersetzung die Momente des Wirkens, Erfassens und Darstellens. Valéry macht zu der schriftstellerischen Tätigkeit die Bemerkung, dass eine ungelentete „Begeisterung“ für einen Schriftsteller „kein geeigneter Seelenzustand“<sup>1043</sup> ist. In den Momenten, in denen zunächst nur Ideen in uns wirken, aber unkonkret und noch nicht artikuliert erscheinen, bedarf es einer „angebrachten Hemmung“<sup>1044</sup>. Diese ersten Andeutungen führt Valéry weiter aus und resümiert hierzu:

Was die Aussage [dass es angebrachten Hemmungen bedarf] betrifft, so empfindet sich der Autor, wenn er über sie nachdenkt, zugleich als ihre *Quelle*, ihren *Ingenieur* und als

<sup>1039</sup> Vgl. [LeoVal], S. 170f.

<sup>1040</sup> Vgl. [LeoVal], S. 171.

<sup>1041</sup> Vgl. [LeoVal], S. 171.

<sup>1042</sup> Vgl. [TZDVal], S. 26f.

<sup>1043</sup> Vgl. [LeoVal], S. 102.

<sup>1044</sup> Vgl. [LeoVal], S. 103.

eingeschaltete Hemmung; ein Teil seiner selbst ist Antrieb; der andere sieht voraus, setzt zusammen, mäßigt, unterdrückt; ein dritter – Logik und Gedächtnis – beharrt auf dem Gegebenen, sorgt für den Zusammenhang, sichert der *gewollten* Anordnung eine gewisse Dauer ... Da beim Schreiben diese Sprachmaschine, bei der durch Auslösung des angereizten Geistes zur Überwindung *realer* Schwierigkeiten Kraft erzeugt wird, so fest und so genau wie möglich konstruiert sein muß, verlangt es vom Autor eine widerstreitende Selbstaufspaltung. Nur hier ist der Mensch im strengen Sinne und voll und ganz *Autor*. [...] Zwischen die ursprüngliche Gemütsbewegung oder Absicht und jene Endeffekte wie Vergessen, Verworfenheit, Verschwommenheit – in die das Denken seiner Natur ausmündet – muß er die von ihm geschaffenen Widerstände einschalten, um so der im bloßen Vorübergleiten bestehenden Natur innerer Erscheinungen durch sein Dazwischentreten ein wenig nachvollziehbare Wirkungskraft und selbständiges Dasein abzurufen ...<sup>1045</sup>

Es zeigen sich hier die Parallelen zu Merleau-Pontys Ausführungen zur schriftstellerischen Tätigkeit. Im Gegensatz zu Merleau-Ponty werden von Valéry die verschiedenen Dynamiken der aufbrausenden Ideen und der hemmenden Logik herausgearbeitet. Diese durchmischen sich im Prozess der allmählichen Gestaltung eines Textes. Dabei finden eine Verselbstständigung des Denkens und ein intendiertes Eingreifen in die Gestaltung und Anordnung seiner Gedanken *zugleich*, aber auch *im Wechsel* statt, d.h. einerseits steht man im Zuge des Denkens nahezu passiv den kommenden Gedanken gegenüber und andererseits ist es eine gezielte Suche.

### 7.3.3 Bildschematische Strukturen und das Denken

Ich möchte die wichtigsten Momente, die Valéry im Hinblick auf den denkerischen Prozess beschreibt, zusammenfassen. Valéry geht es um das Gleichbleibende im schöpferischen Prozess des Imaginierens und Vorstellens beim Erschaffen eines Werkes. Diese Werke können von Art des Schaffenden höchst unterschiedlich sein: Maler, Mathematiker, Schriftsteller und Philosophen haben je eigene Materialien und symbolische Ausdrücke, in denen das Werk zur Darstellung kommt. Darüber hinaus sind es aber nicht bloß die verschiedenen Materialien und symbolischen Ausdrücke, in denen das Denken auf unterschiedliche Weise kanalisiert wird. Analytisch-reflektierendes Denken in den Weisen des logischen Denkens und bloßes Denken in figurativ-phantasierten Vorstellungen sind zwei extreme Arten, die das Denken insgesamt manifestieren. Beide Weisen beeinflussen sich gegenseitig und lösen sich gegenseitig ab. Da sie zumeist nie isoliert vonstatten gehen, müssen sie im Gesamtprozess des Denkens als extreme Enden auf einem kontinuierlichen Spektrum gesehen werden. Alle Mischformen können auftreten und können durch einen Schematismus aufeinander bezogen werden. Selbst ein analytisch denkender Mathematiker oder Logiker wird im Prozess des Denkens entweder von Phantasiegestalten partiell abgelenkt oder im Hinblick auf eine konkrete Aufgabe von diesen geleitet sein. Durchdrungen ist dieser Prozess durch ein basales Stimmigkeitsgefühl, welches im Wesentlichen durch ein Bejahen oder Verneinen bestimmt ist. Valéry macht zudem deutlich, dass dieses Stimmigkeitsgefühl gerade im Abwägen bei der richtigen Lösung oder der Suche nach dem richtigen Pinselstrich im Werk eines Malers, beim Hinterfragen der Gedanken deutlich

<sup>1045</sup> Vgl. [LeoVal], S. 103f.

hervortreten kann. All dies betrifft zunächst die unterschiedlichen Weisen des Denkens, die jedoch nicht völlig voneinander abgegrenzt vorkommen müssen.

Geht man zum Prozess, also dem noetischen Verlauf, selbst über und möchte die Frage beantworten, wie die Dynamik des Denkens selbst zu erfassen ist, so ergeben sich mittels meiner Auseinandersetzung mit Valéry die folgenden Bestimmungen. Das *Wie* der Veränderung *zwischen und innerhalb* der oben beschriebenen Weisen – analytisch-reflektierende und figurativ-phantasierende Weise – ist ein zentrales Moment der Dynamik des Denkens. Unterschiedliche Phantasiegestalten können im Prozess des Denkens zum einen gezielt und zum anderen willkürlich nebeneinander oder nacheinander erlebt werden. Dieses kann mit symbolischen und analytischen Denkweisen ergänzt und durch diese selbst wieder initiiert werden. Das Denken ist hierbei im Wechsel der noematischen Strukturen einerseits willkürlich passiv – die Irrwege des Denkens – oder andererseits gezielt orientiert. Pulsierende Steigerungen dieser variierenden Wechsel zwischen den Denk- und Erlebnisinhalten führen dann zu einer resultierenden Gestalt, einer resultierenden figurativen Struktur oder einer resultierenden symbolischen Struktur (Zeichen oder Worte). Je nach Denkhabitus sind diese Strukturen unterschiedlich, aber der Prozess selbst ist ein *beständiges und unaufhörliches Werden*, welches zwar durch diskontinuierliche Momente unterbrochen oder zersetzt sein kann, aber im wesentlichen durch *Unerschöpflichkeit* gekennzeichnet ist. Dabei kann es zu *Verdichtungen* der zeitlichen Variationen dieser Gestalten, Symbolen und Figuren kommen. Diese Verdichtungen im stetigen Werden sind das, was wir als Dynamik im Denken bezeichnen müssen. Nach Valéry ist diese Dynamik zwar individuell erlebt, aber bei allen schöpferisch tätigen Menschen gleich.

## 8 Dynamik des Verstehens

### 8.1 Der ontologische Status bildschematischer Strukturen

Im Folgenden möchte ich die Ergebnisse meiner philosophischen Untersuchungen zusammentragen. Die Untersuchung zu einer Dynamik der Verstehensprozesse und im Speziellen der bildschematischen Strukturen wurde von mir in unterschiedlichen Bereichen auf jeweils verschiedenen Ebenen erstellt. Die unterschiedlichen Bereiche sind die Wahrnehmung, die leibliche Interaktion, die Sprache bzw. das Sprechen und das Denken. Diese Bereiche sind nicht gänzlich unabhängig voneinander und wurden von mir in Anlehnung an Johnsons ursprüngliche Erörterungen zu bildschematischen Strukturen erstellt: Bildschematische Strukturen werden durch die leibliche Interaktion festgelegt und schlagen sich im wahrnehmenden, im sprachlichen und kognitiven Verstehen nieder.<sup>1046</sup> Die verschiedenen Ebenen, die ich hierbei jeweils in diesen vier Bereichen erschlossen habe, bestehen zum einen in einer *allgemeinen Bestandsaufnahme der Dynamik von Verstehensprozessen* und zum anderen in einer *Zuspitzung und detaillierten Betrachtung* auf bildschematische Strukturen. Die allgemeine Bestandsaufnahme wurde bewusst in allen Kapiteln breit und facettenreich angelegt. Dabei bin ich systematisch vorgegangen und habe eine Phänomenologie des Zeitempfindens entwickelt und die daraus hervorgegangenen Ergebnisse in einer Philosophie der Ästhetik kontrastiert. Damit sollte aufgezeigt werden, dass der dynamische Charakter bildschematischer Strukturen als Organisationsmuster des Verstehens nur über eine Philosophie der Prozesse des Verstehens beantwortet werden konnte.

Die detaillierte Betrachtung bildschematischer Strukturen erweist sich insofern als kompliziert, als hier die Frage nach dem ontologischen Status dieser Strukturen augenscheinlich wird: Wenn bildschematische Strukturen in den vier genannten Bereichen *gleichbleibende Organisationsmuster des Verstehens* sind, so stellt sich die Frage, in welcher Form sie gleichbleibend sind und in welcher Weise sie überhaupt auftauchen. Diese Frage wurde implizit mit meiner Dissertation beantwortet, indem ich Verstehen nicht auf den kognitiven Bereich begrenzt habe. Der Mensch versteht zudem mittels der Wahrnehmung. Damit sind nicht nur die bloßen Qualia (Farben, Gerüche, Geräusche, Wärme- und Kälteempfindung usw.) gemeint, sondern Bewegungsprozesse und Konzepte, die durch Behälter, Beschreiten von Wegen, Hindernissen, Balance usw. gegeben sind, können durch bloßes Sehen, Hören und die anderen Sinnesmodalitäten erschlossen werden: Füllt ein Kind ein Glas Wasser auf und ahnt man in der Beobachtung bereits, dass es zu viel Wasser in das Glas gießt, so kommt das Konzept des Behälters als Verstehensstruktur im bloßen Sehen zum Vorschein. Ähnliches gilt, wenn wir unerträglichen Lärm in einer Fabrikhalle hören und dies uns darin hindert die Fabrikhalle zu betreten. Das Hören aktiviert dabei das Schema der Blockade. Ähnliches kann man sich für gefährliche Gerüche überlegen. Tatsächlich identifizieren wir das Geräusch eines Aufpralls – etwa das Hören eines

<sup>1046</sup>Vgl. [TBiMJoh], S.18-40, insbesondere S. 29.

Unfalles – mit einem Hindernis, womit das Blockadeschema im Hören als Verstehensstruktur immanent gegeben ist. In all diesen Beispielen sind bildschematische Strukturen durch das bloße Wahrnehmen gegeben. Das Hantieren und Bewegen des Körpers – mit Heidegger könnte man von der Zuhandenheit sprechen – ist eine eigene Weise des Verstehens, die auf das Körperschema zurückgeht. Mit Merleau-Ponty haben wir die grundlegende Eigenschaft einer eigenen Intentionalität des Körperschemas erkannt. Insbesondere versteht der Leib unmittelbar, da er keine mentale Repräsentation von Bewegungen benötigt, um diese auszuführen. Die Sprache wurde in Anlehnung an Merleau-Ponty in den Situationen untersucht, in denen sie tatsächlich zum Vorschein kommt. Es sind die Situationen des Sprechens mit dem Anderen, der öffentlichen Rede oder der konkreten Auseinandersetzung mittels der Literatur (das Ereignis des Lesens und der schriftstellerischen Tätigkeit). In der konkreten Erlebnisweise des Sprechens können sich bildschematische Strukturen im Verbund mit Gesten artikulieren und befördern das Verstehen in Form von salienten Begleitmustern der Hände und Arme. Das schaffende Denken und Verstehen wurde mittels Valéry's Leonardotexten untersucht. Im Allgemeinen ist diese Weise des produktiven Denkens ein facettenreiches Phänomen und bildschematische Strukturen stellen hier eine von vielen Modalitäten der mentalen Prozesse dar. Sie erlauben es von einer *partiellen Kohärenz* im Denken zu sprechen.

Der Frage nach dem ontologischen Status bildschematischer Strukturen wurde in meiner Dissertation jedoch noch auf eine fundamentalere Weise nachgegangen. Da ich gerade die Dynamik des Verstehens und damit die Zeitlichkeit bildschematischer Strukturen in den oben genannten vier Bereichen analysiert habe, wurde implizit der ontologische Status untersucht; denn die schematischen Strukturen liegen in der Zeit, unterliegen einer zeitlichen Entwicklung und sie stellen aufgrund ihrer Gestaltstruktur eine weitere Konstituente des Zeitbewusstseins dar. Im Ausgangspunkt der kantischen Schematismuslehre wurde bereits gezeigt, dass Schemata als ein Zwischenglied zwischen dem Verstand und der Sinnlichkeit erklärt werden: Sie haben sowohl figürliche Aspekte, die der Sinnlichkeit entsprechen, als auch abstrakte Gesichtspunkte, die dem Verstand zuzuordnen sind. Insbesondere habe ich die Frage der räumlichen Gegebenheit von bildschematischen Strukturen immer wieder aufgegriffen und in eine Verbindung mit der zeitlichen Struktur gebracht. Aufgrund ihrer Gestaltstruktur weisen Bildschemata eine räumliche Struktur auf, wobei hierunter im Hinblick auf die Wahrnehmung, die Sprache und das Denken nicht der faktische kartesische Raum zu verstehen ist, sondern eine *Orientierungsgegebenheit* in metaphorischen Äußerungen und in mentalen Prozessen des Verstehens. Diese Orientierungsgegebenheit kann durchaus verschieden sein. Stelle ich mir eine figurative und mentale Greifbewegung vor, in der ich einen Gegenstand in einen mentalen Behälter stelle (mentales Rotieren), so ist dies ein anderes Fingieren als abstrakte Verhältnisse wie die Inklusion von Mengen in der Logik und in der Mathematik.

Ich möchte im folgenden Schlussteil die wesentlichen Punkte meiner Dissertation mit einigen erklärenden Ergänzungen zusammenfassen. Zunächst soll mit einem Hinweis auf Schwemmer

der zuletzt genannten ontologischen Status im Hinblick auf die metaphorische Erweiterung von bildschematischen Strukturen näher erläutert werden (Abschnitt 8.2). Schwemmer macht deutlich, dass man nicht ohne weiteres eine fahrlässige Übereinstimmung zwischen Wahrnehmung, leibliche Interaktion, Sprache und Denken anfertigen kann. Hier muss eine präzise Differenzierung von Binnenstrukturen des Verstehens vorgenommen werden, die gerade durch die unterschiedlichen Weisen des Ausdrucks- und Darstellungerscheinungen gegeben sind. Diese Darstellungerscheinungen drücken sich unter anderem durch unterscheidbare Erlebnisweisen des Zeitbewusstseins aus. Zwischen den Bereichen gibt es im Hinblick auf Verstehensprozesse aber eine Bezogenheit, die unter anderem durch die bildschematischen Strukturen beschrieben werden kann. Im Abschnitt 8.3 möchte ich Johnson selbst zu Wort kommen lassen und seine Ansätze darstellen, wie die Dynamik eines Bildschema als Verstehensprozess zu denken ist. Im letzten Abschnitt 8.4 möchte ich mit Wilhelm Kellers Ideen aus seinem kurzen Text *Die Zeit des Bewußtsein*<sup>1047</sup> einige Aspekte zur Dynamik abschließend konzentriert darlegen.

### 8.2 Die Binnenstrukturen unserer Verstehensweisen

Wie wir in den einzelnen Kapiteln gesehen haben, sind bildschematische Strukturen in ihren jeweiligen Vorkommensweisen in eigene Strukturierungsweisen unseres Weltzuganges eingebettet. Die leibliche Struktur des Hantierens mit Werkzeugen und alltäglichen Gegenständen wie Behältern, bei denen wir Balance, Geschlossenheit von Behältern, Wege, Kräfte usw. faktisch erleben, ist erlebnismäßig in ihrer Prozessualität unterscheidbar von den Erlebnisweisen der Sprache oder dem imaginativen Prozess beim Lösen von Aufgaben (Konstruieren, Berechnen, Modellieren, Zeichnen, Malen, Phantasieren, etc.). Beim leiblichen Hantieren sind kohärente Bewegungskurven entscheidend, die vom kräftigen Heben eines schweren Gegenstandes bis zu filigranen Bewegungsmustern der Finger reichen. Die *Ständigkeit des Leibes* ist ein wesentliches Merkmal jeglichen leiblichen Zugangs zur Welt. Dahingegen ist das Denken oftmals fragmentarisch und unwillkürlich können sich andere noetische Strukturen des Denkens in den Fokus der Aufmerksamkeit schieben. Präsentative und diskursive Strukturen durchdringen sich beim Denken, wodurch eine facettenreiche Vielheit von noetischen Verläufen entstehen kann. Die Sprache ist ein diskursives Phänomen, kann aber in Form von Assoziationen präsentative Verstehensweisen hervorrufen.

Insgesamt sind diese verschiedenen Weisen des Verstehens aufeinander bezogen, sobald wir zu einem Darstellungsgefüge, z.B. dem Sprechen, dem Schreiben, dem Erstellen von Diagrammen etc., qua *metaphorischer* und *diagrammatischer* Erweiterung gelangen. Diese Bezogenheit wird neben anderen Momenten durch bildschematische Strukturen als Organisationsmuster des Verstehens erzeugt. Dabei kommen wir von der leiblichen und der sensorischen Wahrnehmung

---

<sup>1047</sup>Vgl. [ZP20Jhdt.], S. 44-69.



zu verschiedenen Darstellungsmöglichkeiten. Die Bezogenheit unterliegt selbst einem dynamischen und mitunter veränderlichen Zusammenhang. Das, was ursprünglich durch das leibliche Hantieren dem Leib einsichtig ist, muss unter Umständen allmählich in sprachliche Formulierungen Einzug halten, damit diese tatsächlich als verstanden gelten können. Diese Bezogenheit fällt uns umso leichter, je mehr solche sprachlichen Korrespondenzen geübt worden sind und die Verweisung und damit der Sinn des Sachzusammenhangs nicht mehr problematisch erscheint. Ein wichtiger Beitrag zu dieser Bezogenheit eines organisch-leiblichen Lebens und den dazugehörigen „symbolischen Antworten“ findet sich in Schwemmers Buch *Das Ereignis der Form*:

Und damit sind wir bei der Frage angekommen, in welcher Weise die Wirkverhältnisse, in denen wir uns befinden, also unsere Wirklichkeit im ursprünglich wörtlichen Sinne, unsere Wahrnehmungen und unsere Darstellungsmöglichkeiten miteinander korrespondieren. Dabei ist zu sehen, dass, obgleich wir es bei diesen verschiedenen Arten von Vorkommnissen zwar mit unterschiedlichen und nicht aufeinander abbildbaren Strukturen zu tun haben, diese Strukturen aber gleichwohl in einem dynamischen Zusammenhang stehen und auf eine durchaus bestimmte Weise in einem Folgeverhältnis stehen. Unsere Wahrnehmungen folgen – vermittelt durch unsere Organe und unseren Organismus insgesamt – den Einwirkungen, unserer Darstellungen folgen – jeweils auf ihre Weise und vermittelt durch unsere symbolische Kultur – unsere Wahrnehmungen.<sup>1048</sup>

Nach Schwemmers Ausführungen unterliegt der Bezogenheit – zwischen leiblich-sensorischer Wahrnehmungsweise und den Darstellungs- und Verstehensmomenten – selbst ein „dynamischer Zusammenhang“. Stern spricht hierbei von dynamischen Vitalitätsformen und zieht ein System von Arousal als Kandidaten heran. Dies ist letztlich ein Name für diese Phänomene, dem auch ein wissenschaftliches Modell bei Stern hinterlegt wird. Wichtig sind die Existenz dieses dynamischen Gefüges und die Tatsache, dass es kulturell geprägt ist. Daher sind beispielsweise durch verschiedene Sprachen und verschiedene gestische Weisen der Kommunikation unterscheidbare dynamische Muster gegeben, was wir im Rahmen der lebendigen Rede bei Merleau-Ponty gesehen haben. Die Dynamiken selbst sind durch an- und absteigende und rhythmisch geprägte Wirkverhältnisse in Sprache, fühlendem Verstehen und leiblicher Interaktion gegeben.

Weiterhin müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass es *keine* wirkliche Übertragung oder Abbildung *per se* der leiblichen Hantierungsstrukturen und ihrer Organisation auf die sprachlichen Gefüge und deren Muster gibt. Der viel verwendete Begriff des *Mappings* ist insofern eine Illusion, als die leiblichen Strukturen eine Kohärenz und multiple interne Bezogenheit aufweisen, die der Linearität der Sprache abgeht. Die internen Strukturen sind zu verschieden, „weil kein Gedanke in den Worten und kein Wort im reinen Gedanken von einer Sache zurückbleibt“<sup>1049</sup> und mit dieser Äußerung bezieht sich Merleau-Ponty auf die faktische Seinsweise von Gedanken und Sprache. Nichtsdestoweniger gibt es Korrespondenzen oder wie Schwemmer es formuliert, gibt es zwar keine Abbildung, aber einen dynamischen Zusammenhang. Das Verstehen in

<sup>1048</sup>Vgl. [EdFSchwem], S. 85, insgesamt ist der Abschnitt *Organische Reaktionen und symbolische Antworten* für die Verbindung von ursprünglichen leiblich-sensorischen Erlebnisweisen und den Darstellungsmomenten eine wichtiger Abschnitt.

<sup>1049</sup>Vgl. [PdWeMpony], S. 27.

einem Bereich verweist auf das Verstehen in einem anderen Bereich. Im ersten Moment des Verstehens sprachlicher Äußerungen muss Sprache immer mit einer realen Tätigkeit gebunden sein, um die Bezogenheit zu erzeugen: Als symbolische Form muss die Sprache „leicht“ und „gleichzeitig mit anderen Tätigkeiten“<sup>1050</sup> zusammentreten. Diese Bezogenheit wird unter anderem durch die metaphorische Erweiterung bildschematischer Strukturen stabilisiert, welche dann rein sprachinterne Strukturelemente sind. Nichtsdestoweniger haben sie als rein sprachinterne Strukturelemente einen ersten Bezug zu realen Handlungsabläufen und entwickeln von da aus ihre metaphorische Erweiterung. Diese Erweiterung geschieht ausschließlich im Gebrauch der Sprache. Um also den Verstehenshorizont im Hinblick auf die metaphorische Erweiterung etablieren zu können, braucht es sprachinterne Bezüge, die oftmals durch angeeignetes, abstraktes Wissen gegeben sind:

Solche und weitere Anforderungen an die Ausbildung von Symbolen bringen es mit sich, dass sich die Symbole in eigenständigen Sonderwelten zusammenfügen, die sich von den natürlichen Dingwelten deutlich unterscheiden. Sie bestehen daher auch nicht so, wie dies die übrigen Dingwelten tun. Sie bestehen überhaupt nur, wenn sie benutzt, wenn sie immer wieder aktualisiert werden: Sei bestehen nur in ihrem Gebrauch. Und nicht nur dies: Sie bestehen im Prinzip auch nur als das, *als* was sie gebraucht werden.<sup>1051</sup>

Damit ist natürlich eine Art Selbststrukturierung der metaphorischen Erweiterungen in der Binnenstruktur der Sprache gegeben, die ein eigener Prozess ist und auch einer eigenen Dynamik unterliegt. Diese Art der Dynamik ist einerseits unterscheidbar von dem Prozess des Verstehens *im Akt* des Verstehens, wenn wir z.B. dem Gesprächspartner zuhören, einen Text lesen oder tatsächlich eine abstrakte Aufgabe lösen (Modellieren, Zeichnen, Konstruieren, Computerarbeit). Andererseits bezieht sie sich immer als *wiederkehrender Verstehenshorizont* auf das Verstehen. Sie – die allmähliche *Verfestigung* von bildschematischen Strukturen *als metaphorische Erweiterung* – ist unterscheidbar, weil sie eher ein ontogenetischer Prozess ist und ab einen gewissen Punkt der persönlichen Entwicklung stellen wir die metaphorischen Übertragungen nicht mehr in Frage. Wichtig ist mir, dass diese Bezogenheit existiert und dass die sprachinterne Umstrukturierung existiert. Die sprachinterne Umstrukturierung geschieht ausschließlich im Gebrauch: „Dass die Sprache – wie andere Symbolsysteme auch, wenn auch nicht immer im gleichen Maße – nur in ihrem Gebrauch sich strukturiert, bedeutet in einem gewissen Sinne eine Auflösung oder doch Auflockerung ihrer Verknüpfungsfunktion.“<sup>1052</sup> Gerade das leisten in einem sprachinternen Sinne die bildschematischen Strukturen, wenn sie von ihrem originären Bedeutungshorizont zu abstrakten Bedeutungshorizonten übergehen. Auch hier gilt, dass „[d]as, worüber wir sprechen,“ „von grundlegend anderer Art“ ist „als unser Sprechen“.<sup>1053</sup>

Insgesamt möchte ich daher hier einerseits die Differenzen der Binnenstrukturen dieser jeweiligen Verstehenshorizonte – Wahrnehmung, leibliches Verstehen, Sprache und Denken –

---

<sup>1050</sup> Vgl. [EdFSchwem], S. 87.

<sup>1051</sup> Vgl. [EdFSchwem], S. 87.

<sup>1052</sup> Vgl. [EdFSchwem], S. 87.

<sup>1053</sup> Vgl. [EdFSchwem], S. 87f.

vertreten: Eine absolute Abbildung dieser Strukturen aufeinander lässt sich aufgrund differenter Erscheinungsweisen nicht herstellen. Andererseits gibt es Bezogenheiten, Analogien und basale Übereinstimmungen, die sich an der internen Gestaltstruktur von Bildschemata aufzeigen lassen. Diese Bezogenheiten qua bildschematischer Struktur kommen zum Vorschein, wenn wir passiv oder aktiv Verstehensprozesse (understanding) – Schwemmer spricht von Darstellungsweisen – in unsere weltlichen und zwischenmenschlichen Verhaltensweisen einflechten.

### 8.3 Johnsons Ansätze zum dynamischen Aspekt bildschematischer Strukturen

Im folgenden Abschnitt möchte ich die wenigen Stellen, in denen sich Johnson zum dynamischen Aspekt äußert, zusammentragen und analysieren. Dabei wird deutlich, dass wesentliche Gesichtspunkte meiner Überlegungen in Ansätzen bei Johnson erkennbar sind, wenn auch eine Philosophie der Prozesse nicht Johnsons Fokus ist. Die Bedeutung des Leibes und die Imaginationfähigkeit aufgrund von leiblichen Strukturen werden von Johnson als die zentralen Ziele verfolgt. Dies ist insofern verständlich als wesentliche Teile der anglo-amerikanischen Philosophie für ihre Überlegungen keine leiblichen Fähigkeiten benötigen, um menschliches Bewusstsein im Allgemeinen zu erklären.<sup>1054</sup>

Johnson deutet die immense Bedeutung des dynamischen Charakters zwar an einigen Textstellen an, aber zum einen sind die Ausführungen sehr wenige und zum anderen wird die Möglichkeit hierin eine Beantwortung der Frage, warum wir uns auch im Denken und Verstehen als kontinuierlich erleben, im Wesentlichen nicht entwickelt:

This dynamic character of image schemata has important implications for our view of meaning and rationality. Insofar as meanings involve schematic structures, they are relatively fluid patterns that get altered in various systems. [...] We need to correct the popular, but misguided, view that understanding involves only the imposition of static concepts, propositions, schemata, templates, plans, or networks upon some perceptual input. Rather, in addition to propositional comprehension, understanding is an evolving process or activity in which image schemata [...] partially order and form our experience and are modified by their embodiment in concrete experience.<sup>1055</sup>

Folglich erklärt Johnson bereits zu Beginn des zweiten Kapitels in [TBiMJoh] den dynamischen Charakter von Bildschemata. Die Bildschemata geben uns *Erwartung* und *Antizipation*, welche unsere Wahrnehmung und unsere Interaktion mit der Umwelt beeinflussen.<sup>1056</sup> Dies ist eine der wichtigen Eigenschaften, die das Verständnis von einem Bildschema als bloße starre Struktur wesentlich verändert. Es zeigt, dass Bildschemata in der *Erlebniszeit* sind. Sofern sie zum Zuge kommen, haben sie eine Verlaufsform, die gerade durch die Eigenschaft der Erwartung und der Antizipation erklärt werden kann. Johnson zitiert hierfür Neisser: „The schema is not only the plan but also the executor of the plan. It is a pattern of action as well as a pattern for

<sup>1054</sup> Vgl. [TBiMJoh], die Einleitung mit den beiden Abschnitten *A Crisis in the Theory of Meaning and Rationality* und *Putting the Body Back into the Mind*, S. ix-xvi. [PitF], Abschnitt 21 *Analytic Philosophy* und 22 *Chomskys Philosophy and Cognitive Linguistics*, S. 440-512.

<sup>1055</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 30.

<sup>1056</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 21.

action.“<sup>1057</sup> Wie stark dies als ein passiver oder aktiver Akt zu interpretieren ist, bleibt letztlich offen. Entscheidend ist zunächst, wie oben in der Definition eines Schemas wiedergegeben, dass Bildschemata dynamisch sind:

Yet, even though schemata are definite structures, they are dynamic patterns rather than fixed and static images, as their visual diagrams represent them. They are dynamic in two important respects. (1) Schemata are structures of an activity by which we organize our experience in ways that we can comprehend. They are a primary means by which we construct or constitute order and are not mere passive receptacles into which experience is poured. (2) Unlike templates, schemata are flexible in that they can take on any number of specific instantiations in varying contexts.<sup>1058</sup>

Dies ist eine der wenigen Stellen, in denen sich Johnson konkret zum dynamischen Charakter der Bildschemata äußert. Die erste Bestimmung korrespondiert mit dem Verständnis, dass ein Bildschema strukturell mit einer *Aktivität* übereinstimmt und daher die dynamische Eigenschaft herrührt. Bei dieser Interpretation bezieht man sich darauf, dass Aktivitäten per definitionem einen zeitlichen Verlauf haben und gleichzeitig damit *Veränderungen von Zuständen* einhergehen. Schließt man sich dieser Interpretation an, so ist die strukturelle Ebene der Bildschemata, die sie von sich aus besitzen, angesprochen. Was im Nachsatz aber auch im ersten Satz zur ersten Bestimmung ebenfalls angesprochen wird, ist der Hinweis darauf, dass *wir* die Bildschemata als Mittel in einem aktiven und nicht bloß passiven Sinne verwenden, um unsere Erfahrungen zu verstehen und zu ordnen. Hier wird also gleichzeitig nicht nur die interne Struktur als dynamisch interpretiert, sondern die Art und Weise, wie wir uns die Bildschemata zu nutze machen. Hier wird also eine Verbindung zur Aktivität des Denkens und Verstehens selbst angesprochen. Beide Teilinterpretationen haben ihre Berechtigung und die Dynamik lässt sich sowohl als strukturelle Eigenschaft der Bildschemata aber auch als aktive Eigenschaft von Verstehensprozessen erklären.

Bei Johnsons zweiter Bestimmung fällt insbesondere auf, dass hier eher eine Art dynamische Variabilität gemeint ist. Bildschemata können in verschiedenen Kontexten zum Zuge kommen, wobei es gar nicht um eine konkrete Perzeption gehen muss, die das jeweilige Bildschema auslöst. Es geht vielmehr um eine in der jeweiligen Situation gleichbleibende strukturelle Erscheinungsweise, die dann für das entsprechende Bildschema verantwortlich ist.<sup>1059</sup> Nichtsdestoweniger ist diese Art der variablen Instanziierung seitens der Bildschemata immer ein zeitlich verlaufendes, strukturiertes Geschehen. Johnsons Sprechweise eines *fluid patterns*<sup>1060</sup> legt dieses Verständnis nahe. Demzufolge lassen sich Bildschemata als fließende Muster erklären und können in das Zentrum einer Prozessphilosophie des Verstehens, wie ich es in meiner Dissertation verfolgt habe, gerückt werden.

<sup>1057</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 21. Es muss gesehen werden, dass Johnsons Analyse des Schemabegriffs sich hier auf die ursprüngliche, leibliche, d.h. sensomotorische, Vorkommensweise bezieht. Das Bildschema ist hier noch nicht als kognitiv sedimentiertes Muster verstanden, d.h. es ist hier noch das Schema gemeint, welches durch eine rein körperliche Aktion gegeben ist, wobei aber auch der Einfluss auf die Wahrnehmung berücksichtigt wird.

<sup>1058</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 29f.

<sup>1059</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 30.

<sup>1060</sup> Vgl. [TBiMJoh], S. 30.

Die Bemerkungen, die Johnoson zur Dynamik von Bildschemata erstellt, sind wenige und erlauben zwei Interpretationen. Einerseits wird die strukturelle Eigenschaft von Bildschemata angesprochen und andererseits können sie als dynamische Aktivität des Denkens selbst stark gemacht werden. Beide Interpretationen habe ich unter anderem als Problemstellung verständlich gemacht und als Fragestellung untersucht. Wichtig ist hierbei, dass der Bereich des Verstehens umfangreicher ist, als das bloße Denken im Mentalen. Nichtsdestoweniger können bildschematische Strukturen auch im denkenden Verstehen zum Zuge kommen. Insgesamt war es nötig ein schärferes Vokabular heran zuziehen, um nicht von einer bloßen Erwartung und einer bloßen Erinnerung im Prozess des Verstehens zu sprechen. Husserls Lehre der Protention und Retention zeigt einen Unterschied zu diesem herkömmlichen Begriff, denn die Retention genauso wie die Protention sind nicht von der intentionalen Struktur des bloßen Bewusstseins von etwas, sondern sie halten modifizierte ursprünglich urimpressionale Inhalte in entsprechenden Kontinua fest bzw. greifen voraus. Hierdurch entsteht überhaupt erst Wirksamkeit als Verstehenprozess, was man als Dynamik erklärt werden kann.

### 8.4 Die Dynamik des Verstehens

Dynamik als zentrales Thema dieser Arbeit ist auf das engste mit der Zeitphilosophie verbunden. Zeit ist seit jeher ein philosophisches Problem gewesen und eine ganze Reihe von spezialisierten Untersuchungen zur Zeit ist im 20. Jahrhundert entstanden.<sup>1061</sup> Dabei wird Zeit an sich ins Zentrum der Problemstellung gerückt, um von da aus die facettenreichen Ausläufer um das Problem zu erstellen. Die Zeitphilosophie, die in dieser Arbeit entwickelt wurde, stellt nicht so sehr die Zeit als Problem in den Mittelpunkt, um Lösungen für eine bessere Erfassung des Zeitbegriffes zu finden. Vielmehr ist es mein Anliegen, wichtige Ergebnisse der Embodimentphilosophie unter einer zeitphilosophischen Perspektive zu betrachten. Damit wird operativ eine Philosophie der Prozesse unserer zunächst selbstverständlich erscheinenden Lebensumstände begonnen. In diesem letzten Abschnitt möchte ich die Ergebnisse unmittelbar mit einer Philosophie der Prozesse zusammenführen, um zu betonen, dass nur von hier aus ein Verständnis von Dynamik im Allgemeinen entwickelt werden kann.

In ihrem gemeinsam veröffentlichten Band *Body Image and Body Schema* entwickeln Helena De Preester und Veroniek Knockaert eine derartige Perspektive eines dynamischen Strukturalismus auf unser menschliches Selbstverständnis um Neurowissenschaft, Phänomenologie und Psychoanalyse zusammenzuführen:

What then could be the common ground on which neuroscience, phenomenology and psychoanalysis can co-operate? In our opinion, a plausible candidate is "dynamical structuralism". A dynamic-structuralist background may even be decisive for the several contributors to understand each other.<sup>1062</sup>

<sup>1061</sup> Eine kleine Auswahl im deutschsprachigen Raum ist durch die folgenden Sammelbände gegeben: *Das Zeitproblem im 20. Jahrhundert, Augenblick und Zeitpunkt, Im Netz der Zeit: Menschliches Zeiterleben interdisziplinär.*

<sup>1062</sup> Vgl. [BlaBS], S. 3.

Die vorliegende Arbeit möchte in diesem Sinne einen Beitrag leisten, um die dynamischen Strukturen unserer Verstehensprozesse aus der phänomenologischen Perspektive her zu erschließen. Insbesondere erörtern De Preester und Konckaert weitere Eigenschaften eines dynamischen Strukturalismus, indem sie gerade die gegenseitige Bedingtheit von Strukturen und Dynamik betonen, ohne dabei etwa bloß die Zeit oder die Struktur als ein zu analysierendes Primat herauszustellen:

What does such a background [of a dynamic structuralism] involve? The combination of dynamics and structure appears to be an oxymoron, because something process-like is combined with something rather fixed. The contributions from different perspectives teach us, however, that such a paradoxical guise is not necessary. On the contrary, dynamics and structure complement and even require each other.<sup>1063</sup>

Es liegt daher insgesamt in den Strukturen selbst, dass sie in einem Prozess sind: „[...] structure organizes and constrains dynamics.“<sup>1064</sup> Daher ist es mein Anliegen, die Differenzen dynamischer Strukturen freizulegen und ihre Binnenstrukturen aufgrund ihrer inneren Dynamik anzuerkennen, jedoch den jeweiligen Bezogenheiten zwischen diesen Binnenstrukturen einen Zusammenhang zuzuschreiben. Mit Johnson aber auch mit Schwemmer haben wir erkannt, dass diese Bezogenheiten existieren. In Johnsons Fall sind sie durch die bildschematischen Strukturen gegeben. Der Grund ihrer Existenz liegt in unserem Selbstverständnis, dass wir uns in diesen Strukturen als einheitliche, menschliche Wesen erleben: In allen Erlebnisweisen – ob Wahrnehmung und leibliche Interaktion, ob Sprache und Denken – gehen wir nicht ausschließlich in einer dieser dynamischen Strukturen gänzlich auf, ohne die andere nicht mehr mitzuerleben.

Um dieser Idee einen abschließenden Rahmen zu geben, möchte ich die zusammengetragenen Struktureigenschaften im Hinblick auf ihre jeweiligen Dynamiken, d.h. potentiellen Wirkverhältnisse in einem zeitlichen Werden, darstellen. Dabei werde ich von Wilhelm Kellers Überlegungen zur Zeitdehnung und Zeitverkürzung ausgehen, um eine systematische Aufstellung zu erhalten. Wilhelm Keller hat in seinem Text *Die Zeit des Bewußtseins* die husserlschen Begriffe der Protention und Retention bzgl. ihrer Zeitdehnung und Zeitverkürzung näher untersucht. Die Zeitdehnung und Zeitverkürzung sind subjektive Wahrnehmungsphänomene des Menschen. Obwohl messbar die gleiche objektive Zeit vergeht, erscheint uns die Zeit in einigen Fällen länger und in anderen verkürzt:

Die *erlebte* Zeit hat die Charaktere von Dauer und Fluß in wechselseitiger Durchdringung. Sie hat ihre eigene Artikulation, hat ihre Höhepunkte und Intervalle, Verdichtungen und Dünnen, Dehnungen und Raffungen. Sie ist auch nicht linear kontinuierlich, da sie selbst bald als lang, gedehnt, bald als kurz, bald als rasch fließend, bald als zögernd und träge erscheint. Eine in Angst und Bangen durchwachte Nacht will kein Ende nehmen, eine Woche auf Reisen, reich an Eindrücken, erscheint uns sehr viel länger als eine der üblichen Arbeitswochen. Aber auch eine leere Zeit, eine öde Stunde, oder eine Zeit untätigen Erwartens erscheint uns lang und schleppend. – Umgekehrt kann Zeit intensivster Inanspruchnahme oder ein in angeregter Unterhaltung verbrachter Abend uns überraschend kurz vorkommen, aber das kann ebenso auch eine leer vergange oder vertane Zeit.<sup>1065</sup>

<sup>1063</sup> Vgl. [BlaBS], S. 3-4.

<sup>1064</sup> Vgl. [BlaBS], S. 5.

<sup>1065</sup> Vgl. [ZP20Jhdt.], S. 55.

Bei dieser systematischen Aufschlüsselung geht Keller davon aus, dass es keine eindeutige Korrespondenz zwischen Erlebnisinhalt und Zeitbewusstsein gibt: „Wir stellen zunächst nur fest, daß es nicht gelingt, eine eindeutige Korrelation zwischen erlebter Länge oder Kürze und Ereignisreichtum oder -armut herzustellen und auch nicht zu Intensitätsgrade der Erlebnisanteilmahme.“<sup>1066</sup> Kellers schließt dabei nicht aus, dass die Inhaltsfülle einen Einfluss auf das Zeitempfinden haben kann; es besteht aber schlichtweg kein eindeutige Korrelation. Diese Phänomene lassen sich auf unterschiedliche Weisen der Protention und Retention zurückführen:

Die *Zeitdehnung* bei großer *Fülle* scheint auf eine gleichzeitig verstärkte Retention, also ein intensiviertes Behalten alles Einzelnen zurückzugehen. Die *Zeitdehnung* bei *geringer Fülle* aber scheint auf gleichzeitig intensiverter Protention zu beruhen: es besteht dann eine überschießende, weil eben leer bleibende, Gegenwärtigungs- oder Erwartungshaltung (das Inhaltssehnen in der Langeweile). *Verkürzung der Zeit* dagegen bei großer *Fülle* ergibt sich, wenn gleichzeitig eine Schwäche der Retention besteht. Das Viele wird zwar durchaus, aber eben unnachhaltig und daher zeitverkürzt erlebt (Musterbeispiel: angeregte, kurzweilige Unterhaltung!). Die *Verkürzung bei Erlebnisleere* endlich geht zu Lasten einer gleichzeitig herabgesetzten Protention. Es besteht dann auch so wenig Inhalten kein Überschuß an Gegenwärtigung mehr.<sup>1067</sup>

Um dies auf Verstehensprozesse anzuwenden, ist es immanent wichtig, dass die Dynamik des Verstehens *neben* der Struktur eine zu untersuchende Eigenschaft ist: Dynamik als potentielle und aktuelle Wirksamkeit im Erleben von Verstehen steht immer in bloßer Relation zwischen Menschen und ihrer Umwelt. Die auf uns und in uns wirkenden Dynamiken entwickeln in Anlehnung an Keller von ihren strukturellen Gegebenheiten jeweils unterscheidbare protentionale und retentionale Gegebenheiten. Zudem muss man bei der folgenden Zusammenfassung sehen, dass hier kurze Sequenzen des Verstehens gemeint sind. Kellers Beispiele beziehen sich auch auf längere Zeiträume wie etwa eine Reise oder einen gesamten Abend. Verstehen findet aber auch in kurzen Sequenzen statt und kann sich in verschiedenen Formen auf längere Zeiträume in jeweils komplexen Formen ausdehnen: das Lesen, die Vorlesung, der Vortrag, der Film, das sportliche Training, die Arbeitsabläufe auf der Baustelle an einem gesamten Vormittag, das Anfertigen eines Gemäldes oder einer Bauskizze, das Programmieren am Rechner etc. Nichtsdestoweniger sind innerhalb dieser größeren Verstehenszusammenhänge immer die Mikroereignisse des kleinschrittigen Verstehens vorhanden. In diesen kurzen Sequenzen des Verstehens gibt es ebenso Raffung, Dehnung und verschiedene Rhythmen des Verstehens, die sich durch unterscheidbare protentionale und retentionale Verläufe auszeichnen. Diese unterscheidbaren Sequenzen stellen die Dynamik des Verstehens dar.

### (i) Dynamik des Leibes:

Der Leib zeichnet sich durch eine Ständigkeit aus, d.h. in seiner intentionalen Struktur gibt es eine Beständigkeit und damit eine Kohärenz und Kontinuität. Die intentionale Struktur ist durch

<sup>1066</sup> Vgl. [ZP20Jhdt.], S. 55.

<sup>1067</sup> Vgl. [ZP20Jhdt.], S. 64.

ein repräsentationsloses und präreflexives Körperschema gegeben. Ständigkeit bedeutet bei Merleau-Ponty zudem auch eine Perspektivlosigkeit, da wir dem Leib nicht gegenüberstehen wie gegenüber Wahrnehmungsgegenständen, der Sprache oder Gedanken. Nichtsdestoweniger hat die Ständigkeit des Leibes eine protentionale und retentionale Struktur, da wir in den Bewegungen zumeist Gestalten vollziehen, die in ihrer Kontinuität durch Vor- und Nachdeutung geprägt sind. Unter Berücksichtigung all dieser Gesichtspunkte, zeichnet sich Dynamik im Hinblick des Leibes durch unterschiedliche Spannungsverläufe aus. Das Gehen entlang einer geraden Strecke unterscheidet sich von dem Treppenlaufen und dies wiederum von anderen Bewegungsformen wie etwa dem Fahrradfahren. Verschiedene Werkzeuge verlangen unterschiedliche Abläufe der Arm-, Hand- und Torsobewegung. Die hier auffindbaren Dynamiken in derartigen Mikroereignissen spiegeln sich insbesondere durch unterschiedliche Rhythmen wider, die aber in ihrer Entwicklung eine Variation des Wandels selbst verlangen.

### **(ii) Dynamik der Wahrnehmung:**

Das Wahrnehmen ist im Hinblick auf die unterschiedlichen noetischen Strukturen nicht durch eine Ständigkeit geprägt, obwohl es einen ständigen erlebbaren Bewusstseinstrom gibt. Die Ständigkeit des Bewusstseinstroms ist vermöge der Sensomotorik, i.e. die Verschränkung leiblicher und wahrnehmender Strukturen, auf den Leib zurückzuführen. Die noetischen Wahrnehmungsverläufe verändern sich aufgrund von attentionalen Wandlungen und zudem können sich unterschiedliche Modalitäten mit der Wahrnehmung kreuzen, indem sich noetische Verläufe der Erinnerung und der Phantasie in die Wahrnehmungstränge hineinfließen. Insgesamt nehmen wir Bilder nur durch die Bilder wahr, durch die wir bereits wahrgenommen haben, wodurch die Dynamik der Wahrnehmung im Laufe unseres Lebens sich verändert. Die Dynamik ist letztlich durch eine Variation des Wandels innerhalb der partiellen Wahrnehmungstränge gegeben, die sich in den Vordergrund des Gesamteindrucks schieben. Dies ist rhythmisch gestaltet und nur vor einem gleichzeitig vorhandenen Hintergrund zu sehen. Die Wahrnehmung gestaltet sich insgesamt komplexer und ist im Wesentlichen durch präsentative Strukturen, Formen und Symbole gegeben.

### **(iii) Die Dynamik der lebendigen Sprache:**

Die Dynamik der Sprache kann nicht ausschließlich über die lexikalischen und grammatikalischen Strukturen erschlossen werden, sondern lässt sich primär durch den Umgang mit Sprache im Sprechen, im faktischen Erstellen von Texten oder im Erleben von Lesen erklären. Erst hier entwickelt sich ein relationales Gefüge zwischen den diskursiven Strukturen und dem Menschen, was dann zu einem Verstehensprozess führen kann. Der Sprache unterliegt hierbei ein eigener Rhythmus, der einen Gesichtspunkt der Dynamik der Sprache insgesamt mitgestaltet. Im Gegensatz zur Wahrnehmung und zur leiblichen Aktivität sind die Gebilde, die sprachlich



entstehen können, durch eine Linearität ausgezeichnet, die mittels Wortketten gegeben ist. In der lebendigen Rede wird diese Linearität durch präsentative Momente der Gesten und Gebärden ergänzt. Gerade in diesen Momenten können die bildschematischen Strukturen in ihren metaphorischen Erweiterungen in der Sprache durch diese Begleitmuster den Prozess des Verstehens unterstützen und zeichnen das Gesamtbild des Verstehensprozesses.

### **(iv) Die Dynamik des Denkens:**

Hier liegt eine Pluralität der noetischen Strukturen und damit der Verstehensweisen vor. Reduziert man die Betrachtung auf das schöpferische und kreative Denken, so verschränken sich hier im Zuge von Lösungen von gestellten Aufgaben und Problemen mentale Bilder, gefühlsmäßige Spannungsverläufe und Vermeinen auf diskursive Symbole (Zeichen und Sprache), i.e. inneres Sprechen. Gerade aber das letztgenannte unterscheidet sich gänzlich von der faktischen Sprache: Das innere Sprechen entwickelt sich nicht wie das öffentliche Sprechen oder das Schreiben, da die Linearität gebrochen wird. Diese Brüche entstehen gerade in den Momenten, wenn das innere Sprechen nur halbe Wortfetzen, unvollständige Sätze gestaltet und sich die beiden anderen Strukturen, wie etwa die mentalen Bildabläufe und die dazugehörigen Gefühlsimpulse, den Vordergrund des kognitiven Verlaufs übernehmen können. Aber bei allen Brüchen, Fragmenten und Splittern von Assoziationenkettens verbleiben wir partiell in den jeweiligen Verläufen kohärent in einer Erlebnissequenz. In dieser gilt die protentionale und retentionale Doppelstruktur des Erlebens.

Es ist wichtig zu sehen, dass diese Einteilung ((i)-(iv)) keine Kategorien des menschlichen Daseins darstellen, die völlig unüberbrückbar nebeneinander ständen. Die hier angefertigte Unterscheidung ist dem Bedürfnis nachgegangen, Perspektiven auf unterscheidbare Dynamiken des Verstehens zu untersuchen. Allein der Ausdruck der Sensomotorik offenbart den Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung und dem Leib. Ebenso die Rede davon, dass sich die Wahrnehmung mit der Phantasie kreuzen kann, zeigt die Verflechtung von Wahrnehmung und mentalen Prozessen, die bereits in den Bereich des Kognitiven reichen. Die Sprache verschränkt sich immer mit dem Denken, auch wenn im Sprechen die verstehende Struktur des Denkens dem Sprechen nachstehen kann, ihr aber auch vorausgeht, da wir gerade im Dialog Sätze und Gedankengänge des Gegenübers vorgeifen können.

Wie ordnen sich bildschematische Strukturen in diese Unterscheidungen ein? Einerseits gliedern sie sich in die jeweiligen Verläufe und damit in die Binnenstruktur ein. Im Falle der Sprache etwa durch metaphorische Erweiterungen. Sie können aber auch durch Gesten und Gebärden gegeben sein. Im Falle der leiblichen Interaktionen durch konkrete Handlungsabläufen und im Denken durch phantasierte Gestaltbewegungen. Andererseits sind sie aber gerade eine Brückenstruktur der jeweiligen Binnenstrukturen (Sprache, Denken, Wahrnehmen, leibliche Interaktion) und unterliegen damit einer fließenden Organisation. Sie sind dann pure noetische

Gegebenheiten und gehen als protentionales und retentionales Zeitbewusstsein auf. Sie gestalten sich als Erinnerungs- und Erwartungshorizonte von bekannten Verstehensweisen – zumeist der leiblichen Verstehensweise – übergehend auf die anderen Binnenstrukturen. Sie instanzieren das Verstehen im Sinne einer sich entfaltenden antizipatorischen Leistung in einer anderen Binnenstruktur. Mit Kellers Überlegung zur Zeitdehnung und Zeitverkürzung lässt sich sagen, dass sich die bildschematischen Strukturen im Laufe eines menschlichen Lebens im Rahmen der protentionalen und retentionalen Gegebenheit verändern. Die Metaphern stabilisieren sich als instantane Organisationsmuster. Sobald sie sich in der Binnenstruktur der Sprache eingefunden haben, wird der Ursprung nicht mehr hinterfragt.

### 8.5 Schlussbemerkungen

Mein Anliegen ist es, einen dynamischen Strukturalismus zu vertreten, bei dem nicht eine Seite, die bloße Struktur oder das reine Zeitempfinden, in das Zentrum der Analysen gestellt wird. Dreh- und Angelpunkt ist eine gegenseitige Einordnung der beiden Verhältnisse an konkreten Ereignissen des Verstehens. Dabei müssten in weiteren Betrachtungen nähere Untersuchungen der einzelnen Bildschemata noch angefertigt werden – neben denen, die in dieser Dissertation bereits dargestellt worden sind. Die vorliegende Dissertation wollte insbesondere die größeren Zusammenhänge aufweisen, denen sich eine vertiefte phänomenologische Mikroanalyse anschließen müsste. Diese größeren Zusammenhänge – Wahrnehmung, leibliche Interaktion, Sprache, Denken – sind die Felder, in denen sich das Verstehen bewegt und zum Zuge kommt. Keller schreibt nach seinen Beispielen, um das Phänomen der Zeitdehnung und Zeitverkürzung zu veranschaulichen: „In diesem ganzen Feld wäre eine subtile phänomenologische Forschung sehr vonnöten.“<sup>1068</sup> Ich schließe mich dieser Beobachtung an. Nichtsdestoweniger ist in dieser Arbeit die Dynamik des Verstehens als *eine sich entfaltende Potentialität* von Wirkzusammenhängen in unterscheidbaren Zusammenhängen entwickelt worden.

---

<sup>1068</sup>Vgl. [ZP20Jhdt.], S. 55.

## Literaturverzeichnis

- [CPIAnd] Anderson, John R.: *Cognitive Psychology and Its Implications*, San Francisco, W.H. Freeman, 1980, Kapitel 3.
- [MAri] Aristoteles: *Metaphysik*, Bücher VII(Z)–XIV(N), Griechisch-Deutsch, Hrsg. Seidl, Horst, Felix Meiner Verlag, Hamburg, 1991.
- [PAri] Aristoteles: *Physik*, Griechisch-Deutsch, Hrsg. Zekl, Hans Günter, Felix Meiner Verlag, Hamburg, 1982.
- [AKArn] Arnold, Dorothea: *Die ägyptische Kunst*, Beck Verlag, München, 2012.
- [SAro] Aronson, Elliot; Wilson, Timothy; Akert, Robin: *Sozialpsychologie*, Pearson Studium, Auflage 6, London, 2008.
- [BAug] Augustinus: *Bekenntnisse*, Reclam, Stuttgart, 1989.
- [BkEAyres] Ayres, A. Jean: *Baussteine der kindlichen Entwicklung*, Springer, 5. Auflage, Berlin, 2013.
- [KuGBae] Baensch, Otto: *Kunst und Gefühl*, in: *Rivista di Filosofia*, 12:1, 1923.
- [ZuFBer] Bergson, Henri: *Zeit und Freiheit*, Europäische Verlagsgesellschaft, 2. Auflage, Hamburg, 1994.
- [MuGBer] Bergson, Henri: *Materie und Gedächtnis*, Felix Meiner, Hamburg, 1991.
- [GPABoa] Boardman, John: *Griechische Plastik. Die archaische Zeit*, Philipp von Zabern Verlag, Mainz am Rhein, 1981.
- [GPKBoa] Boardman, John: *Griechische Plastik. Die klassische Zeit*, Philipp von Zabern Verlag, Mainz am Rhein, 1987.
- [PBob] Bob, Alexander; Bob, Konstantin, Hrsg.: *Physiologie*, Georg Thieme Verlag, Stuttgart.
- [ABob] Bob, Alexander; Bob, Konstantin, Hrsg.: *Anatomie*, Georg Thieme Verlag, Stuttgart.
- [CIBro] Brooks, Rodney: *Cambrian Intelligence. The Early History of the New AI*, MIT Press, Cambridge, 1999.
- [SavCBro] Brooks, Lee R.: *Spatial and verbal components of the act of recall.*, in: *Canadian Journal of Psychology/Revue canadienne de psychologie*, 22. Jg., Nr. 5, S. 349, 1968.
- [LRVCar] Carmichael, Leonard, H. P. Hogan, A. A. Walter: *An experimental study of the effect of language on the reproduction of visually perceived form.*, Boobs-Merrill, 1970.

## Literaturverzeichnis

- [ECW 11] Cassirer, Ernst, *Philosophie der symbolischen Formen – Die Sprache*, Band1, Felix Meiner Verlag, Hamburg, 2010.
- [ECW 12] Cassirer, Ernst, *Philosophie der symbolischen Formen – Das mythische Denken*, Band2, Felix Meiner Verlag, Hamburg, 2010.
- [ECW 13] Cassirer, Ernst, *Philosophie der symbolischen Formen – Phänomenologie der Erkenntnis*, Band3, Felix Meiner Verlag, Hamburg, 2010.
- [KPMCas] Cassirer, Ernst, *Kant und das Problem der Metaphysik*, in: *36. Kant-Studien*, S. 2-26, Walter De Gruyter, Berlin, 1931.
- [SSCLCho] Chomsky, Noam: *Syntactic Structure und Cartesian linguistics: a chapter in the history of rationalist thought.*, MIT Press, Cambridge, 2009.
- [APCole] Cole, Jonathan; Montero, Barbara: *Affective proprioception.*, in: *Janus Head*, 9(2), 299-317, 2007.
- [CSRICoo] Cooper, Lynn A.; Shepard, Roger: *Chronometric Studies of the Rotation of Mental Images*, in W.G. Chase, Hrsg.: *Visual Information Processing*, New York, Academic Press, 1973.
- [RaFCrei] Creighton, James Edwin: *Reason and Feeling*, in: *The Philosophical Review*, 1921, 30. Jg., Nr. 5, S. 465-481.
- [PdG] Demmerling, Christoph; Landweer, Hilge: *Philosophie der Gefühle: Von Achtung bis Zorn*, J.B.Metzler, Stuttgart 2007.
- [CEDen] Dennett, Daniel: *Brainstorms: Philosophical Essays on Mind and Psychology*, Penguin Books, London, 1997.
- [BSDen] Dennett, Daniel: *Consciousness Explained*, The Penguin Press, London, 1991.
- [BlaBS] De Preester, Helena; Knockaert, Veroniek, Hrsg.: *Body Image and Body Schema*, John Benjamins B.V., Amsterdam, 2005.
- [CdLGSaus] De Saussure, Ferdinand, Bailly C., Sechehaye, Albert: *Cours de linguistique générale*, Payot, Paris, 1995.
- [GdaSSaus] De Saussure, Ferdinand: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft.*, Walter de Gruyter, Berlin, 2001.
- [MdPPDes] Descartes, René: *Meditationes de Prima Philosophia*, Reclam (Lateinisch/Deutsch), Stuttgart, 2001.
- [KaEDewey] Dewey, John: *Kunst als Erfahrung*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1988.

## Literaturverzeichnis

- [GSDilBd6] Dilthey, Wilhelm: *Die Geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens.*, Gesammelte Schriften, VI. Band, B.G. Teubner Verlag, Stuttgart, 1994.
- [GSDilBd7] Dilthey, Wilhelm: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften.*, Gesammelte Schriften, VII. Band, B.G. Teubner Verlag, Stuttgart, 1994.
- [UeGEhren] Ehrenfels, Christian von: *Über Gestaltqualitäten*, in: *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie*, 1890, 14. Jg., Nr. 3, S. 249-292.
- [EElsen] Elsen, Hilke: *Erstspracherwerb. Der Erwerb des deutschen Lautsystems.*, DUV, Wiesbaden, 1991.
- [PdV] Fingerhut, Jörg; Hufendiel; Hufendiek, Rebekka; Wild, Markus, Hrsg.: *Philosophie der Verkörperung: Grundlagentexte zu einer aktuellen Debatte*, Suhrkamp, Berlin, 2013.
- [BFrege] Frege, Gottlob: *Begriffsschrift, eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens.*, L. Nebert, Halle, 1879.
- [CCHFried] Friedman, Michael : *Carnap, Cassirer, Heidegger: geteilte Wege*, Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 2004.
- [DaRFuhr] Fuhrmann, Manfred: *Die antike Rhetorik: eine Einführung*, Vol. 10., Artemis Winkler, Mannheim, 1984.
- [ITGal] Gallagher, Shaun: *The Inordinance of Time*, Northwestern University Press Evanston, Illinois, 1998.
- [HBSMGal] Gallagher, Shaun: *How the body shapes the mind*, Oxford University Press, Oxford, New York, 2005.
- [CLGeer] Geeraerts, Dirk: *Cognitive linguistics: Basic readings.*, Vol. 34., Walter de Gruyter, Berlin, 2006.
- [DAdOGold] Goldstein, Kurt: *Der Aufbau des Organismus: Einführung in die Biologie unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen am kranken Menschen.*, Wilhelm Fink Verlag, München, 2014, (1934).
- [FPtM] Hampe, Beate, Hrsg.: *From Perception to Meaning – Image Schema in Cognitive Linguistics*, Walter de Gruyter, Berlin, 2005.
- [LWHar] Harris, Randy Allen: *The Linguistics Wars*, Oxford University Press, Oxford, 1995.
- [SuZHei] Heidegger, Martin, *Sein und Zeit*, Max Niemeyer Verlag, Tübingen, 2001.
- [KPMHei] Heidegger, Martin, *Kant und das Problem der Metaphysik*, Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main, 1973.

## Literaturverzeichnis

- [ParHei] Heidegger, Martin: *Parmenides*, Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main, 1973.
- [WhDHei] Heidegger, Martin: *Was heißt Denken?*, Max Niemeyer Verlag, Tübingen, 1954.
- [GPHei] Heidegger, Martin: *Grundprobleme der Phänomenologie*, Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main, 1977.
- [EFHilde] Hildebrandt, Rudolf; Freitag, Günter; Kaup, Lothar, Hrsg.: *Etudes Françaises Echanges - Grammaticales Beiheft*, Ernst Klett Verlag, Stuttgart, 1981.
- [IKHoe] Höffe, Otfried: *Immanuel Kant*, C.H. Beck Verlag, München, 1983.
- [ISDHur] Hurtienne, Jörg: *Image Schemas and Design for Intuitive Use*, TU Berlin, 2009.
- [DfiUHur] Hurtienne, Jörg und Blessing, Luciënne: *Design for intuitive use - testing image Schema for user interface design*, International Conference on Engineering Design, ICED'07, 2007.
- [Hua I] Husserl, Edmund: *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*, Hrsg. S. Strasser, 2. Auflage, Gesammelte Werke, Husserliana, Den Haag, Martinus Nijhoff, 1973.
- [Hua II] Husserl, Edmund: *Die Idee der Phänomenologie*, Hrsg. Walter Biemel, 2. Auflage, Gesammelte Werke, Husserliana, Den Haag, Martinus Nijhoff, 1973.
- [Hua III/1] Husserl, Edmund: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, 1. Buch, 1. Halbband, Hrsg. Karl Schuhmann, Gesammelte Werke, Husserliana, Den Haag, Martinus Nijhoff, 1950.
- [Hua III/2] Husserl, Edmund: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, 1. Buch, 2. Halbband, Hrsg. Karl Schuhmann, Gesammelte Werke, Husserliana, Den Haag, Martinus Nijhoff, 1950.
- [Hua IV] Husserl, Edmund: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, 2. Buch, Hrsg. Marly Biemel, Gesammelte Werke, Husserliana, Den Haag, Martinus Nijhoff, 1952.
- [Hua V] Husserl, Edmund: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, 3. Buch, Hrsg. Marly Biemel, Gesammelte Werke, Husserliana, Den Haag, Martinus Nijhoff, 1971.
- [Hua VI] Husserl, Edmund: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, Hrsg. Walter Biemel, Gesammelte Werke, Husserliana, Den Haag, Martinus Nijhoff, 1976.
- [Hua IX] Husserl, Edmund: *Phänomenologische Psychologie*, Hrsg. Walter Biemel, Gesammelte Werke, Husserliana, Den Haag, Martinus Nijhoff, 1968.

## Literaturverzeichnis

- [Hua X] Husserl, Edmund: *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins (1893-1917)*, Hrsg. Rudolf Boehm, Den Haag, Martinus Nijhoff, 1969.
- [Hua XI] Husserl, Edmund: *Analysen zur passiven Synthesis*, Hrsg. Margot Fleischer, Den Haag, Martinus Nijhoff, 1966.
- [Hua XXIII] Husserl, Edmund: *Phantasie, Bildbewusstsein, Erinnerung (1898-1925)*, Hrsg. Eduard Marbach, Den Haag, Martinus Nijhoff, 1980.
- [Hua XXV] Husserl, Edmund: *Aufsätze und Vorträge (1911-1921)*, Hrsg. Thomas Nenon und Hans Rainer Sepp, Dordrecht, Martinus Nijhoff, 1987.
- [Hua XXXI] Husserl, Edmund: *Aktive Synthesen: Aus der Vorlesung „Transzendente Logik“ 1920/21*, Hrsg. Breeur, Roland Dordrecht, 2000.
- [Hua XXXIX] Husserl, Edmund: *Die Lebenswelt*, Hrsg. Rochus Sowa, Dordrecht, Springer 2008.
- [VpiZHuss] Husserl, Edmund: *Vorlesung zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins*, Hrsg. Martin Heidegger, 3. Auflage, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1928, Tübingen, Niemeyer, 2000.
- [KWHutto] Hutto, Daniel D.: *Knowing what? Radical versus conservative enactivism.*, in: *Phenomenology and the Cognitive Sciences.*, 4, 2005, S. 389-405.
- [PoPJames] James, William: *The principles of psychology*, 1983.
- [TBiMJoh] Johnson, Mark: *The Body in the Mind. The Bodily Basis of Meaning, Imagination, and Reason*, University of Chicago Press, Chicago, 1987.
- [TMoBJoh] Johnson, Mark: *The Meaning of the Body: Aesthetics of Human Understanding*, University of Chicago Press, Chicago, 2007.
- [CHDDKea] Kaegi, Dominic, Rudolph, Enno, Hrsg.: *Cassirer - Heidegger 70 Jahre Davoser Disputation*, Felix Meiner, Hamburg, 2002
- [KrV] Kant, Immanuel, *Kritik der reinen Vernunft 1*, Werkausgabe Band III, Hrsg. Wilhelm Weischedel, 1974, Berlin.
- [KdU] Kant, Immanuel, *Kritik der Urteilskraft*, Werkausgabe Band X, Hrsg. Wilhelm Weischedel, 1974, Berlin.
- [DpGiRkoehl] Köhler, Wolfgang: *Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand: Eine naturphilosophische Untersuchung*, (1920), Springer-Verlag, 2013.
- [PPKoehl] Köhler, Wolfgang: *Psychologische Probleme*, (1933), Springer-Verlag, 2013.

## Literaturverzeichnis

- [DAdGKoehl] Köhler, Wolfgang: *Die Aufgaben der Gestaltpsychologie*, Walter de Gruyter, Berlin, 1971.
- [AKoe] Königsberger, Konrad: *Analysis 1*, 5. Auflage, Springer, Berlin, 2001.
- [EaMKoe] Kövecses, Zoltán: *Emotions and Metaphors: language, culture, and body in human feeling*, Cambridge University Press, Cambridge, 2004.
- [SPoSPKoff] Koffka, Kurt: *Some problems of space perception*, Clark University Press, 1930.
- [ZfKKons] Konersmann, Ralf; Westerkamp, Dirk, Hrsg.: *Zeitschrift für Kulturphilosophie 2013/1*, Felix Meiner Verlag, Hamburg, 2013.
- [BuKKrois] Krois, John M. *Bildkörper und Körperschema*, Hrsg. Horst Bredekamp und Marion Lauschke, Akademie Verlag Actus et Imago, Berlin, 2011.
- [PGCLad] Ladewig, Silva: *Putting the cyclic gesture on a cognitive base*, in: *CogniTertes – Revue de l'Association française de linguistique cognitive*, Volume 6, 2011.
- [WFaDTLak] Lakoff, George: *Women, fire, and dangerous things: what categories reveal about the mind*, Chicago, Univ. of Chicago Press, 2002.
- [PITF] Lakoff, George; Johnson, Mark: *Philosophy in the Flesh: The Embodied Mind and Its Challenge to Western Thought*, Basic Books, 1999.
- [Mwlb] Lakoff, George; Johnson, Mark: *Metaphors we live by*, University of Chicago Press, 1980, mit Nachwort: 2003.
- [PanWLAN] Langer, Susanne, *Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst*, Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1965.
- [FaFLan] Langer, Susanne, *Feeling and Form A Theory of Art*, Charles Scribner's Sons, New York, 1953.
- [FoCGLan] Langacker, Ronald: *Foundations of Cognitive Grammar*, Stanford University Press, Standford, 1987.
- [CISLan] Langacker, Ronald: *Concept, Image, and Symbol The Cognitive Basis of Grammar*, De Gruyter Mouton, Berlin, 1990.
- [HuWLeroi] Leroi-Gourhans, André: *Hand und Wort - Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1980.
- [SdALev] Lévinas, Emmanuel: *Die Spur des Anderen - Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*, Verlag Karl Alber, Freiburg, 1983.



## Literaturverzeichnis

- [PVLoe] Löwith, Karl: *Paul Valéry – Grundzüge seines philosophischen Denkens*, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen, 1971.
- [HaMMcN] McNeill, David: *Hand and Mind: What Gestures Reveal About Thought*, University of Chicago Press, Chicago, 1996.
- [PdWaMPonty] Merleau-Ponty, Maurice: *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Walter De Gruyter, Berlin, 2011.
- [PdWeMPonty] Merleau-Ponty, Maurice: *Die Prosa der Welt*, Wilhelm Fink Verlag, München, 1993.
- [ZP20Jhdt.] Meyer, Rudolf, Hrsg.: *Das Zeitproblem im 20. Jahrhundert*, Francke Verlag Bern und München, 1964.
- [DdK] Mitschke, Manfred; Wallentowitz, Henning: *Dynamik der Kraftfahrzeuge*, Springer, Berlin, 2014.
- [PASMont] Montero, Barbara: *Proprioception as an aesthetic sense.*, in: *The Journal of Aesthetics and Art Criticism*, 64(2), 231-242, 2006.
- [AiPNoe] Noë, Alva: *Action in Perception*, MIT Press, Cambridge, 2004.
- [DFObe] Oberhuber, Oswald, Hrsg.: *Die Falte. Ein Konstitutivum menschlicher Kleidung?*, Hochschule für angewandte Kunst Wien, Wien, 1987.
- [PPasc] Pascal, Blaise: *Pensées.*, Dezobry et E. Magdeleine, 1852.
- [LuWPles] Plessner, Helmuth: *Das Lachen und das Weinen*, in: *Philosophische Anthropologie*, Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1970.
- [DTVMath] Reinhardt, Fritz; Soeder, Heinrich, Hrsg.: *dtv-Atlas der Mathematik*, 5. Auflage, Deutscher Taschenbuch Verlag, Gießen, 1984.
- [HWPh] Ritter, Joachim; Gründer, Karlfried; Gabriel, Gottfried; Hrsg.: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Band 2, Schwabe Verlag, Basel, 1972.
- [TPoLARus] Russell, Bertrand: *The Philosophy of Logical Atomism* Routledge Classics, London and New York, 2010.
- [TdESar] Sartre, Jean-Paul: *Die Transzendenz des Ego. Drei Essays*, Rowohlt Verlag, Hamburg, 1964.
- [HuKSchmi] Schmicking, Daniel, *Hören und Klang: empirisch phänomenologische Untersuchungen*, Königshausen & Neumann, Würzburg, 2003.

- [PdMSchm] Schmidt, Robert, Hrsg.: *Physiologie des Menschen*, 31. Auflage, Springer, Heidelberg, 2010.
- [DsAsWSchue] Schütz, Alfred: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1993.
- [EuFSchwem] Schwemmer, Oswald: *Das Ereignis der Form - Zur Analyse des sprachlichen Denkens*, Wilhelm Fink Verlag, München, 2011.
- [SSearle] Searle, John R.: *Sprechakte: ein sprachphilosophischer Essay.*, Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1971.
- [MRoTdO] Shepard, Roger; Metzler, Jacqueline: *Mental Rotation of Three-dimensional Objects*, in: *Science* 171, 1971, S. 701-703.
- [DuEStall] Stallmach, Josef: *Dynamis und Energeia, Untersuchung am Werk des Aristoteles zur Problemgeschichte der Möglichkeit und Wirklichkeit*, Meisenheim 1959, Zur Frage der Unicozität im Seinsbegriff, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 1959, 14. Jg., S. 40-45.
- [AdVStern] Stern, Daniel: *Ausdrucksformen der Vitalität. Die Erforschung dynamischen Erlebens in der Psychotherapie, Entwicklungspsychologie und den Künsten*, Brandes & Apsel, Frankfurt am Main, 2010.
- [GStern] Stern, Daniel: *Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag.*, Brandes & Apsel, Frankfurt am Main, 2010.
- [EWWIStra] Stratton, George M.: *Some preliminary experiments on vision without inversion of the retinal image.*, in: *Psychological review*, 3. Jg., Nr. 6, S. 611, 1896.
- [VWIStra] Stratton, George M.: *Vision without inversion of the retinal image.*, in: *Psychological review*, 4 Jg., Nr 4., S. 341, 1897.
- [FEtPSwe] Sweester, Eve: *From Etymology to Pragmatics: Metaphorical and Cultural Aspects of Semantic Structure*, Cambridge University Press, Cambridge, 1991.
- [TCSTalmy] Talmy, Leonard: *Toward a Cognitive Semantics Vol.1, 2.*, MIT Press, Cambridge, 2000.
- [AuZ] Thomsen, Christian; Holländer, Hans, Hrsg.: *Augenblick und Zeitpunkt*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1984.
- [KZTopak] Topakkayas, Arslan: *Kants Zeitlehre vor der Kritik der reinen Vernunft*, Tabula Rasa, Artikelnummer 29, 2007.

- [PhiAesVal] Valéry, Paul: *6 Zur Ästhetik und Philosophie der Künste*, Jürgen Schmidt-Radefeldt (Hrsg.): *Werke*. Band 6, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1989/95
- [LeoVal] Valéry, Paul: *Leonardo da Vinci Essays*, Insel-Verlag, Frankfurt am Main, 1960.
- [TZDVal] Valéry, Paul: *Tanz, Zeichnung und Degas*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1962.
- [TEM] Varela, Francisco; Rosch, Eleanor; Thompson, Evan, Hrsg.: *The Embodied Mind. Cognitive Science and Human Experience*, MIT Press, Cambridge, 1993.
- [WdpB] Vetter, Helmuth, Hrsg.: *Wörterbuch der phänomenologischen Begriffe*, Felix Meiner Verlag, Hamburg, 2004.
- [SVol] Volke, Stefan: *Sprachphysiognomik*, Verlag Karl Alber, Freiburg/München, 2007.
- [WuGWeber] Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*, Mohr Siebeck, Tübingen, 2002.
- [GAzWWeber] Weber, Max: *Gesammelte Schriften zur Wissenschaftslehre*, Hrsg.: Winkelmann, Johannes; Mohr Siebeck, Tübingen, 1988.
- [INdZ] Wendroff, Rudolf, Hrsg.: *Im Netz der Zeit – Menschliches Zeiterleben interdisziplinär*, S.Hirzel, Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft Stuttgart, 1989.
- [AEPWer] Werning, Daniel: *Ancient Egyptian Prepositions for the Expression of Spatial Relations and their Translations*, in: *Lexical Semantics in Ancient Egyptian*, Hrsg. Eitan Grossmann, Jean Winand and Stéphane Polis, Hamburg: Widmaier, 2012, S. 293-436.
- [UeGWerth] Wertheimer, Max: *Über Gestalttheorie*, in: *Sonderdruck des Symposium, Heft I, Erlangen*, p. 43 *Wertheimer43IÜber Gestalttheorie, Sonderdruck des Symposium*, 1925.
- [PUWi] Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*, Wiley-Blackwell, Oxford, 2009.

## Bildernachweis

- Abb. 4.7 [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/68/Persepolis\\_stairs\\_of\\_the\\_Apadana\\_relief.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/68/Persepolis_stairs_of_the_Apadana_relief.jpg) (10.11.2014).
- Abb. 4.8 [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/c/c6/-220\\_Ptolemaios\\_III\\_anagoria.JPG](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/c/c6/-220_Ptolemaios_III_anagoria.JPG) (10.11.2014).
- Abb. 4.9 [https://de.wikipedia.org/wiki/Römische\\_Pietà#/media/File:Michelangelo's\\_Pietà,\\_St\\_Peter's\\_Basilica\\_\(1498-99\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Römische_Pietà#/media/File:Michelangelo's_Pietà,_St_Peter's_Basilica_(1498-99).jpg) (10.11.2014).
- Abb. 4.10 <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/4/4d/Omega-Falte.jpg> (10.11.2014).
- Abb. 4.11 <https://europaeischeslicht.files.wordpress.com/2013/07/15103399.jpg> (10.11.2014).
- Abb. 4.12 [https://de.wikipedia.org/wiki/Venus\\_von\\_Milo#/media/File:Venus\\_de\\_Milo\\_Louvre\\_Ma399.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Venus_von_Milo#/media/File:Venus_de_Milo_Louvre_Ma399.jpg) (10.11.2014).
- Abb. 5.1 [https://de.wikipedia.org/wiki/Karnak-Tempel#/media/File:Karnak\\_Tempel\\_Vorhof\\_15.JPG](https://de.wikipedia.org/wiki/Karnak-Tempel#/media/File:Karnak_Tempel_Vorhof_15.JPG) (20.10.2013).

## *Bildernachweis*

Abb. 5.2 [https://de.wikipedia.org/wiki/Kleobis\\_und\\_Biton#/media/File:Ac.kleobisandbiton.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Kleobis_und_Biton#/media/File:Ac.kleobisandbiton.jpg). (20.10.2013).

Abb. 5.3 <http://de.academic.ru/pictures/dewiki/100/doryphoros.jpg> (07.09.2016).

Abb. 5.5 [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/thumb/5/5f/Greek\\_statue\\_discus\\_thrower\\_2\\_century\\_aC.jpg/170px-Greek\\_statue\\_discus\\_thrower\\_2\\_century\\_aC.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/thumb/5/5f/Greek_statue_discus_thrower_2_century_aC.jpg/170px-Greek_statue_discus_thrower_2_century_aC.jpg) (20.10.2013).

Abb. 6.2 <http://sr.photos3.fotosearch.com/bthumb/CSP/CSP058/k22354851.jpg> (07.09.2016).

Abb. 6.3-7 <https://de.wikipedia.org/wiki/Schlagfigur> (21.06.2015).

Abb. 7.1 <https://psychlopedia.wikispaces.com/file/view/T629016A.gif/100622331/T629016A.gif> (30.08.2015).

Abb. 7.2 <http://brain.exp.univie.ac.at/ypapierflieger/hist014.jpg> (30.08.2015).

Abb. 7.3 [http://dingler.culture.hu-berlin.de/dingler\\_static/pj316/32199825Z/tx316064b.png](http://dingler.culture.hu-berlin.de/dingler_static/pj316/32199825Z/tx316064b.png) (30.08.2015).



Die vorliegende Arbeit *Dynamik des Verstehens – Eine phänomenologische Untersuchung der Dynamik bildschematischer Strukturen* beschäftigt sich mit dem zeitlichen Verlauf von Verstehensprozessen im Rahmen der philosophischen Strömung, die als Verkörperungsphilosophie (Embodiment) bekannt wurde. Einerseits wird im Rahmen dieser philosophischen Strömung, der Begriff Bildschema (*image schema*) dargestellt, näher untersucht und kritisch hinterfragt. Andererseits werden detaillierte Analysen zur zeitlichen Entfaltung des Verstehens entwickelt, die in näheren Betrachtungen auf diesen Begriff Bildschema hin beleuchtet werden. Dabei werden die vier wesentlichen Bereiche des menschlichen Verstehens - leibliche Interaktion, Wahrnehmung, Denken und Sprache - in einzelnen Kapiteln sowohl allgemein als auch in Form einer Zuspitzung auf den Begriff *Bildschema* phänomenologisch analysiert. Die Arbeit verbindet daher zeitphilosophische Ergebnisse der Phänomenologie und des Pragmatismus mit Überlegungen aus der Verkörperungsphilosophie, um den Begriff *Dynamik* verständlich zu machen.

**Logos Verlag Berlin**

**ISBN 978-3-8325-4592-5**